Hans-Georg Backhaus

DIALEKTIK DER WERTFORM

Hans-Georg Backhaus

Dialektik der Wertform

Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik

Ca ira

Meiner Freundin
Eva Hoffmann

Lektorat: Stefan Krauss

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Backhaus, Hans-Georg:
Dialektik der Wertform : Untersuchungen zur Marxschen
Ökonomiekritik / Hans-Georg Backhaus. - Freiburg i. Br. :
Ca ira, 1997
ISBN 3-924627-52-5

Postfach 273
79002 Freiburg

Umschlaggestaltung: Dietrich Roeschmann, Freiburg
Satz und Herstellung: Stefan Krauss
Druck und Bindung: Litosei s. r. 1., Rastignano di Bologna
ISBN 3-924627-52-5

Inhalt

Zitienveise in diesem Band

Werke von Marx und Engels werden im fortlaufenden Text in Klammern zitiert nach

Marx/Engels, *Werke,* Berlin (DDR) 1956 ff, 43 Bde. oder

Marx/Engels, *Gesamtausgabe,* Berlin (DDR) 1975 ff.

Beispiel: (13/30) MEW, Band 13, Seite 30
(II.5/43) MEGA², Zweite Abteilung, Band 5, Seite 43

Häufig zitierte Texte

MEW 40

Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), 465-588

MEW 42

Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857/58)

MEGA II.2

Zur Kritik der politischen Ökonomie. Urtext (1858), 19-94

MEW 13

Zur Kritik der politischen Ökonomie (1859), 3-160

Engels: Rezension von *Zur Kritik der politischen Ökonomie,* 468-477

MEGA II.5

Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie (Erstauflage 1867)

MEW 23-25

Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie (1867 ff.)

MEW 26.1-3

Theorien über den Mehrwert, 3 Bde.

Zuvor: Die Anfänge der neuen Marx-Lektüre

Trifft der Zusammenbruch des theoretischen und realen »Marxismus-Leninismus« - d. h. der marxistischen Orthodoxie überhaupt - nicht auch die Grundprinzipien der Marxschen Theorie, so daß selbst in einer modernisierten Gestalt die Marx-Lektüre buchstäblich gegenstandslos geworden ist? Dies schien in der Tat der *»dominierende* Diskurs«;[1] in scheinbar »betäubender Einstimmigkeit« wurde darauf gedrungen, daß Marx »tot sei, auch tot bleibe« und tot bleiben müsse. Doch solcherlei »Beschwörungen«[2] fanden sich nahezu ausschließlich in der politischen Tagesliteratur, kaum in der wissenschaftlichen. Hier erfährt gerade in jüngster Zeit die Marxsche Theorie sogar von Autoren Zuspruch, die sich, wie Jacques Derrida, als »Nicht-Marxisten«[1] begreifen. So insistiert auch Karl Otto Hondrich darauf, daß die Marxsche »Analyse selbstzerstörerischer Prozesse des Kapitalismus (...) durch die Selbstzerstörung des Staatssozialismus keineswegs widerlegt wurde«.[4] Und Derrida konstatiert, daß die »Lektion« der »großen Werke von Marx« ihm »heute dringlicher scheint« denn je: »keine Zukunft ohne Marx«.[5]

In den nationalökonomischen Fachzeitschriften wurde und wird eines der zentralen Themen des ökonomischen Marx-Diskurses, das Wert- und Preisproblem, vor und nach der Implosion des sowjetmarxistischen Systems allein sachlogisch, daher in nahezu unveränderter und einer dem politischen Journalismus ganz unzugänglichen Weise diskutiert; dabei soll es zunächst dahingestellt sein, ob diese nationalökonomische Form der Rezeption und Kritik den Intentionen Marxscher Theorie adäquat ist oder nicht. Diese nahezu ungebrochene Kontinuität des wissenschaftlichen Diskurses über Marx wird insofern kaum überraschen, als schon seit Jahrzehnten, nämlich seit dem Beginn des kalten Krieges, ein allgemeiner Konsens sich darüber herstellte, daß zwischen »Marx als Propheten« - das heißt dem Inspirator der »proletarischen Weltanschauung« - und Marx als Wissenschaftler und Philosoph streng unterschieden werden müsse, damit aber auch zwi-

schen der Marxschen Theorie überhaupt und dem theoretischen wie realen System des »Marxismus-Leninismus« im besonderen. Die allgemeinen Regeln des wissenschaftlichen Diskurses bewährten sich darin, daß auch der Zusammenbruch des Sowjetmarxismus diese communis opinio der westlichen Philosophie und Sozialwissenschaft kaum zu erschüttern vermochte. Hatte man sich doch gerade in der akademischen Nationalökonomie längst der in Wahrheit überaus problematischen These Werner Sombarts angeschlossen, man könne »mit Marxscher Wissenschaft im Leibe ebensogut kapitalistisch wie sozialistisch wie keines von beiden gesinnt sein«[6] Aus dieser Perspektive erscheint Marx - z. B. 1988 in den Augen Jürg Niehans' - als »Ricardianer«. Als »sein bleibender Beitrag« gilt - »paradoxerweise« - sein angeblich »durch und durch neoklassisches Modell des gleichmäßigen Wachstums einer Zweisektorenwirtschaft«,[7] dem folglich nicht einmal der Verband deutscher Industrieller seine Anerkennung versagen könne.

Eine strikte Unterscheidung zwischen Marx und dem Marxismus empfahlen mit plausiblen Gründen auch einige nichtmarxistische Philosophen. So vertrat Georg Picht 1973 die These, daß Marx, unter naturphilosophischem Aspekt, »ein unverstandener Denker geblieben« sei und die Marxisten generell »die Tiefe seiner Fragestellungen nicht verstanden« hätten." Dieselbe Position vertrat hinsichtlich Marxens *Ökonomisch-philosophischer Manuskripte* von 1844 der thomistische Philosoph Bernhard Lakebrink. Ihm zufolge könne Marx weder bloß als Ökonom noch, nicht minder einseitig, bloß als Philosoph begriffen werden, vielmehr erfordere ein adäquates Verständnis seiner Frühschriften, ihn als den Begründer einer ökonomisch-philosophischen Synthese zu verstehen. Und hinsichtlich des Verhältnisses von Lohnarbeit und Kapital in der Analyse des jungen Marx kommt Lakebrink 1969 zu dem Resultat: »Karl Marx hält sich (...) strengstens (!) an die Hegeische Logik des Widerspruchs. (...) Es zeigt sich hier wieder einmal (...), daß (...) die inhaltliche Interpretation der Marxschen Frühschriften noch völlig im argen liegt (...). (Sie) sind nur aufgrund einer fundierten Kenntnis der Hegelschen Logik beziehungsweise Phänomenologie unseren heutigem Verständnis zu erschließen.«[1']

Unter der Voraussetzung, daß den Frühschriften eine Begründungsfunktion hinsichtlich des *Kapital* zukommt, daß folglich dem »daseienden« oder »dialektischen Widerspruch« eine konstitutive und univer-

seile Bedeutung für nahezu alle ökonomischen Kategorien zuzusprechen ist, ergibt sich der Schluß, daß auch die Interpretation des *Kapital* »noch völlig im argen liegt«, daß also Marxens Hauptwerk unserem Verständnis erst noch »zu erschließen« ist, weil es nur auf der Basis der Hegeischen Logik des Widerspruchs, d. h. der Wesenslogik, erschlossen werden kann; eine alte, seit Lenin bekannte, doch allenfalls in allerersten Ansätzen befolgte und nur von sehr wenigen Autoren beherzigte These. Vergegenwärtigt man sich die Entstehungsgeschichte des *Kapital.*, so kommt man nicht umhin, eine frappierende Kontinuität des Marxschen Denkens von der Dissertation bis hin zu seiner letzten ökonomischen Arbeit, den kritischen *Randglossen* zum Lehrbuch Adolph Wagners zu konstatieren. Max Horkheimer stellte zutreffend fest, daß das Marxsche Hauptwerk »nur in popularisierten Verwässerungen den Massen halbwegs verständlich ist«.[10] Ausnahmslos alle politökonomischen Lehrbücher marxistisch-leninistischer Provenienz präsentieren sich als Beispiele solcher mannigfaltigen »Verwässerungen«.

Zwar boten im Unterschied zu den ökonomischen einige philosophische Autoren ein wesentlich differenzierteres Bild der Marxschen Ökonomiekntik, doch ihren Bemühungen um die Rekonstruktion ihres dialektischen Gefüges waren enge Grenzen gesteckt. So blieb das krasse Engelssche Mißverständnis der Marxschen Theorie der »einfachen Zirkulation« als Theorie der »einfachen Warenproduktion« ein Tabu, das erst unter dem Druck der westeuropäischen Marx-Forschung sehr spät da und dort und mit vielen Wenns und Abers durchbrochen worden ist - die Gründe jenes fatalen Mißverständnisses blieben der öffentlich Diskussion entzogen.

Ein hiermit zusammenhängendes, gewichtigeres Tabu blieb jedoch unangetastet. Marx hatte im *Kapital* bekanntlich die »Analyse der Wertsubstanz (...) möglichst popularisiert«. (23/11) Daß aber bis zum Untergang des Sowjetmarxismus eine systematische Diskussion auch darüber unterbunden werden mußte, was vor dem Hintergrund des Rohentwurfs zum *Kapital* als eine »popularisierte« Darstellung zu verstehen sei, beleuchtet die ganze Misere der »marxistisch-leninistischen« Marx-Diskussion. Hätte man sich auf diese, an sich schon prekäre Frage eingelassen," wäre freilich eine Lawine ins Rollen gekommen, die das mühsam errichtete Gebäude des traditionellen Marxismus überhaupt in den Abgrund gerissen hätte. Es ging nämlich nicht bloß um die sog.

»Wertsubstanz« als werttheoretisches Detailproblem, sondern letztlich um Marxens vielgerühmte »Methode« selbst.

Man erinnere sich: Engels hatte in seiner vom Marxismus-Leninismus kanonisierten Rezension der Marxschen *Kritik* von 1859 die These formuliert: »Die Herausarbeitung der Methode, die Marx' Kritik (...) zugrunde liegt, halten wir für ein Resultat, das an Bedeutung kaum der materialistischen Grundanschauung nachsteht.« (13/474) Und Generationen von marxistischen Theoretikern und Politikern (bis hin zu Kurt Schumacher) hatten sich immer wieder auf die »Methode« zurückgezogen, wenn die Marx-Kritik gewisse Unstimmigkeiten und Antiquiertheiten Marxscher Theoreme und Prognosen nachzuweisen vermochte.

Man erinnere sich ferner der heftig umstrittenen These von Georg Lukâcs, man könne »sämtliche einzelnen Thesen von Marx verwerfen - ohne für eine Minute seine marxistische Orthodoxie aufgeben zu müssen«, denn diese beziehe sich »ausschließlich auf die *Methode«.*[12] Lukâcs ist es zweifellos gelungen, einige ihrer Eigentümlichkeiten überzeugend herauszuarbeiten - so die Kategorie der »Totalität« - und den Finger auf manche wunde Stelle zu legen: siehe nur seine wichtige These, daß der »Vulgärmarxismus« Marxens den »aus der klassischen Philosophie übernommenen Wirklichkeitsbegriff (...) verflacht« habe.[13] Allerdings besteht seit der Veröffentlichung der *Pariser Manuskripte* und der *Grundrisse,* des Rohentwurfs zum *Kapital,* auch kein Zweifel darüber, daß das Methodenverständnis selbst eines Lukács weit unter dem Marxschen blieb und angesichts der Fülle materialer Probleme der Ökonomie auch bleiben mußte.

Eine unbefangene und gründliche Lektüre des bereits seit 1913 bekannten Marxschen Briefwechsels hätte aber schon längst vor der Veröffentlichung jener Entwürfe Klarheit darüber schaffen können, daß bereits die erste Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* von 1859 als das Resultat einer Vereinfachung, das *Kapital* sogar das Produkt einer zutiefst tragwürdigen und letztlich auch irreführenden begriffen werden muß. Man mag über die Berechtigung der Marxschen »Popularisierung« geteilter Meinung sein, aber niemand wird bestreiten können, daß vornehmlich dieser Darstellungsweise die zuerst von Eduard Bernstein monierten »Dunkelheiten der Werttheorie« zuzuschreiben sind,[14] die Blindheit und Naivität Bernsteins und anderer Marx-Töter inklusive, versteht sich.

Während seiner Arbeiten am zweiten Entwurf zum *Kapital,* der als Fortsetzung der *Kritik* von 1859 geplant war und daran als »Teil I« des Gesamtwerks im Sinn des *Rohentwurfs* anschließen sollte, unterrichtete Marx am 9. Dezember 1861 Engels über seinen Entschluß, das geplante Werk »allgemeinverständlich« abzufassen. Diese Mitteilung belegt zweierlei - zum einen, daß die von Horkheimer konstatierten »popularisierten Verwässerungen« schon die Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* betreffen, zum anderen, daß sie sich sogar auf die vielgerühmte »Methode« erstrecken: »Meine Schrift geht voran, aber langsam. (...) Es wird indes viel populärer und die Methode viel mehr versteckt als in Teil I.« (30/207) Es ist hier nicht der Ort, die Umstände zu beschreiben, die Marx Mitte November 1858 dazu veranlaßten, den fast fertigen Text ad acta zu legen und eine neue, popularisierte Fassung zu erarbeiten, die dann im *Kapital* einer weiteren Popularisierung unterworfen wurde.

Nun sind die Fragmente des sog. *Urtextes* erst 1953 einem größeren Publikum zugänglich geworden, doch der Briefwechsel enthält erfreulicherweise nicht bloß jenen Brief über das »Verstecken der Methode«, sondern noch einen anderen, wichtigeren Text, aus dem die erst ein halbes Jahr später »versteckte Methode« hätte erschlossen werden können. Es handelt sich um eine thesenhafte Zusammenfassung der Marxschen Überlegungen zu Ware und Geld sowie zur Konstruktion eines »dialektischen Übergangs« zur Kategorie Kapital. Der Brief vom 2. April 1858 informiert demnach über nichts weniger als die einzig authentische Gestalt der Marxschen Werttheorie, die er im Herbst dieses Jahres auch ausarbeiten, doch nie veröffentlichen sollte. Das im Herbst verfaßte Manuskript, von dem bloß Teile erhalten geblieben und das 1953 unter dem Titel *Urtext* veröffentlicht worden ist, enthält allerdings nicht die wichtigsten Teile, nämlich die Ausarbeitungen zu Wert und Ware. Diese ersten Abschnitte - damit aber das, worauf es methodologisch wesentlich ankommt: die Dialektik des Anfangs, die Entfaltung des dialektischen Prinzips »Ware überhaupt« - sind verlorengegangen.

Man sollte meinen, die Interpreten hätten angesichts des fragmentarischen Charakters des *Urtextes* all ihre Anstrengungen daraufgerichtet, die verlorengegangenen Teile zu rekonstruieren und damit zugleich die »Methode«, und zwar im Kontext der »Entwicklung« des »Anfangs«

- all dies auf der Grundlage jenes obigen, seit 1913 bekannten Briefs vom 2. April 1858, also des »kurzen Umrisses« der dialektisch konzipierten Wert- und Geldtheorie. Doch weit gefehlt, und so existiert m. W. nicht eine einzige Arbeit, weder in der Ex-DDR noch in Westeuropa, in der ein solcher Versuch der Rekonstruktion unternommen worden ist - also der Rekonstruktion auch und gerade der »versteckten Methode« auf der Basis jenes »kurzen Umrisses« vom 2. April 1858 sowie der erhalten gebliebenen Teile des *Urtextes* vom Herbst dieses Jahres.

Einschlägige Hinweise finden sich allerdings nicht allein in jenen beiden Briefen, denn selbst die schon »popularisierte« *Kritik* von 1859 enthält einen Satz, der für das Verständnis des 1894 erschienen dritten Bandes des *Kapital* und sein seitdem kontroverses Verhältnis zum ersten Band von unendlicher Wichtigkeit ist. Dieser dennoch von der gesamten Marx-Literatur bis heute ignorierte Satz lautet: die »Lehre von der Konkurrenz« löst das Problem, »wie sich auf Grundlage des Tauschwerts ein von ihm verschiedener Marktpreis entwickelt oder richtiger (!), wie das Gesetz des Tauschwerts nur in seinem eignen Gegenteil (!) sich verwirklicht (!)«. (13/48) Es finden sich zahlreiche Stellen im *Rohentwurf*, doch vor allem in den Frühschriften, die einen ähnlichen Gesetzesbegriff anzeigen, dessen Ursprung sich unschwer auf die Hegelsche Lehre von der »zweiten übersinnlichen Welt« zurückführen läßt. Noch in den *Theorien über den Mehrwert* findet sich ein Satz, der im Unterschied zum obigen gelegentlich sogar in der marxistischen, freilich nirgendwo in der akademischen Literatur zur Kenntnis geworden ist: »Widerspruch zwischen dem allgemeinen Gesetz und weiter entwickelten konkreten Verhältnissen«. (26.3/83)[15]

Schon in seinen Exzerpten aus James Mills *Eléments d'économie politique* polemisiert Marx 1844 gegen die Verwendung des traditionellen Gesetzesbegriffs in der »Schule von Ricardo«, nämlich gegen das *»abstrakte Gesetz,* ohne den Wechsel oder die beständige Aufhebung dieses Gesetzes - wodurch es erst wird«, die *»wirkliche* Bewegung, wovon jenes Gesetz nur ein abstraktes, zufälliges und einseitiges Moment ist, wird von der neueren Nationalökonomie zum Akzidenz gemacht«. (40/445) Der im Hegeischen Sinn auch von Marx kritisierte Begriff des bloß *»abstrakten Gesetzes«* bezieht sich, wie Gadamer gezeigt bat,[16] auf den platonisch-galileischen Gesetzesbegriff, der in der Sicht Hegels

sich als »zweite übersinnliche Welt« geltend macht, die spiegelbildlich auf die »sinnliche« bezogen ist und sich der Dichotomisierung der Welt in »Sinnliches« und »Übersinnliches« verdankt; er steht daher auch quer zur Marxschen Konzeptualisierung der ökonomischen Welt als »sinnlich übersinnlicher«.

Wenn Kerngedanken der Hegeischen Philosophie selbst noch die ursprüngliche Konzeption der »Entwicklung« des Verhältnisses von »einfacher« und »entwickelter« Zirkulation, »einfachem Tauschwert« und »entwickeltem«, also auch von erstem und drittem Band mitbestimmen, und wenn Marxens »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) sich wesentlich der Hegeischen progressiv-regressiven verdankt, dann ist es nicht verwunderlich, wenn bereits 1841 in der Marxschen Dissertation *Über die Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie* ihre Grundzüge antizipiert worden sind: daß es nämlich darauf ankomme, statt von einem »abstrakten Prinzip« - etwa im Sinn der axiomatisch-deduktiven Methode - auszugehen, »dies Prinzip selbst in höheren Formen sich aufheben zu lassen« (40/65) und »jede Bestimmung ihr Dasein in ihrem unmittelbaren Anderssein, dem Aufgehobensein (...) findet« (40/43), weil »der Grund die Idealität des Phänomens, das aufgehobne Phänomen ist.« (40/73) Die »genetische Entwicklung« (40/245) des »Anfangs« vollzieht sich als eine »ihm aufgedrungene Weiterbestimmung seines Prinzips«. (40/247) Es werden hier dieselben Kerngedanken formuliert, die später in der »dialektischen Entwicklungsmethode« des *Rohentwurfs* wiederzufinden sind, also der im *Kapital* »versteckten Methode«, sofern sich nämlich die »Ware« erst im Kapital als seinem »Grund« realisiert und aufhebt.

Der »short outline« vom 2. April 1858 wiederholt diese Gedanken in einer der »eigentümlichen Logik des eigentümlichen Gegenstandes« entsprechenden Gestalt: »Aus dem Widerspruch (!) der allgemeinen Charaktere des Werts mit seinem stofflichen (!) Dasein in einer bestimmten (!) Ware etc. - diese allgemeinen Charaktere sind dieselben, die später (!) im Geld erscheinen - ergibt sich die Kategorie des Geldes.« (29/315)

Wir haben es dieser Darstellung des Kerngedankens einer neuen, einer dialektischen Werttheorie zufolge mit einem »realen« (26.3/492) Gegensatz bzw. Widerspruch zu tun, der der »realen« Entwicklung der Ware ebenso zugrunde hegen soll wie ihrer theoretischen. Doch bis

heute wird nicht einmal ansatzweise der Versuch unternommen, diese »allgemeinen Charaktere« des Werts, die ihrem »stofflichen Dasein« in einer »bestimmten« Ware »widersprechen« sollen - also auch der Möglichkeit des Austauschs einer als *prämonetär* bestimmten Ware widersprechen - zu identifizieren; es können nur solche sein, die von jedem Ökonomen, auch und gerade dem akademischen zumindest implizit im Sinn des »abstrakten«, »objektiven« und »absoluten Werts« gebraucht und anerkannt werden müssen. Diese Marxsche Generalthese macht unmißverständlich klar, daß er die Ausarbeitung einer von den akademischen Wert- qua *Tausch*theorien in toto unterschiedenen Werttheorie intendiert hat, eben einer dialektischen, und er läßt deutlich werden, daß auch die popularisierte Werttheorie des *Kapital* allein von dieser ursprünglichen, dem Brief vom 9. Dezember 1861 zufolge einzig authentischen Fassung her verstanden werden kann. Weil dies in der mehr als hundertjährigen Diskussion der Werttheorie unterlassen wurde, blieb sie tatsächlich bis heute unverstanden.

In einem zusammenfassenden Rückblick auf die werttheoretische Entwicklung des später »Erstes Kapitel« genannten Abschnitts des *Kapital*, den man als Resümee der Werttheorie zu begreifen hat, finden wir Formulierungen, die noch die ursprünglichen Intentionen durchscheinen lassen, daher auch nur vor dem Hintergrund jener oben zitierten Kerngedanken der Dissertation verständlich werden: »Das entscheidend Wichtige aber war, den inneren nothwendigen Zusammenhang zwischen Werth*form*, Werth*substanz* und Werth*größe* zu entdecken (!!), d. h. *ideell* (!!) ausgedrückt, zu beweisen (!), daß die Werth*form* aus dem Werth*begriff* entspringt.« (II.5/43) Hier kann es nicht meine Aufgabe sein, diese Thesen und die des »short outline« zu interpretieren und zu überprüfen, ob Marx tatsächlich den »Beweis« für dies in der werttheoretischen Debatte nur für ihn, keineswegs aber für den Nationalökonomen »entscheidend Wichtige« angetreten hat oder nicht - hier kommt es allein darauf an, daß, nach dem Maßstab beider Texte, seine werttheoretische Intention bis heute offenkundig unverstanden, daß Marx daher ein weithin unbekannter Denker geblieben ist: keinem der Interpreten der Marxschen Werttheorie ist es bislang in den Sinn gekommen, das für Marx »entscheidend Wichtige« dieser Theorie zu untersuchen. Denn was z. B. soll es heißen, etwas werde »ideell ausgedrückt«?

Und nicht bloß den akademischen Ökonomen: Auch im orthodoxen Marxismus (nicht nur) sowjetischer Machart wurden die Kernsätze der Werttheorie bis heute ignoriert und kollektiv beschwiegen. Der *Rohent*wurf diente im Sowjetmarxismus ausschließlich als Steinbruch, als Zitatenschatz für Philosophen, aber seine »Entwicklungsmethode«, die einzige, die das Attribut »dialektisch« überzeugend in Anspruch zu nehmen vermöchte, blieb den Theoretikern des Marxismus-Leninismus unzugänglich, der Text als Ganzes ein Buch mit sieben Siegeln. Die gleiche Ignoranz zeichnet den Sowjetmarxismus, generell die marxistische *Scheinorthodoxie* auch im Verhältnis zu den oben zitierten Texten aus - der sog. Orthodoxie eignete von an Anfang an eine durchaus »revisionistische Intention, die sich in einer mehr als nur willkürlichen Auswahl der Zitate äußerte. Einige Passagen des »short outline« finden sich zwar in der Monographie Rosentals[17] - der meiner Kenntnis nach der einzige orthodoxe Autor ist, der diesen Text je heranzog -, doch ausgerechnet die zitierte Passage über die Ware als dialektischen Widerspruch - und das heißt: eben den werttheoretischen Kernsatz - überging der oberste Verwalter der sowjetmarxistischen Dialektik souverän.

Die Gründe dieser spätstalinistischen Verstocktheit sind unschwer auszumachen. Eine systematische Diskussion des Ursprungs und der Eigenart der »dialektischen Entwicklungsmethode« (31/313) der Marxschen »Kritik der ökonomischen Kategorien« (13/10) hätte nicht bloß ihr verborgenes Raffinement an den Tag gebracht - der Marx-Kritiker Klaus Hartmann rühmt das »außerordentliche Niveau«[18] und die »höchst kunstvolle« Progression der Theorie[19] -, sondern zugleich ihren höchst fragmentarischen Charakter. Hierbei geht es nicht bloß darum, daß Marx lediglich einen kleinen Teil seines ursprünglichen Projekts zu realisieren vermochte; die Orthodoxie hätte sich vielmehr zu einem Eingeständnis mit unabsehbaren Konsequenzen durchringen müssen, daher zur Anerkennung der Tatsache, daß das *Kapital* weniger als Resultat der »dialektischen Entwicklungsmethode« zustandegekommen ist, als vielmehr und umgekehrt ihrer Reduzierung sich verdankt - daß also an die Stelle der Dialektik ein ganz anderes Verfahren getreten ist, das Marx seine »Methode der Kondensation« (29/551) genannt hat. Im *Kapital* wurde denn auch kaum noch »entwickelt«,[20] sondern *»kondensiert«,* nämlich die Resultate einer anderswo,

d. h. im *Rohentwurf* fragmentarisch durchgeführten »Entwicklung« der Kategorien.

Da dem *Kapital* innerhalb des Sowjetmarxismus vor allem eine legitimatorische Funktion zugedacht war und die als Bibel mißbrauchte *Kritik der politischen Ökonomie* als Werkzeug des politischen Kampfes instrumentalisiert wurde, war kaum jemand an einer ernsthaften Aufarbeitung seines theoretischen Gehalts interessiert, schon gar nicht an einer Bestandsaufnahme seiner Mängel, Lücken und »weißen Flekken«. In den Rang eines heiligen Textes erhoben, gleichsam kanonisiert, durfte es keine perfektere Schöpfung des Menschengeistes mehr geben als den popularisierten Text - und dieser Mythos vertrug sich schlecht mit der profanen Erwägung, ob man diesen Text nicht besser als Not- und Verlegenheitslösung, als Surrogat des ursprünglich geplanten Werks begreifen sollte, dessen Konzeption ungleich breiter und tiefer angelegt war, d. h. als ein Produkt der Resignation, die einsetzte, als der in seiner Arbeitsfähigkeit durch mannigfaltige Krankheiten beeinträchtigte Marx erkennen mußte, daß er hoffnungslos damit überfordert war, neben seiner Erwerbsarbeit solch ein Mammutwerk zu vollenden, das obendrein bloß von Wissenschaftlern, kaum von den Arbeitern hätte verstanden werden können.

Derart triviale Überlegungen konnten überhaupt nur erwogen und ausgesprochen werden, wenn Theoretiker sich ernsthaft für die »radikale Weiterbildung«[21] der Marxschen Ökonomiekritik interessierten. So Theodor W. Adorno mit Blick auf das fundamentale Problem der »Realabstraktion« im Anschluß an Alfred Sohn-Rethel, so gegenwärtig etwa Jacques Derrida in Bezug auf die verwandte Problematik des »sinnlich übersinnlichen Dings« - Problemfelder, an denen sich der Sowjetmarxismus wenig oder meist gar nicht interessiert zeigte und die der großen Mehrzahl der westlichen Interpreten allenfalls vom Hören und Sagen bekannt war.

Dabei geht es primär vor allem um den von Marx bloß skizzierten, in Gestalt eines Begriffsstenogramms dargestellten Entwurf einer Theorie der ökonomischen »Kategorien« sowie ihrer »Entwicklung« und »Kritik«. Dem *Kapital* zufolge handelt es sich bekanntlich um »objektive Gedankenformen« (23/90); doch dieser Grundbegriff seiner Theorie ist von Marx nirgendwo expliziert worden. Im Rohentwurf zum *Kapital* finden sich nun weitere Stichworte. Dort ist die Rede von den

»ökonomischen Kategorien« als »Daseinsformen, Existenzbestimmungen«, die »oft nur einzelne Seiten dieser bestimmten Gesellschaft, dieses Subjekts (!)[22] ausdrücken«. (42/40)

Wie steht es mit diesen beiden Bestimmungen, wie ist ihr Verhältnis zu denken? Vor allem, was heißt: »objektive Gedankenform«? In welchem Sinn gebraucht Marx die Begriffe »objektiv«, »Dasein« bzw. »Existenz« und »Ausdruck«? Dabei geht es vor allem um zwei Kardinalprobleme der Marxschen Theorie. Die erste Frage lautet, ob wir diese Kategorien generell als das zu charakterisieren haben, was er einmal »subjektiv-objektive« (II.4.1/122) Formen genannt hatte, die nur als solche »gesellschaftliche Formen« der Arbeit sind. Mehrfach werden im *Rohentwurf* subjektiv-objektive Einheiten ms Spiel gebracht, etwa in der Bestimmung der »Existenz der gesellschaftlichen Arbeit - ihre Kombination als Subjekt wie als Objekt«. (42/383) Und wie steht es mit dem Begriff der »Gedankenform«? Im *Rohentwurf* ist davon die Rede, die Waren seien *»ideell,* nicht nur im Kopf des einzelnen, sondern in der Vorstellung der Gesellschaft (...) schon in Geld verwandelt«. (42/118)

Daß dem individuellen Bewußtsein ein »allgemeines« korrespondiert, eben eine »Vorstellung der Gesellschaft«, wird in den Frühschriften wiederholt ausgesprochen. So schon in der *Dissertation,* und zwar im Kontext von Marxens erster Erörterung des Geldbegriffs. Auch hier wird die »subjektive Vorstellung« einer »allgemeinen oder vielmehr gemeinschaftlichen Vorstellung der Menschen« (40/371) gegenübergestellt; wir haben es hier offenbar mit dem zu tun, was auch in der akademischen Geldliteratur wiederholt unter den Titeln »allgemeines Bewußtsein« oder auch »Geldwertbewußtsein« thematisiert worden ist. In den *Pariser Manuskripten* ist von »meinem *allgemeinen* Bewußtsein« als *»theoretischer* Gestalt« des *»reellen* Gemeinwesens« die Rede, das in der entfremdeten Gesellschaft uns »feindlich gegenübertritt«, dann sogar von einer *»Tätigkeit* meines allgemeinen Bewußtseins« (40/538), das auch »Gattungsbewußtsein« genannt wird, in dem der Mensch sein »reelles *Gesellschaftsleben* (...) im Denken« betätigt, »wiederholt«; dabei wird dieses »Allgemeine« keineswegs gegenüber dem Einzelnen hypostasiert, es gilt vielmehr als *»allgemeines* individuelles Leben«, der Einzelne selbst ist »*Totalität,* (...) ideale Totalität.« (40/539)

All diese dem traditionellen Marxismus befremdlichen Behauptungen kulminieren schließlich in der scheinbar ganz hoffnungslos ideali-

stischen These: »Denken und Sein sind also zwar *unterschieden*, aber zugleich in *Einheit* miteinander« (40/539); »Subjektivismus und Objektivismus (...), Tätigkeit und Leiden (verlieren) (...) ihren Gegensatz und damit ihr Dasein als solche Gegensätze.« (40/542)

All diese Sätze beziehen sich nicht unmittelbar auf die nationalökonomische Kategorien, doch es existiert auch das Mittelglied der unmittelbar in geldtheoretischen Kontexten verwandten Begriffe »allgemeines Bewußtsein« bzw. »Vorstellung der Gesellschaft«, woraus man schließen kann, daß auch die Parallelität des Begriffs »subjektiv-objektive« Form der gesellschaftlichen Arbeit und des Begriffs der »Einheit von Denken und Sein« kein Zufall sein kann. Kurzum: die Konzeptualisierung der nationalökonomischen Kategorien als »objektive Gedankenform« und »Ausdruck« von sozialen »Daseinsformen, Existenzbestimmungen« - es handelt sich durchweg um »reelle Abstraktionen« - scheint ihre Bestimmung als subjektiv-objektive Einheiten zu implizieren, als überindividuell gültige Erscheinungsformen einer überindividuellen Subjekt-Objekt-Einheit, einer sozialökonomischen »Einheit von Denken und Sein«.

Nur so wird es auch verständlich, daß bei Marx die nationalökonomischen Kategorien qua »objektiver Gedankenform« in ihrer Besonderung als Geld »nicht nur in der Vorstellung«, sondern zugleich als etwas anderes, nämlich »als reale (!!) ökonomische Kategorie« (42/159), als eine »verrückte« (23/90), d. h. ver-rückte oder »transponierte« Form existiert. Wir haben es also beim Geld, und darüber hinaus wohl im Falle einer jeden nationalökonomischen Kategorie mit einer so realen wie idealen Einheit einerseits, einer Einheit von Einzelnem und Allgemeinem andererseits zu tun. Es ist diese doppelte Struktur, die eine »Kategorie« von Vorstellungen oder Begriffen unterscheidet, ferner die »Darstellung« eines realen »Gesamtsystems der Kategorien« von einer Modelltheorie, folglich auch eine »Kritik des Gesamtsystems der ökonomischen Kategorien« (26.3/250) qua Realsystem von einer Kritik der Lehrbücher qua theoretischen Systemen trennt. Die Marxsche »Kritik der politischen Ökonomie« ist also primär eine Kritik des *Realsystems* der Kategorien, eine Kritik der Kategorie als »verdrehte Form, worin die wirkliche (!) Verkehrung sich ausdrückt«. (26.3/445) Nur unter der Voraussetzung, daß die Kategorien nicht nur »Gedankenformen« sind, sondern zugleich »reale«, kann es eine »Form« geben, die die Indivi-

duen »täuscht« (42/732), und können Kapitalien »in der Form von Werten, an sich festhaltenden Werten« existieren, die den »Individuen gegenüberstehn« (42/410) und sie beherrschen. Die Marxsche Rede von der »Personifizierung der Sachen und Versachlichung der Personen« (23/128) unterstellt die Kategorien als »reale« und als »Gedankenformen«, als Subjekt/Objekt-Einheiten. Es ist diese Verkehrung, die Karl Löwith veranlaßte, die »Analyse des Fetischcharakters der Ware« als ein »Musterbeispiel Hegelscher Dialektik« zu charakterisieren.[23]

Adorno betonte einmal, daß die kritische »Theorie der Gesellschaft aus der Philosophie entsprungen (ist), während sie zugleich deren Fragestellungen umzufunktionieren trachtet«,[24] was sich für ihn auch darin äußerte, daß von diesem Standpunkt her die Gesellschaft sich als ein Subjekt/Objekt präsentiert: »Gesellschaft als Subjekt und Gesellschaft als Objekt sind dasselbe und doch nicht dasselbe«[25] - sie ist ein »objektiver Widerspruch«.[26]

Es werden also nicht nur Fragestellungen, sondern auch philosophische Kategorien gesellschaftstheoretisch oder sozialökonomisch »umfunktioniert«. Es scheint, daß die vielbeklagte »Unbestimmtheit« des nationalökonomischen Gegenstandes, sowie die immer wieder monierte »Unfaßlichkeit« und »Sinnlosigkeit« ihrer Grundbegriffe, zumal der makroökonomischen, darin gründet, daß das ökonomische Objekt sich dem Zugriff der eigentlich fachökonomischen Begriffe entzieht und sich nur mittels solcher »umfunktionierter« Begriffe und Fragestellungen philosophischer Provenienz fassen und bestimmen läßt.

Nun tendieren einige Ökonomen neuerdings dazu, hinsichtlich des Geldes ein »Versagen der Nationalökonomie« zu behaupten und einzuräumen, daß sich dies nationalökonomische Objekt immer noch als ein »unbestimmtes«, »unfaßliches«, kurzum rätselhaftes Phänomen darstellt. So vertritt etwa Hajo Riese die These, »daß die Nationalökonomie bis zum heutigen Tage nicht weiß, was Geld ist.« In der Tat verweigert dort, wo von »Geldmengen« und »Geldvolumen« die Rede ist, die Geldtheorie auch heute noch eine Auskunft darüber, was denn eigentlich die Mengenhaftigkeit der Geldmenge und die Dimensionalität des Geldvolumens ausmacht. Daß es die in der Bundesbank lagernden »Mengen« von Papier und Gold nicht sein können, liegt auf der Hand, doch wenn es sich um physische Mengen und Volumina nicht handeln kann, bleibt die Qualität dieser Quantitäten gänzlich unbestimmt,

schlicht unfaßlich. Riese verspricht eine »Lösung des Rätsels« des Geldes, doch dies von Simmel und der älteren Geldliteratur erörterte Problem der »Objektivität« dieser Mengen scheint für Riese und die Riese-Schule ebensowenig zu existieren wie für die großen geldtheoretischen Debatten der zwanziger Jahre, die noch Schumpeter resignieren ließen. Und soll es sich tatsächlich um das »letzte Rätsel der Nationalökonomie«[27] handeln? Geht es nicht vielmehr generell um das »Rätsel« der ökonomischen Quantitäten überhaupt? So konstatierte etwa Dirk Ipsen: »Wir sprechen vom Kapitalkreislauf, ohne eine Angabe darüber machen zu können, was denn dabei »im Kreise läuft«. Diese Fragen werden (...) nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit (...) auf defimtorischem Wege festgelegt.«[28]

Was ist es, das als »Bestandsgröße« *besteht* und als »Stromgröße« strömt? Und *wie* »besteht« und *»strömt«* es? Oder will man sich etwa ernsthaft mit jener Definition des frühen Schumpeter zufriedengeben, die er zwar später wieder fallen ließ, doch ganz im Sinn der subjektivistischen Orientierung Rieses formulierte: der »Güter*strom«* könne »als Strom von Wertungen oder Bedürfnisbefriedigungen definiert« werden.[29] *Geldströme* stehen solch obskuren *Güterströmen* gegenüber, was Riese und seiner Schule Veranlassung sein sollte, nochmals über diesen Marxschen Satz nachzudenken: »Das Rätsel des Geldfetischs ist (...) nur das sichtbar gewordne, die Augen blendende Rätsel des Warenfetischs« (23/108), so daß die Auflösung des Geldrätsels mitnichten die Auflösung eines angeblich »letzten Rätsels« der Ökonomie sein kann, sondern notwendig auf andere Rätselhaftigkeiten verweist: Geld ist das Korrelat der Ware und beide sind Erscheinungsformen der Kategorie >Kapital<. Die separate Thematisierung eines »Geldrätsels« setzt stillschweigend die Negation der Marxschen These voraus, daß es einen »inneren« oder »lebendigen Zusammenhang« des Geldes mit dem »Gesamtsystem der ökonomischen Kategorien« (26.3/250) und überhaupt ein solches »Gesamtsystem« gibt, so daß der emphatische Theoriebegriff generell preiszugeben ist; unter dieser Voraussetzung kann sich Ökonomie freilich bloß noch als eine Kunstlehre begreifen, als eine eklektische, kunterbunte Mischung von Elementen unterschiedlichster, ja gegensätzlicher Theorien, etwa jenen von Walras, Keynes und Marx, oder denen von Sraffa, Keynes und Marx - ein eklektizistisches, gegenwärtig in Mode gekommenes Verständnis von >Theorie<, das

meint, auf eine systematische Kategonenanalyse verzichten zu können. Daß es eine solche Analyse nicht geben kann, ist eine höchst fragwürdige These, die im Widerspruch zum Theoriebegriff all jener Philosophen steht, die hier zitiert worden sind und für die Riese und seine Schüler denn auch einen überzeugenden Nachweis schuldig geblieben sind.

Tatsächlich formuliert die Mehrheit der internen, loyalen Kritiker der Nationalökonomie das Dilemma ihrer Disziplin erheblich radikaler. In ihrer Sicht »liegt« die heutige Ökonomie »krank darnieder«, und es bedürfe daher einer »Pathologie (!) der ökonomischen Wissenschaft«..[30] Auch unter wissenschaftstheoretischen Aspekten fällt die interne Kritik weit radikaler aus. Da »kaum Ansätze einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Metatheorie« existierten, handle es sich bei den »Sozialwissenschaften eben nicht um eine echte Wissenschaft«,[31] die Ökonomie sei eine »noch weitgehend ungelöste Wissenschaftsaufgabe«.[32] Nun vertritt Riese die plausible These, daß bezüglich des Geldes »tiefsitzende Denkformen die Auflösung des Rätsels verhindern«, wobei für ihn die »Interpretation von Geld als knapp gehaltenes Nichts (...) die Lösung des Rätsels der Nationalökonomie« bieten soll, die These also, »daß Geld aus dem Nichts entsteht«.[33] Abgesehen davon, daß man etwa mit Valentin Wagner[14] oder Otto Veit[35] eine Reihe von innerökonomischen Gründen anführen kann, daß keineswegs eine »Schöpfung aus dem Nichts« stattfindet, ist Riese prinzipiell dann zuzustimmen, daß in der Sozialökonomie offenbar andere Regeln gelten müssen als in der Naturwissenschaft, die hinsichtlich des Schöpfungsproblems mit guten Gründen immer noch die Antithese bevorzugt, daß aus Nichts nichts wird - wobei daran zu erinnern ist, daß das Werden von Etwas aus dem Nichts selbst der Hegeischen Dialektik als pure Zauberei und Aberglaube gilt.

Daß es in der Ökonomie und generell in den Sozialwissenschaften »tiefsitzende Denkformen« gibt, die die »Auflösung« von kategorialen »Rätseln« verhindern, ist allerdings eine plausible These - die Frage ist bloß, wie sich solcherlei »Denkformen« identifizieren lassen. Bruno Liebrucks hat wiederholt fundamentale Denkformen dafür verantwortlich gemacht, daß das »Rätsel« des Geldes, aber ebenso das der Ware und des Kapitals, des ökonomischen Gegenstands überhaupt ungelöst geblieben sind - es sind dies vor allein die Kategorien der sog. Refle-

xionsphilosophie im allgemeinen und die der Kantischen Philosophie im besonderen.

Tatsächlich hat ein der Kantischen Philosophie so nahestehender Denker wie Friedrich Kaulbach nachdrücklich eine »Befangenheit Kants im Standpunkte theoretisch-mathematischer Gegenstands- und Gestaltsauffassung« hervorgehoben und betont, daß sich aus dieser Perspektive Gegenstände der »Handlungswelt (...), deren Gegenstände sinnerfüllte Erscheinungen sind«, der Analyse entziehen; die Thematisierung der »Gegenständlichkeit des pragmatischen Gegenstandes«, bedürfe einer spezifischen »Subjektlogik«, näher eines Substanzbegriffs, dessen »Bedeutung (...) aristotelisch« (!) ist, daß also Substanz »nicht als Komplex von Verhältnissen, sondern als »echte« substanzielle Einheit« begriffen werden muß. Nur eine solche Analyse vermöge den Gegenstand als »Sinnträger« zu thematisieren; freilich geschieht dies, bei Kaulbach bloß bezüglich seiner juristischen Funktionen oder aber in seiner »Rolle« als einer »Einheit von Nutzwerten« - hier bedürfe es des »Übergangs« zu der »Perspektive des Dings an sich selbst« im Sinn einer »Verankerung der Erscheinung in einem >realen< Grunde, der in dieser als erscheinend gedacht wird« - denn nur sofern »die Erscheinung (...) >etwas< erscheinen« läßt, kann von der »realen Bedeutung«[36] eines Gegenstandes die Rede sein, die den »pragmatischen Gegenstand« als solchen definiert. Kaulbachs Überlegungen verdienen deshalb besondere Beachtung, weil sie klar machen, daß allein schon die Analyse des Gebrauchswerts der Ware sich anderer als funktioneller Begriffe bedienen muß und bereits auf dieser Ebene auf die Kategorien Wesen und Erscheinung verwiesen ist. Die Marxsche Verwendung substanzieller Begriffe bereits auf der Ebene des Gebrauchswerts ist demnach dem ökonomischen Gegenstand weit angemessener als dessen funktionale Bestimmung in den subjektivistischen Theorien des sog. »Gutes«.

Die Liebruckssche Analyse geht weit über die Kaulbachsche hinaus, sofern sie nicht bloß Nutzwerte thematisiert, sondern den Nutzwert auch als Ware, vor allem aber Geld und Kapital als Gegenstände eigentümlicher Art im Auge hat. Dieser Schritt erfordert eine weit radikalere Kant-Kritik. Seine Kritik gilt generell dem »reduzierten Erkenntnisbegriff« Kants: »Die menschliche Welt gehört nicht zur Welt der Erscheinungen, da es in ihr weder Kausalität noch die die Kantische Welt der

Erscheinungen konstituierenden Grundsätze gibt.«[37] Wenn Kant »keine Ahnung davon gehabt« hat, »was das Geld ist«,[38] und auf der Grundlage seiner dualistischen Philosophie auch gar nicht haben konnte, so deshalb, weil das Geld »nicht gegenständlich im Kantischen Sinn« (!!) ist. Es ist kein »Naturgegenstand«, vielmehr »ein Produkt der Gesellschaft, nicht der Natur als Dasein unter Gesetzen«, d. h. »unter Verstandesgesetzen«:[39] so daß in der nationalökonomischen Kategorienlehre die Kantischen Verstandesgesetze - vor allem das der Trennung von Begriff und Existenz - keine Geltung in Anspruch zu nehmen vermögen. Kant kann Geld nicht begreifen, weil für ihn die Erscheinung »nicht etwa subjektiv-objektiv sein«[40] darf, was wiederum die Eigentümlichkeit des Geldes ausmacht, das »neutral zum (...) Gegensatz sinnlich-unsinnlich steht«. Es ist dieser sinnlich-übersinnliche Doppelcharakter, den Kant nicht zu fassen vermag und den für Liebrucks allem die Marxsche Analyse des Gegenstandes als Ware erfaßt hat: »Dieser Gegenstand ist ein Inbegriff (...) von Werten in der Bedeutung dieses Terminus bei Karl Marx. Es handelt sich genau genommen nicht um ideale Werte, sondern um diese als zugleich reale Gegenstände.«[41] Es geht hierbei um die »Überwindung des Unterschieds der realen von der idealen Welt«, um die Ware als einen Gegenstand, der »sowohl real wie ideal« ist, um einen »realidealen Gegenstand«.

Wenn nach Adorno, Kaulbach und Liebrucks die Gegenständlichkeit der ökonomischen Kategorien nicht die einer kantianisch definierten sein kann - wie soll sich eine solche, im naturwissenschafthch-kantianischen Begriffssystem unbestimmte und unbestimmbare Gegenständlichkeit dennoch bestimmen lassen? Wie soll man sinnvoll über Gegenstände reden können, die jenseits des Gegensatzes von »sinnlich/unsinnlich«, »real/ideal«, »subjektiv/objektiv« angesiedelt sind? Offenbar nur in einem Kategoriensystem auf der Basis »umfunktionierter« philosophischer Begriffe und Fragestellungen, und zwar im Umkreis der Hegeischen Philosophie; damit ist aber zugleich die Unmöglichkeit nachgewiesen, die sozialökonomische Kategorienlehre einer Sozialwissenschaft zuzuordnen, die sich als autonome und empirische begreift. Es versteht sich, daß die Grenzen der Ökonomie zur Philosophie sich notwendig verwischen müssen, wenn ihre Grundbegriffe nur als »umfunktionierte« philosophische faßbar und bestimmt sind. Ohne Zweifel gilt dies für die Marxsche Theorie. Doch insofern diese

Grundbegriffe der »klassischen« Ökonomie so zugrunde liegen wie derjenigen Says und der physiokratischen Schule, gilt es implizit auch für sie. All diese Grundbegriffe erweisen sich entweder als solche, die unmittelbar der Philosophie entlehnt und »umfunktioniert« worden sind oder doch als Begriffe, die sich nur auf der Basis solcher »umfunktionierten« Kategorien sinnvoll thematisieren lassen. Das Kapitel über den Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis im *Kapital* zeigt, daß dies unübersehbar der Fall ist.

Die ökonomischen Gegenstände werden dort mittels einer Reihe von gegensätzlichen Einheiten beschrieben, die etwa einem neukantianischen Methodologen wie dem Ökonomen Alfred Amonn als »Vermengungen« von »logisch ganz und gar Disparatem« erscheinen müssen: diese Gegenstände sind dadurch charakterisiert, daß sie »sinnlich übersinnlich« strukturiert sind, »gesellschaftliche Natureigenschaften« besitzen, daß sie sich als »subjektiv-objektive« Formen darstellen und ihre Seinsweise im Sinn eines »gegenständlichen Scheins« begriffen werden muß. Unter diesen Aspekten stellt sich etwa der »Preis« qua »Tauschkraft« als eine »gesellschaftliche Natureigenschaft« dar, als ein höchst Paradoxes, als eine »verrückte Form« oder als ein »Übersinnliches«, das irgendwie am »Sinnlichen« partizipiert und an ihm »haftet«, wobei keine i. e. S. ökonomische Preistheorie diese merkwürdige Synthesis zu erklären vermag, sie vielmehr immer schon voraussetzt und voraussetzen muß.

Untersucht man die Marxsche Begrifflichkeit, so zeigt schon der erste Blick, daß ihr eine große Zahl »umfunktionierter« Begriffspaare und Fragestellungen philosophischer Provenienz zugrundeliegt, wobei zwei Problemkomplexe dominieren: einmal das Universalienproblem, also das Problem der Synthesis von Allgemeinem und Besonderem bzw. Einzelnem, und zum andern das Subjekt-Objektproblem; ferner das Verhältnis von Sein und Schein, Wesen und Erscheinung, Sein und Geltung, Sein und Werden-, Substanz und Relation, Voraussetzung und Resultat, Akt und Gebilde, Begriff und Existenz.

Es ist eine zentrale Marxsche These, daß es allein auf der Basis dieser im Fetischkapitel dominierenden Begrifflichkeit möglich ist, die »abstrakte« und »gespenstige Gegenständlichkeit« der ökonomischen Gegenstände bestimmen und faßbar machen zu können. Daß die akademische Nationalökonomie bis heute diese Ausführungen entweder

höchst oberflächlich diskutiert, meist aber gänzlich ignoriert,[42] ist bloß Indiz und Folge ihrer »tiefsitzenden Denkformen«, die ihre Reflexion dahingehend determinieren, permanent erste und zweite Natur zu verwechseln, d. h. das Problem der Gegenständlichkeit ihres Gegenstandes laufend zu verdrängen: ein vorrangiges Thema für die von Wirtschaftswissenschaftlern geforderte »Pathologie der Wirtschaftswissenschaft«.

Eine solche Pathologie läßt sich überzeugend eigentlich nur auf der Basis einer ausgearbeiteten Kategorienlehre entwickeln, die nur als Produkt einer kollektiven Anstrengung entstehen kann - einzelne Forscher sind hoffnungslos damit überfordert. Diese kategorialphilosophischen Probleme haben in der jüngsten Abhandlung Derridas ihren prägnantesten und zugleich anschaulichsten Ausdruck gefunden. In ihr geht es vorrangig um den »kapitalen Widerspruch (...) der unglaublichen Konjunktion von Sinnlichem und Übersinnlichem«,[43] um den Widerspruch der »einander widersprechenden Prädikate« - also um das Problem des »unkörperlichen Körpers«, der »unsichtbaren Sichtbarkeit«, des »Immateriell-Werdens der Materie«.[44] Dabei interessiert ihn vor allem das Phänomen des »Doppelgängers«, »Wiedergängers« oder »stummen Komparsen«[45] - wobei er fast dieselben Bilder gebraucht wie schon Eugen v. Böhm-Bawerk: Der bekannte Marx-Kritiker formulierte seine Paradoxien allerdings im Sinne der gerade entgegengesetzten These, daß es Derartiges, weil es sich nicht denken lasse, auch unmöglich geben könne. Es ging ihm um die Beschreibung des »Kapitals« durch gewisse Kapitaltheoretiker, die es als »Spukgestalt« präsentierten und die »Existenz eines unsichtbaren Doppelgängers«[46] behaupteten, was der Nominalist Böhm-Bawerk unmöglich als eine *»solide, natürliche Lehre«* vom Kapital gelten lassen konnte, sondern - vom Standpunkt eben des natürlichen Bewußtseins und »verständigen Denkens«, der »Natürlichkeit des flachen Rationalismus« (24/96) - als *»Mythologie des Kapitals«* bekämpfen mußte. Dies ist in der Tat die Frage: haben wir es mit unhaltbaren theoretischen Schöpfungen zu tun oder mit einer höchst *realen* Mythologie, der Mythologie eines realen Systems, des »Kapitalismus«? Es ist gewiß kein Zufall, wenn Böhm-Bawerk übersah, daß sich die kritisierten Beschreibungen bereits auf die Ware und das Geld beziehen lassen, die sich also ebenfalls als »mythologische« Gestalten präsentieren: Marxens Beschreibung der

Ware in ihrem »mystischen« Charakter, ihr »Zauber und Spuk« läßt sich so mit Böhm-Bawerks eigenen Worten bestätigen oder auch kritisieren, je nachdem ob ich seiner nominalistische Kritik jener akademischen Kapitaltheorien zuzustimmen vermag oder nicht.

Derrida jedenfalls, der die Problematik dieses *»Mystischen«* lediglich »andeuten« möchte-»mehr als eine Andeutung wird es nicht sein« - fordert zur logischen Bewältigung der »gespenstigen Logik des Fetischs« die Ausarbeitung einer »anderen Logik«, so, wie es »anderer Begriffe« bedürfe, da es die »einfache Entgegensetzung« von »Wirklichkeit und Unwirklichkeit, Sinnlichem und Übersinnlichem«[47] nicht erlaube, die kapitalistisch verfaßte Welt und die »Logik ihrer Antagonismen«[48] zu begreifen. Spricht er von der »testamentarischen Dimension«, dem »Vermächtnis« und »Erbe« der Marxschen Theorie,[4''] so scheint es angezeigt, auf die »testamentarische« Dimension« einiger Fragmente und Abhandlungen der Begründer der Kritischen Theorie hinzuweisen.

Eine solche Dimension kommt dabei vor allem den Notizen eines Gesprächs zwischen Theodor W. Adorno und Alfred Sohn-Rethel am 16. April 1965 zu, deren Studium hier mit Nachdruck empfohlen werden muß. Adorno entwirft hier ein umfassendes Forschungsprogramm, das der »Konstitution der Kategorien«[50] gewidmet ist, wobei vor allem die »systematische enzyklopädische (!!) Analyse der Tauschabstraktion«[''1] notwendig ist, d. h. die Ausarbeitung einer Theorie der Realabstraktion.

Dies führt mich zu einigen knappen Bemerkungen über die Entstehung meiner in diesem Buch erneut veröffentlichten älteren Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik. Ich habe meine Zustimmung zum Nachdruck nach langem Zögern allein unter dem Gesichtspunkt gegeben, daß sie hinsichtlich der Geschichte der Marx-Diskussion ein gewisses Interesse zu beanspruchen vermögen. Die erste und wichtigste Arbeit - *Zur Dialektik der Wertform* - verdankt ihre Entstehung einigen Grundgedanken, die Adorno sowohl in seinen beiden bislang noch nicht veröffentlichten Vorlesungen zur *Theorie der Gesellschaft* und zu *Einigen Fragen der Dialektik*, in der Abhandlung *Soziologie und empirische Forschung* sowie im Soziologischen Hauptseminar wiederholt vorgetragen hat - es sind dieselben, die in der Sicht Adornos den Kern seiner Gesellschaftstheorie ausmachen, die jedoch in der sog. »neuen kritischen Theorie« der Habermas-Schule permanent verschwiegen werden.

Die Notizen des späten Horkheimer belegen, daß auch er gesellschaftstheoretisch keine Alternative zur Marxschen Theorie gesehen hat: daß, wie er 1966 und 1969 notierte, »wir eine bessere ökonomische Theorie nicht besitzen« und sie immer noch den *»Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart«* bietet.[52] Für die Begründer der von der Habermas-Schule als »ältere kritische Theorie« eingestuften Frankfurter Schule bestand auch in den sechziger Jahren gar kein Zweifel, daß »Marx (...) das Wesen der Gesellschaft besser erkannt (hat) als jeder andere.«[53] Die im *Anhang* veröffentlichte Mitschrift aus dem Sommer 1962 dürfte einen Einblick in die geistige und politische Atmosphäre vermitteln, die Anfang und Mitte der sechziger Jahre den Anstoß zu einer neuen Marx-Lektüre gab und die auch den geistigen Hintergrund der Protestbewegung mitgeformt hat.

Als ich jüngst, nach fünfunddreißig Jahren, meine Mitschriften überdachte, konnte ich weder meine Überraschung noch eine gewisse Verlegenheit darüber verleugnen, daß wie ein roter Faden der Gedanke meine Arbeiten durchzieht, den Adorno in diesem Seminar ausgesprochen hat, und der mich mehr oder weniger unbewußt bestimmt haben mag, die nationalökonomische Literatur unter eben diesem Gesichtspunkt zu beurteilen und zu untersuchen: derjenige nationalökonomische und gesellschaftstheoretische »Aisatz«, »der es ermöglicht, daß von der Realität mehr zum Ausdruck kommt, geht vom Konstitutionsproblem aus. Es geht darum, ob die Konstituentien der Totalität ergriffen werden können. (...) Die Analyse der Preisfrage (betrifft) gegenüber den Konstitutionsfragen ein Epiphänomen.«[54]

Der konstitutionstheoretische »Ansatz« sei daher der *»tiefere«.*[55] Allerdings war es nicht dieser Gedanke, der meine Marx-Lektüre in jener Zeit bewußt orientierte, sondern zunächst ein mehr oder weniger zufälliger Fund. Im Frankfurter Walter-Kolb-Studentenheim war uns die Bibliothek des sozialdemokratischen Politikers Hermann Brill zugänglich, und darin entdeckte ich eines der seltenen Exemplare der Erstausgabe des *Kapital* von 1867; schon auf den ersten Blick zeigten sich kategoriale Unterschiede in der Begriffsbildung und auch der Fragestellung der Werttheorie, die in der zweiten Ausgabe allenfalls noch angedeutet worden sind. In der hundertjährigen Diskussion über die Marxsche Werttheorie war dieser ältere Text völlig übergangen worden; lediglich der popularisierte und bei weitem weniger interessante An-

hang »Die Wertform« war in der DDR neu publiziert worden; es gab zwar einen japanischen Nachdruck, dessen Existenz allerdings kaum bekannt war und der auch in der DDR ignoriert wurde. In einem privaten Arbeitskreis am politikwissenschaftlichen Seminar - es beteiligten sich Walter Euchner, G. Dill, Gisela Kress, Helmut Reichelt, Gert Schäfer und Dieter Senghaas - beschäftigten wir uns mit diesem Text, der jedoch allzuviele Fragen offen ließ. Natürlich interessierte vor allem das Problem des »dialektischen Widerspruchs«, das in der Erstausgabe in der Analyse der Äquivalentformen noch identifizierbar war, während es in der Zweitausgabe nahezu verschwunden war. Mein Studienfreund Helmut Reichelt und ich suchten gemeinsam Horkheimer auf, der uns Aufklärung über das Problem der Ware als einer »Einheit der Gegensätze« verschaffen sollte. Uns war unbekannt, daß über die werttheoretischen Probleme eine Diskussion des emigrierten Instituts für Sozialforschung stattgefunden hatte, die nicht sonderlich ergiebig verlaufen war, ebenso, daß Henryk Grossmann, den Adorno als seinen »Lehrer« bezeichnete, in einem erst später veröffentlichten Manuskript dargelegt hatte: »Worin der Gegensatz von Gebrauchswert und Wert in der Ware besteht (...), wurde bisher nicht einmal als Problem behandelt.«[56]

Grossmanns eigene Behandlung dieses dialektischen Grundproblems konnte allerdings auch nicht sonderlich überzeugen, und Horkheimer wie Adorno wußten es nur zu gut; beide, vor allem Horkheimer, ermunterten uns, an diesem Problem weiterzuarbeiten und verwiesen uns an Friedrich Pollock, der sich hinsichtlich der Frage nach dem »dialektischen Widerspruch« noch wortkarger verhielt, doch ebenso die Notwendigkeit der Bearbeitung dieser Probleme unterstrich und denn auch bemüht war, uns nicht zu entmutigen.

Aus einer Hegel-Vorlesung des Horkheimer-Mitarbeiters Karl Heinz Haag hatte sich mir die Kategorie der »Verdopplung« eingeprägt, die mir, als ich sie in der Erstausgabe des *Kapital* und vor allem in den *Grundrissen* am Werke sah, den Generalschlüssel zur Marxschen Dialektik zu bieten schien. Zusammen mit einigen Überlegungen zur damals ganz unbekannten Wertformanalyse rückte ich dies in den Mittelpunkt eines Marx-Referats, das im Hauptseminar Adornos im Wintersemester 1964/65 vorgetragen werden sollte. Referate, selbst Protokolle wurden grundsätzlich mit den Mitarbeitern Adornos vorbesprochen;

ich wandte mich an Haag, der mir glücklicherweise den Einfall ausreden konnte, die Ware-Geld-Gleichung und die sie strukturierende Verdopplungsstruktur »widerlege« den Satz der Identität. Statt dessen schlug er die Formulierung vor: die Gleichung sei die »dialektische Aufhebung des Satzes der Identität« - Adorno ließ das passieren, äußerte sich weder positiv noch kritisch. Das Problem bleibt bis heute ungelöst.

Das Referat, das ich dann zu einer 1968 abgeschlossenen Diplomarbeit ausbaute, spornte den späteren Studentenführer Hans-Jürgen Krahl an, sich mit den ihm damals noch unbekannten Marxschen Texten zur Werttheorie zu befassen; und auch auf dem Umweg über seine Referate, die nach seinen frühen Tod publiziert wurden, erfreute sich die Kategorie »Verdopplung« - Krahl bevorzugte den vornehmeren Terminus »Duplizität«[57] - rasch großer Beliebtheit. Teile der Diplomarbeit wurden 1969 in den von Alfred Schmidt herausgegebenen *Beiträgen zur marxistischen Erkenntnistheorie* veröffentlicht, die in den Jahren der Studentenbewegung die damals üblichen, ungewöhnlich hohen Auflagen erzielten und sogleich in mehrere Sprachen übersetzt wurden; von *Zur Dialektik der Wertform* existieren Übersetzungen in insgesamt elf Sprachen.

Inhaltlich vermag *Zur Dialektik* vor allem in rezeptionsgeschichtlicher Hinsicht noch ein gewisses Interesse zu beanspruchen; mit einer gewissen Einschränkung gilt dies ebenso für die *Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie,* die sich an einem Grundgedanken Helmut Reichelts orientierten. Seine 1970 erschienene Dissertation *Zur logischen Struktur des Kapitalbegriß bei Karl Marx* hatte ebenfalls ihren Ausgang von der Kategorie der »Verdopplung« genommen, doch darüber hinausgehend von einem umfassenderen Grundproblem: den erstmals wieder von Alfred Schmidt in Erinnerung gebrachten Überlegungen Max Horkheimers zum Problem der »dialektischen Darstellung«, die Reichelt nunmehr an der bis dahin ganz unbekannten »Entwicklungsmethode« des *Rohentwurfs* zu rekonstruieren begann; dabei gelang ihm der bedeutsame Nachweis, daß Marxens Theorie der »einfachen Zirkulation« von Engels als sog. Theorie der »einfachen Warenproduktion« gänzlich mißverstanden worden ist - ein Mißverständnis, das in der hundertjährigen Rezeption und Kritik der Marxschen Werttheorie unsägliche Verwirrung gestiftet hat.

Auf der Basis dieser Entdeckung unternahm ich in den *Materialien* eine Kritik der marxistischen Rezeption jener Engelsschen Fehlinterpretation, der vor allem in seiner Rezension der Marxschen *Kritik* von 1859 weitere Mißverständnisse und Vereinfachungen folgen sollten. Heute wird man sie kopfschüttelnd übergehen dürfen, doch der Sowjetmarxismus erhob sie in den Rang kanonisierter Lehrsätze, insbesondere die sog. »Dialektik von Logischem und Historischem«. Namentlich Teil I der *Materialien* enthält so etwas wie eine »Pathologie der marxistischen Nationalökonomie«, deren interne Streitigkeiten vor allem auf dem popularisierten und fragmentarischen Charakter der Marxschen Geld- und Werttheorie beruhen, die der Sowjetmarxismus jeder öffentlichen Diskussion entzogen hatte. Einen Kerngedanken der folgenden Teile bildet meine Interpretation der Marxschen Werttheorie als einer »Kritik der prämonetären Werttheorien«. Hier habe ich selbstkritisch nachzutragen, daß in dieser Interpretation dem Unterschied von Wert und Tauschwert allzu wenig Gewicht beigemessen worden ist. Es ist richtig, daß insbesondere die »Wertform IV« der Erstausgabe des *Kapital,* die in der Zweitausgabe nicht mehr vorkommt, eine prämonetäre Wertform vorstellt, die einerseits zwingend aus der »einfachen« hervorgehen soll, und der andererseits dennoch eine aporetische, sich selbst aufhebende Struktur eignet; und zwar dergestalt, daß eine Pluralität dieser Form, eine Vielheit von »Formen IV« sich nicht denken läßt; sie bildet also eine verschwindende Größe, mit ihrer Pluralisierung löst sie sich auf Dies wiederum bedeutet, daß auch ein Tausch prämonetärer Waren sich nicht denken läßt; der »Austauschprozess« solch prämonetärer Waren scheitert, er bleibt begrifflich unterbestimmt, wie dies im zweiten Kapitel des *Kapital* demonstriert wird.

An diesen Überlegungen ist prinzipiell festzuhalten, doch sollte man sich hüten, den »prämonetären Wert« schlechthin zu verwerfen. Es bleibt dabei, daß ein prämonetärer *Tauschwert* sich nicht pluralisieren läßt, also auch die beliebten Modelle einer naturalwirtschaftlichen, d. h. aber prämonetären Tauschwirtschaft an logischen Widersprüchen kranken; doch kann dies nicht heißen, daß auch der prämonetäre »absolute« Wert sich nicht denken läßt. Der Marxsche »Mehrwert« ist natürlich auch ein prämonetärer, und jener Wert überhaupt, dessen »allgemeine Charaktere« ihrem »Dasein« in einer »bestimmten« Ware »widerspre-

chen«, ist gleichfalls ein prämonetärer. Allerdings vermag die »Entwicklung« des Widerspruchs nicht eine *tauschwert*bestimmte Ware hervorzubringen, sondern nur eine preisbestimmte; die »allgemeinen Charaktere« des prämonetären Werts überhaupt »erscheinen« und realisieren sich nicht in einer *prä*monetären Tauschwertstruktur, sondern sogleich in der *monetären* Ware-Geld-Struktur. Der prämonetäre Wert überhaupt vermag sich nicht in einem prämonetären Tauschwert zu realisieren, aber in seinem eigenen prämonetären Charakter ist er insofern höchst real. Dieser Wert ist das »ens realissimum«[58] im Sinne Adornos, der Motor der »dialektischen Entwicklung«, ein Prinzip, das sich letztlich erst in der Weltmarktbewegung des Kapitals realisiert.

Wie man sieht, kranken die *Materialien* sowie *Zur Dialektik der Wertform* auch daran, daß mir die Tragweite der Begrifflichkeit des »kurzen Umrisses« vom 2. April 1858 ebensowenig bewußt war wie die des Resümees der Werttheorie in der Erstausgabe. Überhaupt stellen sich mir heute die Probleme einer »Rekonstruktion« als wesentlich schwieriger dar als vor fünfundzwanzig Jahren; daß einzelne Autoren hierbei hoffnungslos überfordert sind, hatte ich mit dem Titel *Materialien* angedeutet: lediglich einige Bausteine sollten geboten werden. Diese Vorstellung war ein wenig naiv, geht es doch vor allem um die »Rekonstruktion« der »Methode«. Den Satz aus dem Briefwechsel, Marx habe seine Methode »versteckt«, hatte ich ebenso überlesen wie bislang noch jeder Marx-Interpret; erst vor etwa fünf Jahren bin ich darauf aufmerksam geworden.

Unter all diesen Vorbehalten mögen die *Materialien* dennoch einige nützliche Gedanken enthalten. Der Aufsatz *Zur Dialektik der Wertform* enthält im wesentlichem programmatische Überlegungen, die in großem Umfang auch die Problemstellungen der folgenden Arbeiten bestimmen sollten und teilweise ihre Aktualität insofern behauptet haben, als sie immer noch ungelöste Probleme bezeichnen. Andere lassen sich begreiflicherweise bloß als allererste Versuche charakterisieren, das Problem der abstrakten Wertgegenständlichkeit, d. h. der Realabstraktion und des dialektischen Widerspruchs zu thematisieren - seine Auflösung ist an die Ausarbeitung der »anderen Logik« im Sinne Derridas gebunden, die wiederum die Möglichkeit des »Umfunktionierens« der Hegeischen Wesens- und Begriffslogik voraussetzt. Hierzu wiederum wird niemand auch nur »im Scherz behaupten« wollen, »es lägen abso-

lut bündige Antworten« vor, wirft dies doch die »uralte«, bis auf Plato zurückreichende »Grundfragen der Philosophie«[39] auf

Vergleicht man den ersten Aufsatz von 1969 mit dem 1997 verfaßten Text *Zur logischen Misere der Nationalökonomie,* so wird es Leser auffallen, daß immer wieder dieselben Autoren diskutiert werden, oft sogar dieselben Zitate. Was sind die Gründe dafür, daß es mir immer wieder auf die Diskussion der Simmelschen *Philosophie des Geldes* und etwa eines halbes Dutzend nationalökonomischer Autoren ankommt, die, von Schumpeter abgesehen, einem jüngeren Ökonomen kaum noch dem Namen nach bekannt sind?

Das Thema meiner Arbeiten ist im Grunde immer nur eines: das Problem des Fetischismus. Es stellt sich dreifach dar: als das der Gegenständlichkeit des ökonomischen Gegenstandes, dann als das Problem seiner widersprüchlichen Struktur, d. h. als das Problem von Einheit und Differenz und schließlich als das seiner Analyse auf der Grundlage nichtempirischer Theorien. Es gibt nun in der deutschen Ökonomie kaum mehr als jenes halbe Dutzend ökonomischer Autoren, die sich mit diesen hochgradig kontroversen Themen auseinandergesetzt haben - sehen wir einmal davon ab, daß dies nicht ein einziges Mal unter der expliziten Problemstellung des »Fetischismus« von Ware, Geld und Kapital geschehen ist. So ist es zu begreifen, daß unter methodologischen Gesichtspunkten diesen wenigen Autoren im Vergleich zu den »klassischen« im weiteren Sinne eine Aufmerksamkeit gebührt, die ihrer öffentlichen Wirksamkeit keineswegs entspricht. Wenn die Ökonomie den Untertitel des *Kapital - Kritik der politischen Ökonomie* im Sinn einer »Kritik der ökonomischen Kategorien« - in der mehr als hundertjährigen Diskussion um dieses Werk kaum zur Kenntnis genommen hat, so liegt dies offenkundig darin begründet, daß die übergroße Mehrheit der Ökonomen das Hauptthema dieser Kritik, den Fetischcharakter der ökonomischen Kategorien, gemieden hat und immer noch meidet wie der sprichwörtliche Teufel das Weihwasser. Dies ist begreiflich, gibt es doch gute Gründe für die Annahme, daß an die ökonomische Theorie an der Aufarbeitung der fetischistischen Struktur des ökonomischen Objekts scheitern muß. Mit der Frage nach dem Gegenstand stellt sich immer zugleich die Marxsche Frage: *»Gegenständlichkeit* von was?« (II.6/4) - und es liegt auf der Hand, daß die akademische Ökonomie die Antwort schuldig bleiben muß.

Nun ist jede ökonomische Kategorie eine *»gegenständliche Form«* (II.6/13) und als solche immer auch eine »subjektiv-objektive«, der sog. »absolute Preis« nicht ausgenommen. Die formalistischen Preistheorien - sowohl die walrasianische wie die neoricardianische - kommen dadurch zustande, daß aus dem sog. »absoluten Preis« ein »relativer Preis« herauspräpariert wird, der unter der Voraussetzung der Nivellierung von Produkt- und Faktorpreisen allerlei mathematischen Manipulationen zugänglich gemacht wird; das dadurch gewonnene Gleichungssystem sog. »relativer Preise« bedarfjedoch der Rückverwandlung in »absolute«; dies geschieht mittels der Quantitätsgleichung, in der als konstitutives Element aggregierte »absolute Preise« vorhanden sind, d. h. aber »gegenständliche« und »subjektiv-objektive« Formen (II.4.1/122), die als solche »verrückte Formen« (25/483) unabgeleitet, d. h. vorausgesetzt bleiben. In diesem scheinbar bloß formalen Verfahren unterläuft dem ökonomischen Modelltheoretiker ein Kategorienfehler. Er übersieht die *kategoriale Differenz* zwischen dem absoluten und dem relativen Preis: der absolute präsentiert sich als subjektiv-objektive Kategorie, der relative ist als ein Abstraktionsprodukt jedoch ein Modellbegriff, etwas bloß Subjektives; seine Rückverwandlung in den absoluten Preis ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Genesis seiner Gegenständlichkeit aufgezeigt werden kann, die »Vergegenständlichung«: es müßte gezeigt werden können, wie aus dem »Begriff« die »gegenständliche Form« entspringt - konstitutionstheoretische Versuche, wie sie Marx und Simmel in ihren Wertformanalysen unternommen haben. Doch weder die eine noch die andere ist dem ökonomischen Modelltheoretiker zu Gehör gekommen. Er scheint ihrer deshalb nicht zu bedürfen, weil sein Verfahren auf einer gigantischen Erschleichung beruht, einer *Erschleichung der Objektivität* seiner Modellbegriffe: indem er immer schon reale, d. h. absolute Preise in Anspruch nimmt, die er doch abzuleiten hätte, die der Quantitätsgleichung. Diese soll ihm die »Brücken zur Realität« bereitstellen - doch zu welcher? Es handelt sich um jene, die seinem modelltheoretischen Verfahren immer unzugänglich bleiben wird: die der »abstrakten« und doch »realen« Gegenständlichkeit. Der Schritt vom Modell zur Realität, d. h. vom subjektiven Begriff zur subjektiv-objektiven Kategorie müßte ihn in den Abgrund einer Begrifflichkeit stürzen, die ihm als »metaphysische« oder gar »dialektische« noch immer Schauer über den

Rücken jagt. Er muß daher in Kauf nehmen, daß wie ein deus ex machina höchst Gespenstiges auftaucht, die *»objektive* Äquivalenz« in Gestalt des Kreislaufaxioms, auf das er bereits auf der modelltheoretischen Ebene der relativen Preise verwiesen ist. Was hier *»objektiv«* bedeuten soll, vermag er nie und nimmer begrifflich zu artikulieren; das »Objektive« bleibt in der subjektivistischen Ökonomie ein Gespenst, in der neoricardianischen ein ewiges Rätsel, zu dessen Lösung eine kleine Prise Marx eingefordert wird; irgendwie meint der Neoricardianer zu wissen, daß es sich um Soziales handelt, das er berechnet - und für dies Soziale bleibt auch in neoricardianischer Sicht nun mal Marx zuständig- selbst Alfred Amonn wollte dies anerkannt wissen.

Am Problem der gespensterhaften sozialökonomischen Objektivität setzte denn schon früh jene nominalistische Kritik an, die Marx als »Skeptizismus in der politischen Ökonomie« (26.3/106) charakterisiert hat. Doch allzu ernst mochte er diese verflachte Gestalt des Skeptizismus nicht nehmen; Marx tat als Kenner des echten, d. h. antiken Skeptizismus gut daran, ein »Mißtrauen in dies Mißtrauen«[60] zu setzen. Den sog. »absoluten Wert« kritisierte Bailey, doch am relativen Wert, damit am Preis wollte er festhalten. Marx nahm jedoch Bailey beim Wort, analysierte seine Definitionen und zeigte ihm, daß »seine >Relation zum Geld< bloß imaginär« (26.3/153 Fn.), mithin selbst der Preis für ihn »imaginär« ist, mithin in jeder ökonomischen Kategorie »sicher kein Sinn steckt«[61] und niemand sagen kann, »was das alles sagen will«[62] - also bloß noch der »Weg der Verzweiflung« offenbleibt, der »Verzweiflung an den (...) natürlichen Vorstellungen (...) und Meinungen«, daß es also auf einen »sich vollbringenden Skeptizismus« ankommt,[163] d. h. auf die Dialektik.

All jenen anti-werttheoretischen Ökonomen gilt die Marxsche Kritik, daß ihre Formen »bloß imaginär und haltlos« (26.2/188) sind. Mit dem Stichwort der »Haltlosigkeit«, gemeint ist die Haltlosigkeit der Phänomene, sind wir denn wieder beim Thema des »Skeptizismus in der politischen Ökonomie«, nämlich des Grundproblems der »Unfaßlichkeit«, »Unbestimmtheit« oder »Sinnlosigkeit« der nationalökonomischen Größen und Gegenstände sowie der »logischen Misere« und »methodologischen Tragödie« der Nationalökonomie.

Die geforderte »Pathologie« dieses Fachs kann in nichts anderem bestehen als in der Ausarbeitung einer *Aporetik* des fetischistischen Den-

kens in der Nationalökonomie; im ersten Aufsatz wird ein solcher Versuch am Beispiel Alfred Amonns, des prominentesten Methodologen der deutschen Nationalökonomie, unternommen; seine Irrungen und Wirrungen sind nicht Denkschwächen dieses scharfsinnigen Analytikers zuzuschreiben, sondern der Untauglichkeit der neukantianischen Methodologie sowie der *Tücke des nationalökonomischen Objekts.*

Mir bleibt noch, mich bei Michael Hintz für die nachdrückliche Hilfestellung zu bedanken, die er mir als Freund und Buchhändler erwiesen hat, bei Joachim Bruhn, der sich an mir als materialistischer Geburtshelfer versucht hat, und schließlich und herzlichst bei Stefan Krauss, der die große Mühe auf sich genommen hat, den wissenschaftlichen Apparat auf seine Richtigkeit zu überprüfen und auf den neuesten Stand zu bringen.

Frankfurt, im September 1997

Anmerkungen

[1] J. Dcrrida, *Marx' Gespenster,* 88.

[2] Ebd., 156.

[3] Ebd., 86.

[4] K. O. Hondrich, *Gefangen im Konsens,* 88.

[5] J. Dcrrida, *Marx' Gespenster,* 31 f

W. Sombart, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 653.

[7] J. Niehans, *Klassik als nationalökonomischer Mythus,* 4 u. 7.

[8] G. Picht, *Der Begriff der Natur und seine Geschichte,* 43 u. 207.

B. Lakebrink, *Der Widerspruch nach Hegel und Marx,* 238. Eine ähnliche Position hinsichtlich der Frühschriften ist schon 1932 von Herbert Marcuse in *Neue Quellen zur Grundlegung des Historischen Materialismus* vertreten worden, Lakebrink hat sie jedoch hinsichtlich des »dialektischen Widerspruchs« prägnanter formuliert.

[10] M. Horkheimer, *Gesammelte Schriften,* Bd. 14, 439.

[11] Es gab hierzu einen ernstzunchmenden Ansatz in dem einschlägigen Kapitel von Walter Tuchscheerers *Bevor >Das Kapital entstand;* der frühe Tod des Autors dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, daß seine gründlichen Überlegungen zum Marxschen Begriff der »allgemeinen Arbeit« wohl niemals diskutiert worden sind.

12 G. Lukäcs, *Was ist orthodoxer Marxismus?,* 58 f.

13 G. Lukäcs, *Was ist orthodoxer Marxismus?* (Erstfassung), 67; Lukäcs war sic Tragweite und die Problematik jedweden Versuchs, die Marxsche »Methode« zu rekonstruieren, völlig im klaren: seine »Blätter (...) erheben keinen Augenblick den Anspruch, selbst die Skizze zu einer solchen Dialektik zu bieten«. (Vorwort [1922] zu *Geschichte und Klassenbewußtsein,* 55)

14 E. Bernstein, *Die Voraussetzungen des Sozialismus,* 80.

15 Auf diesen Satz sind m. W nur zwei Autoren aufmerksam geworden: R. Rosdolsky, *Zur Entstehungsgeschichte des Manschen >Kapitali,* Bd. 2, 533, und M. M. Rosental, *Die dialektische Methode der politischen Ökonomie fort Karl Marx,* 398; beide Autoren unterlassen es freilich, diesen Satz in einem prinzipiellen und umfassenden Zusammenhang zu erörtern, insbesondere im Kontext des Marx/Hcgelschcn Gcsctzcsbegriffs.

16 H.-G. Gadamcr, *Die verkehrte Welt,* 117 ff.

17 M. M. Rosental, *Die dialektische Methode,* 410 u. 478.

18 K. Hartmann, *Die Marxsche Theorie,* 546.

19 Ebd., 408; diese Untersuchung ist wohl nicht bloß die erste, sondern auc letzte Arbeit eines Marx-Kritikers, die sich dem Versuch widmet, die Marxsche Entwicklungsmethode vom *Rohentwurf* her umfassend zu interpretieren.

20 In der Erstausgabe des *Kapital* findet sich 1867 noch ein Satz, der einen dialektischen Übergang zum Akkumulationskapitcl andeuten sollte: »Der Fortgang der Darstellung führt später durch seine eigne Dialektik zu jenen konkreteren Formen« (II.5/457); da mit der »Kondensicrung« auch die Dialektik bloß noch phrasenhaft umschrieben werden konnte, hat Marx diesen Satz in der zweiten Ausgabe konsequenterweise gestrichen.

21 M. Horkheimer, *Gesammelte Schriften* Bd. 14, 358.

22 Zur überragenden Rolle des Subjektbegriffs bei Marx siehe die vorzügliche Abhandlung von Ccsarc Luporini, *»Die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes«.*

23 K. Löwith, *Vermittlung und Unmittelbarkeit bei Hegel, Marx und Feuerbach,* 190.

24 Th. W Adorno, Soziologie *und empirische Forschung,* 81.

25 Th. W. Adorno, Einleitung zum *Positivismusstreit in der deutschen Soziologie,* 44 u. 55.

26 Zum Problem des Subjekt/Objekt-Charakters der Gesellschaft siehe auch ebd., 43, 16, 40.

27 H, Riese, *Geld: Das letzte Rätsel der Nationalökonomie,* 45.

28 D. Ipsen, *Erwiderung zur Kritik,* 246.

29 J.A. Schumpeter, *Aufsätze zur ökonomischen Theorie,* 326.

K. Eicker-Wolf u. a., Einleitung zu *Wirtschaftspolitik im theoretischen Vakuum?,* 10.

31 J. Wcimann, *Die Funktion der normalen Wissenschaft in den Wirtschaftswissenschaften,* 278f

32 R. Porstmann, Wissenschaftstheoretische Grundfragen, Bd. 1,197.

H. Riese, *Geld: Das letzte Rätsel der Nationalökonomie,* 60.

34 V. F. Wagner, *Geschichte der Kredittheorien;* siehe ferner die Schrift des ehemaligen Mitarbeiters Wagners, B. Fritsch, *Die Geld- und Kredittheorie von Karl Marx,* die einen gu-

ten Überblick zwar nicht über die Geld-, aber über die Kreditthcorie Marxens verschafft, die der großen Untersuchung Wagners zugrunde liegt; dieses Werk setzt sich mit jenen Theorien auseinander, die wie Riese eine Schöpfung des Geldes aus dem »Nichts« behaupten.

Veit sieht den Grund für die »Wirrnis über das allgemeinste Problem des Geldes« darin, daß die »qualitative Abgrenzung« zwischen Geld und Liquidität nicht durchgeführt und nicht gesehen wird, daß Geld durch »Verbrauchsverzicht ex ante und ex post«, mithin keineswegs aus dem Nichts entsteht. (*Der Werl unseres Geldes,* 117 u. 112)

36 F. Kaulbach, *Die transzendentale Einheit,* 157 ff. u. 149 f.

37 B. Liebrucks, *Sprache und Bewußtsein,* Bd. 4, 4.

Ebd., Bd. 6.3, 370.

39 Ebd., Bd. 4, 198.

40 B. Liebrucks, *Über den logischen Ort des Geldes,* 266 u. 309.

B. Liebrucks, *Sprache und Bewußtsein,* Bd. 5, 231.

42 Als ein Beispiel hierfür können die Publikationen der UTB-Reihe dienen, in der drei von Ökonomen verfaßte Arbeiten zum *Kapital* erschienen sind, die im Negativen darin übereinstimmen, daß jede von ihnen das Fetischkapitel ignoriert: W. Steitz, *Einführung in die politische Ökonomie des Marxismus,* H.-R. Peters, *Politische Ökonomie des Marxismus;* J. Kromphardt, *Konzeptionen und Analysen des Kapitalismus.* Ähnlich verhält es sich mit dem einschlägigen Kapitel bei J. Kromphardt u. a., *Methoden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften,* das zwar ebenfalls das Fetischkapitel ignoriert, aber dennoch den daher mißglückten Versuch unternimmt, eine »griffige Kennzeichnung« (ebd., 214) für Marxens »dialektische Darstellung« zu liefern, wobei dem Verfasser freilich darin zuzustimmen ist, daß »Unterhaltungen« über die »Marxsche Methode (...) sich (...) oftmals als einziges Verwirrspiel« entpuppen. (Ebd., 213) Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß, wie generell in der akademischen Ökonomie, auch für die Autoren dieser Schriften der *Rohentwurf* nicht zu existieren scheint.

43 J. Derrida, *Marx'Gespenster,* 242.

44 Ebd., 73, 236,240.

45 Ebd., 21.

E. v. Böhm-Bawerk, *Gesammelte Schriften,* Bd. 2, 489 u. 518 f

47 J. Dcrrida, 256 f.

48 Ebd., 108.

49 Ebd., 62, 165,36.

50 A. Sohn-Rethel, *Notizen,* 223; die Notizen wurden von Adorno verfaßt.

51 Ebd., 226.

52 M. Horkheimer, *Gesammelte Schriften,* Bd. 14, 351 u. 520.

53 Ebd., 325. Horkheimer fährt fort: »solange wir keine bessere Theorie haben, die Gesellschaft zu verstehen, müssen wir an der seinigen festhalten«; ferner: »Die heutige Gesellschaft und die Geschichte sind ohne Marx nicht zu verstehen« (ebd., 448); »Zustimmung (...) zu Marx als demjenigen, der die Struktur der Gesellschaft durchschaut hat.« (Ebd., 546) Es ist ganz unwahrscheinlich, daß sie in Habermas' Kommunikations-

theorie die »bessere Theorie« gesehen hätten, denn Gesellschaftsthcorie ohne ökonomiekritische Fundierung war ihnen schlechterdings unvorstellbar.

54 Siehe den Anhang zu diesem Band, 512.

55 Fbd. - Solche konstitutionstheoretischen Überlegungen zur Werttheorie waren Habermas entweder fremd oder aber ganz gleichgültig. In seinen frühen Arbeiten zur Marxschen Theorie stützt sich der junge Philosoph in seiner Ablehnung der Marxschen Werttheorie - daher auch der Mehrwerttheorie - auf nationalökonomische Autoritäten, auf Schumpeter und Joan Robinson, und zwar in Unkenntnis darüber, daß der späte Schumpeter seine negative Beurteilung selbstkritisch revidiert hatte und auch die späte Joan Robinson trotz ihrer Vorbehalte Marx wieder näherrückte. In seinem Literaturbericht. *Zur Logik der Sozialwissenschaften* taucht die Marxsche Wert- und Mehrwerttheorie gar nicht mehr auf; stillschweigend schloß sich Habermas der subjektivistischen Neoklassik an, die von Adorno in seinen Vorlesungen, andeutungsweise selbst in der *Negativen Dialektik,* immer wieder mit Spott und Hohn kommentiert worden ist.

56 H. Grossmann, *Marx, die klassische Nationalökonomie und das Problem der Dynamik,* 24; siehe auch die Protokolle der Diskussion der Mitarbeiter des Instituts zur Marxschcn Wertlehre vom 15. April 1936, 24. April 1936 und 11. Mai 1936 sowie weiterer Diskussionen über die Marxsche Methode: E. Fromm u. a., *Die Marxsche Methode,* 399 ff.

57 H.-J. Krahl, *Zur Wesenslogik der Marxschen Warenanalyse,* 50; der Titel des Aufsatzes ist irreführend, von einer wesenslogischen Konkretisierung der Warenanalyse, die über das von mir hinsichtlich der Kategorie Verdoppelung Dargelegte hinausgeführt hätte, etwa zum Problem der Ware als »unmittelbarem Widerspruch«, kann gar keine Rede sein. Vermutlich stammt der Titel von den Herausgebern. Er wiederholt lediglich in neuen Umschreibungen die Kategorie »Verdopplung«; einen Schritt weiter führt eher sein Aufsatz *Bemerkungen zum Verhältnis von Kapital und Hegelscher Wesenslogik,* doch die fast gleichzeitige Ausarbeitung desselben Problems bei Helmut Reichelt, mit gewissen Einschränkungen auch bei Klaus Hartmann, war weit gründlicher: die Funktion der »dialektischen Darstellung« war Krahl ganz entgangen.

58 Th. W Adorno, *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?,* 364.

59 J. Ritsert, *Was ist Dialektik?* 5.

60 G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes,* 69.

61 S. Bailcy, zit. n. 26.3/144.

62 Zit. n. 26.3/129.

G. W F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes,* 72 f.

Zur Dialektik der Wertform

Bei einer kritischen Durchsicht der Sekundärliteratur zum *Kapital* läßt sich der Nachweis erbringen, daß die Arbeitswerttheorie nur in einer grob vereinfachten und häufig gänzlich entstellten Form rezipiert oder kritisiert worden ist. So ist es vor allem der positivistischen Marx-Interpretation eigentümlich, klassische und marxistische Werttheorie zu identifizieren. Schumpeter steht stellvertretend für andere, wenn er die Eigenständigkeit der Marxschen Wertanalyse bestreitet: »Das wirkliche Verständnis seiner Wirtschaftslehre beginnt mit der Erkenntnis, daß er als Theoretiker ein Schüler Ricardos war.«[1] »Seine Werttheorie ist die Ricardianische. (...) Marxens Argumente sind bloß weniger höflich, weitschweifiger und philosophischen im schlimmsten Sinne des Wortes.«[2] Die »ökonomistische« Interpretation muß jedoch die kritische Intention der Marxschen Werttheorie verfehlen: aus der *Kritik* der politischen Ökonomie wird *eine* »Wirtschaftslehre« neben vielen anderen. Das positivistische Verständnis führt notwendig dazu, die Marxsche Theorie der Gesellschaft in ein Bündel von soziologischen und ökonomischen Hypothesen oder »Tatsachenbeobachtungen« aufzulösen. Die von Böhm-Bawerk als »dialektischer Hocuspokus« oder von Schumpeter als »philosophisch« diskreditierten Argumente finden sich vor allem in der Lehre von der Wert*form.* Soweit diese überhaupt zur Darstellung kommt, wird sie entweder unverständlich oder aber kommentarlos referiert. Die Verständnislosigkeit der Interpreten ist um so erstaunlicher, als Marx, Engels und Lenin wiederholt auf die eminente Bedeutung der Wertformanalyse hingewiesen haben. Im Vorwort zum *Kapital* warnt Marx nachdrücklich davor, die Lehre von der Wertform zu vernachlässigen: »Für die bürgerliche Gesellschaft ist aber die Warenform des Arbeitsprodukts oder die Wertform der Ware die ökonomische Zellenform. Dem Ungebildeten scheint sich ihre Analyse in bloßen Spitzfindigkeiten herumzutreiben.« (23/12) Die Ricardo-Schule eingeschlossen, habe sie »der Menschengeist seit mehr als 2000 Jahren vergeblich zu ergründen gesucht«. (Ebd.) Aus dem Zitat geht hervor,

daß Marx in Anspruch nimmt, zum ersten Mal in der Geschichte der Forschung diese »rätselhafte Form« durchschaut zu haben.

Die mangelhafte Rezeption der Wertformanalyse ist aber nicht allein einer gewissen Problemblindheit der Interpreten anzulasten. Die Unzulänglichkeit ihrer Darstellungen läßt sich wohl nur von der Annahme her verstehen, daß Marx keine abgeschlossene Fassung seiner Arbeitswertlehre hinterlassen hat. Obwohl er sie in der *Kritik der politischen Ökonomie* von 1859 bereits entwickelt hatte, sah Marx sich genötigt, die Wertformanalyse in drei weiteren, jeweils voneinander abweichenden Fassungen darzustellen, »weil selbst gute Köpfe die Sache nicht ganz richtig begriffen, also etwas Mangelhaftes an der ersten Darstellung sein mußte, speziell der *Analyse der Ware«.* (31/534) Eine zweite, gänzlich neue Darstellung gibt Marx in der *Erstauflage* des *Kapital.* Doch schon während der Drucklegung wurde Marx von Engels und Kugelmann auf die »Schwerverständlichkeit« der Wertformanalyse hingewiesen und deshalb angeregt, eine dritte, nunmehr popularisierte Darstellung als Anhang hinzuzufügen. Eine vierte, wiederum von den vorhergegangenen Darstellungen abweichende Fassung wird für die *zweite* Auflage des *Kapital* erarbeitet. Weil aber in dieser vierten und letzten Fassung die dialektischen Implikationen der Wertformproblematik immer mehr verblassen und Marx bereits in der Erstauflage »die Analyse der Wertsubstanz (...) möglichst popularisiert« (23/11) hat, mußten erhebliche Meinungsverschiedenheiten in der Interpretation dessen auftreten, was Marx mit den Begriffen »Wertsubstanz« und »abstrakte Arbeit« bezeichnen wollte.[3] Es bleibt daher ein vordringliches Desiderat der Marx-Forschung, aus den mehr oder minder fragmentarischen Darstellungen und den zahlreichen, in anderen Werken verstreuten Einzelbemerkungen das Ganze der Werttheorie zu rekonstruieren.

Im Vorwort zur Erstauflage des *Kapital* spricht Marx noch ausdrücklich davon, daß »Dialektik« seine Darstellung der Arbeitswertlehre kennzeichne. (II.5/11 f.) Wenn die herkömmlichen Interpretationen ausnahmslos diese Dialektik ignorieren, so muß der Frage nachgegangen werden, ob das »Mangelhafte der Darstellung« nicht nur die Wertformanalyse, sondern schon die beiden ersten Abschnitte im ersten Kapitel des *Kapital* betrifft. Lenin insistiert auf dem dialektischen Charakter des Marxschen Verfahrens: »Man kann das *Kapital* von Marx

und besonders das erste Kapitel nicht vollkommen begreifen, wenn man nicht di*e ganze* Logik Hegels durchstudiert und begriffen hat.« Er schließt hieraus: »Folglich hat nach einem halben Jahrhundert keiner von den Marxisten Marx begriffen!!«[4] Hat also »nach einem ganzen Jahrhundert keiner von den Marxisten Marx begriffen«, oder ist Marx in seiner Popularisierung der beiden ersten Abschnitte des Kapitels *Die Ware* so weit gegangen, daß die »Deduktion« des Werts sich überhaupt nicht mehr als dialektische Bewegung begreifen läßt?

Im ersten Abschnitt geht Marx bekanntlich in der Weise vor, daß er von dem >empirischen< Faktum Tauschwert ausgeht und diesen als »Erscheinungsform eines von ihm unterscheidbaren Gehaltes« bestimmt. Dasjenige, was dem Tauschwert >zugrunde< liegen soll, wird Wert genannt. Im Fortgang der Analyse ist dieser zunächst jedoch unabhängig von seiner Form zu betrachten. Die von der Erscheinungsform unabhängige Analyse des Wesens führt nun dazu, daß Marx gänzlich unvermittelt, ohne Aufweis einer inneren Notwendigkeit, zur Analyse der Erscheinungsform zurückkehrt: »Wir gingen in der Tat vom Tauschwert (...) der Waren aus, um ihrem darin versteckten Wert auf die Spur zu kommen. Wir müssen jetzt zu dieser Erscheinungsform des Wertes zurückkehren.« (23/62) Ist nun diese Entwicklung noch als Ausdruck jener Methode verstehbar, die Marx in seiner Einleitung zu den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie* als das Aufsteigen »vom Abstrakten zum Konkreten« (42/35) charakterisiert? Die »Reproduktion des Konkreten«, das sich nunmehr als »reiche Totalität von vielen Bestimmungen«, - als »Einheit des Mannigfaltigen« (ebd.) darstellen soll, wird doch wohl erst von folgender Fragestellung her verständlich: Wie *wird* der Wert zum Tauschwert und zum Preis - warum und in welcher Weise hat der Wert sich im Tauschwert und im Preis als den Weisen seines »Andersseins« aufgehoben? Mir scheint, daß die Darstellungsweise im *Kapital* keineswegs das erkenntnisleitende Motiv der Marxschen Wertformanalyse durchsichtig macht, die Frage nämlich, *»warum dieser Inhalt jene Form annimmt«.* (23/95; Herv. d. Verf.) Die mangelhafte Vermittlung von Substanz und Form des Werts kommt schon darin zum Ausdruck, daß in der Entwicklung des Werts ein Bruch aufweisbar ist: Der Ubergang vom zweiten zum dritten Abschnitt des ersten Kapitels ist als *notwendiger* Übergang nicht mehr einsichtig. Was sich daher dem Leser einprägt, ist die scheinbar leichtverständliche

Lehre von der Wertsubstanz und dem Doppelcharakter der Arbeit, die in den beiden ersten Abschnitten entfaltet wird. Der dritte Abschnitt aber - die Lehre von der Wertform wird meist nur als zusätzlicher Beweis oder als »dialektisches« Ornament dessen verstanden, was in den beiden ersten Abschnitten ohnehin schon abgeleitet wurde. Daß der »allgemeine Gegenstand« als solcher, das heißt der Wert als Wert sich gar nicht ausdrücken läßt, sondern nur in verkehrter Gestalt »erscheint«, nämlich als »Verhältnis« von zwei Gebrauchswerten, entzieht sich dem Verständnis des Lesers. Ist aber die Entwicklung Tauschwert-Wert-Wertform nicht mehr begreifbar als dialektische »Bewegung vom unmittelbaren >Sein< durch das >Wesen< zur vermittelten >Existenz<«, dergestalt, daß »die Unmittelbarkeit aufgehoben und als vermittelte Existenz wieder gesetzt wird«,[5] so wird auch der Ursprung jener >dialektischen Interpretationen< verständlich, die auf eine Karikatur von Dialektik hinauslaufen. Die Marxsche Warenanalyse stellt sich dann dar als - unvermittelter - »Sprung vom Einfachen zum Komplizierten, von der Substanz zur Erscheinungsform«[6] Das Wesen im Unterschied zur Erscheinungsform wird formallogisch als das »Allgemeine, Typische und Hauptsächliche« bestimmt. Die Vermittlung von Wesen und Erscheinungsform ist nur noch als pseudodialektische Bewegung pseudodialektischer Widersprüche konstruierbar: »Das Allgemeine existiert (...) nicht unabhängig von den Einzelerscheinungen. Es ist als Allgemeines, Invariantes (!) in ihnen enthalten.«[7] Selbst jene Autoren, die in Anspruch nehmen können, »die ganze Logik Hegels durchstudiert und begriffen zu haben«, geben keinen Aufschluß darüber, in welcher Weise die Grundbegriffe der Werttheorie dialektisch strukturiert sind. Die dialektische Methode kann sich nicht darauf beschränken, die Erscheinungsform nur auf das Wesen zurückzuführen: sie muß darüber hinaus auch zeigen, warum das Wesen gerade diese oder jene Erscheinungsform annimmt. Statt sich darauf zu konzentrieren, die dunklen und scheinbar unerklärbaren Stellen zu interpretieren, erfolgt die Darstellung bei jenen >philosophischen< Marxisten vielfach rein referierend.

Der Bruch zwischen den beiden ersten Abschnitten und dem dritten Abschnitt macht aber nicht nur die methodologische Struktur der Wertlehre problematisch, sondern erschwert vor allem das Verständnis dessen, was Marx unter der »selbst einigermaßen geheimnisvollen

Überschrift«[8] *Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis* entwickelt. Diese Überschrift bezeichnet bekanntlich den vierten Abschnitt des ersten Kapitels. Von einer unsystematischen und deshalb das Verständnis der Lehre vom Fetischcharakter erschwerenden Gliederung der ersten Abschnitte muß gesprochen werden, weil das »Geheimnis« nicht erst im vierten, sondern bereits im dritten Abschnitt sichtbar wird und in der Lehre von den drei Eigentümlichkeiten der Äquivalentform dechiffriert sein soll. Daß der Inhalt des vierten Abschnitts nur vom dritten her verständlich wird, geht schon aus der Gliederung des Anhangs der Erstauflage von 1867 hervor, dem Marx den Titel »Wertform« vorangestellt hat. Dieser Anhang - nur als popularisierte Fassung der Wertformanalyse konzipiert - enthält die Analyse des Fetischismus, freilich nicht als selbständige Lehre, sondern lediglich als »vierte Eigentümlichkeit« der Äquivalentform.

Diese Zuordnung läßt erkennen, daß die Lehre vom Fetischcharakter - in der zweiten Auflage des *Kapital* erweitert und als vierter Abschnitt konzipiert - ihrem Inhalt nach nur als verselbständigter Teil des dritten Abschnitts zu verstehen ist. Die Eliminierung oder kommentarlose Darstellung des dritten Abschnitts, der die »Dunkelheit der ersten Kapitel des *Kapitals* über den Wert«[9] ausmacht, äußert sich vor allem in folgenden Fehlinterpretationen:

1. Zahlreiche Autoren ignorieren den Anspruch der Arbeitswertlehre, das Geld als Geld abzuleiten und somit eine spezifische Geldtheorie zu inaugurieren. Es ist dann nicht mehr verwunderlich, wenn diese Interpreten nur die Werttheorie darstellen, die Geldtheorie hingegen ausscheiden oder korrigieren und deshalb kaum noch imstande sind, den Unterschied zwischen der klassischen und der marxistischen Arbeitswerttheorie plausibel zu machen. Sie verkennen, daß die Grundbegriffe der Werttheorie nur dann verstanden sind, wenn sie ihrerseits das Verständnis der geldtheoretischen Grundbegriffe ermöglichen.[10] Die Werttheorie ist adäquat interpretiert, wenn die Ware so gefaßt wird, daß sie sich im Prozeß eines »immanenten Über-sich-Hmausgehens« als Geld setzt. Dieser innere Zusammenhang von Ware und Geld verbietet es, die Marxsche Werttheorie zu akzeptieren und dabei die mit ihr gesetzte Geldtheorie zu verwerfen. Die »Roheit und Begriftslosigkeit«, Produktions- und Zirkulationssphäre - »das organisch Zusammengehörende« - »zufällig aufeinander zu beziehn, in einen bloßen

Reflexionszusammenhang zu bringen« (42/23), kennzeichnend für die Interpretation der austromarxistischen Schule, ist Ausdruck der Unfähigkeit, die Werttheorie *als Wertformanalyse* zu verstehen.

2. Der Zusammenhang zwischen der Arbeitswertlehre marxistischer Prägung und dem Phänomen der Verdinglichung bleibt undurchsichtig. Marx hebt zwar im vierten Abschnitt ausdrücklich hervor: »Die späte wissenschaftliche Entdeckung, daß die Arbeitsprodukte, soweit sie Werte, bloß sachliche Ausdrücke der in ihrer Produktion verausgabten menschlichen Arbeit sind, macht Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, aber verscheucht keineswegs den gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Charaktere der Arbeit.« (23/88) »Die Bestimmung der Wertgröße durch die Arbeitszeit ist (...) ein unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Warenwerte verstecktes Geheimnis. Seine Entdeckung hebt den Schein der bloß zufälligen Bestimmung der Wertgrößen der Arbeitsprodukte auf, aber keineswegs ihre sachliche Form.« (23/89) Diese klare Aussage hält aber zahlreiche Autoren keineswegs davon ab, eben jenes »unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Warenwerte versteckte Geheimnis« als Untersuchungsgegenstand der Marxschen Lehre vom Warenfetischismus auszugeben. Diesen Interpretationen zufolge ist es das »Geheimnis« der Wert*größe*, nicht aber das »Geheimnis« jenes »gegenständlichen Scheins« oder der »sachlichen Form«, was den »mystischen Charakter« der Ware ausmacht. Dann aber war schon mit den Entdeckungen der klassischen Arbeitswertlehre die Genesis der Verdinglichung durchschaut. Wiederum zeigt sich, daß eine isolierte Darstellung der Werttheorie die wesentliche Differenz der Marxschen und der klassischen Analyse nicht mehr hervortreten läßt.

Die das Wesen des Warenfetischismus verfehlende Darstellung läßt sich so kennzeichnen: Die Autoren referieren einige Sätze aus dem Fetischkapitel des *Kapital* und interpretieren sie begrifflich, meist auch terminologisch, in der Weise der *Deutschen Ideologie* - ein Manuskript, in dem Marx und Engels die Bedeutung der Arbeitswerttheorie noch verkannten. Das einschlägige Zitat lautet: Den Produzenten *»erscheinen* (...) die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie *sind,* d. h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und *gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen«.*

(23/87; Herv. d. Verf.) Aus diesem Zitat wird lediglich herausgelesen, daß die sozialen Verhältnisse sich den Menschen gegenüber »verselbständigt« haben. Eine Feststellung, die das Thema der Frühschriften ausmacht und unter dem Stichwort »Entfremdung« oder »Entpersönlichung« zum Gemeinplatz konservativer Kulturkritik geworden ist. Worauf es in der *Kritik* der politischen Ökonomie ankommt, ist aber nicht die bloße Beschreibung dieses Tatbestands, sondern die Analyse seiner Genesis.

Eine genuine Interpretation des Fetischcharakters hat demnach diesen Text in folgender Weise aufzugliedern und zu untersuchen:

1. Wie ist für Marx das »gesellschaftliche Verhältnis der Sachen« strukturiert?

2. Warum und inwiefern läßt sich das »Verhältnis der Sachen« nur als eine »ihm selbst äußerliche und bloße Erscheinungsform dahinter versteckter menschlicher Verhältnisse« (23/105) begreifen? Hieraus ergeben sich weitere Fragen.

a. Die »menschlichen Verhältnisse« werden als »gesellschaftliche Beziehungen von Privatarbeiten« oder auch als »gesellschaftliche Verhältnisse der Produzenten zur Gesamtarbeit« definiert. Was ist unter den Begriffen »Verhältnis« und »Gesamtarbeit« zu verstehen?

b. Was bezeichnet den Grund, warum »gesellschaftliche Beziehungen« *notwendig* dem Bewußtsein als ein Anderes »erscheinen«?

c. Was macht die Realität dieses Scheins aus: in welcher Weise ist dieser Schein selber noch ein Moment der Wirklichkeit?

d. Wie ist die Genesis abstrakter Wertgegenständlichkeit: zu begreifen: in welcher Weise »vergegenständlicht« sich das Subjekt, tritt es sich selbst als Objekt gegenüber? - Dieser mysteriöse Sachverhalt läßt sich auch folgendermaßen beschreiben: Der Wert eines Produkts ist als ein Gedachtes vom Produkt selbst unterschieden. Andererseits jedoch ist der Wert immer nur Wert eines Produkts und erscheint so als »ideelle Form« eines Materiellen. Als ein Gedachtes ist der Wert dem Bewußtsein »immanent«. In dieser Weise seines Seins wird er jedoch nicht gewußt: er setzt sich dem Bewußtsein als ein Fremdes entgegen. Die Realität der Arbeitsprodukte ist schon vorausgesetzt. Problematisch wird hier allein die Tatsache, daß die Arbeitsprodukte eine »von ihrer Realität verschiedne phantastische Gestalt« annehmen und nicht die Konstitution des *ens qua cm.*

Wir werden uns hier nur mit der ersten Frage befassen: Wie beschreibt Marx jene Struktur, die er als »gesellschaftliches Verhältnis der Sachen« bezeichnet? Es ist zunächst daran zu erinnern, daß die Gebrauchswerte immer schon in Preisform gesetzt sind. Insofern ist die Redeweise, daß die Gleichsetzung zweier Gebrauchswerte ein »Verhältnis« herstellt, mißverständlich: Rock und Leinwand *werden* nicht gleichgesetzt, sondern *sind* je schon gleichgesetzt. Die Gleichsetzung ist vollzogen, weil sie einem Dritten, dem Gold, gleichgesetzt werden und auf diesem Umweg einander gleich sind. Das *Wertverhältnis* ist stets *Wertausdruck.* Diese Gleichsetzung ist dann aber eine nur dem Wertinhalt nach, bezüglich der Form jedoch eine Ungleichsetzung: das eine Produkt wird Ware, das andere Geld. Das Verhältnis der Sachen, das »Wertverhältnis«, ist als »Wertausdruck« das Verhältnis von Ware und Geld. Als Preise sind die Produkte »nur verschiedene Quanta *desselben* Gegenstandes« (13/33), »nur noch vorgestellte Goldquanta von verschiedener Größe« (13/54). Sofern die Waren je schon als »Geldpreise dargestellt, (...) kann ich sie vergleichen; sie sind in fact schon verglichen. Um aber die Werte als Preise darzustellen, muß vorher der Wert der Waren als Geld sich dargestellt haben.« (26.3/161)

Dieses Problem impliziert die Lösung der Frage: »Wie kann ich überhaupt eine Ware in einer andren oder Waren als Äquivalent darstellen?« Der Inhalt der Marxschen Formanalyse ist die Genesis des Preises als Preis. Im Unterschied zur klassischen Arbeitswertlehre wird nunmehr der »Ubergang« vom Wert zum Tauschwert oder Preis als Problem erkannt: »Es ist einer der Grundmängel der klassischen politischen Ökonomie, daß es ihr nie gelang, aus der Analyse der Ware und spezieller des Warenwerts die Form des Werts, die ihn eben zum Tauschwert macht, herauszufinden.« (23/95 Fn.) Es blieb den Ricardianern verborgen, daß ihre Behauptung, die Arbeit bestimme den Wert der Ware, dem Wertbegriff selbst äußerlich bleibt: Bestimmungsgrund und Bestimmungsobjekt dieser Aussage bleiben unterschieden und stehen in keinem »inneren Zusammenhang«. Die Arbeit verhält sich zum Wert auch dann noch als ein Fremdes, wenn die Wertgröße als Funktion der verausgabten Arbeitsmenge bestimmt wird. So ist die Grundannahme der klassischen Ökonomie bloß eine Versicherung - ein »metaphysisches Dogma«. Samuel Bailey, ein Vorläufer der subjektivistischen Werttheorie, war mit seiner Kritik an der klassischen Schule

auf einen wunden Punkt gestoßen: »Wenn die Ricardianer dem Bailey grob, aber nicht schlagend antworten, so nur, weil sie bei Ricardo selbst keinen Aufschluß über den inneren Zusammenhang zwischen Wert und *Wertform* oder *Tauschwert* fanden.« (23/98 Fn.; Herv. d. Verf.) Der »absolute Wert« der Ricardo-Schule konnte deshalb von Bailey als ein »der Ware Eignes«, ihr »Innewohnendes«[11] und somit als »scholastische Erfindung« kritisiert werden. Bailey stellte die Frage: »>Einen Wert besitzen<, >einen Teil des Werts übertragen< (...), >die Summe oder Gesamtheit der Werte< usw. - ich weiß nicht, was das alles sagen will.«[12] Er antizipiert die Kr itik des modernen Subjektivismus, wenn er Ricardo vorhält: »Ein Ding kann ebensowenig an sich wertvoll sein ohne Bezug auf ein anderes Ding«.[13] »Der Wert einer Ware muß ihr Wert in etwas sein. (...) Es ist unmöglich, *den Wert* einer Ware *zu bestimmen* oder *auszudrücken,* es sei denn durch *eine Menge irgendeiner anderen Ware*.«[14] Wert und Tauschwert oder Preis sind für Bailey identisch und als ein bloß quantitatives Verhältnis von Gebrauchswerten definiert. Zwar ist der Wert nur als »relativer Wert«, als ein Verhältnis von Dingen ausdrückbar. Allein, »die Waare steht nicht einfach dem Geld gegenüber; sondern ihr Tauschwerth erscheint an ihr ideell als Geld, als Preiß ist sie ideelles Geld«. (II.2/69) Das Verhältnis von Ware und Geld ist also nicht nur ein quantitatives, sondern in mysteriöser Weise qualitativ strukturiert: als Waren sind die Produkte »ideelle Quanta Gold«, das Gold aber ist die »Realität ihres eignen Preisses«. (Ebd.) Der Versuch Baüeys, den Wert auf eine bloß quantitative Relation zu reduzieren, eskamotiert also die Problematik der Ware-Geld-Gleichung. »Weil er es in der *monetary expression* ausgedrückt findet, braucht er nicht zu »begreifen«, wodurch dieser Ausdruck möglich wird (...) und *was* er in der Tat ausdrückt.« (26.3/155) - Marx kritisiert die subjektivistische Position in einer Weise, deren grundlegende Bedeutung für die Kritik am modernen Positivismus, zumal dem der linguistischen Analyse, nur unzulänglich erkannt ist: »Es zeigt uns dies die Art der Kritik, die die in den widersprechenden Bestimmungen der Dinge selbst liegenden Schwierigkeiten gern als Reflexionsprodukte oder Widerstreit der definitions wegschwatzen will.« (26.3/129) »Daß das Paradoxon der Wirklichkeit sich auch in Sprachparadoxen ausdrückt, die dem common sense widersprechen, dem what vulgarians mean and believe to talk of, versteht sich von selbst. Die Widersprüche, die dar-

aus hervorgehn, daß (...) Privatarbeit sich als allgemeine gesellschaftliche darstellt, (...) liegen in der Sache, nicht in dem sprachlichen Ausdruck der Sache.« (26.3/134) Seiner minuziösen Auseinandersetzung mit Bailey ist aber auch zu entnehmen, daß Marx den »rationellen Kern« der semantischen Kritik ernst nimmt. Der »absolute Wert«, der nur seine »eigne Quotität und Quantität« ausdrückt, ist in der Tat ein Sprachparadox oder eine »Mystifikation«, jedoch ein »Paradoxon der *Wirklichkeit«* oder eine *»reelle* Mystifikation« (13/35; Herv. d. Verf.). Als ein »Verhältnis von Personen« wird es erst dann dechiffrierbar, wenn die Vermittlung von »absolutem« und »relativem« Wert aufgezeigt worden ist.

Marxens Feststellung, daß die Ricardianer sich ausschließlich für den Bestimmungsgrund der Wertgröße interessieren - »die Form als solche« ist ihnen »eben weil natürlich, *gleichgültig«* (42/249); die ökonomischen Kategorien »gelten ihrem bürgerlichen Bewußtsein für (...) selbstverständliche Naturnotwendigkeit« (23/95 f.) -, gilt auch für die gegenwärtige Ökonomie. Die Eliminierung der Formproblematik ist nach Marx darauf zurückzuführen, daß die Schulökonomie an den Bestimmungen der formalen Logik festhält: »Es ist kaum verwunderlich, daß die Oekonomen, ganz unter dem Einfluß stofflicher Interessen, den Formgehalt des relativen Werthausdrucks übersehn haben, wenn vor *Hegel* die Logiker von Profession sogar den Forminhalt der Urtheils- und Schlußparadigmen übersahen.« (II.5/32 Fn.)

Die Analyse der logischen Struktur der Wertform ist nicht zu trennen von der Analyse ihres historisch-sozialen Gehalts. Die klassische Arbeitswerttheorie stellt aber nicht die Frage nach der historisch-sozialen Beschaffenheit jener Arbeit, die sich als »wertbildende« darstellt. Die Umsetzung der Arbeit in eine ihr fremde Form wird nicht reflektiert: »Die Arbeitszeit stellt sich sofort bei Franklin ökonomistisch einseitig als Maß der Werte dar. Die Verwandlung der wirklichen Produkte in Tauschwerte versteht sich von selbst«. (13/42) Die von Marx gerügte »ökonomistische Einseitigkeit« besteht also darin, daß die Ökonomie als separater Zweig der wissenschaftlichen Arbeitsteilung auf der Ebene bereits konstituierter ökonomischer Gegenstände operiert. »Die politische Ökonomie hat (...) zwar, wenn auch unvollkommen, Wert und Wertgröße analysiert und den in diesen Formen versteckten Inhalt entdeckt. Sie hat niemals auch nur die Frage gestellt, warum

dieser Inhalt jene Form annimmt, warum sich also die Arbeit *im Wert* (...) des Arbeitsprodukts darstellt?« (23/94 f.; Herv. d. Verf.)

Die linken Ricardianer, die eine Theorie des »gerechten Lohnes« entwickelten, fragten daher: »Wenn die Arbeitszeit das immanente Maß der Werte ist, warum nehmen wir ein anderes äußeres Maß?« Wenn die Arbeit den Wert der Waren bestimme, müsse die Wertrechnung nur als »Umweg« angesehen und in ihrer die Ausbeutung verschleiernden Funktion verworfen werden. Die Produkte sollten unmittelbar in Arbeitszeiteinheiten berechnet und das Geld durch Arbeitszertifikate ersetzt werden. Sie stellen nicht die Frage, warum in der Warenproduktion die Arbeit als Tauschwert der Produkte, als »eine von ihnen besessene sachliche Eigenschaft« (19/20) ausgedrückt wird. Den verborgenen Grund für die Existenz der Wertrechnung sieht Marx in einem das Wesen der Produktionssphäre kennzeichnenden Widerspruch: in dem für seine Gesellschaftstheorie eminent bedeutsamen Widerspruch von privater und gesellschaftlicher Arbeit. Daß in der Warenproduktion gesellschaftliche Arbeit nur als *gesellschaftliche* Arbeit *privater* Produzenten geleistet wird - dieser grundlegende Widerspruch äußert sich in dem abgeleiteten, daß der Austausch von Tätigkeiten und Produkten durch ein besonderes und zugleich allgemeines Produkt vermittelt werden muß. Bei aller Schärfe seiner Kritik an den utopischen Sozialisten hält auch Marx die Forderung für realisierbar, die Wertrechnung aufzuheben - freilich nur dann, wenn die Warenproduktion, das heißt die Produktion unabhängiger einzelner für den Markt, beseitigt wird. Diese Forderung ist eine zwingende Konsequenz, ein substantieller und nicht nur akzidenteller Bestandteil der Marxschen Werttheorie. Der eigentliche Sinn der »Kritik der ökonomischen Kategorien« besteht dann, die sozialen Bedingungen aufzuzeigen, welche die Existenz der Wertform notwendig machen. »Die Analyse der herrschenden Form von Arbeit ist gleichzeitig eine Analyse der Voraussetzungen ihrer Abschaffung. (...) (Die Marxschen) Kategorien sind negativ und zur gleichen Zeit positiv: sie schildern einen negativen Zustand im Licht seiner positiven Aufhebung«.[15] Der historische Charakter der Wertformanalyse besteht eben darin, »daß gleich in der einfachsten Form, der der Ware, der *spezifisch* gesellschaftliche, keineswegs *absolute* Charakter der bürgerlichen Produktion analysiert ist«. (29/463)

Ricardos mangelhafte Analyse der Wertform hatte neben der subjektivistischen Kritik Baileys und der Arbeitsgelddoktrin der utopischen Sozialisten noch die weitere Konsequenz, daß die »Gestalt (...) - die besondere Bestimmung der Arbeit als Tauschwert schaffend« nicht untersucht wird. Ricardo »begreift daher durchaus nicht den Zusammenhang zwischen der Bestimmung des Tauschwerts der Ware durch Arbeitszeit und der Notwendigkeit der Waren zur Geldbildung fortzugehn. Daher seine falsche Geldtheorie.« (26.2/161) »Diese falsche Auffassung des Geldes beruht aber bei Ricardo darauf, daß er überhaupt nur die *quantitative Bestimmung* des Tauschwerts im Auge hat«. (26.2/504) Die falsche Geldtheorie Ricardos ist die Quantitätstheorie, deren Kritik die Analyse der Wertform intendiert.

Obwohl an der mühsam errungenen Einsicht festzuhalten ist, daß die Marxsche *Kritik der ökonomischen Kategorien* den Bereich der Fachökonomie transzendiert, ist die Wertformanalyse - an philosophischen Kategorien orientiert - in ihrer Funktion zu verstehen, *fachökonomische* Antinomien aufzuheben. In Abwandlung der vierten *These über Feuerbach,* läßt die Marxsche Kritik an Ricardo sich folgendermaßen kennzeichnen: Ricardo geht aus von dem Faktum der ökonomischen Selbstentfremdung, der Verdopplung des Produkts in ein Wertding, ein vorgestelltes, und ein wirkliches Ding. Seine Theorie besteht darin, den Wert in Arbeit aufzulösen. Er übersieht, daß die Hauptsache noch zu tun bleibt. Die Tatsache nämlich, daß das Produkt sich von sich selbst abhebt und sich, ein selbständiges Reich ökonomischer Kategonen, jenseits des Bewußtseins fixiert, ist eben nur aus der Selbstzerrissenheit und dem Sich-selbst-Widersprechen der gesellschaftlichen Arbeit zu erklären. Diese selbst muß also erstens in ihrem Widerspruch verstanden und sodann durch Beseitigung des Widerspruchs praktisch revolutioniert werden. Also z. B.: nachdem die Arbeit als das Geheimnis des Werts entdeckt ist, muß nun erstere selbst theoretisch kritisiert und praktisch umgewälzt werden. Methodisch handelt es sich hier um die schon aufgezeigte Problematik des Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten, vom Wert zur Erscheinungsform des Werts.

Befassen wir uns nunmehr mit der Frage, wie das qualitative Verhältnis von Ware und Geld strukturiert ist, was also den »Formgehalt des relativen Wertausdrucks« ausmacht. Setze ich Goldwährung voraus, so sind 20 Ellen Leinwand = x Gramm Gold oder 20 Ellen Lein-

wand sind x Gramm Gold wert. Diese Gleichung besagt, daß Leinwand und Gold nicht nur gleich große Werte vorstellen, sondern auch in einer eigentümlichen Weise ineinander verschränkt sind: die Leinwand ist dem Gold »größengleich« *und* »wesensgleich« gesetzt. Statt in Gold ist der Wert der Leinwand im Gebrauchswert eines jeden anderen Produkts ausdrückbar, etwa als Rock. *»Ihr Werthsein* kommt (...) *zum Vorschein, drückt sich aus* in einem *Verhältniß,* worin eine *andre* Waarenart, der Rock, *ihr gleichgesetzt* wird oder als *ihr Wesensgleiches gilt.«* (II.5/629) Die Leinwand als Gebrauchswert ist durch Gold nicht vertretbar. Leinwand ist Leinwand und nicht Gold. Die Produkte sind »relative Werte« nur dann, wenn die Relata schon als Werte, und zwar als »absolute Werte« dem Gold »wesensgleich« gesetzt sind. Als Wert gleicht die Leinwand dem Gold »wie ein Ei dem andern«. (23/67) »Als Wert *ist* sie Geld« (42/76; Herv. d. Verf.): als Wert *ist* somit die Leinwand Gold. »All der Zauber und Spuk, welcher Arbeitsprodukte auf Grundlage der Warenproduktion umnebelt« (23/90), äußert sich in dem paradoxen Verhältnis, daß die Ware sie selbst und zugleich ihr Anderes ist: Geld. Sie ist also Identität von Identität und Nichtidentität. Die Ware *ist* dem Geld wesensgleich und doch zugleich von ihm unterschieden. Diese »Einheit in der Verschiedenheit« wird bekanntlich mit dem Hegeischen Terminus »Verdopplung« bezeichnet. Dieser dialektische Begriff wird von Marx verwandt, um die Struktur der Ware-Geld-Gleichung zu kennzeichnen: Der Warenaustausch »produziert *eine Verdopplung der Ware in Ware und Geld,* einen äußeren Gegensatz, worin sie ihren immanenten Gegensatz von Gebrauchswert und Wert darstellen«. (23/119; Herv. d. Verf.)

Die Ware-Geld-Gleichung ist die ökonomische Aufhebung des Satzes der Identität. Stets hat man sich den strukturellen Unterschied zwischen dem »Maßstab« des Werts und dem Maßstab einer natürlichen Eigeschaft zu vergegenwärtigen. So wird ein Liter Wasser als Gewichtsmaß Kilogramm genannt. Ein Quantum Wasser wird als Einheit von Schwere definiert. Das bedeutet aber keineswegs, daß die Schwere eines Dings in der räumlichen Dimension des Wassers »erscheint« und sich »realisiert«. Nicht das Wasser als Wasser ist die Erscheinungsform von Schwere. Das Ding als »Vergegenständlichung« von Schwere steht zum wirklichen Wasser nicht in einem dialektischen Verhältnis dergestalt, daß das Ding als Schwere mit dem Wasser als einer raumerfül-

lenden Erscheinung identisch und zugleich als ein qualitativ bestimmtes Etwas von ihm verschieden ist. Das Ding »entzweit«, »verdoppelt« sich nicht etwa in »Träger« von Schwere und Wasser - es ist nicht zugleich es selbst und sein Anderes. Eben in dieser Weise aber ist die Beziehung von Ware und Geld beschaffen. Der Wert einer Ware läßt sich von ihrem Gebrauchswert nur dadurch unterscheiden, daß er in Gestalt eines anderen Gebrauchswerts ausgedrückt wird, daß somit »die Ware in ihrem unmittelbaren Dasein als Gebrauchswert nicht Wert ist, nicht die adäquate Form des Werts ist, = daß sie als ein sachlich andres oder als gleichgesetzt einer andren Sache dies ist«. (42/686) Die Ware wird ein »sachlich andres« und bleibt doch in ihrem Anderssein sie selbst. In dem Ausdruck »20 Ellen Leinwand sind 1 Rock wert« ist der Wert einer Sache durch eine andere ausgedrückt. Dieser Wertausdruck bewirkt eine merkwürdige »Verkehrung«: Der Rock »wie er leibt und lebt«, der Rock als Gebrauchswert, gilt unmittelbar als Wert: »Im Geld ist der Wert der Sachen von ihrer Substanz getrennt.« (42/84) »Aber einerseits bleibt der Tauschwert natürlich zugleich eine inhärente Qualität der Waren, während er zugleich außer ihnen existiert«. (42/85) »Im Geld tritt ihr [der Ware] daher der Tauschwert als etwas andres gegenüber.« (42/119) »Alle Eigenschaften der Ware als Tauschwert erscheinen als ein von ihr verschiedner Gegenstand«. (42/80) »Der Tauschwert (...) hat eine von ihr unabhängige, in einem eignen Material, in einer spezifischen Ware verselbständigte Existenz gewonnen.« (42/119) Die mysteriöse Gleichsetzung von Leinwand und Rock ändert die ökonomische Bestimmtheit des Rockes. Indem die Leinwand »ihn *als Werth* sich *gleichsetzt*, während sie sich zugleich als *Gebrauchsgegenstand* von ihm *unterscheidet*, wird der Rock die *Erscheinungsform* des Leinwand-*Werths* im Gegensatz zum Leinwand-Körper (...). Da sie als Werth gleichen Wesens mit dem Rock ist, wird die Naturalform Rock so zur Erscheinungsform ihres eignen Werths.« (II.5/30) Das Geld als Geld wird von Marx als eine widersprüchlich strukturierte Einheit bestimmt: ein Besonderes erscheint unmittelbar als sein eigenes Gegenteil, als Allgemeines. »Statt auseinanderzufallen, reflektiren sich die gegensätzlichen Bestimmungen der Waare hier in einander.« (II.5/32) »Es ist als ob neben und außer Löwen, Tigern, Hasen und allen andern wirklichen Thieren (...) auch noch *das Thier* existirte, die individuelle Incarnation des ganzen Thierreichs. Ein

solches Einzelne, das in sich selbst alle wirklich vorhandenen Arten derselben Sache einbegreift, ist ein *Allgemeines,* wie *Thier, Gott* u. s. w.« (II.5/37) Die Frage stellt sich, ob von hier aus auch das Wesen des Werts faßbar wird.

Wir haben die »Bewegung« eines Etwas beschrieben, das die merkwürdige Eigenschaft besitzt, sich zu »verwandeln«, zu »verdoppeln«, »auszudrücken«, sich »jeweils im anderen Extrem zu erhalten«, seine »Naturalform abzustreifen« und sich zu »realisieren«. Dieses Etwas - sinnlich nicht wahrnehmbar - wird »gemessen«, »übertragen« usw. Der »Träger« dieses Geschehens ist ein »Gedankending«, »abstrakte Gegenständlichkeit ohne weitere Qualität und Inhalt«. Die Gedankenlosigkeit zahlreicher Vertreter der Arbeitswerttheorie, die mit diesen Begriffen bewußtlos operieren und deren logischen Status nicht einmal als Problem erkennen, macht die Tendenz der semantischen Kritik verständlich, Argumentationen marxistischer Ökonomen als puren Wortfetischismus zu verwerfen. Es scheint mir daher eine vordringliche Aufgabe der marxistischen Ökonomie, die eigenen Begriffe zu problematisieren. Das gilt vor allem für die Grundbegriffe der Werttheorie: »absoluter Wert« und »Ware«. Wir haben bereits darauf verwiesen, daß der Wert als ein dem Bewußtsein »Immanentes« nicht gewußt wird; er setzt sich dem Bewußtsein als ein Fremdes entgegen.

Es ist eben diese Problematik, die Simmel veranlaßt hat, den Wert als metaphysische Kategorie zu bestimmen: »als solche steht er (...) jenseits des Dualismus von Subjekt und Objekt«[16] Zwar ist der Wert ein Gedachtes, aber kein »Begriff« im Sinne der formalen Logik: eine spezifische Differenz läßt sich ebensowenig aufzeigen wie ein materielles Korrelat. Er ist kein Gattungsbegriff, sondern »ein vom logischen Umfang, der Merkmaleinheit irgendwelcher Einzelelemente total verschiedenes Begriffliches«.[17] Der Hinweis auf den traditionellen Gottesbegriff zeigt, daß Marx *»Allgemeines«* als eine *Einheil* begreift, welche die Totalität aller Bestimmungen in ihrer *Verschiedenheit in sich* enthält. Ist nun diese Bestimmung, die unmittelbar nur das Wesen des Geldes bezeichnet, auch für den »allgemeinen Gegenstand« Wert gültig? Der Wert erscheint nur in »Einheit« mit dem Gebrauchswert. Diese »Einheit« wird Wäre genannt - ein »sinnlich-übersinnliches Ding«. Ding im Sinne der traditionellen Philosophie ist entweder ein Materielles oder aber »transzendentaler Gegenstand«. Die Ware als ein Etwas, dem

Sinnliches und Übersinnliches, Gebrauchswert und Wert als Eigenschaften zukommen, ist nicht denkbar. Diese Eigenschaften werden nicht von einem Dritten umfaßt, das wie eine Klammer die in sich reinen Schichten zur Einheit zusammenfügt.

Vorläufig läßt die Ware sich folgendermaßen beschreiben. Gegeben ist ein »Verhältnis« von Gebrauchswerten. Als Gebrauchswerte sind die Waren aber »gleichgültige Existenzen füreinander und vielmehr beziehungslos«. (13/30) Das Unmittelbare ist aber stets auch ein Vermitteltes. Das Verhältnis des einen Gebrauchswerts zu sich selbst als zu einem Anderen erscheint als eine unmittelbare Beziehung zweier mit sich selbst identischer Gebrauchswerte. Es wird vergessen, daß in der Gleichsetzung von zwei Gebrauchswerten der eine mit sich selbst ungleich gesetzt wird: »Ich setze jede der Waren = einem Dritten; d.h. sich selbst ungleich.« (42/78) Daß die Ware als Gebrauchswert nicht Wert ist, kann nur bedeuten »daß sie als ein sachlich andres oder als gleichgesetzt einer andren Sache dies ist«. (42/686) Als »etwas von sich Ungleiches« bleibt das Ding im Unterschied, den es als eignen in sich selbst hat, mit sich identisch. Es »unterscheidet (...) sich (...) *von sich selbst* als Gebrauchswerth« (II.5/29; Herv. d. Verf.) und gewinnt konkrete Identität. Die »Einheit« von Wert und Gebrauchswert, die Einheit in der Selbstunterscheidung stellt sich dar als Verdopplung der Ware in Ware und Geld. »Der in der Ware eingehüllte innere Gegensatz (...) wird also dargestellt durch einen äußeren Gegensatz«. (23/75) Zugleich tritt eine *»Verkehrung«* ein: Der Wert der Ware, der das Gold erst zum Geld macht, erscheint an der Ware nur noch als ideelles Quantum Gold, d. h. als Tauschwert oder Preis. »Die vermittelnde Bewegung verschwindet in ihrem eignen Resultat und läßt keine Spur zurück.« (23/107) Im Unterschied zur klassischen Arbeitswerttheorie ist für Marx der Wert nicht nur der Bestimmungsgrund der Wertgröße, sondern in seiner »vermittelnden Bewegung« jenes Konstituens, das die Beziehung erst als Beziehung konstituiert. Wert ist also für Marx nicht eine unbewegliche Substanz in ununterschiedner Starrheit, sondern ein sich selbst in Unterscheidungen Entfaltendes: Subjekt. »Aber das Ganze der Zirkulation an sich betrachtet liegt darin, daß derselbe Tauschwert, der Tauschwert als Subjekt, sich einmal als Ware, das andre Mal als Geld setzt und eben die Bewegung ist, sich in dieser doppelten Bestimmung zu setzen und sich in jeder derselben als ihr

Gegenteil, in der Ware als Geld und im Geld als Ware zu erhalten.« (42/190)

Es versteht sich, daß die Verdopplung der Ware in Ware und Geld erst dann dechiffriert ist, wenn sich nachweisen läßt, daß diese antagonistische Beziehung von Dingen eine Beziehung von Menschen ausdrückt, die in gleicher Weise antagonistisch strukturiert ist. Umgekehrt müssen diese »gesellschaftlichen Verhältnisse der Personen« so bestimmt werden, daß von ihrer Struktur her das antagonistische »Verhältnis der Sachen« verstehbar wird.

Das »sinnlich-übersinnliche« Ding bezeichnet eine Realität *sui generis*, die sich weder auf die technologischen und physiologischen Aspekte des Arbeitsprozesses noch aut die Bewußtseins- und Unbewußtseinsinhalte der Menschen reduzieren läßt. Abstrakte Wertgegenständlichkeit ist für Marx gesellschaftliche Objektivität schlechthin. Dadurch daß diese Dimension der Wirklichkeit subjektiv und objektiv zugleich ist, unterscheidet sie sich von jenen sozialen Beziehungen, die allein durch bewußtes Handeln konstituiert werden.

Die Wertformanalyse ist in dreifacher Hinsicht für die Marxsche Theorie der Gesellschaft bedeutsam: sie ist die Nahtstelle von Soziologie und Wirtschaftstheorie; sie inauguriert die Marxsche Ideologiekritik und eine spezifische Geldtheorie, die den Primat der Produktionssphäre gegenüber der Zirkulationssphäre und somit der Produktionsverhältnisse gegenüber dem »Überbau« begründet. »Die verschiednen Formen des Geldes mögen der gesellschaftlichen Produktion auf verschiednen Stufen besser entsprechen, die eine Übelstände beseitigen, denen die andre nicht gewachsen ist; keine aber, solange sie Formen des Geldes bleiben (...), kann die dem Verhältnis des Geldes inhärenten Widersprüche aufheben, sondern sie nur in einer oder der andern Form repräsentieren. (...) Ein Hebel mag besser den Widerstand der ruhenden Materie überwinden, als der andre. Jeder beruht darauf, daß der Widerstand bleibt.« (42/58 f.)

Der einer rationalen Gestaltung des materiellen Reproduktionsprozesses sich entgegensetzende »Widerstand« ist für Marx die abstrakte Wertgegenständlichkeit. Eine spezifische Form der materiellen Produktion - gesellschaftliche Arbeit privater Produzenten - ist der Grund dafür, daß im historischen Materialismus der Produktions- und Reproduktionsprozeß als »Basis«, die bewußten Beziehungen hingegen

nur als »Überbau« bestimmt werden - »Hebel«, die darauf beruhen, »daß der Widerstand bleibt«. Sofern die Individuen »weder subsumirt sind unter ein naturwüchsiges Gemeinwesen, noch andrerseits als bewußt Gemeinschaftliche das Gemeinwesen unter sich subsumiren, muß es ihnen als den Unabhängigen Subjekten gegenüber als ein ebenfalls unabhängiges, äusserliches, zufälliges, Sachliches ihnen gegenüber existiren. Es ist dieß eben die Bedingung dafür, daß sie als unabhängige Privatpersonen zugleich in einem gesellschaftlichen Zusammenhang stehn.« (II.2/54)

Geld ist für Marx kein »bloßes Zeichen«, sondern Schein und Realität zugleich: der vergegenständlichte gesellschaftliche Zusammenhang der isolierten Individuen. »Es selbst ist das *Gemeinwesen* und kann kein andres über ihm stehendes dulden.« (42/149) Für die nominalistische Geldtheorie hingegen sind »Gold und Silber (...) wertlose Dinge, aber innerhalb des Zirkulationsprozesses erhalten sie eine fiktive Wertgröße als *Repräsentanten der Waren.* Sie werden durch den Prozeß nicht in Geld, sondern in Wert verwandelt.« (13/139) Wird das Zirkulationsmittel ausschließlich als »Geldschleier« des Güterstroms begriffen, so ist die Geldzirkulation überhaupt nur eine sekundäre Bewegung. Diese Theoretiker verkennen nach Marx das Wesen der Verkehrung und somit auch die begriffliche Genesis des Geldes. »Das Geld ist ursprünglich der Repräsentant aller Werte; in der Praxis dreht sich die Sache um, und alle realen Produkte (...) werden die Repräsentanten des Geldes.« (42/84) »Als Preise sind alle Waren unter verschiednen Formen Repräsentanten des Geldes«. (42/122) Es bleibt zu untersuchen, ob sich ein Zusammenhang von nominalistischer Geldtheorie und pluralistischer Gesellschaftstheorie nachweisen läßt.

Wenden wir uns abschließend einer Reihe von Problemen zu, die von positivistischen Autoren zwar erkannt, aber nicht gelöst wurden, die sich aber von der Marxschen Formanalyse her verstehen lassen und somit deren Aktualität erweisen. Hinsichtlich der nichtmarxistischen Ökonomie stellt Jahn zutreffend fest: »Für sie ist das Kapital bald Geld - bald Ware: zum einen Produktionsmittel - zum anderen eine Wertsumme. Es bleibt in der vereinzelten Erscheinungsform erstarrt und steht in keiner inneren Beziehung zur anderen. (...) Was im Kapitalkreislauf prozessiert, ist weder Geld noch Ware, noch Produktionsmittel noch >Arbeit<, sondern es ist der Wert, der abwechselnd in der

Geld-, Waren- und produktiven Form erscheint. Nur der Wert ist zu dieser Metamorphose fähig.«[18]

Kapital ist einerseits Geld, andererseits Ware. Scheinbar ein Drittes. Eben dies irritiert. Es ist weder das eine noch das andere und doch sowohl das eine wie das andere. Das also, was ein »Übergreifendes« genannt wird. Um dieses Ubergreifende zu denken, sieht man sich gezwungen, das zu denken, was sich auf der Basis der subjektiven Werttheorie gar nicht denken läßt: den »absoluten Wert«. Ein Etwas, das sich einmal in Gestalt von Gold darstellt - ohne jedoch mit diesem Gold als Gold identisch zu sein - dann wiederum als Ware oder gar als Arbeitskraft. Beim einfachen Warenaustausch scheint dieses Dilemma sich noch nicht zu stellen: die Ware erscheint als Ding und unterscheidet sich als solches von dem anderen Ding Gold. Hier glaubt man noch auf die Analyse des »inneren Zusammenhanges« und der »inneren Bewegung« verzichten zu können. Beim Kapital hingegen sieht man sich gezwungen, eine »abstrakte Wertsumme« zu konstruieren, die mit dem Gold als Gold nicht identisch sein darf, weil sie sich doch auch in anderen Kapitalgütern »verkörpern« soll. »Alles Kapital befindet sich in einem *beständigen Gestaltwechsel«,* schreibt Zwiedineck-Südenhorst.[19] Es muß jedoch befremden, wenn Vertreter der subjektiven Ökonomie von »Gestaltwechsel« sprechen, die Marxsche Formel des Kapitalumschlages $G_1 - W - G_2$ rezipieren, aber jenes Subjekt nicht benennen können, das die Eigenschaft besitzt, diesen »Gestaltwechsel« zu vollziehen.

Der Problemgehalt der Wertform läßt sich nicht dadurch aus der Welt schaffen, daß man die Marxsche Lösung und Darstellung ignoriert. Es zeigt sich nämlich, daß die Kritiker der Arbeitswerttheorie gelegentlich in selbstkritischer Einsicht die Unlösbarkeit eben jener Probleme konstatieren, die den Gegenstand der von ihnen ignorierten Wertformanalyse ausmachen. Die Bewußtlosigkeit jenes Zusammenhangs zwischen der eben noch kritisierten, als »metaphysisches Dogma« verworfenen objektiven Werttheorie und der in den folgenden Abschnitten dargestellten qualitativen Wertprobleme äußert sich exemplarisch in Joan Robinsons Abhandlung *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft.* Die Autorin verkennt, daß sie mit ihrer Frage nach der *Qualität* ökonomischer *Quantitäten* und nach dem Wesen ökonomischer Grundbegriffe genau jenen Problemkomplex beschreibt, um den das Marx-

sche Denken kreist: »Es ist noch immer üblich, Modelle zu konstruieren, in denen Quantitäten von >Kapital< erscheinen, ohne daß man die geringste Angabe darüber macht, wovon dies eine Quantität sein soll. Wie man das Problem, dem Nutzenbegriff einen praktischen Inhalt zu geben, gewöhnlich umgeht, indem man ein Diagramm zeichnet, so entzieht man sich auch dem Problem, der Quantität von >Kapital< einen Sinn zu geben, durch Übersetzung in Algebra. K ist Kapital, *A* K ist Investition. Was aber ist K? Was soll das heißen? Kapital natürlich. Es muß einen Sinn haben, also wollen wir mit der Analyse fortfahren und uns nicht mit spitzfindigen Pedanten abplagen, die zu wissen begehren, was gemeint ist.«[20] Joan Robinson enthüllt die paradoxe Situation des modernen Ökonomen, der einerseits komplizierte mathematische Methoden entwickelt, um die Bewegungen der Preise und des Geldes zu berechnen, andererseits das Nachdenken darüber verlernt hat, was das wohl sein mag, was den Gegenstand seiner Berechnungen ausmacht. Verbleibt man jedoch in der Denkweise Joan Robinsons, dann läßt sich ihre der modernen Ökonomie entgegengehaltene Frage: *»Quantität wovon?«* von ihrer eigenen Position her nur als »metaphysisch« charakterisieren; denn es ist eben diese Problemstellung, die als Frage nach der Genesis der »übernatürlichen Eigenschaft« Wert oder - was dasselbe besagt - als Frage nach der »Substanz« des Werts Gegenstand der Marxschen Überlegungen ist. Der positivistischen Manier, qualitative Probleme zu eliminieren - »Geld und Zinssatz erweisen sich wie Güter und Kaufkraft als unfaßliche Begriffe, wenn wir wirklich versuchen sie festzuhalten«[21] - entspricht jener berüchtigte Formalismus, der von Joan Robinson folgendermaßen glossiert wird: »Die modernen Vertreter der neoklassischen Ökonomie flüchten sich in immer kompliziertere mathematische Manipulationen und ärgern sich immer mehr über Fragen nach deren mutmaßlichem Gehalt«.[22]

Wenn maßgebliche Darstellungen der modernen Geldtheorie sich darauf beschränken, Geld als »allgemeines Tauschmittel« zu definieren, so bleibt immer noch die Frage offen, was den spezifischen Unterschied von besonderem und allgemeinem Tauschmittel, Ware und Geld ausmacht. Erst wenn die Beziehung beider als Einheit in der Verschiedenheit begriffen ist, verschwindet auch jener »Spuk«, der das ökonomistische Denken zwingt, Geld als »unfaßlichen Begriff« auszugeben.

Daß die Beziehung von Ware und Geld nur als soziale, nicht aber als dingliche Beziehung faßbar ist, diese an sich triviale Einsicht wird auch von Vertretern der subjektiven Ökonomie ausgesprochen. Von der Feststellung ausgehend, daß der subjektive Wert nur eine *psychische* Beziehung zwischen einem Subjekt und einem Objekt zum Inhalt hat, stellt Amonn zutreffend fest: »Eine in ihrem Wesen davon verschiedne Beziehung objektiver Natur ist zum Ausdruck gebracht im Begriff des »objektiven Tauschwerts«. Das ist eine *soziale* Beziehung.«[23] Diese Überlegung soll die ökonomische Analyse in eine soziologische überführen. Soziale Beziehungen sind für Amonn »Bewußtseinstatsachen« und »Willensbeziehungen« wie Staat, Familie, Freundschaft etc. »Kapital, Geld, Unternehmung sind ebensolche sozialen Tatsachen«.[24] Kapital gilt ihm als »konzentrierte und abstrakte (...) unpersönliche soziale Macht«, der Unternehmer »als Träger der konzentrierten und abstrakten individuellen Verfügungsmacht«. Es ist offensichtlich, daß dieser Begriff seinem Anspruch nicht genügt, ökonomische Kategorien soziologisch aufzulösen. »Abstrakte Verfügungsmacht« ist nur ein anderer Name für jenen ökonomischen Tatbestand, der als soziale Beziehung erklärt werden soll: *Kaufkraft.* Die tautologische Umschreibung ökonomischer Kategorien verleitet Amonn, Kapital wie Freundschaft und Familie bloß als »Bewußtseinstatsache« und »soziale Beziehung« zu verstehen. Diese Bestimmung wird jedoch von ihm selbst negiert, wenn er feststellt, daß abstrakte Verfügungsmacht ein an »reale Güter gebundenes, aber doch von ihnen wesentlich Unterschiedenes ist«. Die »Gebundenheit« an materielle Güter unterscheidet aber abstrakte Verfügungsmacht qualitativ von anderen sozialen Beziehungen wie Freundschaft oder Familie. Jenes Etwas, das an reale Güter gebunden und doch zugleich von ihnen unterschieden ist, stellt freilich ein Problem, das sich dem Verständnis der positivistischen Handlungstheorie entzieht: die materialistische Form der Synthesis.

Eine soziologische Theorie, die gesellschaftliche Beziehungen aus einem *bewußten* »Sich-aufeinander-Beziehen« verschiedener Individuen abzuleiten sucht und »Reflexivität« und »Intentionalität« als konstitutive Merkmale sozialen Handelns ausgibt, muß allein schon daran scheitern, daß ökonomische Kategorien sich nicht auf Bewußtseins- und Unbewußtseinsinhalte reduzieren lassen. »Ihr (der Produzenten; d. Verf.) >mind<, ihr Bewußtsein, mag durchaus nicht wissen, für es mag nicht

existieren, wodurch in fact der Wert ihrer Waren oder ihre Produkte als Werte bestimmt sind. Sie sind in Verhältnisse gesetzt, die ihren mind bestimmen, ohne daß sie es zu wissen brauchen. Jeder kann Geld als Geld brauchen, ohne zu wissen, was Geld ist. Die ökonomischen Kategorien spiegeln sich im Bewußtsein sehr verkehrt ab.« (26.3/163)

Anmerkungen

1 J. A. Schumpetcr, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie,* 44.

2 Ebd., 46 f..

3 Vgl. hierzu die Diskussionsbeiträge von O. Lendle und H. Schilar zur Problematik der *Ware-Geld-Beziehung im Sozialismus.*

4 W. I. Lenin, *Zur Kritik der Hegeischen >Wissenschaft der Logik<*, 99.

5 H. Marcuse, *Zum Begriff des Wesens*, 21 f.

6 R. Banfi, *Probleme und Scheinprobleme bei Marx und im Marxismus,* 172.

7 W Jahn, *Die Marxsche Wert- und Mehrwertlehre,* 116 f.

8 K. Korsch, *Karl Marx,* 96.

9 F. Petry, *Der soziale Gehalt der Marxschen Werttheorie,* 16. - Der fragmentarische Charakter der Lehre vom Warenfetischismus wird von Sartre erkannt: »die von Marx in den Grundzügen entworfene Theorie des Fetischismus ist niemals voll entwickelt worden«. *(Marxismus und Existentialismus,* 64) Wenn Sartre »die völlige Verständnislosigkeit der Marxisten anderen Ideen gegenüber« (ebd., 34) konstatiert - »sie verstehen buchstäblich kein Wort von dem, was sie lesen« (ebd., Fn.) - so trifft dieser Vorwurf auch zahlreiche marxistische Ökonomen hinsichtlich ihrer völligen Verständnislosigkeit Marxschen Texten gegenüber. Ihre eigene Problemblindheit ist ein Paradebeispiel für jenes verdinglichte Denken, das sie forsch der subjektiven Ökonomie vorhalten. Reden sie von »Dialektik« und »Verdinglichung«, so meinen sie schon, der Anstrengung enthoben zu sein, »sich überhaupt etwas unter Wert zu denken«. (26.3/143) Begriffe wie >Substanz< des Werts, »Realisierung«, »Metamorphose«, »Erscheinungsform« werden mit derselben kategorialen Bewußtlosigkeit vorgetragen, die Marx den Vertretern der positivistischen Ökonomie vorgeworfen hat.

10 Der Zusammenhang von Wert- und Geldtheorie wird am klarsten von Wygodski ausgesprochen: »Marx faßte das Verständnis der Kategorie »Geld« als Kriterium dafür auf, ob das Wesen des Wertes tatsächlich begriffen ist.« (*Die Geschichte einer großen Entdeckung,* 54)

11 Zit. n. 26.3/137 f.

12 Zit. n. 26.3/129.

13 Zit. n. 26.3/140.

14 Zit. n. 26.3/144.

15 H. Marcuse, *Vernunft und Revolution,* 260.

[16] G. Simmel, *Philosophie des Geldes,* 38.

[17] Th. W Adorno, *Soziologie und empirische Forschimg,* 95.

18 W. Jahn, *Die Marxsche Werl- und Mehrwertlehre,* 332

die Argumente Erich Preisers, der Kapital nur als Geldkapital definiert, hinreichend zu würdigen. Preiser geht es nicht zuletzt darum, den Begriff »Metamorphose« zu eliminieren: »Es scheint mir wenig zweckmäßig zu sein, diese einfachen Sachverhalte als Metamorphosen des Kapitals zu bezeichnen oder durch andre Bilder zu verdunkeln. Geld kann sich nicht in Ware verwandeln, das Wirtschaftsleben ist keine Zaubervorstellung.« *(Bildung und Verteilung des Volkseinkommens,* 106) Die Feststellung, daß das Sprachparadox ein Paradoxon der Wirklichkeit ausdrückt, bleibt eine bloße Versicherung, solange die marxistische Theorie nicht zeigen kann, wie jene sozialen Beziehungen beschaffen sind, die sich notwendig als Metamorphose von Ware und Geld darstellen. Ob freilich die herrschende ökonomische Schulmeinung imstande ist, die Eliminierung des Begriffs Real- oder Produktivkapital in jeder Teildisziplin durchzuhalten, darf bezweifelt werden. Schneider schließt sich der Meinung Preisers an, daß man die ökonomisch relevanten Vorgänge exakt beschreiben kann, ohne den Kapitalbegriff zu gebrauchen. In seiner Darstellung der Wachstumstheorie steigen die eben noch negierten Begriffe >Erzeugersachkapital< und >Kapitalstock< wie der Phönix aus der Asche auf

19 O. v. Zwicdineck-Südenhorst, *Allgemeine Volksw*

[20] J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 85.

[21] Ebd., 109. Die nominalistische Geldthcorie hätte sich mit dem merkwürdigen Phänomen zu beschäftigen, »daß die Namen, die bestimmte aliquote Gewichtteile des Goldes (edlen Metalls) erhalten, Pfund, Shilling, Pence etc., durch irgendeinen unerklärlichen Prozeß sich selbständig verhalten gegen die Substanz, deren Namen sie sind«. (42/690) Im Unterschied zu den Begründern der nichtmetallistischcn Geldtheoric, die jener »unerklärliche Prozeß« noch irritiert hatte, halten die modernen Lehrbücher der Geldtheorie dieses Problem nicht einmal für erwähnenswert. Knapp stellte immerhin fest: »Eine wirkliche Definition des Zahlungsmittels dürfte schwerlich zu geben sein«. (G. F. Knapp, *Staatliche Theorie des Geldes,* 6) Seinem Schüler Elster zufolge glaubte er »den Begriff des Zahlungsmittels, dessen Definition ihm nicht gelingen will, als einen jener letzten, ursprünglichen Begriffe betrachten zu sollen, die keiner weiteren Definition mehr zugänglich sind«. (K. Elster, *Die Seele des Geldes,* 4 f.) Elster selbst spricht von *dem* Problem der Wirtschaft »an dessen Lösbarkeit ich nicht zu glauben vermag. (...) Die inneren psychischen Beziehungen des Menschen zu den Gegenständen der Wirtschaft - der Nutzen, als die Lust, nach der der Wirtschafte strebt (...), diese psychischen Tatbestände vermögen nie und nimmer zu zahlenmäßigen Ausdrücken zu gelangen. Zwei ganz verschiedenen Weiten gehören sie an: der Wert und die Zahl, das heißt: der Preis«. Die Vertreter der subjektiven Werttheorie stünden hier »vor einem jener Probleme, die menschlichem Begreifen nicht mehr faßbar sind«. (Ebd., 52 f)

[22] J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 156.

[23] A. Amonn, *Volkswirtschaftliche Grundbegriffe und Grundprobleme,* 134.

[24] A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie* (1911), 409 ff. - Neuere Versuche, eine »gesellschaftliche Theorie des Geldes« (Gerloff) zu erarbeiten

oder »Nationalökonomie als Soziologie« (Albert) zu konstituieren, kommen über die Position Amonns nicht hinaus. Nach Albert führt »die soziologische Interpretation der Preisproblematik (...) von der Werttheorie zur Machtanalyse. (...) Das Machtphänomen (...) wird damit zum Zentralproblem einer Nationalökonomie, die als integrierender Bestandteil der Soziologie aufzufassen ist«. (H. Albert, *Marktsoziologie und Entscheidungslogik,* 49b)

Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie

I.

In der sozialwissenschaftlichen Literatur ist kein anderer Text bekannt, dessen formale Struktur und inhaltliche Bedeutung ähnlich umstritten sind wie die ersten vier Kapitel des *Kapital.* Marxistische Darstellungen der Werttheorie möchten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß die Ableitung des Wertes klar und deutlich, gleichsam *more geometrico* vollzogen sei. Ein und derselbe Text, dessen Klarheit und Deutlichkeit für die einen unmittelbar evident zu sein scheinen, gilt den anderen als das Gegenteil von Klarheit und Deutlichkeit: als dunkel, verworren, widerspruchsvoll. Böhm-Bawerk hält es »für vollkommen ausgeschlossen, daß dieser dialektische Hocuspokus für Marx selbst Grund und Quelle der Überzeugung war. Ein Denker vom Range Marx' - und ich schätze ihn als eine Denkkraft allerersten Ranges - hätte ganz unmöglich auf einem derart gekrümmten und naturwidrigen Wege suchen, er hätte ganz unmöglich aus bloßem unglücklichem Zufall in alle die geschilderten logischen und methodischen Fehler der Reihe nach hineintappen (...) können.« Er kann sich diesen Widerspruch nur so erklären: »Er glaubte an seine These, wie ein Fanatiker an sein Dogma glaubt.«[1] Diese ein wenig simpel anmutende Erklärung läßt sich heute differenzierter vortragen. So scheint sich zumindest in der positivistischen Literatur die von Werner Becker vorgebrachte Erklärung durchzusetzen, Dunkelheiten und logische Fehler in Marx' Text ließen sich einem methodischen Irrationalismus zuschreiben, der Dialektik nämlich. Doch ob die von der Kritik behaupteten Fehler nun auf psychologische oder methodische Ursachen zurückgeführt werden, die bürgerliche Marx-Kritik ist genötigt, eine höchst rätselhafte Person zu konstruieren: Marx erscheint ihr einerseits als eine »Denkkraft allerersten Ranges«, andererseits als »Fanatiker« und »methodischer Irrationalist«, der, mit diesen Eigenschaften behaftet, die allergröbsten Denkfehler begangen habe. Es handelt sich hierbei nicht allein um den bekannten »Widerspruch« zwischen dem ersten und dem dritten Band - viel schlimmer noch

und um so rätselhafter: innerhalb ein- und desselben Kapitels sollen Marx in schier unglaublicher Weise logische Fehler unterlaufen sein, sollen Theoreme und ganze Abschnitte einander widersprechen, nicht etwa schwer durchschaubar, sondern offenkundig und für jedermann leicht erkennbar - Verstöße gegen elementare Gesetze der Logik.

Das Dilemma bürgerlicher Marx-Kritik läßt sich folgendermaßen formulieren: sie hat es ihren eigenen Aussagen gemäß mit einer »höchst feinsinnigen Methode« zu tun (Klaus Hartmann) und einer »Denkkraft allerersten Ranges« - ihren Interpretationen zufolge ist aber die Marxsche Methode das strikte Gegenteil einer respektablen Leistung, sein Werk und schon einzelne Kapitel sind kaum mehr als eine Aneinanderreihung von »Unsinnsbehauptungen« (Werner Becker). Man sollte nun meinen, die Konstruktion von »Unsinnsbehauptungen« als Konsequenz eines bestimmten Interpretationsmodells werde von den Interpreten eines bedeutenden Theoretikers als das erkannt, was sie ist, als Indiz dafür, daß sie mit ihrem Modell auf den Holzweg geraten sind. Man sollte meinen, diese selbstkritische Einsicht werde sie alsbald veranlassen, ihre lückenhaften Marx-Kenntnisse zu überprüfen und die darauf fußende Urteilsbildung zu korrigieren. Der Stand bürgerlicher Marx-Kritik vermittelt jedoch den Eindruck, daß die Mehrzahl kritischer Interpreten sich von Skrupeln dieser Art freihält und statt dessen der Maxime folgt: Je absurder, desto richtiger. Sie achten jedenfalls kaum einmal die Regel, daß die absurden Konsequenzen einer Interpretation im Zweifelsfall diese selbst ad absurdum führen.[2]

Greifen wir einige Beispiele aus der marxkritischen Literatur heraus. Der angesehene Ordinarius für theoretische Ökonomie Karl Muhs möchte dem Marxschen Scharfsinn seine Anerkennung nicht versagen. So ist seiner Meinung nach der Marxschen Lehre von der ersten Eigentümlichkeit der Äquivalentform »restlos zuzustimmen; mit größerer Prägnanz kann (...) die qualitative Struktur des Tauschwerts nicht zum Ausdruck gebracht werden«. Muhs, der ebenso wie später Werner Becker in dem Verhältnis von »quantitativer Wertauffassung« und »qualitativer Struktur« der Wertgleichung einen krassen Widerspruch sehen will, kommt freilich einige Zeilen später zu der entrüsteten Feststellung: »Die Grundsatzlosigkeit der marxistischen Wertanalyse tritt wiederum mit brutaler Konsequenz in Erscheinung«. Es fällt ihm deshalb »schwer, zu dieser Methode, offenbare Widersprüche der Par-

tialtheoreme des Werts »aufzuheben«, in maßvoller Form Stellung zu nehmen«.[3]

Werner Becker, der in seiner *Kritik der Marxschen Wertlehre* (1972) die gleiche Problematik erörtert, kann in der Marxschen Argumentation bloß noch »hanebüchene Fehlschlüsse«, »logischen Unsinn«, ganz allgemein »Unsinnsbehauptungen« entdecken. Den Grund dafür, daß einem scharfsinnigen Autor wie Marx »das Ganze (...) ersichtlich nichts weiter als ein logischer Kniff«[4] geraten ist, sieht Becker in der »Raffiniertheit dialektischer Theoriebildung«, die er der »logisch-methodischen Augenwischerei« und der »methodischen Irrationalität« überführen will.[5]

Man würde die Dinge unzulässig vereinfachen, wollte man Kritiken dieser Art allein politischer und theoretischer Voreingenommenheit zuschreiben. Es ließe sich nämlich sehr rasch der Nachweis führen, daß die marxistische Literatur zur Werttheorie keineswegs imstande war, jeden Einwand der anderen Seite überzeugend zu widerlegen; sie selber ist nicht frei von gravierenden Interpretationsmängeln und in sich selbst zerstritten. Dies kann hier anhand zweier Beispiele nur angedeutet werden.

Beckers Kritik steht und fällt mit einer Interpretationsprämisse, die noch bis vor kurzem[6] zu den wenigen unumstrittenen Bestandteilen der marxistischen Literatur zählte und unangefochten die Rezeptionsweise der Marxschen Werttheorie strukturierte: der von Engels ausgelösten Fehlinterpretation der ersten drei Kapitel des *Kapital* als Wert- und Geldtheorie der von ihm so getauften »einfachen Warenproduktion«.[7] Es wird noch zu zeigen sein, daß von diesem fundamentalen Irrtum her die *marxistische* Werttheorie das Verständnis der *Marxschen* Werttheorie blockieren mußte. Sie hat im Grunde recht wenig verstehen können - weder die Erkenntnisintention und die Methode der Marxschen Werttheorie noch die spezifisch Marxsche Fassung solcher Grundbegriffe wie Wert und Arbeit, schon gar nicht jene Formel, die Becker in den Mittelpunkt seiner Kritik rückt: die Definition der Ware als »Einheit des Widerspruchs von Gebrauchswert und Wert«. Wenn Becker die »geläufige Behendigkeit« kritisiert, »mit der sie von den marxistischen Theoretikern aller Spielarten (...) gehandhabt wird«, so ist ihm zuzustimmen. Sofern er diesen vorhält, sie hätten niemals die Frage gestellt und beantwortet, »was sie bedeutet und wie sie unter lo-

gisch-argumentativem Aspekt zustandekommt«,[8] hätte sich Becker sogar auf einen bedeutenden marxistischen Theoretiker berufen können, auf Henryk Grossmann, der schrieb: »Worin der Gegensatz von Gebrauchswert und Wert in der Ware besteht und wieso er immer größere Dimensionen annimmt, wurde bisher nicht einmal als Problem behandelt.«[9]

Die Hilflosigkeit einiger marxistischer Rezensenten, sich in ernstzunehmender Weise auf die Argumentation Beckers einzulassen, macht nun allerdings offenbar, daß der Marxsche Text aus sich heraus nicht verständlich ist und sich bestenfalls spezialisierter Marx-Philologie erschließt.

Allseits bekannt sind die Kontroversen über die Wert-Preis-Transformation und das Verhältnis zwischen dem ersten und dem dritten Band des *Kapital.* Immer wieder verdrängt werden jedoch drei andere Kontroversen, die von der scheinbaren oder tatsächlichen Unbestimmtheit »Marxscher Grundbegriffe« ausgelöst worden sind. Der erste Komplex betrifft den Schlüsselbegriff »abstrakte Arbeit«.

Die Differenzen sind hier meist versteckt und werden selten bewußt herausgestellt - ein Verhalten, das den Schein grundsätzlicher Übereinstimmung erzeugt. Diese erweist sich aber rasch als scheinhaft, sobald eine Interpretation subtiler Begriffe zu erarbeiten ist, z. B. der Lehre vom Fetischcharakter der Ware, oder gar eine gegenwartsbezogene Fortbildung solcher Begriffe. Dann allerdings ist Erstaunliches zu erfahren. So will in seiner Broschüre *Einige Probleme der Arbeitswerttheorie* der Ostberliner Ökonom Otto Lendle zeigen, daß es »in bezug auf den Arbeitswertbegriff (...) einige prinzipielle Verwechslungen oder Irrtümer gibt, die zur Folge haben, daß der materialistische Inhalt der Marxschen Wertlehre verlorengeht und diese sich in eine idealistische Theorie verwandelt«.[10] Folgt man Lendle, so wird in der marxistischen Literatur grundsätzlich »mißverstanden«, »verkannt«, »übersehen«, gibt es nur »irrige Auffassungen«, »Abweichungen« und »Konfusionen«. Die Hauptschuld dafür, daß man den »Wert, das gemeinsame Gleiche der Waren, in ihrer Eigenschaft als Arbeitsprodukte sieht, trifft wahrscheinlich Karl Kautsky. (...) Nach jener falschen Interpretation müßten jedoch alle Erzeugnisse menschlicher Arbeit Waren sein (...), da sie alle Arbeitsprodukte sind.« Was die marxistische Literatur »meist nicht genug beachtet«, sei die »Vorstellung von der formlosen Arbeitsgallerte,

die obwohl abstrakt (...) nicht weniger real (ist) als etwa unsere abstrakte Vorstellung von der Schwere«.[11] Es sei recht »sonderbar, daß der Unterschied zwischen Tauschwert und Wert von Marx-Kommentatoren oft nicht genügend beachtet« werde, führe doch die »Verwechslung von Tauschwert und Wert zum Idealismus in der Werttheorie«.[12] Außer Kautsky werden Hilferding, Rosa Luxemburg und Karl Renner kritisiert, bei dem die »Verflachung (...) gewissermaßen ihren tiefsten Stand erreicht«. »Diese früheren Autoren haben offensichtlich die Bedeutung der Dialektik in der Wertlehre nicht beachtet. (...) Obwohl in dieser Hinsicht beachtliche Fortschritte erzielt worden sind, gibt es doch speziell in der Werttheorie noch Unklarheiten und Irrtümer.«[13] Doch auch Lendle mußte sich bald sagen lassen, »daß er die gesellschaftliche Natur des Werts nicht richtig begreift« und seine »im Grunde naturalistische Wertauffassung (...) an die längst widerlegte Wertkonzeption von Kautsky erinnert«.[14]

Dem Außenstehenden müssen sich derlei esoterisch anmutende Kontroversen als spätscholastische Begriffstüfteleien darstellen. Grundsätzlich kritisiert jeder Interpret jeden anderen, die Wertlehre »nicht ganz richtig begriffen« zu haben. Tatsächlich existiert kaum eine Interpretation, der sich nicht Mißverständnisse und Leerstellen nachweisen ließen. Es scheint schon eine Art neuplatonischer Ideenschau vonnöten, die »richtige« Idee der Marxschen Werttheorie zu erkennen. Philosophische oder pseudophilosophische Spitzfindigkeiten scheinen neuerdings selbst englische Autoren zu verwirren. So soll beispielsweise gezeigt werden, »daß viele von Marx' Zielen und Methoden von der Mehrzahl jener Kommentatoren, die sich gerne als marxistische Ökonomen bezeichnen lassen, nachhaltig entstellt worden sind. Fangen wir bei dem einflußreichsten an, bei Maurice Dobb. (...) Die Methode, die Dobbs Arbeit unmittelbar zugrunde liegt, hat mit der Marxschen Analyse nichts gemein.«[15] Sie impliziere nämlich »eine Verzerrung des Marxismus in die allgemeine Richtung des Positivismus«.
Wie nach Schelsky jeder Soziologe dem anderen vorhält, »kein richtiger Soziologe« zu sein, so in den Diskussionen um die Werttheorie jeder Marxist jedem anderen, kein »richtiger Marxist« zu sein. »Lendle trägt (...) ein Dutzend verschiedener Interpretationen über den Doppelcharakter der Arbeit und der abstrakten Arbeit zusammen. Die durch ihre Formulierung sich inhaltlich zum Teil erheblich widerspre-

chenden Auffassungen machen den Zustand deutlich, in welchem sich die Aneignung und Weiterentwicklung des >Springpunktes, um den sich das Verständnis der Politischen Ökonomie dreht«, (...) befindet. (...) Es ist klar, daß dieser nicht zu übersehende Wirrwarr in der Begriffsbestimmung dieser Kategorien die Weiterentwicklung der politischen Ökonomie beträchtlich hemmen muß.«[17] Dieses Zitat ist einem Artikel entnommen, der als Diskussionsbeitrag anläßlich einer großen Kontroverse über die Bedeutung der Ware-Geld-Beziehung im Sozialismus verfaßt wurde. Man sollte diese in der marxistischen Literatur verdrängte Diskussion ernst nehmen; die an dieser Kontroverse beteiligten Wissenschaftler mußten nämlich die frappierende Erfahrung machen, daß sich über den Sinn eines elementaren Begriffs, des »Springpunkts, um den sich das Verständnis der Politischen Ökonomie dreht«, keine Einigung erzielen ließ. Die Verwirrung nahm einen solchen Umfang an, daß die Kontrahenten offensichtlich außerstande waren, überhaupt noch auf die Argumentationen des anderen einzugehen. Die Kontroverse mußte ergebnislos abgebrochen werden, und die Beteiligten hielten weiterhin ihre gegensätzlichen Positionen aufrecht. Dies ist als das deprimierende Resultat der Debatte festzuhalten: marxistische Wissenschaftler sahen sich außerstande, den Sinn ihrer eigenen werttheoretischen Grundbegriffe allgemeinverbindlich zu definieren. Der fatale Verlauf dieser Diskussion dürfte den Anstoß dazu gegeben haben, daß alsbald ein Fachmann in einer umfangreichen Untersuchung der Entwicklung zentraler Begriffe der Marxschen Werttheorie nachzugehen begann. Sie sollte »dazu beitragen, die zum Teil auch heute noch vorhandenen falschen Auffassungen wichtiger Kategorien wie zum Beispiel der abstrakten Arbeit (...) endgültig zu überwinden.«[18] Man sollte meinen, daß die umfassende Arbeit eines marxistischen Marx-Spezialisten zur Klärung gewisser »Mißverständnisse« und zum »richtigen« Verständnis der Werttheorie geführt hätte. Mitnichten. Es reproduzierte sich wiederum die merkwürdige Konstellation, daß ein Marxist dem anderen vorhielt, in der Darstellung elementarer Begriffe dies und jenes nicht richtig beurteilt zu haben. »So wurde beispielsweise bemängelt, daß Walter Tuchscheerer (...) die quantitative Wertbestimmung (...) etwas überbewertet gegenüber der qualitativen Seite. (...) Es kommt an diesen Stellen nicht genügend zum Ausdruck, daß Marx gerade die qualitative Seite, die Wertsubstanz

in der abstrakt gesellschaftlichen Arbeit entdeckte. (...) Dies hat den Autor auch zu der zweifelhaften These verleitet, die Theorie des Waren- und Geldfetischismus...« etc.[19]

Die zweite große Kontroverse, der weitaus bekanntere Streit um die Marxsche Geldtheorie, der Gegensatz zwischen »Nominalisten« und »Metallisten«, ist zwar mehr als sechzig Jahre alt, hat jedoch in dieser Zeitspanne keine wesentliche Entwicklung erfahren. Der Streit geht quer durch alle politischen Richtungen innerhalb des marxistischen Lagers. Das auf Hilferding und Varga zurückgehende nominalistische Konzept ist präsent in dem sowjetischen Lehrbuch *Politische Ökonomie des heutigen Monopolkapitalismus*[20], die seinerzeit von Kautsky und Otto Bauer vertretene »metallistische« Richtung in dem offiziellen Lehrbuch *Politische Ökonomie.*[21] An dieser Kontroverse erscheint mir vor allem ein Punkt besonders interessant zu sein. Beide Konzepte gehen stillschweigend davon aus, daß eine nominalistische Geldtheorie mit der Marxschen Werttheorie prinzipiell vereinbar ist. Das Selbstverständnis sowjetischer Nominalisten ist gewiß ein marxistisches, aber auch die »Metallisten« dürften den marxistischen Charakter des Lehrbuchs *Politische Ökonomie des heutigen Monopolkapitalismus* wohl kaum in Abrede stellen. Wir wollen hier nicht dem Problem nachgehen, in welchen Grenzen sich etwas Bestimmtes aussagen läßt über »Inflations- und Währungsprobleme im heutigen Monopolkapitalismus«, wenn eine einheitliche marxistische Geldtheorie überhaupt nicht existiert. In unserem Zusammenhang geht es zunächst einmal um die Frage, ob von der *Marxschen* Position her ein *marxistischer* Nominalismus mehr sein kann als ein hölzernes Eisen.

Mir scheint, daß die gängige Auffassung, Marxsche Werttheorie und Marxsche Geldtheorie als prinzipiell verschiedene Lehrstücke zu behandeln, das Wesen der Wertformanalyse verfehlt. Diese intendiert die »Ableitung« nicht irgendeiner beliebig substituierbaren, sondern einer ganz spezifischen Geldtheorie, die sich in vorläufiger Weise als non-nominalistische kennzeichnen läßt. Es ließe sich nämlich zeigen, daß schon auf der dritten Seite des *Kapital-Textes* die Strukturierung der werttheoretischen Problematik die der geldtheoretischen einschließt. Wird nun aber die Unhaltbarkeit der Marxschen Geldtheorie behauptet, so kann auch an der Gültigkeit der Marxschen Arbeitswerttheorie nicht mehr festgehalten werden. Die Tatsache nun, daß die innere Ver-

schränkung von Wert- und Geldtheorie nicht thematisiert worden ist, scheint mir allerdings ein Indiz dafür zu sein, daß die *marxistische* Rezeption der *Marxschen* Werttheorie von dieser prinzipiell zu unterscheiden ist. Die *marxistische* Werttheorie verblieb auf dem Boden der *vormarxschen* Theorie und läßt sich ihrer begrifflichen Struktur nach nur als eine terminologisch neuartige Version der *linksricardianischen* Arbeitswerttheorie bestimmen.[22]

Daß die geldtheoretischen Korrekturen in logischer Konsequenz zur Preisgabe auch der Arbeitswerttheorie führen müssen, läßt sich am Beispiel eines sowjetischen Autors zeigen, der an der in der UdSSR neu entfachten Debatte über die marxistische Geldtheorie teilgenommen hat. Der Verfasser will aus einer Anzahl Fakten den »Schluß ziehen, daß heute die Preisfestsetzung nicht nur über das Geld, sondern auch durch Gleichstellung der einen Waren mit anderen Waren erfolgt«. Die Struktur dieses Mechanismus bleibt freilich völlig im dunkeln: »Manche weisen diese Ansicht zurück, weil sie glauben, der Wert lasse sich nur mit Hilfe des Goldes messen. Dabei war am Gold, auch als es noch notwendiges Zirkulationsmittel war, nicht abzulesen, wieviel Stunden gesellschaftlich notwendiger Arbeit darin stecken.«[23] Dieser Autor scheint die naive Vorstellung zu hegen, Marxens Lehre vom Gold als Maß der Werte beinhalte die Annahme, daß sich Gold- und Warenproduzenten auf der Basis eines Arbeitszeitvergleiches über die Austauschrelationen verständigen.[24] »Die dem Warenwert wirklich zugrunde liegende Anzahl wurde stets über den Markt durch Nutzensvergleich testgestellt, was früher allerdings auf dem Umweg über das Gold (...) erfolgte und heute unmittelbar durch Festlegung der Tauschproportionen zwischen Waren mit verschiedenen Gebrauchseigenschaften geschieht.« Das Papiergeld sei »heute direkt an die Waren gebunden (...). Den Verfechtern der >Goldkonzeption< müßte die Definition von Marx in Erinnerung gebracht werden, nach der das Geld die >*Einheit des Maßes der Werte und Zirkulationsmittel*< ist. Und wenn das Gold kein Zirkulationsmittel ist (...), von welcher Einheit könnte dann die Rede sein?«[25] Da diese Bemerkungen nicht eine Spur von kategorialer Bestimmtheit erkennen lassen, erübrigt sich die Frage, was sich der Autor wohl gedacht haben mag, wenn er von »Nutzensvergleich«, »Festlegung der Tauschproportionen« und »direkter Bindung« des Papiergeldes an die Ware spricht. Marxistischen Analysen zur Weltwährungskri-

se mangelt es fast ausnahmslos an kategorialer Bestimmtheit - sowjetmarxistisch orientierten Analysen des »staatsmonopolistischen Kapitalismus«[26] ebenso wie jenen neomarxistischer Provenienz.[27]

Eine dritte Kontroverse um die Werttheorie hat sich daraus entwickelt, daß die Marxsche Werttheorie immer schon »mehr« ist als eine ökonomische Theorie im Sinne der herkömmlichen Arbeitsteilung bürgerlicher Sozialwissenschaft, woraus sich die Notwendigkeit ergab, die werttheoretischen Grundbegriffe in ihrer soziologischen und philosophischen Bedeutung zu erörtern. Max Adler, Alfred Sohn-Rethel und Theodor W. Adorno wollen als das »Geheimnis, das hinter der synthetischen Apperzeption sich versteckt«,[28] den Marxschen Begriff der gesellschaftlichen Arbeit dechiffrieren, »weil das mit der transzendentalen Synthesis Gemeinte von der Beziehung auf Arbeit dem eigenen Sinn nach nicht sich lösen läßt«.[29] Gesellschaftliche Arbeit ist für die Frankfurter Schule der Soziologie gesellschaftliche Totalität: »Das Prinzip der Äquivalenz gesellschaftlicher Arbeit macht Gesellschaft (...) zum Abstrakten und zum Allerwirklichsten, ganz wie Hegel es vom emphatischen Begriff des Begriffs lehrt.«[30] Die Grundbegriffe der Frankfurter Schule sind somit die Grundbegriffe der Werttheorie: »Der Tauschwert, gegenüber dem Gebrauchswert ein bloß Gedachtes, herrscht über das menschliche Bedürfnis (...); der Schein über die Wirklichkeit. (...) Zugleich aber ist jener Schein das Allerwirklichste, die Formel, nach der die Welt verhext ward.«[31] Der emphatische Begriff von Gesellschaft ist ebenso von der Marxschen Werttheorie her gedacht wie der objektive Ideologiebegriff: »Die Deduktion von Ideologien aus gesellschaftlicher Notwendigkeit (...), ihre Ableitung aus Strukturgesetzen wie dem Fetischcharakter der Ware, die das proton pseudos benennt«,[32] beruht auf einer Vorstellung von »Theorie der Gesellschaft«, der im Sinne der Marxschen Darstellung und »Kritik ökonomischer Kategorien« die »Kritik soziologischer Kategorien«[33] eigentümlich ist. Die Tatsache, daß nur von der Marxschen Arbeitswerttheorie her der Gesellschafts- und Ideologiebegriff der Frankfurter Schule verständlich wird, aber dennoch diese werttheoretische Dimension im deutschen Positivismusstreit sowie in der kommentierenden Darstellung dieses Streites völlig ausgeblendet worden ist, weist nun allerdings darauf hin, daß Adorno und Horkheimer selbst die arbeitswerttheoretische Grundlegung der Kritischen Theorie methodologisch

unzulänglich reflektiert haben. Obwohl die Grundbegriffe der Marxschen Werttheorie, der Meinung Adornos und Horkheimers zufolge, die Werttheorie als fachökonomische Disziplin transzendieren, wurde auf die Interpretation dieser für die Frankfurter Soziologie und Philosophie grundlegenden Begriffe ein erstaunlich geringes Maß an Sorgfalt verwendet. Bedenkt man die außergewöhnliche Funktion, die einem einzigen »Begriff«, dem Wert oder der gesellschaftlichen Arbeit, zugesprochen wird, so kann man sich nur wundern, daß Adorno und Horkheimer das soziologisch und philosophisch relevante Lehrstück der Arbeitswerttheorie, die Wertformanalyse, gänzlich ignoriert haben. Wenn im Positivismusstreit Adorno seinen Begriff von Totalität nur höchst unbestimmt darstellen konnte,[34] so hat dies seinen Grund vor allem darin, daß sich von einem verschwommenen Tausch- und Wertbegriff her Totalität in rational nachvollziehbarer Weise nicht explizieren läßt. Während Adorno und Horkheimer den Zusammenhang von Wert, Geld und Gesellschaft durchaus verkannten, ließe sich am Beispiel der Simmelschen *Philosophie des Geldes* verdeutlichen, daß nur von der »Erscheinungsform« des Wertes her die Objektivität von Gesellschaft bestimmbar wird. Für Simmel ist, ebenso wie für die Kritische Theorie, »Gesellschaft (...) das übersinguläre Gebilde, das doch nicht abstrakt ist (...); sie ist das Allgemeine, das zugleich konkrete Lebendigkeit hat«.[3:1] Der Versuch, einen objektiven Begriff von Gesellschaft zu entwickeln, ist für den Idealisten Simmel nicht realisierbar ohne die systematische Reflexion des Geldes, in dem sich für ihn soziale und letztlich transzendentale Einheit darstellt. Wenn die Affinität der Problemkreise Wert-Geld-Gesellschaft-transzendentale Einheit bei Simmel stärker hervortritt als in der Kritischen Theorie, so ist das vor allem darauf zurückzuführen, daß geldtheoretische Reflexionen bei Simmel intensiver vollzogen werden.

Überblickt man die Kontroversen zur Werttheorie, so fällt zunächst auf, daß ein und dasselbe Streitobjekt in drei scheinbar völlig heterogenen Problembereichen diskutiert worden ist. Die werttheoretische Diskussion im engeren Sinn scheint für die geldtheoretische und methodologische belanglos, die geldtheoretische für die wert- und gesellschaftstheoretische etc. Überhaupt ist seit einigen Jahren die groteske Erscheinung zu beobachten, daß sich marxistische Philosophen und Soziologen einerseits, marxistische Ökonomen andererseits kaum

noch aufeinander beziehen können. Insgesamt verstärken diese Kontroversen den Eindruck, daß sich die ersten Kapitel des *Kapital* bis heute einer angemessenen Interpretation entzogen haben. Keineswegs ist die Feststellung zureichend, »daß die ersten Abschnitte den Laien, der sich zum ersten Mal daranwagt, anmuten, als seien sie chinesisch geschrieben«.[36] Nicht nur dem Laien, sondern auch den Wissenschaftlern - und unter ihnen wiederum am stärksten den Ökonomen - bietet das 1. Kapitel »schier unübersteigliche Schwierigkeiten«. Karl Renner, der, gemessen am theoretischen Niveau der II. Internationale, ungewöhnlich scharfsinnige Interpretationen verfaßt hat, sieht diese Schwierigkeiten so: »Es ist, als ob der Verfasser dem, der sich nähert, einen zyklopischen Block in den Weg gewälzt hätte, um nur die Allerberufensten zuzulassen. Ungezählten willigen Lesern hat so Marx selbst den Zugang zu seinem Hauptwerk verrammelt. (...) Es ist der Geist und die Methode der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, was aus dem *Kapital* spricht.«[37]

Nach wie vor stehen sich in der Einschätzung gewisser Passagen besonders des ersten Kapitels des ersten Bandes zwei Auffassungen diametral gegenüber. Der Fachökonom ist an dem Verständnis jener Textstellen, die sich ihm als »dialektischer Hocuspokus« darstellen, grundsätzlich desinteressiert: »Eine gewisse Schwierigkeit bereitet der Marxsche Hegel-Jargon, doch ist bereits zuviel Authebens davon gemacht worden. Man gewöhnt sich schnell an jene Staffage, (...) der Leser versäumt wenig, wenn er den pedantischen dritten Teil von Kapitel 1 wegläßt, auf dem allzu schwer das Hegeische Erbe lastet.«[38] Der ominöse dritte Teil von Kapitel 1 enthält das Kernstück der Marxschen Wertformanalyse. Die Eliminierung dieser Lehre ist charakteristisch für jene, auch heute noch dominierende Interpretationsrichtung, die sich als »ökonomistische«[39] bezeichnen läßt. Die entgegengesetzte Position ist mit aller Schroffheit und provozierenden Konsequenz von Lenin vertreten worden: »Man kann das *Kapital* von Marx und besonders das erste Kapitel nicht vollkommen begreifen, wenn man nicht die *ganze* Logik Hegels durchstudiert und begriffen hat. Folglich hat nach einem halben Jahrhundert keiner von den Marxisten Marx begriffen!!«[40]

Abgesehen von Georg Lukács sowie dem Austromarxisten und späteren österreichischen Bundespräsidenten Karl Renner dürfte diese

Auffassung in jener Zeit nur von Lenin verfochten worden sein - eine Auffassung, die zwar nicht unbestritten geblieben ist, aber seit der Veröffentlichung des *Rohentwurfs* weite Verbreitung gefunden hat. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß die dem *Philosophischen Nachlaß* entstammende Notiz Lenins eine recht zwiespältige Aufnahme gefunden hat; ihre häufige Verwendung sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihr Anspruch weder in philosophischen noch in ökonomischen A'beiten eingelöst worden und »Aphorismus« geblieben ist - ein »Aphorismus«, der oft und gern zitiert, doch niemals recht ernst genommen wird. Wer unter den professionellen Marx-Interpreten möchte denn schon die Konsequenz dieses Satzes akzeptieren: »Folglich hat nach einem *ganzen* Jahrhundert keiner von den Marxisten Marx verstanden.« Im Grunde genommen hätte kein Lehrbuch über Marxsche Ökonomie geschrieben werden dürfen, das die Interpretationsanleitung Lenins ignoriert. Tatsächlich existiert aber nicht ein einziges, das sich an der Einsicht Lenins orientiert hätte; im Gegenteil, wer sich in den sowjetmarxistischen Lehrbüchern zur Politischen Ökonomie umsieht, muß den Eindruck gewinnen, daß sich Lenin getäuscht haben muß. Klar und deutlich wird hier die Argumentation der ersten Kapitel entwickelt. Der Leser wird sie »vollkommen begreifen«, *ohne* »die ganze >Logik< Hegels durchstudiert und begriffen zu haben«. Man findet nicht einmal einen versteckten Hinweis, daß man es im Lehrbuch womöglich nur mit einer »exoterischen« Darstellung zu tun habe. Kurz: Die Lehrbücher scheinen Lenins Einschätzung ad absurdum zu führen. Dort nämlich, wo ausnahmsweise dialektische Formulierungen gebraucht werden, münden sie in nichtssagenden oder schlechthin unsinnigen Sätzen, die den Sinn Marxscher Kategorien offenkundig entstellen.[41]

Daß bisher »dialektische« Interpretationen ökonomischer Grundbegriffe nicht nur zu keiner Klärung strittiger Probleme, sondern eher zur Steigerung des Grundbegriffswirrwarrs geführt haben, läßt sich an der Ostberliner Diskussion über die Ware-Geld-Beziehung zeigen. Die Argumentation Lendles unterschied sich methodisch von den Positionen seiner Gegner dadurch, daß er um eine philosophische Fundierung seiner Interpretationen bemüht war: ihm gelten als »Kriterien der Richtigkeit und Wahrheit theoretischer Auffassungen in der marxistischen politischen Ökonomie« u. a. »die Übereinstimmung mit den

Prinzipien und den Gesetzen des Materialismus und der Dialektik«.[42] Mit der Interpretationsbedürftigkeit dieser »Gesetze« ist aber offenbar ein so weiter Spielraum gesetzt, daß die »Gesetze« selbst konträre Schlußfolgerungen zu erlauben scheinen: »Lendle versucht seine (...) These philosophisch zu untermauern, indem er die abstrakte Arbeit zum >Wesen< und die konkrete Arbeit zur »Erscheinungsform« der menschlichen Arbeit macht. Wenn die Verwendung dieser Kategorien in diesem Zusammenhang überhaupt einen Sinn haben soll, dann doch wohl nur den, daß umgekehrt die konkrete Arbeit (...) >Wesen< und die abstrakte Arbeit die Form ist, in der (...) die konkrete Arbeit (...) unter bestimmten historischen Verhältnissen erscheint.«[43] Die Ostberliner Philosophen, denen sich hier die einzigartige Gelegenheit bot, in der Reflexion fachwissenschaftlich nicht mehr entscheidbarer Probleme ihre Existenzberechtigung nachhaltig unter Beweis zu stellen, haben in dieser Kontroverse das Schweigen vorgezogen. Was die Lehrbücher sowjetischer Philosophen betrifft, so suchen wir auch in ihnen vergeblich eine Belehrung über den »esoterischen« Inhalt der Marxschen Wertlehre und eine Auskunft darüber, warum man das *Kapital* und besonders das erste Kapitel »nicht vollkommen begreifen« kann.

Daß neomarxistische Kenner der Hegeischen *Logik* die Interpretation des *Kapital* nicht nur keinen Schritt vorangebracht haben, sondern Interpretationsfehler begangen haben, wie sie Marx in seinen *Randglossen zu Adolph Wagner* angeprangert hat, ist ein Hinweis darauf, daß Lenin möglicherweise notwendige, aber nicht unbedingt hinreichende Bedingungen einer adäquaten Marx-Interpretation formuliert hat.

Der Grundbegriffswirrwarr der marxistischen Werttheorie hat nun ein interessantes Gegenstück in der Grundbegriffsmisere der bürgerlichen Theorie. Aus mehreren Gründen empfiehlt sich daher das Verfahren, die Marxsche Werttheorie in der Auseinandersetzung mit den Schwierigkeiten bürgerlicher Begriffsbildung zu rekonstruieren. Es drängt sich nämlich die Vermutung auf, daß diese Schwierigkeiten und das Grundbegriffsdilemma der marxistischen Werttheorie ein und denselben Grund haben und sich ganz allgemein als Schwierigkeiten »ökonomistischer« Begriffsbildung bestimmen ließen. Die Marxsche Methode wäre dann als der Versuch zu rekonstruieren, das Grundbegriffsdilemma ökonomistischen Denkens aufzulösen - eines Den-

kens, das in der marxistischen Werttheorie ebensosehr seinen Ausdruck findet wie in der bürgerlichen.

Das Verfahren, die Marxsche Werttheorie in der Kritik der marxistischen und der bürgerlichen Wert- und Geldtheorie zu rekonstruieren, ist noch aus zwei anderen Gründen ratsam. Die Kritik Marxscher Werttheorie ruft oft genug den Eindruck hervor, daß dem bürgerlichen Ökonomen aus prinzipiellen Gründen, methodischen und nicht nur terminologischen, die Möglichkeit versperrt ist, sich substantiell auf die Marxsche Argumentationsweise einzulassen. Dies äußert sich darin, daß sehr häufig marxistische und bürgerliche Ökonomen auf gänzlich inkommensurablen Begriffsebenen argumentieren und gegenseitig darüber klagen, daß die andere Seite am Kern des Problems vorbeidenke. Die Marxsche Begriffs- und Theoriebildung entwickelte sich scheinbar bloß in der Auseinandersetzung mit der objektiven Werttheorie und der metallistisch-quantitätstheoretischen Geldlehre der klassischen Ökonomie. Jedenfalls hat sich dieser Aspekt der *Kritik der politischen Ökonomie* am stärksten in der Marxschen Terminologie ausgeprägt. Die partiell konstatierbare Inkommensurabilität von bürgerlicher und marxistischer Ökonomie ist zumindest teilweise darauf zurückzuführen, daß in der modernen bürgerlichen Ökonomie die objektive Wertlehre durch eine subjektive ersetzt wurde und die metallistische Geldtheorie ihre führende Position an die nominalistische abtreten mußte.

Die Marxsche Geldtheorie hat sich herausgebildet in der Auseinandersetzung mit einem Theorietypus, der als einheitlicher »bürgerlicher« bestimmbar ist, gerade weil er sich in gegensätzlichen, antipodisch aufeinander bezogenen Schulen präsentierte - nicht bloß in dem Gegensatz von Currency- und Bankingschule, sondern ebenso in dem von bürgerlichem Metallismus und Nominalismus. Sie enthält beide Pole dieses doppelten Gegensatzes in sich als »aufgehobene« Momente und steht insofern jenseits des Gegensatzes von Metallismus und Nominalismus. Immerhin, das metallistische Moment ist ein konstitutiver Bestandteil der Marxschen Geldtheorie. Der Siegeszug des jüngeren Nominalismus brachte den bürgerlichen Metallismus fast gänzlich zum Verschwinden. Mit der Symbiose von nominalistischer »Geldwesenslehre«, subjektiver Werttheorie, Kreditschöpfungslehre und makroökonomischer Begriffsbildung wurde die Inkommensura-

bilität von moderner und marxistischer Geldtheorie nahezu unaufhebbar. Es scheint mir besonders dringlich, mittels einer Analyse der Genesis dieser Inkommensurabilität die Geld- und Kredittheorien beider Richtungen kommensurabel zu machen. Die Marxsche Theorie, die ursprünglich als Kritik nicht nur der nominalistischen, sondern auch der metallistischen Geldtheorie entstand, mußte scheinbar mit dem Verschwinden dieses Gegensatzes zugleich auch den Gegenstand ihrer Kritik verlieren und sich nunmehr selber als metallistische darstellen. Die marxistische Ökonomie steht heute vor der Wahl, den Nominalismus als kohärente Theorie zu akzeptieren und sich damit in letzter Konsequenz als ein einheitliches Ganzes aufzulösen, oder aber den Nachweis zu erbringen, daß sich in den verschiedenen Richtungen des modernen Nominalismus in Wahrheit der alte Gegensatz von Nominalismus und Metallismus in versteckter Form reproduziert hat. Es versteht sich von selbst, daß die quasi-metallistischen Varianten des modernen Nominalismus - z. B. die reale Theorie des Geldes von Otto Veit - interessanter sein werden als die scheinbar in sich kohärenten Anweisungs- und Symboltheorien des Geldes. Die Beschäftigung mit bürgerlicher Geldtheorie scheint mir auch deshalb geboten, weil sich von geldtheoretischen Problemstellungen her der Gegensatz von dialektischer und analytischer Wissenschaftstheorie vorzüglich präzisieren läßt. Die letztere will bekanntlich zeigen, daß die »Definitionen« ökonomischer Grundbegriffe nichts anderes sind und sein können als Nominaldefinitionen: »Nehmen wir zum Beispiel Aussagen von der Form: (...) »Der Wert *ist* so und so< ... »Die Kosten *sind* dies< ... Nein, sie *sind* jenes (...). Die Form dieser Sätze führt zu der irrigen Ansicht, es handle sich um etwas anderes als um eine sprachliche Frage, man spreche über Dinge, nicht über Wörter.«[44] Sätze dieser Art sind Nominaldefinitionen und können als solche weder wahr noch falsch sein. Sie sollten deshalb in eine »formale Redeweise« übersetzt werden, zum Beispiel: »In dem marxistischen Sprachsystem wird »Wert< folgendermaßen definiert: (...) Wir müssen die Definition anderer »tolerieren« und uns darauf beschränken, ihre Unanwendbarkeit und Unangemessenheit aufzuzeigen.«[45] Hutchison kommt von dieser Position her zu einer radikalen Konsequenz: »So wie die reine Geometrie vollkommen absieht von Flächen, Geraden, Punkten usw., die wir (...) wahrnehmen, so sieht die reine Nationalökonomie vollständig

ab von der Marktform, vom Geld usw., die wir (...) wahrnehmen, und der reine Theoretiker als *solcher* braucht nichts über sie zu wissen.«[46] Genau dies macht aber die Problematik moderner nationalökonomischer Theoriebildung aus. Es ist längst erkannt, daß die Trennung von »güterwirtschaftlicher« und »monetärer« Betrachtungsweise die Ausbildung einer allgemein gültigen Inflationstheorie verhindert hat. In unserem Zusammenhang interessiert jedoch eine andere Frage: Kann der Ökonom sinnvollerweise davon sprechen, »Geld usw.« in ähnlicher Weise wahrzunehmen wie Flächen, Geraden usw.? Was ist das Sein des Geldes? Um seine Ansicht zu erläutern, daß sich in der Ökonomie die Grundbegriffsproblematik in ähnlicher Weise eliminieren lasse wie in der Naturwissenschaft, zitiert Hutchison aus der methodologischen Arbeit eines bekannten Naturwissenschaftlers einen Textabschnitt, »in dem folgendes sich mutans mutandis auf den rein theoretischen Nationalökonomen anwenden läßt: Wir denken drei Arten von Dingen, welche wir Punkte, Gerade und Ebenen nennen wollen; was sind nun eigentlich diese Dinge? Wir wissen nicht nur nichts von ihnen, (...) und irgend jemand, der niemals einen Punkt (...) gesehen hat, könnte ebensogut in Geometrie arbeiten wie wir. Da die Ausdrücke »hindurchgehen« (...) kein Bild in uns hervorrufen, so ist der erstere einfach dasselbe wie »bestimmt sein««.[47] Hutchison selbst weist auf die Problematik des »mutatis mutandis« seiner Übertragung dieser Feststellung auf nationalökonomische Disziplinen hin: »Schwieriger zu verstehen sind diese Bemerkungen - obwohl deshalb ebenso anwendbar -, wenn die Analyse in der Umgangssprache durchgeführt wird, die unvermeidlich »Bilder in uns hervorruft«.«[48] Das Problem nationalökonomischer »Sprachsysteme« bestünde dann vor allem darin, ob sich die Worte der Umgangssprache in Zeichen übersetzen lassen. Hutchison eskamotiert in diesem Text diese Problematik, die sich von der Position der analytischen Wissenschaftstheorie auch kaum befriedigend beantworten läßt. Die Geometrie vermag ihre Gegenstände wahrzunehmen und jenseits der Umgangssprache begrifflich zu bestimmen, die Ökonomie hingegen nimmt ihren Gegenstand nicht wahr: sie *sieht* nicht *Geld* und *Kapital,* sondern immer nur Metall und Papier. Sind nun immer nur einzelne, sinnlich wahrnehmbare Dinge existent, so ließe sich von einem Gegenstand »Geld« gar nicht sprechen; andererseits macht allein schon der Begriff der Geld*menge* deutlich, daß dieses

sinnlich gar nicht wahrnehmbare »Etwas« *mehr* sein muß als ein Gedanke, ein Gedankending oder eine Norm. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Begriffswirrwarr in der Geld- und Kapitaltheorie seine Wurzel in der mangelhaften Unterscheidung von Nominal- und Wesensdefinitionen hat. Diese Unterscheidung ist den Ökonomen sehr wohl geläufig. Sollte ihr Hang, »Wesensdefinitionen« zu suchen, nicht vielmehr damit zusammenhängen, daß die Frage nach der Gegenständlichkeit ökonomischer Gegenstände überaus schwer zu beantworten ist? Der Aufsatz Hutchisons ist 1937 geschrieben worden; die Formalisierung der Ökonomie hat seitdem enorme Fortschritte gemacht, und wir müssen deshalb fragen, in welchem Maße es der modernen Nationalökonomie gelungen ist, das Problem der »Wesensdefinition« als »Scheinproblem« zu eliminieren, besonders aber das des verwirrendsten und verrufensten aller Bilder der ökonomischen Umgangssprache, des Wortes »Wert«.[49]

Sollte der folgende Satz nur zufällig in das Werk eines angesehenen Nationalökonomen geraten sein? »Sowohl bei den Amortisierungsquoten wie bei dem wieder zu Geld gewordenen umlaufenden Kapital können wir von Fonds sprechen, die >sich von der Verkörperung in Kapitalgütern losgelöst haben«.«[50] - Bevor wir uns jedoch auf das dornige Feld der Kapitaltheorie begeben, wollen wir uns einer anderen erfahrungswissenschaftlichen Disziplin zuwenden, die offenbar immer noch vorwissenschaftlichen Denkformen verhaftet ist, solchen nämlich, die der analytischen Wissenschaftstheorie zufolge als metaphysische anzusehen sind: in der Geldtheorie finden sich immer wieder Ökonomen, die Wesensdefinitionen suchen, also »dort Begriffsfragen sehen, wo es sich eigentlich um Aussagen handelt« - »ganz in der Manier der Theoretiker des 19. Jahrhunderts«.[51] So lesen wir bei Michael Kröll: »Es gibt zwar keine Geldtheorie, die nicht irgendeinen Geldbegriff an ihre Spitze setzte, doch zumeist ist es ein *Scheinbegriff.* Ein Katalog von *Geldfunktionen* ergibt noch keinen Geldbegriff, es wäre denn, daß man strikte eine dieser Funktionen als *konstitutiv* nachwiese und die anderen daraus ableitete, was aber kaum je geschieht. Ebensowenig taugen *genetische* Begriffe, wie das Geld (...) beruhe auf der »Massengewohnheit der Annahme«. Das Geld als »Zahlungsmittel« zu definieren ist ein *Zirkel,* denn »Zahlung« setzt Geld voraus und Geldbegriffe, die mit »Anweisung« oder »Forderung« beginnen, sind nicht ein-

mal juristisch haltbar, denn Geld ist eine >Sache<.«[52] Halten wir einstweilen fest: ein Ökonom, der vom Geld als Anweisung oder Zahlungsmittel spricht, weiß eigentlich gar nicht recht, *wovon* er redet; er weiß nicht, was er sagt, wenn er Geld Zahlungsmittel nennt. Die Mehrzahl der Ökonomen arbeitet also mit »*Schein*begriffen«. Kröll begründet sein Bemühen, eine Wesensdefinition zu erarbeiten, mit einer Position, die jener von Hutchison diametral entgegengesetzt ist: Bei allen Erscheinungen in Natur und Kultur gilt es immer zuerst die Art zu bestimmen, dann erst die quantitativen Verhältnisse. »Erst das Prinzip, dann der Grad.«[53] Der von Kröll vertretene Standpunkt ist der eines ökonomischen Funktionalismus: »Aus seiner Funktion im Kreislaufe ist zuerst ein erschöpfender *Begriff* des Geldes zu entwickeln.«[54]

Gegenüber diesem Verfahren ist gewiß der skeptische Einwand berechtigt, daß es verschiedenartige und einander widersprechende »Wesensdefinitionen« des Geldes gibt, und die Frage stellt sich ganz von selbst, ob und wie sich »Scheinbegriffe« von »richtigen« Begriffen unterscheiden lassen. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß funktionale Definitionen ganz allgemein zu Zirkelschlüssen und tautologischen Aussagen führen und daher jede Geldtheorie, entgegen allen methodologischen Anweisungen der analytischen Wissenschaftstheorie, genötigt ist, offen oder in verdeckter Form Wesensdefinitionen einzuführen. Dann allerdings ist ernsthaft zu erörtern, ob unter diesen Bedingungen überhaupt ein wissenschaftlicher Fortschritt in der modernen Geldtheorie denkbar ist. Bekanntlich steht die moderne Ökonomie nicht nur der ärgerlichen Tatsache gegenüber, daß in der gegenwärtigen Debatte zwischen Monetaristen und Fiskalisten beide Schulen einander mangelnde wissenschaftliche Fundierung ihrer geldpolitischen Konzepte vorwerfen, sondern diese Debatte bezieht sich auch »auf die wissenschaftlichen Beweise für die vorgebrachten Thesen. Die Tatsache, daß gerade darüber erbitterte Meinungsverschiedenheiten herrschen, ist bemerkenswert. Man kann sich schwer vorstellen, daß in den Naturwissenschaften (...) ähnliche Auseinandersetzungen stattfinden.«[55] Sollte es weiterhin richtig sein, daß die zur Zeit herrschenden unterschiedlichen Geldauffassungen »schon vor mehr als einem Jahrhundert vertreten« wurden[56] und dennoch »trotz eines Jahrhunderts wissenschaftlichen Forschens über die tragenden Begriffe eine derartige Meinungsverschiedenheit besteht«,[57] dann ist die Frage am Platze, ob die

methodischen Grundlagen dieser Disziplin überhaupt einen Fortschritt erlauben. Die von den Vertretern dieses Fachs genannten Gründe, warum es eine »Geldtheorie« im eigentlichen Sinne einer »in sich abgeschlossenen Lehre (...) gar nicht gibt«,[58] sind merkwürdig: »Der eigentliche Grund dafür, daß die Geldtheorie zu keinem wirklich klaren Ergebnis kommt, liegt nur darin, daß man das Wesen des Geldes ohne Feststellung eines eindeutigen Erkenntnisobjektes einfach aus dem Erfahrungsobjekt zu erklären versucht.«[59] Zudem »stand auch das Geldproblem unter einer fast schon als fixe Idee zu bezeichnenden Werthypnose. (...) Dieser Einbau der Geldtheorie in die Wertlehre (...) war gewissermaßen *das* Hindernis, um zu einer klaren Lösung des Geldproblems zu kommen. Die Werttheorie und ihre Anhänger sind daher auch in erster Linie schuld an jenem Zustand der Begriffsverwirrung und der Unklarheit, in dem sich die Geldtheorie so lange befand und noch immer befindet.«[60]

Die herrschende Geldtheorie ist eine recht seltsame Lehre. Was ein bekannter Wissenschaftler als *das* Hindernis bezeichnen konnte, warum »die Geldtheorie zu keinem wirklich klaren Ergebnis kommt« - die Verquickung der Geldtheorie mit der aus der Preistheorie längst verbannten subjektiven Wertlehre kann knapp zwanzig Jahre später als »bedeutendster Fortschritt« gefeiert werden: die vordem verpönte »Integration von Geld- und Werttheorie«. Das Geld wird wieder als ein Gut mit »Eigenwert« entdeckt, und die Argumentation von Karl Helfferich, die den werttheoretischen Konzeptionen der Geldtheorie einen »Zirkelschluß« nachweist, soll als »widerlegt« gelten. Don Patinkin habe gezeigt, »wie dem Schreckgespenst des »Zirkelschlusses« zu entkommen ist.«[61] Worin besteht aber die »bedeutendste Weiterentwicklung der Geldtheorie seit der Keynesischen Theorie«? In der »Anwendung des Grundprinzips der Kapitaltheorie (...) auf die Geldtheorie«.[62] Man ist verwundert, daß die Geldtheorie sich ausgerechnet von der Anwendung der hoffnungslos umstrittenen Kapitaltheorie wissenschaftlichen Fortschritt verspricht und erfährt denn auch recht seltsame Dinge, sobald man nach dem neuen Konzept der Kapitaltheorie Ausschau hält: »Die menschlichen Aktiva (bzw. »menschliches Kapital«) sind gleich dem diskontierten Gegenwert der Einkommen des Produktionsfaktors Arbeit. Die nichtmenschlichen Aktiva (bzw. nichtmenschliches Kapital) bestehen aus den physischen Aktiva (d. h. den

Produktionsmitteln (...), dem Boden und den langlebigen Konsumgütern) und den finanziellen Aktiva (Geld).«[63] Gern hätte man von den Vertretern der analytischen Wissenschaftstheorie erfahren, was von diesen Sätzen zu halten ist. Sind diese Aussagen so geartet, daß sie durch die Erfahrung widerlegt werden können, oder handelt es sich um metaphysische Sätze, die prinzipiell nicht an der Erfahrung scheitern können?

Anmerkungen

1 E. v. Böhm-Bawerk, *Kapital und Kapitalzins,* Abt, 1,511 f

2 Es scheint mir völlig ausgeschlossen, daß sich folgende Überlegung eines Interpreten philosophischer Texte auch in einem Kommentar bürgerlicher Marx-Interpretation finden ließe: »Jeder fühlt natürlich, daß hier nicht alles ganz mit rechten Dingen zugeht. Wer logisch geschult ist, hat es nicht sehr schwer, die Punkte, hinsichtlich derer sich Bedenken ergeben, genau zu bezeichnen. Doch man wird Hegel nicht gerecht, wenn man ihm logische oder semantische Fehler nachweist und nicht gleichzeitig die Möglichkeit in Rechnung stellt, daß er diese Fehlerhaftigkeit selbst gekannt und berücksichtigt hat.« (W Wieland, *Hegels Dialektik der sinnlichen Gewißheit,* 69 f.) Marx-Interpreten zeichnen sich im allgemeinen durch eine hohe Selbsteinschätzung aus und sehen sich daher in ihren Erwartungen bestätigt, wenn sie im Marxschen Werk allerlei Fehlschlüsse und simple Widersprüche zu erkennen glauben; grundsätzlich wird in der kritischen Marx-Literatur nicht davon ausgegangen, daß Marx die angebliche oder tatsächliche Fehlerhaftigkeit selbst gekannt und beachtct hat.

3 K, Mulis, *Anti-Marx,* 87, bes. 98 f. »Einerseits enthält der Tauschwert kein Atom Gebrauchswert; andererseits äußert sich der Gebrauchswert in der Nützlichkeit der Ware. (...) Der Widerspruch ist eklatant: entweder ist der Tauschwert unabhängig vom Gebrauchswert. (...) Oder der Tauschwert ist an die Bedingung der Nützlichkeit gebunden.« (Ebd., 69)

4 W. Becker, *Kritik der Manischen Wertlehre,* 71.

5 Ebd., 102 u. 71.

6 Gewichtige Elemente des Begriffs »einfache Zirku bürgerlichen Gesamtproduktionsprozesses sind erstmals von Helmut Reichelt herausgearbeitet worden.

7 Dieser von Engels geprägte Begriff, der sich im Marxschen Werk nicht nachweisen läßt, bestimmt auch Werner Beckers Interpretation, so wenn er in Übereinstimmung mit der marxistischen Sekundärliteratur die Marxsche Analyse der einfachen Wertform als eine »Bezugnahme auf frühhistorische primitive Tauschverhältnisse« (ebd., 52) zu begreifen sucht. Becker ist irrtümlich der Auffassung, »daß es schwerfallen wird, Marxens Text über die einfache Wertform anders zu interpretieren, als es geschehen ist«. (Ebd., 62)

8 Ebd., 63

9 H. Grossmann, *Man:, die klassische Nationale*

10 O. Lcndlc, *Einige Probleme der Arbeitswerttheorie,* 5.

11 Ebd., 16f.

12 Ebd., 29.

13 Ebd., 35.

14 H. Neumann, *Zu einigen falschen Auffassungen über die Bestimmung der Wertgröße im Sozialismus,* 413, 415.

15 G. Pilling, *Das Wertgesetz bei Ricardo und Marx,* 307.

16 Ebd., 313.

17 H. Schilar, *Die Meßbarkeit des Arbeitswerts als Problem der Lehre,* 1518.

18 F. Oelßncr, Vorwort zu W Tuchscheerer

19 Ebd., 15.

20 »Das Papiergeld hört auf, nur Vertreter des Goldes zu sein. (...) Der Goldpreis in Papiergeld, der unter den Bedingungen des Goldstandards lediglich irrationaler Ausdruck des Goldgehaltes je Geldeinheit war, kann unter den gegenwärtigen Bedingungen schwerlich als ein solcher angesehen werden. Das Gold erhält seinen eigenen Preis in jenem Papiergeldmaßstab, der in der heutigen Wirtschaft jedes Landes dominiert.« (Institut für Weltwirtschaft usw., *Politische Ökonomie des heutigen Monopolkapitalismus,* 571) Die begriffliche Unschärfe dieser Kategorien erlaubt keine Aussage darüber, ob nach Meinung der Verfasser der »Papiergeld-Maßstab« auch als Maß der Werte anzusehen ist. Es findet sich nicht die Spur einer Bemühung, gegenwartsbezogene Bestimmungen aus Marxschen Kategorien abzuleiten. Der Unbestimmtheit qualitativer Bestimmungen entspricht die Unbestimmtheit quantitativer Aussagen. »Der Goldpreis ist Gegenstand der staatsmonopolistischen Regulierung, deren Möglichkeiten sich als sehr groß erweisen.« Der Versuch, Grenzen dieser Regulierungsmöglichkeit anzugeben führt nun wieder zu einer »metallistischen« Begründung, die den vorangegangenen Aussagen unmittelbar widerspricht: »Dem Tauschverhältnis zwischen dem Gold und den anderen Waren, das sich über deren Preise in Papiergeld realisiert, liegt (...) der Arbeitsaufwand zugrunde. (...) Deshalb stößt die staatsmonopolitische Regulierung, die den Goldpreis in Papierdollars zu fixieren sucht, (...) auf Schwierigkeiten und Widersprüche.« Der Abschnitt schließt mit dem banalen Satz: »Die Rolle des Geldes bleibt außerordentlich groß und wird im wesentlichen von dessen Funktion als Weltgeld bestimmt.« Die Beantwortung der Frage, wie die Beziehung der sich zunächst einmal doch wohl gegenseitig ausschließenden Kategorien und Aussagen - Goldpreis, Papiergeld-Maßstab, Weltgeld - zu denken sei, bleibt dem Leser überlassen. Der ganze Abschnitt über die Rolle des Goldes ist im Gründe nur eine Paraphrasierung seines einleitenden Satzes: »Diese Fragen gehören weiterhin zu den am wenigsten analysierten in der politischen Ökonomie des Monopolkapitalismus« - offenbar, denn die Rolle des Goldes »hängt mit solch wichtigen Problemen wie (...) Inflation im Kapitalismus von heute« zusammen.

21 In den beiden (von verschiedenen Instituten verfaßten) Lehrbüchern *Politische Ökonomie* werden nominalistische Geldtheorien ausdrücklich zurückgewiesen. In dem 1972 erschienenen Band lesen wir: »Der Grundfehler des Nominalismus war, daß er die Wa-

rennatur des Geldes leugnete«. (N. A. Zagalow u. a. (Hg.), *Lehrbuch Politische Ökonomie,* 153) Die Zirkulation von Papiergeld reduziere »deren realen Wert auf den Wert jenes Goldquantums, das an seiner Stelle zirkulieren müßte.« (Ebd., 407) In dem anderen, vom Institut für Wirtschaftsstatistik verfaßten Lehrbuch heißt es gleichermaßen: »Das nicht einwechselbare Papiergeld ist ein Zeichen für die Goldmenge, die es tatsächlich vertritt.« (Ebd., 281) »Geld ist weder ein Begriff (eine solche Auffassung vom Geld hat idealistischen Charakter) noch ein Ding (eine solchc Auffassung vom Geld ist typischer Fetischismus). Geld ist ein in Sachen dargestelltes verdinglichtes Produktionsverhältnis.« (Ebd., 114) Sollte es sich jcdoch als richtig erweisen, daß »Gold selber noch einen Preis in einem Papiergeldmaßstab« erhält, so ist Geld nicht mehr ein in einer Sache dargestelltes Produktionsverhältnis. Was ist es dann? Die Frage stellt sich, ob die marxistische Theorie überhaupt noch an einem einheitlichen Geldbegriff festhalten kann.

22 Wir müssen in diesem Aufsatz davon Abstand nehmen, diese These ausführlicher zu begründen. Einige Stichworte müssen daher genügen. Die marxistische Arbeitswerttheorie unterscheidet sich von der Ricardos eigentlich nur dadurch, daß sie in der Weise der Linksricardianer auf dem historischen Charakter von Wert und Geld beharrt, dies jedoch als Behauptung vorträgt, d. h. nicht imstande ist, aus der Form des Werts den Widerspruch zwischen privater und gesellschaftlicher Arbeit abzuleiten und von diesem Widerspruch her die Form zu rekonstruieren. Das äußert sich vor allem darin, daß Begriffe und Konstruktionen der Marxschcn Werttheorie, die den bürgerlichen und linksricardianischen »Ökonomismus« gleichermaßen transzendieren, entweder überhaupt nicht oder nur sehr vage und widerspruchsvoll rezipiert worden sind, so z. B. die Lehre von der Wertform und vom Fetischcharakter der Ware. Die linksricardianische Rezeptionsweise ist vor allem dadurch charakterisiert, daß sie eine bloß formallogische Beziehung zwischen Wert- und Geldtheorie herstellt und daher beide als grundsätzlich trennbare Lehrstücke ansieht. Die Konstruktion des Zusammenhanges beider reduziert sich auf die triviale Feststellung, daß mit der Warenproduktion die Notwendigkeit des Geldes gesetzt sei - eine Feststellung, die ein Gemeinplatz bürgerlicher Geldtheorie ist. Daß mit dem Marxschen Wertbegriff ein sehr spezifischer Geldbegriff gesetzt ist, wird aus den linksricardianischen Darstellungen Marxscher Werttheorie in keiner Weise erkennbar. Der linksricardianischen Interpretationsweise ist ferner ein nur äußerliches Verhältnis zum Marxschen Ideologiebegriff eigentümlich.

23 J. Pewsner u. a., *Moderne Inflation,* 31.

24 Die hier vorgebrachte Argumentation entstammt dem Arsenal des bürgerlichen Nominalismus: »Der Mann müßte noch geboren werden, dem vor einer Villa, die 70 000 Mk. kosten soll, der Gedanke an einen 50 Pfund schweren Goldklumpen auftaucht.« (F. Bendixen, *Das Wesen des Geldes,* 13) Daß dieser dem Metallismus unterstellte närrische Wertvergleich nicht einmal den Vorstellungen des bürgerlichen Metallismus gerecht wird, läßt sich der Schrift Melchior Palyis *(Der Streit um die staatliche Theorie des Geldes,* 58 f) entnehmen. Übrigens sind es gerade die modernsten Varianten nominalistischer Theorien, die, sofern sie auf einer »Gutseigenschaft« des Geldes beharren, eben diesen von den Begründern des Nominalismus dem Metallismus unterstellten närrischen Wertvergleich behaupten: »Eine Menge Geld und eine Menge anderer Güter werden miteinander verglichen; daraus ergibt sich ein Tauschverhältnis, das Tauschwert

oder Kaufkraft des Geldes genannt wird.« (O. Veit, *Währungspolitik als Kunst des Unmöglichen,* 167)

25 J. Pcwsner u. a., *Moderne Inflation,* 31.

2> Das Lehrbuch der französischen KP (P. Boccara u. a., *Der staatsmonopolistische Kapitalismus)* intendiert eine gegenwartsbezogene Fortbildung der Marxschcn Gcldtheoric auf der Basis einer orthodoxen, d.h. »mctallistischcn« Position. Die in diesem Buch häufig verwandten Formeln »Quasi-Gcld«, »Quasi-Bankgcld« und »relative Entmaterialisierung des Geldes« sind jedoch geeignet, dort Problemlösungen vorzuspiegeln, wo lediglich ein Problcmkomplcx benannt worden ist.

27 Paul Mattick vertritt eine nominalistischc Gcldtheoric, sofern seiner Meinung nach »der Begriff des Geldes von dem der Schuld abhängt« und der Goldstandard »auf einer zwischenstaatlichen Vereinbarung während des laissez-faire-Kapitalismus« beruhte »und so einen bewußten Eingriff in den Marktmechanismus darstellte«. (*Marx und Keynes,* 183, 186) Die Bemühung von Elmar Altvatcr, Christel Neusüß und Bernhard Blanke, mittels der Wertformanalyse, nämlich der Lehre von den drei Eigentümlichkeiten der Äquivalentform eine nominalistischc Gcldtheoric zu entwickeln, läuft darauf hinaus, die Bedeutung dieser Lehre in ihr Gegenteil zu verkehren. Der Satz: »Im Dollar wird eine spezifische nationale Arbeit (...) zum Repräsentanten der universellen Arbeit« (*Kapitalistischer Weltmarkt und Weltwährungskrise,* 69) ist die nominalistischc Verkehrung eines Theorems, das überhaupt nur als Begründung einer non-nominalistischen Geldlchrc Sinn und Bedeutung gewinnt. Die Autoren verwenden in dem theoretischen Abschnitt ihrer Arbeit Worte, die zwar in der bürgerlichen Gcldtheoric gang und gäbe sind, aber weder dort noch im marxistischen Nominalismus als Begriffe faßbar sind, so etwa in dem Satz: »Das Papiergeld muß in jedem Fall Wcrtquanta repräsentieren.« (Ebd.) Was heißt »Wcrtquanta«? Läßt sich dem Wort »repräsentieren« ein begrifflicher Inhalt zuordnen? Wenn ja, wie ist die Beziehung zwischen dem Repräsentierten und dem Repräsentanten zu denken? Eine dezidiert non-nominalistische Position vertritt Erncst Mandel, *Der Spätkapitalismus,* 374.

28 Th. W. Adorno, *Aspekte,* 23.

2') Ebd., 25 f.

30 Ebd., 25.

Th. W. Adorno, *Soziologie und empirische Forschung,* 94.

-'2 Th. W Adorno, *Zur Logik der Sozialwissenschaften,* 136 f.

33 Ebd., 135.

34 Insofern sind die Einwände und Fragen Albcrts plausibel. *(Der Mythos der totalen Vernunft,* 210 f.; *Im Rücken des Positivismus?,* 301, 304)

15 G. Simmcl, *Philosophie des Geldes,* 91.

3» J. Borchardt, Einleitung zu K. Marx, *Das Kapital,* XIII.

K. Renner, *Die Wirtschaft als Gesamtprozeß und die Sozialisierung,* 5 f.

38 M. Blaug, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie,* Bd. 2, 222 u. 225. Diese Auffassung ist vor allem unter Ökonomen verbreitet: »Er liebte es, von seinem Hegelianismus Zeugnis abzulegen (...). Das ist aber auch alles. Nirgends hat er die positive Wissenschaft an die Metaphysik verraten.« (J.A. Schumpctcr, *Kapitalismus, Sozialismus und*

Demokratie, 25) »Marxens Argumente sind bloß weniger höflich, weitschweifiger [im Vergleich zu Ricardo, d. Verf.] und »philosophischen im schlimmsten Sinne des Wortes.« (Ebd., 47)

3> Der Ausdruck »ökonomistisch« soll bei Marx die fachspczifischc Orientierung des Ökonomen kritisch kennzeichnen. »Die Arbeitszeit stellt sich sofort bei Franklin ökonomistisch einseitig als Maß der Werte dar.« (13/42)

[40] W I. Lenin, *Zur Kritik der Hegeischen >Wissenschaft der Logik<, 99.*

[41] So in dem Satz: »Widerspruch des Geldes, der darin besteht, daß das Geld (...) die Einheit der wirklichen, materielle Substanz besitzenden Ware und ihres Gegensatzes, des Wertzeichens (!) ist.« »Das Gcldsystcm als Einheit der Gegensätze - des baren und des unbaren Geldumlaufs, der privaten Zahlungsinstrumcntc und des Geldes als solchem.« (N. A. Zagalow u. a. (Hg.), *Lehrbuch Politische Ökonomie,* 147 u. 404)

[42] O. Lcndlc, *Zur Meßbarkeit des Arbeitswerts,* 1528.

•w F. Behrens, *Wie ist der Wert meßbar?,* 424. Auch H. Neumann unterstellt Lcndlc eine nur »scheinbar dialektische Behandlung des Problems«, die keineswegs über »die teilweise schon an Sophistik grenzende Art der Polemik (...) hinwegtäuschen« könne. *(Zu einigen falschen Auffassungen über die Bestimmung der Wertgröße im Sozialismus,* 415)

[44] T.W Hutchison, *Theoretische Ökonomie als Sprachsystem,* 194 f.

[45] Ebd., 195. Siehe hierzu Ch. Hclbergcr, *Marxismus als Methode,* 91 ff.

[4fl] T. W. Hutchison, *Theoretische Ökonomie als Sprachsystem,* 196.

[47] Ebd., 196 f. Fn.

[4]» Ebd., 197 Fn.

[49] »(...) die allcrschwicrigstc und zäheste Streitfrage, die in der ganzen nationalökonomischen Theorie zu finden ist, die Frage nach dem Begritt und Wesen des *Wertes«. (O.* Veit, *Die Zukunft des Goldes,* 53)

[50] G. N. Halm, *Geld, Außenhandel und Beschäftigung,* 129. Ein bekannter Klassiker der Ökonomie, Sismondi, konnte sich diesen Sachverhalt nur in quasi-metaphysischcr Denkweise veranschaulichen: »Kapital - permanenter Wert (...); dieser Wert reißt sich los von der Ware, die ihn geschaffen hatte; sie blieb gleich einer metaphysischen unsubstanticllcn Qualität immer im Besitze desselben *cultivateur,* für den sie verschicdnc Formen bekleidete.« (Zit. n. 42/185)

[31] Ch. Hclbergcr, *Marxismus als Methode,* 99.

52 M. Kröll, *Der Kreislauf des Geldes,* 14.

53 Ebd.

[s4] Ebd. Diese Position wird in eindrucksvoller Weise und mit kaum anfechtbaren Begründungen in dem hervorragenden Werk Valentin F. Wagners, *Geschichte der Kredittheorien,* vertreten: »Die Geldmenge im weitesten Sinn ist keine homogene, funktional gleichwertige Größe, wie die Gleichung glauben läßt. Die Funktionen der einzelnen Tiuschmittclformcn im Kreislauf sind recht verschiedenartig, bestimmt durch die Gcstaltform der Wirtschaft.« Wagner insistiert darauf, daß neben dem mathematischen Funktionsbegriff ein anderer volle Gleichberechtigung erhalten muß. Dieser »kennzeichnet die besondere *Aufgabe,* die eigentümliche *Arbeitsweise* jedes Elements im wirt-

schaftlichcn Gesamtprozeß. Er meint nicht die mengenhafte Abhängigkeit einer Größe von einer anderen, sondern die *Leistimg* eines Teils innerhalb des Ganzen.« (Ebd., 7) Von dieser methodologischen Position ausgehend entdeckt der Nicht-Marxist Wagner das Fragment der Marxschcn Kredittheorie als die bedeutendste Leistung der Krcdit-thcoric überhaupt, sofern »bei Marx die mannigfaltigsten und ausgcbildctstcn Ansätze einer umfassenden Grundlegung vorhanden sind«. (Ebd., 494) Man hätte gern erfahren, wie die Vertreter der analytischen Wissenschaftstheoric die methodische Position und den Inhalt dieses Werkes einschätzen.

55 Hans Möller, *Das Ende einer Weltwährungsordnung,* 70.

5> E.-M. Ciaassen, *Probleme der Geldtheorie,* 40. Wenn ein Autor jener Zeit feststellt, man fände »Fragen völlig unaufgeklärt, worin das Wesen des Geldes und seine Aufgabe besteht, (...) wie es arbeitet, welche Wirkungen es hat und wclchc nicht« (B. Price, *Geld-nnd Bankwesen, 2),* und diese Fragen hundert Jahre später substantiell dieselben sein sollen, so drängt sich allerdings die Vermutung auf, daß der bürgerlichen Gcldthcoric apo-rctischc Strukturen eigentümlich sind.

57 A. Forstmann, *Neue Wirtschaftslehren,* 80.

58 Ebd., 161.

5<; A. Forstmann, *Volkswirtschaftliche Theorie des Geldes,* 100.

«> Ebd.

fl1 E.-M. Claasscn, *Probleme der Geldtheorie,* 50.

t>2 H. G. Johnson, *Beiträge zur Geldtheorie und Geldpolitik,* 42.

E.-M. Claasscn, *Probleme der Geldtheorie,* 67.

II.

Die im ersten Teil dieser Arbeit vertretene These, daß zwischen der Marxschen und der marxistischen Werttheorie prinzipielle Unterschiede bestünden, die marxistische und die subjektive Werttheorie hingegen als bloß verschiedene Varianten desselben Theorietypus zu charakterisieren seien, soll in diesem Teil und den folgenden Teilen der Abhandlung Schritt für Schritt konkretisiert werden.

Die strukturelle Gleichartigkeit der beiden Werttheorien wurde vor allem mit der geldtheoretischen Indifferenz ihrer Grundbegriffe begründet: beide Theorien sind sowohl mit metallistischen als auch mit nominalistischen, mit quantitätstheoretischen wie mit bankingtheoretischen Geldtheoremen verbunden worden. Beide Theorien entwickeln Lehrsätze für eine wirkliche oder fiktive Naturaltauschwirtschaft und sollen deshalb als *prämonetäre Werttheorien* gekennzeichnet werden.[1] Diese Kennzeichnung bezieht sich primär auf die Eigentümlichkeit ihrer Grundbegriffe: sie sind in sich abgeschlossen und einer geldtheoretischen Fortbestimmung weder zugänglich noch bedürftig. Doch selbst unter historischem Aspekt erscheinen in den Darstellungen einiger Autoren die beiden Werttheorien als prämonetäre, sofern nämlich die Gültigkeit ihrer Lehrsätze für die realen Austauschverhältnisse einer Naturaltauschwirtschaft behauptet wird.[2] Die subjektive und die marxistische Werttheorie unterscheiden sich aber auch methodologisch von der Marxschen. Bestimmt man nämlich die Dialektik der Marxschen Werttheorie von der Aufgabe her, den inneren Zusammenhang von Wert und Geld systematisch zu entfalten und die verschiedenen Funktionen des Geldes in der Weise eines sich selbst entwickelnden und weiterbestimmenden Fortgangs zu »definieren«, so kann man die methodische Gemeinsamkeit der marxistischen und der subjektiven Werttheorie auch negativ als nichtdialektische Form der Begriffsentwicklung bezeichnen. Die geldtheoretische Indifferenz und die nichtdialektische Form der Begriffsentwicklung sind im Grunde genommen nur zwei Aspekte derselben Sache.

Die Marxsche *Werttheorie* ist als *Kritik* prämonetärer Werttheorien konzipiert - sie ist auf der Darstellungsebene der einfachen Zirkulation essentiell *Geldtheorie*,[3] Diese Interpretation schließt nun allerdings die Behauptung ein, daß in der herkömmlichen Deutung die Substanz der Marxschen Begriffe sich verändert. Es wird die These zu belegen sein, daß in der marxistischen Werttheorie, besonders in der Lehre vom Fetischcharakter der Ware, die Marxschen Begriffe die Struktur von Leerformeln annehmen und als »begriffslos dumpfe Vorstellungen« sich jeder begrifflichen Präzisierung entziehen. Der »rationelle Kern« der marxistischen Werttheorie erweist sich dann als eine bestimmte Variante der linksricardianischen Werttheorie. In der jahrzehntelangen Kontroverse um die Marxsche Werttheorie ist denn auch die Eigentümlichkeit des Streitgegenstandes von beiden Kontrahenten mißverstanden worden.[4] Der subjektiven wie der marxistischen Werttheorie ist heute noch die Vorstellung fremd, daß eine Theorie des Werts die Aufgabe lösen könnte, den »Begriff« des Geldes und mittels dieser substantiellen Definition zugleich die Gesetzmäßigkeiten des Geldes zu entwickeln. Es kann daher auch nicht als Zufall angesehen werden, daß in der Diskussion über das Verhältnis von erstem und drittem Band des *Kapital* ein aufschlußreicher Satz überlesen werden konnte. Im zehnten Abschnitt des dritten Bandes, der das Verhältnis von Wert, Produktions- und Marktpreis behandelt, findet sich die lapidare Feststellung: »Der Wert der Ware als Grundlage bleibt wichtig, weil das Geld nur aus diesem Fundament heraus begrifflich zu entwickeln und der Preis seinem allgemeinen Begriff nach zunächst nur der Wert in Geldform ist.« (25/203)[5]

Die »begriffliche Entwicklung« vor allem in den *Grundrissen,* dem Rohentwurf zum *Kapital,* macht sehr deutlich, daß die Marxsche Werttheorie als Synthese einer ökonomischen und einer »philosophischen« Theorie des Geldes zu interpretieren ist. Die Diskussion um die Marxsche Werttheorie hätte sich mit den logischen und wissenschaftstheoretischen Implikationen dieser Synthese und zugleich mit ihren geldtheoretischen Voraussetzungen und Konsequenzen auseinanderzusetzen. Es geht dabei um die Möglichkeit substantieller Definitionen und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, auf anderem Wege begriffliche Klarheit in der Geldtheorie zu gewinnen. Die Auseinandersetzung mit der Marxschen Werttheorie wäre also vor allem auf der Ebene geld-

theoretischer Grundbegriffe zu führen. Vorläufig besteht aber keine Klarheit darüber, was eine »begriffliche Entwicklung« des Geldes leistet und worin, umgekehrt, die Vorzüge und Mängel einer »nichtbegrifflichen Entwicklung« bestehen.

Die Diskrepanz zwischen Marxscher und marxistischer Werttheorie kommt besonders deutlich in jenen Lehrbüchern und werttheoretischen Abhandlungen zum Ausdruck, die lediglich »arbeitswerttheoretische« Begriffe referieren,[6] die Geldtheorie jedoch stillschweigend übergehen oder gar nominalistische, der Marxschen Wert- und Geldtheorie widersprechende Theoreme vertreten. In der Darstellung der marxistischen Werttheorie erschöpft sich die Funktion des Werts darin, das Austauschverhältnis einer Ware gegen eine andere Ware zu regulieren. Es scheint für die Darstellung des Wertbegriffs ganz gleichgültig zu sein, ob die Werte als Geldpreise ausgedrückt sind und der Austausch durch Geld vermittelt wird oder nicht. Das Verhältnis von Ware und Geld bzw. das von wert- und geldtheoretischen Begriffen wird so als ein Verhältnis von einfachen und komplizierten Phänomenen bzw. von einfachen und komplizierten Begriffen verstanden. Eine andere begriffliche Beziehung ist für die herrschende Wissenschaftslogik auch gar nicht denkbar. Dieses falsche Verständnis der Beziehung von Ware und Geld wird auch von jenen Lehrbüchern vermittelt, die bloß der Vollständigkeit halber die »Entwicklung« der Wertformen und die »Funktionen« des Geldes referieren.[7] Doch selbst jene spärlich vertretenen Arbeiten, die den »inneren Zusammenhang zwischen Ware und Geld« betonen, fassen diesen Zusammenhang schließlich doch recht äußerlich. So weist Witali S. Wygodski nachdrücklich darauf hin, daß »in der Enthüllung dieses notwendigen Zusammenhangs (...) eine der wesentlichsten Aufgaben der Werttheorie« besteht. Er betont sehr treffend: »Marx faßte das Verständnis der Kategorie >Geld< als Kriterium dafür auf, ob das Wesen des Werts tatsächlich begriffen ist.«[8] Die in der marxistischen Literatur charakteristische Hervorhebung der Marxschen »Entdeckung« der Quelle des Mehrwerts und die vollständige Vernachlässigung jener für Marx nicht minder wichtigen »Entdeckung«, die von ihm beanspruchte Lösung des »Geldrätsels«, führen auch in Wygodskis lesenswerter Arbeit dazu, daß weder die dialektische Struktur dieses »inneren« Zusammenhanges noch die aus ihm resultierende Kritik bürgerlicher Geldtheorie entfaltet werden.

In der Gegenüberstellung von subjektiver und Marxscher Werttheorie ist die akademische Ökonomie - ganz in Übereinstimmung mit der großen Mehrzahl der marxistischen Ökonomen — von der Kommensurabilität der beiden Lehren als Werttheorien ein und desselben Typs ausgegangen. Der Wert ist dieser Auffassung nach ebenso wie in der marxistischen nichts anderes als der Bestimmungsgrund des Austauschverhältnisses von Waren und als solcher »Nutzen« oder »Arbeit«. Die marxistischen Ökonomen fügen bekanntlich eine weitere Eigenschaft hinzu: Wert als »Ausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses«, wobei nun allerdings die Versuche einer begrifflichen Präzisierung dieser »qualitativen« Eigenschaft und ihres Verhältnisses zur »quantitativen« Funktion allem Anschein nach unlösbare Schwierigkeiten hervorgerufen haben. Die subjektive Theorie hat dem Nutzen immer nur eine quantitative Funktion zugesprochen. Man wird nun die Eigenart dieses Grundbegriffes der subjektiven Theorie im Unterschied zum Marxschen Begriff der Arbeit vor allem darin sehen müssen, daß ihm eine andere Funktion auch gar nicht zugesprochen werden kann. Es ist nämlich in keiner Weise denkbar, aus dem Begriff des Nutzens einen »Begriff« des Geldes zu entwickeln. Sollte es überhaupt sinnvoll sein, in der Werttheorie die Kategorien Wesen und Erscheinung anzuwenden, so ließe sich nur die Arbeit als Wesensbestimmung fassen, keinesfalls der Nutzen. Daraus folgt wiederum, daß sich nur auf der »Grundlage« der Arbeit ein »Begriff« des Geldes als »Erscheinungsform des Werts« entwickeln ließe, keinesfalls auf der »Grundlage« des Nutzens. Die Kategorien Wesen und Erscheinung sind offenbar nicht auf beliebige Inhalte anwendbar: Geld als Erscheinungsform des Nutzens ist eine ganz sinnlose Konstruktion. Vom Wertbegriff der subjektiven Schule führt kein Schritt zum Geldbegriff. Die subjektive Ökonomie muß deshalb die Wert- und die Geldtheorie als zwei heterogene Lehrstücke behandeln, die nicht oder doch nur sehr äußerlich aufeinander beziehbar sind. Die marxistische Theorie der einfachen Warenproduktion läßt sich in gleicher Weise charakterisieren, sofern nämlich der identische Konstruktionsstil der beiden Theorien - die Aneinanderreihung von natural- und geldwirtschaftlichen Begriffen - eine andere Beziehung als die von »einfachen« und »komplizierten« Begriffen auch gar nicht zuläßt: Der reichliche Gebrauch dialektischer Begriffe in sowjetmarxistischen Lehrbüchern sollte nicht darüber hinwegtäuschen,

daß dort der Zusammenhang von Wert und Erscheinungsform des Werts nur oberflächlich hergestellt wird. Es ist deshalb auch gar nicht verwunderlich, daß die verbaldialektische Konstruktion dieser Lehrbücher gewisse Vertreter der sowjetischen Geldtheorie nicht davon abhalten konnte, nominalistische Geldtheoreme zu entwickeln. Die mangelhafte Präzisierung dialektischer Begriffe in der marxistischen Werttheorie und die geldtheoretische Indifferenz dieser Theorie sind zwei Seiten derselben Sachproblematik.

Die Trennung von Wert- und Geldtheorie in der subjektiven Ökonomie hat den Vorteil, daß die Grundbegriffe der Werttheorie klarer darstellbar sind als in der Marxschen Konzeption. Diese Klarheit wird gewonnen, weil die werttheoretischen Begriffe aus der verwirrenden Vielfalt der geldtheoretischen Problematik herausgelöst worden sind. Die Frage ist aber, ob diese Herausnahme überhaupt zulässig ist. Es ist nämlich sehr wohl vorstellbar, daß die vermeintliche Klarheit der werttheoretischen Begriffe und die metaphysische Dunkelheit einiger geld- und kapitaltheoretischer Probleme einander bedingen. Im naturalwirtschaftlichen Modell werden die Schwierigkeiten der subjektiven Werttheorie nicht sichtbar; sie entstehen gleichsam jenseits ihrer selbst: dort, wo die monetären Bezüge wiederherzustellen und die wirklichen Kategorien zu rekonstruieren sind. Diese Schwierigkeiten äußern sich in den bekannten Zirkelschlüssen der subjektiven Preis- und Geldtheorie sowie in dem Problem, mittels eines völlig unbestimmten Begriffs, der abstrakten Recheneinheit, das naturalwirtschaftliche in ein geldwirtschaftliches Modell zu transformieren.[9] Die abstrakte Recheneinheit ist offensichtlich der wunde Punkt der subjektiven Ökonomie und der akademischen Nationalökonomie überhaupt. Die Unbestimmtheit dieses Begriffs besagt, daß die Transformation eigentlich nur mittels eines definitorischen Tricks erfolgt. Es ist jedenfalls noch nicht gezeigt worden, daß anders als auf metaphysischem oder phänomenologischem Wege die abstrakte Recheneinheit beschreibbaren Inhalt annehmen kann und anders als auf metaphysischen Wege sich der subjektive Wertbegriff zum Geldbegriff in eine begrifflich artikulierbare Beziehung bringen läßt.

Der Unterschied zwischen der Marxschen und der subjektiven Werttheorie wurde häutig am Problem der Meßbarkeit des Werts festgemacht. Die Arbeit ist indes als Bestimmungsgrund der Wertgröße

ebensowenig meßbar wie der Nutzen. Der Hinweis, daß die Arbeit eine extensive, der Nutzen eine bloß intensive Größe ist, könnte einen Schritt weiterführen. Der Unterschied der beiden Theorien ist jedoch als prinzipieller zu fassen. Die Marxsche Werttheorie unterscheidet sich inhaltlich und methodisch von der subjektiven vor allem darin, daß ein und demselben »Prinzip« - einem dialektisch gefaßten Begriff von gesellschaftlicher Arbeit - mehrere Funktionen[10] zugesprochen werden: es soll in letzter Instanz das quantitative Austauschverhältnis der Waren regulieren; es sollen sich aus ihm jene Bedingungen ableiten lassen, die dazu führen, daß sich Güter in Ware und Geld transformieren - das bloße Dasein von Ware und Geld wäre aus seinem Grund begriffen; schließlich soll es eine substantielle Definition des Geldes, eine »Entwicklung« seines »Begriffs«, ermöglichen. Während bislang alle Versuche der bürgerlichen Theorie gescheitert sind, eine allgemeingültige Bestimmung des Verhältnisses von Gut und Geld zu erarbeiten,[11] soll diese Wesensdefinition mittels dialektischer Figuren die wechselseitige Verschränkung von Ware und Geld begrifflich strukturieren - konjunkturtheoretisch relevante Gesetze wären dann aus einer substantiellen Definition des Geldes gewonnen.

Mit diesem anspruchsvollen Konzept der Marxschen Werttheorie ist zugleich die Problematik ihrer Begriffsbildung gesetzt. Es erheben sich sofort einige Fragen, die in der marxistischen Methodologie nicht oder doch nur unzulänglich beantwortet sind: Was sind das für Gesetze, die ihre Gültigkeit nicht auf beobachtbares Verhalten stützen und sich auch kaum in ein operationales Geldmengenkonzept übersetzen lassen, das empirischer Prüfbarkeit zugänglich ist - Gesetze, die auch gar nicht als Verhaltenshypothesen formuliert sind? Sie werden in gleichsam apriorischer Form »abgeleitet« und fortbestimmt. So wird das Geldumlaufgesetz aus dem Wertbegriff und der ersten Geldbestimmung gewonnen und sodann als »Fundamentalgesetz« charakterisiert, nämlich als begriffliches Fundament für die Ableitung weiterer Gesetze: »Aus der Bestimmung des Geldes als *Maß*, wie zweitens aus dem Fundamentalgesetz (...) folgen nähre Bestimmungen, die wir erst entwickeln werden, wo und soweit sie mit verwickeitern ökonomischen Verhältnissen, Kreditzirkulation, Wechselkurs etc. zusammenfallen.« (42/681)

Am Beispiel dieses Fundamentalgesetzes wären nun zwei Problemstellungen zu diskutieren. Auf der Ebene der Darstellung ist die Ab-

leitung eine gleichsam apriorische; andererseits ist die Genesis dieses Gesetzes ohne die umfassenden empirischen Untersuchungen Tookes gar nicht vorstellbar. Es geht also um das ungeklärte Verhältnis von Forschungs- und Darstellungsweise, von »empirischen« und »apriorischen« Elementen in der Marxschen Theorie.

Der Begriff der »Ableitung« und der Gesetzesbegriff selbst führen also zur Diskussion der Marxschen Wesensdefinitionen. Hier ergeben sich zwei weitere Fragen, die auch in der akademischen Methodologie nicht oder doch nur unzulänglich beachtet werden: erstens die völlig ungelöste Frage nach der Seinsweise ökonomischer Gegenstände überhaupt. Diese Frage wird nun freilich nicht in dieser »philosophischen« Form gestellt. In ihrer »wissenschaftlichen« Form ist sie aber als die Problematik der Objektbestimmung der theoretischen Nationalökonomie immer noch Thema lebhafter Kontroversen.[12] In ihrer »philosophischen Form« würde sie die Diskussion mit einem Problem beladen, das der modernen Wissenschaftstheorie zufolge als »Scheinproblem« erkannt und deshalb nicht mehr diskussionsbedürftig sein soll: die Frage nach der Möglichkeit objektiver Wesensbestimmungen.

Bekanntlich gibt es sehr unterschiedliche Wesensdefinitionen: metaphysische, phänomenologische, dialektische und neopositivistische.[13] Es ist daher verständlich, daß die vorwiegend in der Zwischenkriegszeit entstandene Literatur monetärer Wesensbestimmungen schließlich ein allgemeines Desinteresse ausgelöst hat: Was soll man schließlich von Wesensbestimmungen halten, wenn diese sich wechselseitig negieren?

Die Marx-Forschung kommt freilich nicht umhin, die Diskussion dieses leidigen Themas nochmals aufzunehmen. Sie hätte zunächst einmal zu klären, welche Gültigkeitskriterien monetärer Wesensbestimmungen in der Marxschen Geldtheorie enthalten sind. Diese Versuche liefen darauf hinaus, in Analogie zu den *Theorien über den Mehrwert* - gleichsam als eine vorgeschobene Einleitung und als abschließende Ergänzung - »Theorien über Geld und Kredit« zu entwickeln. Bemühungen solcher Art könnten sich auf zahlreiche Bemerkungen stützen die vor allem im *Rohentwurf* enthalten sind. Diese Arbeit hätte die logischen Strukturen der Marxschen Ideologiekritik und die Logik der Marxschen Dialektik ökonomischer Formen zu untersuchen. Und die Diskussion über die Gültigkeitskriterien dialektischer Wesensbestim-

mungen hätte eine Anzahl von Behauptungen herauszuarbeiten, die implizit und explizit in der Marxschen Kritik monetärer Theoreme enthalten sind. Die sehr weitläufige Aufgabe bestünde dann darin, in der Auseinandersetzung mit der akademischen Geldtheorie diese Behauptungen zu verifizieren oder zu falsifizieren. Man könnte dabei von folgenden Überlegungen ausgehen:

1. Die Marxsche Position enthält die Behauptung, daß jeder ernsthafte Versuch der akademischen Geldtheorie, die mit dem *Wort* Geld verbundenen Vorstellungen *begrifflich* zu artikulieren, nämlich die »begriffslos dumpfen Vorstellungen« (13/139) der Alltagssprache in logisch taßbare Bestimmungen zu übersetzen, notwendigerweise Elemente einer Wesensdefinition enthält.

2. Es wäre zu zeigen, daß in diese Definitionen metaphorische und tautologische Bestimmungen eingehen und zu Zirkelschlüssen führen müssen.

3. Die Diskussion müßte zeigen, daß die mannigfaltigen Versuche der akademischen Theorie, die Funktionen des Geldes und das Wesen ihrer Einheit begrifflich zu bestimmen, sich letzten Endes auf polar entgegengesetzte Grundpositionen reduzieren lassen und eine dritte, vermittelnde Position nicht haltbar ist.

4. Die geldtheoretischen Interpretationen der einzelnen Geldfunktionen und der quantitativen Ware-Geld-Relation müßten sich als einander ausschließende und zugleich voraussetzende Bestimmungen charakterisieren lassen - die antipodischen Aussagen müßten also in ihrer »Vermittlung« begriffen werden.

5. Es wäre nachzuweisen, daß die dialektisch aufeinander bezogenen Aussagen sich nicht der subjektiven Willkür einzelner Autoren verdanken, sondern notwendig mit der Struktur eines Gegenstandes gesetzt sind, der in sich selbst widersprüchlich gegliedert ist. Sie wären dann in ihrer »Genesis« erkannt, d. h. aus der widersprüchlichen Struktur des Gegenstandes »abgeleitet«.

6. Die Wesensbestimmungen des Geldes müßten sich entfalten und konkretisieren lassen in einer Theorie des Kapitals - sie wären so gleichsam »aufgehoben« in einer Wesensbestimmung des Kapitals.

7. Das Verfahren der Marxschen Geldtheorie müßte sich analog der Hegeischen Dialektik so beschreiben lassen, daß die Theoreme der akademischen Geldtheorie in ihrem rationellen Kern dialektisch negiert

werden - und gleichsam als aufgehobene Momente in der Marxschen Theorie enthalten sind. Dabei ist zugleich auf den Ausschließlichkeitsanspruch dieses Verfahrens hinzuweisen. Das Programm einer dialektischen Darstellung geld- und kapitaltheoretischer Begriffe impliziert die Behauptung, daß sich jenseits dieser Darstellung die Inhalte des Geldbegriffs nicht artikulieren lassen und nur im Vollzug der Darstellung begriffliche Bestimmungen des Geldes artikulierbar werden. Der mit dem *Wort* Geld *gemeinte* Gegenstand ließe sich also nur mittels einer dialektischen Darstellung in begrifflich faßbarer Weise gegenständlich machen. Es wäre also die Behauptung zu untersuchen, daß in der Weise metaphysischer, phänomenologischer oder neopositivistischer Wesensbestimmung sich keine sinnvollen Aussagen über den ökonomischen und soziologischen Grundbegriff Geld machen lassen.

Im *Rohentwurf* heißt es einmal: »Wenn wir hier von Kapital sprechen, so ist das hier nur noch ein Name. Die einzige Bestimmtheit (...) ist...«. (42/186) Die Bestimmtheit wird dann Schritt für Schritt konkretisiert. Diese Vorgehensweise charakterisiert ganz allgemein das Marxsche Verfahren. Es kann also keine Rede davon sein, daß am Anfang der Gedankenentwicklung Axiome und Grundannahmen stehen, aus denen sich andere Sätze deduzieren lassen. Am Anfang eines jeden Abschnitts stehen Kategorien, die in den Lehrbüchern der bürgerlichen Ökonomie vorgefunden werden und selber ein Stück sozialer Wirklichkeit sind. Diese Kategorien sind nun aber meist bloß »Namen«, ihre Elemente oft lediglich »begriffslos dumpfe Vorstellungen«. Die Funktion der dialektischen Darstellung besteht also offenbar darin, die Kategorien zum Sprechen zu bringen, nämlich die gemeinten Inhalte aufzuschließen und »begrifflich« zu entfalten. Es scheint, daß sich den »Namen« nur in dieser Weise begrifflich artikulierbare Inhalte zuordnen lassen. Man könnte auch sagen, die »begriffliche Entwicklung« ist für Marx die dem ökonomischen »Gegenstand« angemessene Darstellungsweise, sofern dessen Gegenständlichkeit eine gänzlich andere ist als die von naturwissenschaftlich und psychologisch erfaßbaren Objekten und Prozessen. Die »Seinsweise« dieser Gegenstände ist aber ebensowenig die von sozialen Normen, ideellen Gebilden und intelligiblen Wesenheiten.

Die an Problemen der Operationalisierbarkeit interessierte moderne Wissenschaftslogik mißt diesen Fragen keine nennenswerte Bedeutung

zu. Tatsächlich ist die wissenschaftliche Relevanz dieser Fragestellungen, zumal ihre geld- und kapitaltheoretische, schwer einzuschätzen; ihre Bedeutung kann deshalb zunächst einmal nur darin gesehen werden, die Eigenart und die erkenntnisleitenden Problemstellungen einer »dialektischen Darstellung« zu verdeutlichen. Die Marxschen Vorstellungen über die Möglichkeit und Funktionen monetärer Wesensbestimmungen ließen sich anhand einiger Zitate erörtern, die bislang kaum Beachtung gefunden haben. Bemerkenswert scheint mir die Kommentierung einer dem Lehrbuch Wilhelm Roschers entnommenen Passage, die in den geldtheoretischen Darstellungen der neoklassischen Periode häufig auftaucht. Roscher schreibt: »Die falschen Definitionen von Geld lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen: solche, die es für mehr, und solche, die es für weniger halten als eine Ware (...). Zu leugnen ist übrigens nicht, daß die meisten neueren Nationalökonomen die Eigentümlichkeiten, welche das Geld von andren Waren unterscheiden, nicht genug im Auge behalten haben. (...) Insofern ist die halbmerkantilistische Reaktion (...) nicht ganz unbegründet.«[14]

Man könnte dem »mehr« die merkantilistische Theorie, dem »gleich« die metallistische Quantitätstheorie und dem »weniger« die nominalistische Theorie des Geldes zuordnen. Es wird deutlich, daß die Frage nach dem Wesen des Geldes auf die Frage hinausläuft, wie das Verhältnis von Geld und Ware zu denken sei - zunächst einmal unter qualitativen Aspekt. Will ich das Ding mit dem Namen Geld begrifflich bestimmen, so hätte ich scheinbar mit >Ware überhaupt« den Oberbegriff von preisbestimmter Ware und Geld gewonnen - den Begriff einer prämonetären Ware, eines »Tauschmittels«. Die Schwierigkeit, Geld zu definieren, äußert sich nun darin, daß man schwerlich diesem »Oberbegriff« Tauschmittel die spezifische Differenz von »allgemein« und »nicht-allgemein« hinzufügen kann, ohne zugleich seine Struktur zu verändern. Eine weitere Schwierigkeit kommt hinzu: Welche definitorischen Möglichkeiten sind gegeben, die spezifische Differenz begrifflich zu artikulieren? Es ist nämlich offen, ob anders als auf psychologischem Wege - »Massengewohnheit der Annahme« - sich die Allgemeinheit des allgemeinen Tauschmittels bestimmen läßt. Das Problem, die »Andersheit« des Geldes positiv zu bestimmen, ist auch in der modernen Geldtheorie ungelöst.

Setze ich mit Roscher das Geld der Ware gleich, so abstrahiere ich gerade von jenen Eigenschaften, die mich eben noch veranlaßt haben, eine bestimmte Ware *Geld zu* nennen und sie zunächst in nominaler Weise von den anderen Wären zu unterscheiden. So verfängt sich denn auch Roscher in dem Widerspruch, daß er einerseits das Geld mit Ware identifiziert und andererseits von »Eigentümlichkeiten« sprechen muß, »welche das Geld von anderen Waren unterscheiden«, was nun allerdings die ironische Frage von Marx hervorrief: »also doch mehr oder weniger als Ware?« (23/107 Fn.) Es wird noch zu zeigen sein, daß sich der gegen Roscher gerichtete Einwand gegen alle Versuche der akademischen Geldtheorie wenden läßt, die Eigentümlichkeit des Geldes zu bestimmen: »Mehr - weniger - nicht genug - insofern - nicht ganz!« Derlei Umschreibungen bringen die Verlegenheit zum Ausdruck, das Geld genannte Etwas in anderer als bloß negativer Weise begrifflich bestimmen zu können. »Welche Begriffsbestimmungen!« lautet der sarkastische Kommentar von Marx. (Ebd.) Umgekehrt könnte man die dialektische Darstellung der Kategorie Geld als den Versuch verstehen, die Andersheit des Geldes gegenüber der Ware, die einerseits ein »mehr«, andererseits ein »weniger« ist, begrifflich zu artikulieren - »Begriffsbestimmungen« zu erarbeiten. Es scheint, daß sich solche Begriffsbestimmungen nur auf der Grundlage des Werts und eines dialektisch gefaßten Arbeitsbegriffs entwickeln lassen.[15] Die Marxsche Methode der »begrifflichen Entwicklung« wird noch ausführlicher mit modernen Versuchen konfrontiert werden, Geld als Träger höchster Liquidität zu umschreiben.

Das Marxsche Programm einer Kritik monetärer Theoreme enthält mehrere Aspekte, die an anderer Stelle ausführlicher darzustellen sind. Vorerst müssen einige Hinweise genügen. Die Verdopplung der Ware in Ware und Geld - eine »vermittelnde Bewegung« - »verschwindet in ihrem eignen Resultat und läßt keine Spur zurück«. (23/107) In der Bailey-Kritik der *Theorien über den Mehrwert* wird nun deutlich, daß sich mittels dieser Figur eine dialektische Kritik prämonetärer Werttheorien überhaupt und speziell der Grenznutzenschule begründen ließe.

Die Ausarbeitung einer dialektischen Theoriekritik hätte sich vor allem mit einigen Passagen des *Rohentwurfs zu* beschäftigen. So konfrontiert Marx die neomerkantilistische und die liberale Geldtheorie und sieht die Genesis dieser antipodischen Positionen in der Hypo-

stasierung von Momenten »sich selbst widersprechender Bestimmungen« des Geldes. Er spricht von der »Illusion über seine Natur, d. h. das Festhalten einer seiner Bestimmungen in ihrer Abstraktion, und mit Hinwegsehn der in derselben enthaltnen Widersprüche« (42/152). »Was die Auffassung des Geldes (...) schwierig macht - Schwierigkeiten, denen die politische Ökonomie dadurch zu entrinnen sucht, daß sie eine seiner Bestimmungen über die andre vergißt und, wenn ihr die eine entgegenhalten wird, an die andre appelliert« (42/165).[16] Der enge Zusammenhang von Geldtheorie und Ideologiekritik geht schon daraus hervor, daß in dem Abschnitt über den Fetischcharakter der Ware den wertformanalytischen Überlegungen sehr bestimmt die Aufgabe gesetzt wird, geldtheoretische Aporien aufzulösen. Die mangelhafte Analyse der Form führe nämlich dazu, daß sich innerhalb der arbeitswerttheoretischen Schule »die kunterbuntesten und widersprechendsten Vorstellungen vom Geld« einstellten. Marx spricht hierbei nicht vom Geld schlechthin, sondern macht mit dem folgenden Satz sehr klar, daß die Wertformanalyse die Auflösung subtiler Probleme der kredittheoretischen und währungspolitischen Kontroversen seiner Zeit intendiert: »Dies tritt schlagend hervor z. B. bei der Behandlung des Bankwesens, wo mit den gemeinplätzlichen Definitionen des Geldes nicht mehr ausgereicht wird.« (23/95) Wenn dieser Satz in der kaum noch überschaubaren Literatur über den Fetischcharakter der Ware permanent ignoriert wird - die Unzulänglichkeit dieser Literatur beruht zumindest teilweise auf diesem Versäumnis -, so hängt dies auch damit zusammen, daß in der Engelsschen Bearbeitung der kredittheoretischen Fragmente die ursächliche Beziehung zwischen einer nichtdialektischen Entwicklung des Geldbegriffs und den geldtheoretischen Kontroversen keineswegs mehr »schlagend hervortritt«.[17] Selbst die geldtheoretischen Arbeiten nehmen keine Notiz von diesem Satz und haben es bislang unterlassen, diese Kontroversen in wertformanalytischer Weise zu erhellen.

Dogmengeschichtliche Untersuchungen über die großen geldtheoretischen Kontroversen des 19. Jahrhunderts sind vor allem deshalb notwendig, weil Engels, seiner eigenen Aussage zufolge, an der Rekonstruktion der Marxschen Kredittheorie, des »verwickeltsten Gegenstandes des ganzen Buches«, nämlich des dritten Bandes, »gescheitert« ist: »Hier liegt also nicht ein fertiger Entwurf vor, nicht einmal ein

Schema (...), sondern nur ein Ansatz von Ausarbeitung, der mehr als einmal in einen ungeordneten Haufen von Notizen (...) ausläuft. Ich versuchte anfangs, diesen Abschnitt (...) durch (...) Ausarbeitung der nur angedeuteten Bruchstücke zu vervollständigen, so daß er wenigstens annähernd das alles bot, was der Verfasser zu geben beabsichtigt hatte. Ich habe dies wenigstens dreimal versucht, bin aber jedesmal gescheitert (...). Ich hätte die ganze massenhafte Literatur dieses Gebietes durchnehmen müssen«. (25/12 f.)[18] Bereits die Tatsache, daß einige marxistische Ökonomen sich die bürgerliche Kreditschöptungslehre zu eigen machen, obwohl diese Lehre den Untersuchungen Valentin Wagners zufolge gänzlich unvereinbar mit den geldtheoretischen Theoremen des zweiten und dritten Bandes ist, macht deutlich, daß die Konstruktionen der Manschen Kredittheorie nicht nur dem Laien, sondern oft auch dem ökonomischen Fachmann unzugänglich sind.

Der Grundgedanke dialektischer Theoriekritik ist von Marx selbst einprägsam formuliert worden. Seine Methode besteht nämlich darin, in einer der bürgerlichen Theorie ganz unbekannten und auch gar nicht nachvollziehbaren Weise fremde Anschauungen zu kritisieren: sie sollen mittels und durch »Darstellung« kritisiert werden. Engels formulierte das so: »Die Kritik der einzelnen (...) Auffassungsweisen ist dann (...) schon in der logischen Entwicklung selbst gegeben«. (13/477) Die Verständnislosigkeit der marxistischen Geldtheorie gegenüber diesem Verfahren ist einigermaßen erstaunlich. Die Marxsche Unterscheidung von Maß der Werte und Maßstab der Preise ist ein Musterbeispiel der Methode, »durch die Darstellung Kritik« monetärer Kategorien zu leisten. Die Bedeutung dieser Unterscheidung ist freilich nur unzulänglich erfaßt, wenn nicht zugleich die »Verwandlung« des Maßes der Werte in den Maßstab der Preise gesehen wird und vor allem die Möglichkeit ihrer »Verwechslung«. Diese *Verwechslung* liegt einer bestimmten Geldtheorie zugrunde, nämlich der uns heute unter dem Namen Nominalismus bekannten Lehre von »der idealen Maßeinheit des Geldes«, die bei James Steuart so »völlig entwickelt ist (...), daß seine Nachfolger - bewußtlose Nachfolger, indem sie ihn nicht kennen - weder eine neue Sprachwendung noch selbst ein neues Beispiel finden«. (13/62)[19] Wir haben oben schon darauf hingewiesen, daß der marxistischen Kritik des modernen Nominalismus die Marxsche Kritik des älteren Nominalismus offenbar unbekannt geblieben ist.

Soweit ich sehe, ist diese Marxsche Lehre auch in der Kontroverse zwischen marxistischen Nominalisten und »Metallisten« von beiden Seiten ausgeblendet worden.

Fassen wir die bislang diskutierten Probleme noch einmal zusammen, die mit dem Versuch gesetzt sind, die Marxsche Werttheorie als einen logisch konsistenten Sinnzusammenhang zu rekonstruieren:

1. Das Programm einer dialektischen Geldtheorie läßt sich nur auf der Grundlage eines Warenbegriffs realisieren, der die Ware als Einheit einander widersprechender Bestimmungen fassen und fortbestimmen kann.[20]

2. Die Marxsche Rede vom »Geldrätsel« läuft auf die Behauptung hinaus, daß sich in den geldtheoretischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts notwendig kontradiktorisch entgegengesetzte Positionen ausbilden mußten und daß die antinomische Struktur dieses Konflikts vermittelnde Positionen nicht zuläßt. Das Geld als ein »sich selbst widersprechender Gegenstand« muß in einer nichtdialektischen Theorie fortgesetzt antinomische Aussagen reproduzieren. Diese in immer neuen Gestalten auttretenden Widersprüche und Kontroversen sind für eine ökonomische Theorie des Geldes aus prinzipiellen Gründen nicht auflösbar. Es sind daher im wesentlichen die gleichen Kontroversen, die sich vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein erhalten haben. Eine »philosophische« Theorie des Geldes vermag dieser Auffassung zufolge dialektische Wesensbestimmungen zu entwickeln, die eine Vermittlung und Authebung geldtheoretischer Widersprüche ermöglichen.

Es dürfte bereits erhebliche Schwierigkeiten bereiten, marxistische Wirtschaftstheoretiker davon zu überzeugen, daß sich eine dialektische Geldtheorie ausbilden und gegenwartsbezogen fortentwickeln läßt; für den modernen Wissenschaftsbegriff ist ein solcher Theoriebegriff gänzlich inakzeptabel - rückständige Metaphysik des 19. Jahrhunderts. Daher läßt sich eine Diskussion zwischen den Vertretern einer dialektischen und einer ökonomischen Theorie des Geldes nur schwer in Gang bringen. Es müßte jedoch möglich sein, jenseits des gegenwärtig kaum entscheidbaren Streits über die Existenz eines »sich selbst widersprechenden Gegenstands« auf der Ebene einer »ökonomischen« Theorie des Geldes die »Vorfragen« einer »geldphilosophischen« Diskussion zu klären. Wie immer man über die Möglichkeit eines »sich

selbst widersprechenden Gegenstand« denken mag, eine gemeinsame Diskussion könnte darüber Aufschluß geben, ob man auch heute noch an der kontradiktorischen Entgegensetzung von Banking- und Quantitätstheorie festhalten muß und ob die geldtheoretisch und *geldpolitisch* relevanten Kontroversen sich tatsächlich auf diesen Gegensatz reduzieren lassen. So ist z. B. nicht von vornherein auszuschließen, daß sich eklektische Positionen fortentwickeln lassen oder von ganz neuen begrifflichen Ansätzen her die klassischen Widersprüche und damit auch die Manschen »Rätsel« der Geldform sich als »Scheinprobleme der Geldtheorie«[21] entpuppen.

3. Wenn die Darstellung der Kategorien nur auf dem Wege dialektischer Theoriekritik möglich sein soll, dann müßte sich folgendes zeigen lassen: a) daß die theoretischen Aussagen auch der subjektiven Geld- und Kapitaltheorie implizit den Manschen Wertbegriff enthalten; b) daß in die Kategorien der akademischen Theorie dialektische Figuren eingegangen sind und Geld tatsächlich, wenn auch nicht in bewußter Weise, als »in sich widersprechender Gegenstand« diskutiert wird; c) daß nur auf dem Wege dialektischer Wesensbestimmungen sich die Grundbegriffe der ökonomischen Geldtheorie begrifflich artikulieren lassen. Allgemein gefaßt, läßt sich die Problematik so formulieren: »Die Frage ist, ob es Widersprüche in der konkreten Ökonomie gibt, die Marx dialektisch nachzeichnet, präzisiert und aufweist, oder ob Marx etwas zu Widersprüchen steigert, was solcher Widersprüche entbehrt.«[22] Wenn man die dialektische Werttheorie nicht dem biographischen Zufall zuschreiben möchte, daß Marx die Metaphysik Hegels studiert hat, und statt dessen die Meinung verficht, daß diese Theorie ihren Grund in der Sache selbst hat, so wird man dialektische Strukturen auch in den Darstellungen jener Autoren nachweisen müssen, die von keiner philosophischen Vergangenheit her »vorbelastet« sind. Sofern diese um die theoretische Durchdringung objektiver Strukturen bemüht sind, müßten diese sich auch in den Aussagen einer nichtdialektischen Theorie ausdrücken. Sollte dieser Nachweis möglich sein, so wird man der Dialektik einen »rationellen Kern« nicht absprechen können ganz unabhängig davon, welches Resultat die Diskussionen über die Möglichkeit einer dialektischen Logik erbringen mögen. Mißlingt dieser Nachweis, so wird man kaum noch mit überzeugenden Argumenten Urteilen von der Art entgegentreten können, wie sie

beispielsweise Bortkiewicz gefällt hat: Marx habe die »perverse Neigung, nach Hegelscher Manier logische Widersprüche in die Dinge selbst hineinzuprojizieren«.[23]

Wie ist nun in der marxistischen Theorie und vor allem von Friedrich Engels selbst die »begriffliche Entwicklung« verstanden worden? In diesem Zusammenhang werden wir uns mit einem weiteren, von der marxistischen Ökonomie immer wieder verdrängten Problem zu beschäftigen haben - der Tatsache nämlich, daß die »ökonomische« Theorie des Geldes ein Fragment geblieben ist. Im Marxschen Werk läßt sich der »Grundriß eines umfassenden geldtheoretischen Lehrgebäudes erkennen, in dem schlechthin jedes Geldproblem seine Stelle hätte. Aber dieses weitläufige Gebäude ist von Marx nicht zu Ende geführt worden, ja sogar in manchen Teilen kaum über die ersten skizzenhaften Entwürfe hinausgediehen.«[24] Diese Feststellung findet sich in einem Aufsatz Friedrich Pollocks aus dem Jahre 1928. Seither ist in der marxistischen Literatur nun kaum etwas geschehen, diese Lücke aufzufüllen und den Grundmangel der ökonomischen Theorie des Marxismus zu beseitigen. Pollock hätte heute sein Urteil wiederholen müssen, »daß bis heute eine zureichende, systematische und kritische Darstellung von Marxens Geldtheorie fehlt«,[25] und könnte nur auf wenige Arbeiten hinweisen, die als »Beitrag zu den Vorarbeiten der eingangs geforderten systematischen und kritischen Nachschöpfung der Marxschen Geldtheorie«[26] anzusehen sind. Die spezifische Gestalt der Marxschen Werttheorie ist das Resultat intensiver Studien über die Geld- und Konjunkturtheorie seiner Zeit. In seiner Schrift *Das Elend der Philosophie* vertritt er bekanntlich noch die Geldtheorie Ricardos. In dem auf den 3. Februar 1851 datierten Brief an Engels setzt sich Marx erstmals mit der ricardianischen Lehre vom Goldautomatismus und den »Spielregeln« der Goldumlaufwährung auseinander. (27/173 ff.) Hier beschäftigt er sich mit den Vorläufern dessen, was man heute Diskontsatz und Offen-Markt-Politik der Zentralbank nennt. Es sind die quantitativen Probleme einer »ökonomischen« Theorie des Geldes, die Marx in der Zeit vom Oktober 1850 bis November 1851 und dann wieder vom September 1856 an intensiv studiert.[27] In der Darstellung der Geldtheorie sieht das sehr anders aus: Wesensbestimmungen und dialektische »Ableitungen« absorbieren den Leser in einem Maße, daß er das Telos der begrifflichen Entwicklung, die Lösung quantitativer

Probleme der Geldtheorie, ganz vergessen mag. Die Entwicklung dieser Wertform ist ohnehin so undurchsichtig,[28] daß kaum jemand recht zu sagen weiß, was es mit diesen seltsamen Konstruktionen auf sich hat. Der ökonomische Fachmann jedenfalls dürfte dieser Ableitung keine allzu große Bedeutung beimessen und sie mehr der Vollständigkeit halber, doch achselzuckend referieren.

Die Trennung von Wert- und Geldtheorie wiederholt sich innerhalb der Geldtheorie als Trennung von qualitativen und quantitativen Bestimmungen. Es könnte allerdings gezeigt werden, daß mit dieser Trennung die Bedeutung der Wesensbestimmungen sich grundlegend ändert und die quantitativen Elemente der Geldtheorie einen auswechselbaren Charakter annehmen. Hier interessiert zunächst einmal die Frage, in welcher Rolle innerhalb der marxistischen Literatur die Wesensbestimmungen der Marxschen Geldlehre gesehen werden. Es muß schon erstaunen, daß die Marxschen Wesensdefinitionen des Geldes weder in der geldtheoretischen noch in der philosophischen Literatur diskutiert worden sind, obwohl der wissenschaftslogische Status dieser Begriffe und die aus ihnen resultierenden Lehrsätze der Geldtheorie ziemlich ungeklärt sind.

Obschon die quantitative Funktion der Wesensbestimmung negiert wird, hat die marxistische Theorie eine bekannte Antwort auf die Frage parat, worin denn nun die Bedeutung der Geldableitung gesehen werden könne: Marx habe aus dem Gegensatz von privater und gesellschaftlicher Arbeit die Notwendigkeit der Geldbildung abgeleitet. Dieser Nachweis sei einerseits gegen die Proudhonisten und andere »Stundenzettler« und andererseits gegen jene gerichtet, die den historischen Charakter ökonomischer Kategorien verkennen. Pollock steht mit seiner Behauptung nur stellvertretend für andere: »diese Darlegung hat die entscheidende systematische Aufgabe, das Geld als notwendig im Wesen der Warenwirtschaft begründet zu erweisen«.[29] Mit diesem Nachweis habe Marx das »ganze Geheimnis der Geldform« entschlüsselt. Im Anschluß an Engels sieht die marxistische Ökonomie immer nur den einen Aspekt der Marxschen Geldableitung, daß »der Proudhonsche (...) Sozialismus, (...) der die *Ware* will, aber das *Geld* nicht will, in der Grundlage kaputtgemacht« werden soll. Diesem Satz fügt Marx allerdings die Bemerkung hinzu: »Aber abgesehn von allem polemischen Zweck weißt Du, daß die Analyse der einfachen Geldfor-

men der schwierigste (...) Teil der politischen Ökonomie ist.« (29/573) Die Bedeutung dieser Analyse wird freilich sehr unterschiedlich eingeschätzt.

Die Reaktion von Engels auf Marxens Geldableitung war einigermaßen merkwürdig. Er empfahl, »das hier dialektisch Gewonnene etwas weitläufiger historisch nachzuweisen, sozusagen aus der Geschichte die Probe darauf zu machen«. (31/303)[30] Wie das? Soll die historische Analyse die Wesensdefinition bloß »ergänzen« und »illustrieren« oder gar »korrigieren« und »verifizieren«? Engels hat sich in diesen Fragen offenbar keine rechte Klarheit verschaffen können. In seiner Rezension der Marxschen Arbeit *Zur Kritik der politischen Ökonomie* wird Marxens »logische Behandlungsweise« so verstanden, daß sie »nichts andres als die historische« sei - »nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten«. Der »Gedankengang«, so wie er in der Marxschen Schrift dargestellt ist, »könne nichts sein als das Spiegelbild (...) des historischen Verlaufs«. Dieser Auffassung zufolge ist also auch die logische Entwicklung der Wertformen im *Kapital* bloß das »Spiegelbild« der wirklichen Entwicklung - ein durch Ausschaltung der historischen Zufälligkeiten »korrigiertes Spiegelbild« derselben. Man könnte meinen, Engels empfehle die »logische Behandlungsweise« einzig aus arbeitsökonomischen Gründen, weil die Geschichte »im Zickzack« verläuft, »hierbei überall verfolgt« werden müßte und dann »viel Material von geringer Wichtigkeit aufzunehmen sei«. Die Geschichte der Ökonomie (und damit die Geschichte des Geldes) könne nicht geschrieben werden »ohne die der bürgerlichen Gesellschaft, und damit würde die Arbeit unendlich, da alle Vorarbeiten fehlen«. Aus dieser Sachlage zieht Engels die Konsequenz: »Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz.« (13/475) Die abstrakte Analyse wird offenbar als etwas Mangelhaftes empfunden: die logische Entwicklung sei »durchaus nicht genötigt, sich im rein abstrakten Gebiet zu halten«. Weil ihre Eigentümlichkeit und damit die unterstellte Mangelhaftigkeit nicht dargestellt werden, will auch der folgende Satz nicht einleuchten: »Im Gegenteil, sie bedarf der historischen Illustration«. Wieso denn eigentlich? Was soll die vage Formulierung: sie bedarf »der fortwährenden Berührung mit der Wirklichkeit«? (13/477) Es ist keine Antwort auf die Frage zu gewinnen, worin die Bedeutung der Widersprüche besteht und was ihr Gegenstand ist,

sofern die logische Entwicklung sich im rein »abstrakten Gebiet« hält. Man kann sich keinen Reim auf den Satz machen, daß die logisch-systematisch gewonnenen Widersprüche »zugleich« etwas anderes darstellen und »widerspiegeln«, wenn die eine Seite des »Zugleich« unbestimmt bleibt. Die marxistische Theorie hat deshalb immer nur die andere Seite des »Zugleich« gesehen: die logisch ermittelten Widersprüche sollen nämlich die Schwierigkeiten des einfachen Tauschhandels »widerspiegeln« - genauer: »die Unmöglichkeiten (...), auf die diese erste rohe Form des Austauschs notwendig hinausläuft« (13/476). Nun werden bekanntlich »Schwierigkeiten« dieser Art in den Lehrbüchern der akademischen Theorie anschaulich beschrieben. Die Darstellungsform differiert zwar ganz erheblich, es ist aber auch nicht einzusehen, warum diese Schwierigkeiten so drastisch »dargestellt« werden sollen, daß sich die Schwierigkeiten des Tauschhandels zur »Unmöglichkeit« zuspitzen und diese Unmöglichkeit schließlich doch nur die allseits bekannte »Lösung« findet, nämlich das Geld. Man muß sich fragen, was mit der dramatischen Zuspitzung von Widersprüchen in der Marxschen Entwicklungsweise eigentlich gewonnen ist, wenn sich die Lösung viel plausibler fassen läßt und allem Anschein nach selbst Engels Geld bloß als »pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel« (13/36) darstellen kann, das die im Verlauf der erweiterten Arbeitsteilung entstandenen »technischen Unbequemlichkeiten« des Tauschhandels überwinden soll. Engels und in seiner Nachfolge die marxistischen Lehrbücher" bestätigen also bloß die altehrwürdige Vorstellung der akademischen Theorie über den Ursprung und die Funktion des Geldes. Die Marxsche Ironisierung dieser Vorstellung scheint ganz deplaziert.

Es versteht sich, nur eine *Hypothese* über die Entstehung und Entwicklung des Geldes »bedarf« einer »historischen Probe« und der »historischen Illustration«. Besteht dagegen die Eigentümlichkeit der logischen Entwicklung darin, daß sie keine Hypothese, sondern eine Wesensbestimmung des modernen Geldes hervorbringen soll, so »bedarf« sie mitnichten einer historischen Probe oder Illustration. Im Gegenteil, das historische Material läßt sich überhaupt nur von dem »logisch Gewonnenen« her ordnen und verstehen. Die logische Entwicklung ist dann freilich nicht mehr als »Spiegelbild« der historischen Entwicklung bestimmbar. Was aber ist sie dann?

Endlich, was soll die umständliche, schwer durchschaubare dialektische Entwicklung, wenn man schließlich lediglich erfährt, *daß* Geld existiert und Geld *notwendig* existiert, nämlich als Element einer marktwirtschaftlichen Ordnung? Die Notwendigkeit des Geldes ist ganz unbestritten und läßt sich auch in anderer Weise, mit handfest pragmatischen Argumenten, begründen, ja in dieser Form viel einfacher und überzeugender als auf dem Wege »logischer Entwicklung«.[32] Folgte man den Interpretationen von Engels, so hätten die kreißenden Berge der Marxschen Dialektik kaum mehr als eine Maus geboren.

Engels sieht vor allem den »polemischen Zweck« der Geldableitung: die »Notwendigkeit der Geldbildung«. Sein Vorschlag lautet daher, dem »Philister auf historischem Wege die Notwendigkeit der Geldbildung« (31/303) nachzuweisen. Marx gibt folgende Antwort: »Es handelt sich hier nicht nur um den Philister, sondern um die wissenslustige Jugend usw.« Vor allem aber: »Außerdem ist die Sache zu entscheidend für das ganze Buch.« (31/306) Es ist aufschlußreich, daß in diesem Brief die »Ökonomen« und die »wissenslustige Jugend« als Adressaten der Wertformanalyse genannt werden - vom Proudhonismus ist gar nicht mehr die Rede. Doch selbst in seiner ersten Darstellung der Formanalyse, in der Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, verfolgte Marx nur vordergründig einen »polemischen Zweck«: »Es ist durchaus nötig, für das Publikum au fond der Sache zu gehn und für mich, individually, to get rid of this nightmare«. (29/232) So versteht es sich, »daß, abgesehn von allen praktischen Zwecken, das Kapitel über das Geld tür Sachkenner interessant sein wird« (29/383). Für den Sachkenner ist der Proudhonismus ohnehin eine dilettantische Angelegenheit. Marx möchte mit Ökonomen, mit Kennern über seine wert- und geldtheoretischen Konstruktionen diskutieren; mit wem auch sonst, da diese Konstruktionen ja den emphatischen Anspruch erheben, das »Geldrätsel« aufzulösen und das »ganze Geheimnis der Geldform« zu dechiffrieren. Es ist deshalb kaum zu bezweifeln, daß Marx unter dem »dialektisch Gewonnenen« eine Wesensdefinition versteht, die mittels philosophischer Denkfiguren eine »wirtschaftliche« Theorie des Geldes begründen soll.

Man hat den Eindruck, daß Marx und Engels an ganz Verschiedenes gedacht haben, wenn sie über Geld und die Methode seiner Ableitung gesprochen haben. Marx versucht, einen »Begriff« von Geld zu ent-

wickeln, Engels scheint sich nur im vorbegrifflichen Medium der »Vorstellung« zu bewegen, wenn er von der »Notwendigkeit der Geldbildung« spricht. Es geht ihm weniger um eine *Was*-Bestimmung; ihn interessierten die bloße Existenz des Geldes und sein transitorischer Charakter.

Wenn sich die These von Hartmann[33] als richtig erweisen sollte, daß Marx und Engels über die Beziehung von Logischem und Historischem entgegengesetzte Anschauungen ausgebildet haben, so bestünden auch unterschiedliche Auffassungen über die Bedeutung einer »begrifflichen« Herleitung des Geldes. Man sollte in einer Erörterung dieser Problematik vor allem die Tatsache bedenken, daß sich von Engels' Theorie der einfachen Warenproduktion her unmöglich eine adäquate Interpretation der »begrifflichen« Entwicklung der Wertformen erarbeiten läßt. Diese Theorie hat die völlig unhaltbare Behauptung hervorgebracht, Marx habe im dritten Kapitel des ersten Bandes des *Kapital* die Theorie des Geldes in der einfachen Warenproduktion dargestellt.

Auch der Briefwechsel weist darauf hin, daß grundlegende Mißverständnisse über das Wesen einer dialektischen Herleitung des Geldes aufgetreten waren. Engels schrieb: »ich muß die dialektischen Übergänge oft mit Mühe suchen, da all abstract reasoning mir sehr fremd geworden ist«. (29/319) Wenn sich Marx gelegentlich darüber beklagte, daß »selbst gute Köpfe die Sache nicht ganz richtig begriffen, also etwas Mangelhaftes an der ersten Darstellung sein mußte, speziell der *Analyse der Ware«* (31/534), so wird man wohl noch einen Schritt weiter gehen und die Frage stellen müssen, ob selbst Engels die Sache »richtig begriffen« hat.

Anmerkungen

1 Die Trennung von Wert- und Geldthcoric in der subjektiven Ökonomie wird schr klar von Gunnar Myrdal beschrieben: »Der Wert (...) mußte (...) für wissenschaftliche Untersuchungen zugänglich sein, die vom Gcldphänomcn abstrahierten. Er *mußte* geradezu in dieser Isolierung vom Geld und Geldpreis studiert werden. (...) Die eigentliche Prcisthcoric haben auch diese Theoretiker dann auf einem Studium der relativen Tauschwerte aufgebaut, wobei die Geldproblcmatik außer Betracht gelassen oder besser

aufgeschoben wurde als eine Komplikation, die erst später gesondert zur Behandlung kommen sollte.« *(Der Gleichgewichtsbegriff als Instrument der geldtheoretischen Analyse,* 371 f.) Die gegenwärtigen Bemühungen der akademischen Theorie, subjektive Werttheorie und Geldthcoric zu integrieren, ändern nichts an der Tatsache, daß der subjektive Wert und die Bestimmungen des Geldes gänzlich verschiedenen Begriffsebenen angehören. Es lassen sich daher allenfalls quantitative, aber keine qualitativen Beziehungen herstellen.

[2] Die marxistische Variante der prämonetären Werttheorie kommt mit wünschenswerter Deutlichkeit in der Arbeit E.W Iljcnkows zum Ausdruck: »Die theoretischen Bestimmungen des Wertes als solchen lassen sich nur so gewinnen, daß man eine objektive ökonomische Wirklichkeit untersucht, die vor allen und außerhalb und unabhängig von allen Phänomenen existieren kann, die später auf ihrer Basis entstanden sind. Diese elementare, objektiv-ökonomische Wirklichkeit hat lange vor dem Auftreten des Kapitalismus (...) existiert (...). Diese Wirklichkeit ist *der direkte Austausch einer Ware gegen eine andere.« (Die Dialektik des Abstrakten und Konkreten im >Kapital/ von Marx,* 124) In der Interpretation der prämonetären Werttheorie soll in dieser Weise der »Wert als Ausgangspunkt der theoretischen Konzeption als eine objcktiv-ökonomischc Wirklichkeit begriffen« werden. Von dieser Position aus läßt sich kaum noch ein Unterschied zwischen der Marxschcn und der ricardianischcn Wertkonzeption feststellen: Ricardo und seine Vorläufer »untersuchten (...) den direkten, gcldloscn Austausch einer Ware gegen eine andere. In dem Maße, wie sie so verfuhren, gelangten sie zu einer wirklich objektiven Konzeption des Wertes.« (Ebd., 125) Anhand dieser Behauptung läßt sich klar erkennen, daß die prämonetäre Interpretation der Marxschcn Werttheorie zu Auffassungen führen muß, die den kritischen Inhalt der Marxschcn Formanalysc in sein Gegenteil verkehren.

Die subjektive Theorie tendiert dazu, lediglich ein *Modell* prämonetärer Austauschverhältnisse zu entwickeln: »Die Annahme eines Zustandcs entwickelten, ohne die Vermittlung eines allgemeinen gebräuchlichen Tauschmittcis sich abspielenden Tauschvcrkchrs ist wissenschaftliche Fiktion.« Mises beschreibt sehr treffend, warum die Analyse einer historisch existenten Naturalwirtschaft für die Wirtschaftsthcoric irrelevant ist: »Ganz undenkbar ohne Gcldgcbrauch ist der Markt als Inbegriff des Zusammenwirkens aller Elemente des Angebots und der Nachfrage, wie ihn die moderne Theorie voraussetzt und voraussetzen muß.« (L. Mises, *Die Stellung des Geldes im Kreise der wirtschaftlichen Giitet;* 316.) In der marxistischen Literatur bestehen unterschiedliche Auffassungen, die in dem folgenden Teil der Abhandlung ausführlicher darzustellen sind. Die Mehrheit der Autoren behauptet die Gültigkeit des Wertgesetzes für die realen Austauschverhältnisse einer Naturaltauschwirtschaft; so explizit E. Mandel. Die von diesen Autoren vertretene Variante der marxistischen Werttheorie ist denn auch unter historischem Aspekt als prämonetäre zu charakterisieren. Parvus behandelt schon die »einfache Warenproduktion« als Modell und würde daher um so entschiedener die Vorstellung verwerfen, daß Marx die Gesetze des Austauschs einer real existierenden Naturalwirtschaft »abgeleitet« habe. »Unsere Erörterung schließt (...) keineswegs aus, daß man einen *abstrakten* Fall selbständiger Warenproduzenten, die nach Arbeitsmengen tauschen, *konstruieren* kann«. (Zit. n. F. Ebcrlc, *Bemerkungen zum Erklärungsanspruch der Marxscheu Theorie,* 382 Fn.) Ebcrlc kennzeichnet diese Auffassung folgendermaßen: »Damit wäre

auch der Gcscllschaftstypus (...) in dem die Waren sich zu ihren Werten austauschen, nicht ais eine reale historische Epoche zu begreifen, die existiert hat, sondern als ein »theoretisches Konstruktc« Ebcrle sieht richtig, daß bei »dieser Deutung des >Modclls< der einfachen Warenproduktion« die Marxschcn Konstruktionen den gravierenden methodologischen Fehler enthalten würden, »daß Marx anhand eines »Konstruktcs« Kategorien ableitet, die empirisch reale Existenz beanspruchen«. (Ebd.) Mit dieser Feststellung ist implizit die Möglichkeit negiert, die Marxschcn Konstruktionen als »theoretisches Konstruktc zu interpretieren, Ronald L. Mcck begreift die Marxschc >Wcrtanalyse< als eine »Reihe von Feststellungen über die Art, in der die Produktionsverhältnisse die Güterpreise in jener abstrakten vorkapitalistischen Gesellschaftsform beeinflussen«. Diese sei weder »bei Marx noch bei Smith (...) dazu bestimmt, eine fehlerfreie Darstellung der ökonomischen Realität zu liefern. (...) Gewöhnlich sage ich (...), daß sie kein *Mythos* ist, wie manche Kritiker behaupten, sondern eher eine *Mythodologie«. (Die ökonomische Methode von Marx,* 18 f.) Für Nutzinger und Wolfstcttcr »gelangt Mcck zu Einsichten, die in der älteren Marx-Diskussion (...) allenfalls angedeutet sind. (...) Dieser *Mythos* der einfachen Warenproduktion hat aber für Marx eine wichtige methodische Bedeutung«. Sic möchten »das wesentliche Erkenntnisobjekt in der Bestimmung des sozialen Gehalts der Marxschcn Wertlchrc« sehen (Einleitung zu: *Die Marxsche Theorie und ihre Kritik,* Bd. 1, 3 f.), ignorieren jedoch vollständig die Marxsche Wertformanalyse und rekurrieren statt dessen auf die völlig unhaltbaren neukantianisch inspirierten Interpretationen Franz Pctrys. Die Marxschc Gcldthcoric wird in der Tcxtsammlung stillschweigend übergangen.

-[1] Die innere Vcrschränkung von Wert- und Gcldthcoric ist vor allem von der Quantitätsthcoric verkannt worden. Ricardo »begreift (...) nicht den Zusammenhang *dieser Arbeit* mit dem *Geld* (...). Daher seine falsche Gcldthcoric« (26.2/161), »weil er den Wert der Form nach gar nicht untersucht (...), sondern nur die Wertgrößen« (26.2/169), »die *falsche Voraussetzung* Ricardos, daß sich das Geld (...) als Ware gegen Waren austauscht.« (26.2/198) »Diese falschc Auffassung des Geldes beruht aber bei Ricardo darauf, daß er überhaupt nur die *quantitative Bestimmung* des Tauschwerts im Auge hat«. (26.2/504). Die Tatsache, daß diese Sätze in den zahlreichen Arbeiten über die Marxschc Wertformanalyse ignoriert werden, kennzeichnet den Grundmangcl dieser Literatur: Sic will offenbar nicht wahrhaben, daß Marx seine Analyse der Wertform in der erklärten Absicht ausgearbeitet hat, ökonomicthcorctische Antinomien aufzulösen.

Roman Rosdolsky stellt sehr klar heraus: »Es handelt sich gar nicht um zwei verschiedene »Modellci, sondern um ein und dasselbe Modell - das der modernen kapitalistischen Produktionsweise.« *(Zur Entstehungsgeschichte des Marxschcn >Kapitah,* Bd. 1, 211). Jedoch die gcldthcorctischc Bedeutung der Marxschcn Wertformanalyse untersucht Rosdolsky ebensowenig wie H. Lehmann, dessen umfassende Darstellung der großen Kontroverse von subjektiver und marxistischer Werttheorie ungewollt den Nachwcis erbringt, daß in dieser Auseinandersetzung die Kontrahenten einen fundamentalen Aspekt der Marxschcn Werttheorie verfehlten. Man wird Lehmann nicht widersprechen müssen, daß »die Grenznutzentheorie in der vorliegenden Arbeit das erste Mal umfassend marxistisch untersucht« worden ist *(Grenznutzentheorie,* 412); nur stimmt die marxistische Position eben nur sehr bedingt mit der Marxschcn übcrcin.

Lehmann setzt sich mit einigen intcrcsscnpsychologischcn Varianten vulgärmarxistischcr Ideologiekritik auseinander und will zeigen: »Mehrere Jahrzehnte hat die marxistische Thcorickritik auf diese Weise eine bedeutende Erkenntnis des dialektischen Materialismus übersehen und ist auf die Positionen des mechanischen Materialismus zurückgefallen.« Lehmanns eigene Kritik der Grcnznutzcnthcoric ist sicher wesentlich differenzierter als die herkömmliche Bucharinschcr Observanz; das ändert aber nichts daran, daß auch seine Kritik noch den »Positionen des mcchanischcn Materialismus« verhaftet bleibt. Diese sind nicht schon mit der Zurückweisung einer intcrcsscnpsychologischcn »Ideologickritik« überwunden, die in der Tradition der Pricstcrbctrugsthcoric »falsche- und reaktionäre Theorien als baren Unsinn und ideologischen Betrug erklärt«. (Ebd., 409) »Bedeutende Erkenntnisse des dialektischen Materialismus« werden nicht nur von den kritisierten Autoren »übersehen«, sondern vom Kritiker selbst, wenn sich für Lehmann die von Bucharin ignorierten und doch so »bedeutenden Erkenntnisse« als die vulgärmärxistischc Lccrformcl erweisen: »die Grundlage des gesellschaftlichen Seins ist nun einmal die Wirtschaft«. (Ebd., 409)

Die von marxistischen Philosophie als »bedeutende Erkenntnisse« verstandenen Theoreme einer dialektischen Thcorickritik sind bekanntlich ganz andere. Diese hätte eine »Analyse der objektiv realen Verkehrung von Wesen und Erscheinung der bürgerlichen Verhältnisse« zu leisten und »die Problematik des falschen, verkehrten oder bloßen Scheins, unter dem das wahre Wesen dieser Verhältnisse objektiv verdeckt, mystifiziert, verkehrt erscheint,« zu untersuchen. (H.-Ch. Rauh, *Hegel und die marxistische Ideologiekrilik*, 165) In Lehmanns Untersuchung ist nicht einmal ansatzweise der Versuch wahrzunehmen, die Kritik der Grcnznutzcnthcoric auf die »idcologickritisch cntschcidcndc »Enträtselung» der Grundmcchanismcn (...) der Warenproduktionsweise« zurückzuführen. (Ebd., 184) Man wird erneut die Frage stellen müssen, warum sich diese »bedeutenden Erkenntnisse« in den Kreisen marxistischer Ökonomen noch nicht herumgesprochen haben und die ökonomische Thcorickritik nicht imstande ist, das anspruchsvolle Programm einer an philosophischen Kategorien orientierten Thcorickritik einzulösen. Noch schwerer wiegen allerdings die Versäumnisse der Philosophen und Soziologen selbst. Wo und wann hat ein marxistischer Soziologe oder Philosoph je versucht, auf dem Gebiete der Ökonomickritik die hochgcstccktcn Ansprüche zu erfüllen und in exemplarischer Form eine dialektische Thcorickritik zu begründen? Andere als vulgärmärxistischc, »bedeutende Erkenntnisse übersehende« Darstellungen sind mir nicht bekannt.

Es muß gezeigt werden, daß dieses jahrzehntelange »Übersehen« einen *objektiven* Grund hat und sich nicht auf ein subjektives Unvermögen einzelner Theoretiker zurückführen läßt. Die Schwächen der marxistischen Ideologickritik beruhen zu einem erheblichen Teil auf verständnislosen Interpretationen der Marxschcn Lehre vom Fetischcharakter der Ware, die ihrerseits in der Unmöglichkeit wurzeln, eine prämonetäre Werttheorie dialektisch zu entwickeln. Das wird noch ausführlicher zu untersuchen sein; hier nur ein Hinweis: Die »Basis« einer prämonetären Werttheorie bringt offenbar mit »Notwendigkeit« den »Überbau« einer vulgärmarxistischcn Ideologickritik hervor.

Eine dialektische' Thcorickritik hätte die subjektive Werttheorie vor allem aus den widersprüchlichen Bestimmungen der Form abzuleiten. Die Frage ist nur, ob es über-

Haupt möglich ist, cinc Lehre von »sich sich selbst widersprechenden« Gegenständen und damit auch eine dialektische Wert- und Gcldthcoric zu entwickeln.

[4] Daß den wcrtthcorctischcn Positionen der Kontrahenten eine von beiden Seiten nicht durchschaute Gemeinsamkeit zugrunde lag - die gcldthcoretischc Indifferenz ihrer Theoreme -, ließe sich überzeugend an dem Verlauf der von dem »Verein für Socialpolitik« veranstalteten Diskussion über die Werttheorie demonstrieren, die Franz Oppenheimer zufolge »die geradezu verzweifelte Lage der Theorie unserer Zeit zum klaren Bewußtsein der Fachmänner« bringen sollte, »denn eine Disziplin, die mehr als ein Dutzend verschiedener Theorien über ihr zentrales Thema - und das ist trotz allem das Wcrtproblcm! - um den Sieg kämpfen sehen muß, ist noch keine Wissenschaft«. *(Die ökonomische Theorie des Wertes,* 149) Hier wurden alle geldthcorctischcn Probleme aus der Debatte verbannt, obwohl Gustav Cassels Kritik der Werttheorie zur Erörterung des monetären Wertproblcms hätte führen müssen.

Karl Kühne gibt in *Ökonomie und Marxismus* eine umfassende Darstellung der Marxschcn Wcrtlchrc in der >akadcmischcn< Nationalökonomie. Er referiert nicht weniger als acht Interpretationsvarianten der Marxschcn »Wcrtlchrcc »(1) als eine Art historischer Stufcnlehrc - (2) als eine Lehre von den Grundpreisen (...) - (3) als eine rein gedankliche Hilfskonstruktion - (4) als Lehre von der (...) »gerechten Einkommensbcmcssung< - (5) als Lehre von den Kräften, die die »richtige! Aufteilung der Arbeitskräfte in der Volkswirtschaft bestimmen - (6) als Lehre von den »Effizienzcinheitcni - (7) die Auslegung als mikroökonomisch bestimmte Kosten- bzw. Vcrtcilungslchrc - sowie (8) endlich die Interpretation als makroökonomischc Einkommcnsvcrteilungslchrc.« (Bd. 1, 99) Diese acht Varianten enthalten jene von Böhm-Bawcrk diskutierten »vier Argumente zu Gunsten einer ganz oder teilweise tortdauernden Geltung des Wertgesetzes«. (E. v. Böhm-Bawcrk, *Zum Abschluß des Marxschcn Systems,* 48) Man sieht, daß eine monetäre Interpretationsvariante niemals zur Diskussion gestellt worden ist. (Vgl. hierzu auch die übrigen Diskussionsbeiträge in der Tcxtsammlung Friedrich Ebcrles.) Lediglich Gcoffrcy Pilling insistiert darauf, daß die Marxschc Werttheorie Wertformanalyse ist und als solche die Lösung des »Gcldrätscls« intendiert. Dieser Aufsatz und ganz allgemein die wcrtformanalytischc Literatur setzen sich jcdoch einigen Einwänden aus, die noch zu erörtern sind. Vorerst nur dies: die wcrtformanalytischcn Arbeiten unterlassen ausnahmslos einen gcldthcorctisch ernst zu nehmenden Versuch, die Rätselhaftigkeit des »Gcldrätscls« darzustellen. So ist auch bei Pilling vom »Geheimnis der Warenform« *(Das Wertgesetz bei Ricardo und Marx,* 329 f.) und vom »Geheimnis der Gcldform« die Rede - worin nun aber das Geheimnishafte bestehen und warum die Lösung des Rätscis der akademischen Gcldthcoric verschlossen sein soll, bleibt ein Geheimnis neomarxistischer Wcrttormanalytikcr.

[5] Einen Hinweis auf dieses Zitat konnte ich bisher nur in der Arbeit von Klaus Hartmann *(Die Marxsche Theorie,* 401) finden. Dieser Autor sieht sehr klar, daß unter dem Aspekt der Formanalyse das Verhältnis zwischen dem ersten und dem dritten Band anders als in der herkömmlichen Weise zu fassen ist: »Auf der früheren Stufe der Betrachtung gilt der Preis als dem Wert konform und wird insofern, als verschieden vom Wert, den Charakter einer bloßen Form, der Gcldform, haben, die wenig hervortritt. In nicht-transzendental orientierten Analysen der Marxschcn Lehre wird diese systema-

tisch frühe Auffassung vom Preis als konform mit dem Wert Ansatzpunkt für eine Kritik.« (Ebd., 290 f.) Von einer »transzendental-philosophischen« Interpretation des *Kapital* her will Hartmann die traditionelle Kritik entkräften, daß zwischen der »Werttheorie« des ersten und der »Produktionspreistheorie« des dritten Bandes ein Widerspruch bestünde. Hartmann erkennt, »daß nach der transzendentalen Absicht Marxens das Verhältnis von Wert und Preis an früher Stelle anders zu stehen kommen muß als an späterer; eine Konfrontation der abstrakten, wertkonformen Preise mit den konkreten, abweichenden Preisen - die einen Widerspruch aufweisen müßte - ist nicht zulässig.« Die dialektische Methodologie des *Kapital* fordert, »daß die frühe Stufe in der Frage des Preises fiktiv ist, die fiktive Annahme von wertkonformen Preisen machen muß, eben um die Konkretion allererst zu erklären«. (Ebd., 291)

Die Arbeit von Hartmann ist der erste Versuch, von einer rcchtshcgclianischcn Position her die Einheit der Marxschcn Philosophie und Ökonomie zu beschreiben und zu kritisieren. Wir werden auf diese brcitangclcgtc und scharfsinnig geführte Interpretation noch zurückkommen, wollen aber hier schon auf einige ihrer Merkmale aufmerksam machen. Für eine »nicht-transzendentale« Theorie »wäre alles als auf derselben Scinsebene vorhandenes Koexistierendes gleichberechtigt und, wo nicht atomistisch isoliert, so (...) realiter intcrdcpcndcnt und gegenseitig rückbctrotfcn«. (Ebd., 424) Die Marxschc Theorie will in anderer Weise »erklären und begreifen«; nach Hartmann ist sie *»Rekonstruktion* der Ökonomie (...) aus Grundsätzlichem, aus Prinzipien. Sic muß cinc Theorie sein, die einen Bereich von Phänomenen aus Prinzipien versteht. Wir nennen eine solche Theorie eine begründende oder (im weiten Sinne) *transzendentale Theorie.* Sie ist eine philosophische Theorie. (...) Des transzendentalen oder Bcgriindungscharaktcrs der Theorie wegen soll aber andererseits erst das hergeleitet werden, was immer schon mitbedingt ist für das als Prinzip Angesetzte. (...) Der Gedanke ist (...), daß das Anfängliche Prinzip ist für das Konkrete, Ware, Arbeit und Mehrwert sind Prinzipien für das Kapital. (...) Dabei ist das jeweilige Prinzip nominalistisch gcdacht, als etwas, das es gibt. (...) Die Schritte sind exemplarisch vorstcllbar, sie erscheinen als rcaldialcktischc.« (K. Hartmann, *Marxens >Kapital< in transzendentalphilosophischer Sicht,* 9 f. u. 23.) Die Rekonstruktion soll als Kritik durchgeführt werden, und diese »muß verweisen können auf nichtentfrcmdcte Arbeit als Möglichkeit. Die Kritik bedarf also einer Folie, eines Modells der mcnschlichcn Verhältnisse, in denen Arbeit, Austausch und Genuß (...) positiv sind. Wir können ein solches Modell ein anthropologisches Modell nennen: es ginge davon aus, daß der Mensch ursprünglich in einer Beziehung zur Natur und zu seinesgleichen steht, in der er sich erfüllt«. (Ebd., 9) Eine solchc »Philosophie der Arbeit hätte (...) die Entfremdung in der Ökonomie gleichsam nur als philosophisches Vcrstehensprojekt dartun können«. Marxens Philosophie »muß den Anschcin der Philosophie vermeiden, muß (...) an einem (...) Gegebenen, und nicht beim Prinzip Arbeit ansetzen«. (*Die Marxsche Theorie,* 272) Marx »suggeriert«, »daß man ein unmittelbar Gegebenes aufzugreifen habe (...), daß man nun vom Elementaren einfach wciterzuschrcitcn habe zur Entfaltung der Ökonomie«. (Ebd., 273) »Die Progression der Theorie ist (...) höchst kunstvoll; sie verbirgt ihr Raffinement, insofern sie ja ihre transzendentalen Grundlagen, ihre Prinzipien, als wirklich setzt (...). Die Theorie (...) erscheint als deskriptive Analyse«. (Ebd., 408 f.) »Die Dialektik ist darin realistisch und nominalistisch,

daß sie eine Wirklichkeit in ihrer Zwiespältigkeit und damit Ncgativität festhält, so daß das so Festgehaltene in der Entfremdung prozessieren muß.« (Ebd., 422 f.) Hartmann betont immer wieder den Unterschied zwischen traditioneller und Marxschcr Theorie: »Die transzendentale Anlage der Marxschcn Kritik (...) gestattet es als erklärende - im Gegensatz zur Autsammlung von ökonomischen Gesetzen -, die Okonomicthcoric linear zu durchlaufen (...) bis zu einer immanent, durch sie selbst vollbrachten Kritik.« (Ebd., 285) »Der Unterschied der Marxschcn Theorie zu einer Theorie, die Modelle verwendet, ist jedoch, daß der Marxschc reine Fall Prinzipfunktion für das Konkrete hat«. (Ebd., 444) Ließe sich eine solche Theorie entfalten, so könnten tatsächlich »apriorische Schlüsse gezogen werden«, Hartmann will jedoch zeigen, daß ein »dialektischer Nominalismus« nur ein »Synkretismus« von Unvereinbarem sein kann - »eine Position, die als undialcktisch-dialcktischc einen philosophischen Fehler enthält«. (Ebd., 282) Dialektik und anthropologischer Nominalismus widersprechen einander - »die Dialektik verknüpft mit Nominalismus und Kritikabsicht (...) ist täuschend«. (Ebd., 462)

Es schcint mir kein Zweifel, daß die orthodoxen Interpretationen der Hartrnannschcn Kritik nicht standhalten. Flartmann erkennt, daß Engels' Theorie der einfachen Warenproduktion die Möglichkeit versperrt, das dialektische Theorieprogramm der Marxschcn Ökonomickritik zu durchschaucn. Es gelte daher, vulgärmarxistischc Überlagerungen abzubauen, um die reine Gestalt der Marxschcn Theorie sichtbar zu machen. Seine eigene Deutung betont »den erklärenden transzendentalen Charakter« und gerät notwendig in »Gegensatz (...) zur Auffassung von Engels, der (...) die Schritte der Theorie im großen Ganzen als homolog mit geschichtlichen Schritten sieht. (...) Diese Position (...) ignoriert, daß die Marxschc Theorie (...) durch Prinzipien als Antczcdentien der Konkretion die kapitalistische Wirtschaft erklären will. Die Engclsschc Auffassung ist ein vulgärmarxistischcs, historisch-vorstcllcndcs Mißverständnis«. (Ebd., 254 f.)

Es schcint nun aber, daß Hartmann selber noch an vulgärmarxistischcn Vorstellungen festhält, sofern er in durchaus herkömmlicher Weise eine prämonetäre Ware konstruiert. Nur von dieser Position her kann er die Marxschc Ware als »anschaulichen, unmittelbaren Gegenstand« mißverstehen und auf der Basis dieser Fchlintcrprctation einige Argumente entwickeln, die nur die marxistische Gestalt der Marxschcn Werttheorie treffen: Die prämonetäre Ware ist in der Tat ein »Gegenstand, der an sich nicht wcitcrvcrwicsc. Indem die Dialektik nun dennoch bei der Ware anfängt, erscheint sie als Schilderung von Zuständen, wo es Waren ohne weitere Koexistenzen wie Geld und Kapital gibt - etwa in historisch frühen Stadien der Ökonomie.« (Ebd., 415 f.) Die »begriffliche« Entwicklung kann keine dialektische mehr sein. Sic muß ein nichtdialcktischcs, »ein nominalistischcs, anschauliches oder realistisches Motiv berücksichtigen. (...) Man kann sich den Übergang von Ware zu Geld und von Geld zu Kapital *vorstellen.«* Der Übergang wird nicht »begrifflich« *entwickelt,* sondern bloß noch *vorgestellt:* »das Geld ist auf Tauschende und dann weiter auf Habgierige zu beziehen, die dem Wesen des Geldes entsprechen und es weiterbestimmen«. (Ebd., 417) Hartmann zeigt sehr gut, daß sich eine prämonetäre Ware, sotern sie als existierendes Ding gefaßt wird, dialektisch nicht fortbestimmen läßt. Die Beziehung zwischen Ware und Geld kann nur in der Weise der »Vorstellung« hergestellt werden, indem beide auf »tauschende« und »habgierige« Personen bezogen werden müssen. Die Waren tauschen *»sich«* nicht aus,

sondern werden von Personen ausgetauscht - die Ware »bestimmt sich« nicht zum Geld, sondern wird von Personen als Geld bestimmt. In dieser Weise möchten der Ökonom und ganz allgemein ein philosophisch nichtgcbildcter Leser die wertthcorctischen Passagen des *Kapital* auch verstehen - kurzum, er möchte die Ware als »anschaulichen Gegenstand« fassen und in der Weise der »Vorstellung« fortbestimmen. »Scinsmäßig« ist Geld und Kapital »nicht später als die Ware«, sondern »koordiniert« oder »simultan«. So erscheint dann »alles mit ihr Koordinierte ebenso als Anfang (und gleichzeitig schon Ende) der Betrachtung«. (Ebd., 415) Die »nicht-transzcndcntal« aufgebauten Lehrbücher der Ökonomie wollen daher auch keine logische Rangordnung von Kategorien begründen. Es könnte auch gar nicht begründet werden, warum das Kapital nicht vor dem Geld untersucht werden soll. Die marxistischen Anhänger eines gcldthcorctischcn Nominalismus sollten sich klarmachen, daß sie eigentlich die Ware aus dem Geld »abzuleiten« hätten; genauer, daß sie die Ware nach dem Geld beschreiben oder nominal definieren sollten. Ein »nicht-transzcndcntal« orientierter Marxist kann nur unter didaktischem Aspekt die Reihenfolge der Kategorien begründen. Insistiert er dennoch auf einer »Entwicklung« der Kategorien, so muß er eine »transzendentale« Position einnehmen: »Die Hcgclschc Dialektik muß eingeführt werden, um dem, was sonst nominalistisch keinen Erklärungszusammenhang zuließe, sondern nur in anschaulichcr Koexistenz beschrieben werden könnte, eine Rationalität (...) zu geben.« (Ebd., 419) Einzig eine dialektische Bchandlungswcisc der Ökonomie gibt mir die Berechtigung, die Ware als »Erstes«, als »Prinzip« zu fassen; nur dann ließe sich das Problem des »Ineinander« lösen »von scinsmäßigcr Koordination oder Koexistenz und transzendentaler Abfolge, von scinsmäßig isimultanc und »transzendental späten«. (Ebd., 415) Fasse ich die prämonetäre Ware als existierendes Ding, als etwas anschaulich Gegebenes, dann verwickle ich mich in den Widerspruch, daß ich die Ware als Prinzip und als Nicht-Prinzip behandle: »Die abstrakte Ware ist existierendes Prinzip (für Weiteres als Prinzipiat) und anschaulichcr Gegenstand, koordiniert mit der Fülle der anderen Dinge«. (Ebd., 419) I lartmann kann so ein »Dilemma von transzendentaler Erklärung und Anschaulichkeit« (ebd., 420) aufzeigen - das Dilemma einer »nominalistischcn Dialektik«, eines »transzendentalen Verfahrens unter Berücksichtigung der Anschaulichkeit von nominalistisch Konkretem«. (Ebd., 421)

Die Hartmannsche Kritik steht und fällt mit der Zulässigkcit, die Marxschc Ware als prämonetäre Ware zu interpretieren. Sic trifft ganz gewiß die marxistische Werttheorie. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, ist darauf hinzuweisen, daß der gcldthcorctischc und der philosophisch-methodologische Nominalismus nur denselben Namen haben, aber begrifflich in keinem Zusammenhang stehen. Der gcldthcorctischc Nominalismus wird vielmehr meist von einem philosophischen Realismus her begründet.)

[1]> P. Fischcr, *Die Marx'sche Werttheorie-,* R. Luxemburg, *Einfiihrung in die Nationalökonomie;* 1.1. Rubin, *Studien zur Marxscheu Werttheorie;* E. März, *Die Marxsche Wirtschaftslehre;* P. M. Swcczy, *Theorie der kapitalistischen Entwicklung;* W Hofmann, *Ideengeschichte der sozialen Bewegung;* H. Marcusc, *Vernunft und Revolution;* E. Mandel, *Einführung in die marxistische Wutschaftstheorie;* P. Mattick, *Marx und Ke}>nes;* W Beckcr, *Kritik der Marxschen Wertlehre;* K. G. Zinn, *Arbeitswerttheorie;* W. F. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah.* Es ist noch anzumerken, daß auch Hartmann an den matcrialcn Problemen der Gcldthco-

ric kaum interessiert ist: »Wir übergehen hier Marxens nähere Ausführungen zur Gcld-theorie wie zum Papiergeld«. *(Die Marxsche Theorie,* 293)

[7] Man könnte darauf verweisen, daß in dem Lehrbuch *Politische Ökonomie - Vorsozia-listische Produktionsweisen* gelegentlich der »innere Zusammenhang von Wert und Geld« betont wird (134 und höchst mißverständlich, 133). Mehr noch, in dem Satz: das »Wesen des Geldes (...) äußert sich in seinen Funktionen« (ebd., 143), wird selbst der Zusammenhang von qualitativen und quantitativen Gcldbcstimmungcn angezeigt. In der Auseinandersetzung mit den Nominalistcn findet sich gar die Behauptung: »Erstens sind die Funktionen des Geldes die Erscheinungsformen seines Wesens«. (Ebd., 154) Nun könnte man jcdoch Sätze dieser Art streichen, ohne an der Darstellung der Gcldfunktion irgend etwas ändern zu müssen. Diese wird durchaus in konventioneller, d. h. nichtdialcktischcr Form referiert und erhält lediglich einen anderen Namen: »Erscheinungsformen«. Das ist alles. Nirgendwo findet sich der Versuch, diesem Wort einen begrifflich nachvollziehbaren Prozeß zuzuordnen, nämlich die Funktionen als Erscheinungsformen eines Wesens zu entwickeln. Daß hier tatsächlich nur vcrbaldialcktische Konstruktionen vorliegen, ließe sich an der unzulänglichen Kritik der subjektiven Werttheorie zeigen - diese wird nicht als prämonetäre Werttheorie kritisiert und daher auch nicht in ihrem Grundmangcl erkannt - und an der noch schwächeren Kritik am Nominalismus, dem keine Argumente, sondern nur noch Gegenbehauptungen entgegengesetzt werden: »Der Grundfehler des Nominalismus war, daß er die Warennatur des Geldes leugnete. Seine Vertreter begriffen folglich nicht, daß die Verwendung des Geldes als Wertmaß (...) und die Möglichkeiten, vollwertiges Geld (...) zu ersetzen, nur Ausdruck seines Wesens als einer besonderen Ware (...) ist«. (Ebd., 153) Was zu beweisen wäre, wird stillschweigend vorausgesetzt, nämlich daß sich substantielle Gelddcfinitionen entwickeln lassen. Die in diesem Lehrbuch unterbliebene Vermittlung von Wesen und Funktion schcint den ungewollten Nachwcis zu erbringen, daß die nominalistischc Leugnung, die Kategorien Wesen und Erscheinung auf das Geld anwenden zu können, durchaus berechtigt ist.

Das Lehrbuch *Politische Ökonomie - Kapitalismus* läßt die Mängel »dialektischer« Bcgriffsbildung noch deutlicher hervortreten: »Ware und Geld bilden eine Einheit von Gegensätzen. Ihre Einheit besteht darin daß das Geld ebenfalls eine Ware ist«. (Ebd., 92) Hier findet sich nicht einmal das Wort »Erscheinungsform«. Es wird lediglich die Behauptung aufgestellt: »Diese Funktion ergibt sich aus dem ureignen Wesen des Geldes als allgemeines Äquivalent. Alle übrigen Funktionen des Geldes sind durch die erste Funktion des Geldes (...) bedingt und mit ihr verbunden«. (Ebd., 94) Die Kategorien Wesen und Erscheinung sind den Autoren dieses Lehrbuchs offenbar zu unbestimmt; sie müssen sich in ihrer Kritik der nominalistischcn Gcldthcoric daher auf ein weltanschauliches Axiom berufen: »Die Nominalistcn (...) stehen auf einer idealistischen Position. (...) Doch Geld ist weder ein Begriff (eine solche Auffassung vom Geld hat idealistischen Charakter) noch ein Ding an sich«. (Ebd., 114) Die beiden Lchrbüchcr rekurrieren ebensowenig wie andere marxistische Abhandlungen auf die von Marx gegen den Nominalismus vorgetragenen Argumente (siehe 13/59 ff), ignorieren die wichtige Unterscheidung zwischen qualitativem und quantitativem Wertmaß und geben sich keine Rechenschaft darüber, daß die Marxsche Unterscheidung von Maß der Werte

und Maßstab der Preise vor allem die Aufgabe hat, den Ursprung des Nominaiismus »abzuleiten«: die »Verwechslung« der beiden Maßfunktionen habe »die tollsten Theorien hervorgerufen« (13/55), nominalistischc Theorien nämlich. Diese Probleme sind in einem der folgenden Teile dieser Arbeit ausführlicher zu beschreiben.

[8] W. S. Wygodski, *Die Geschichte einer großen Entdeckung,* 54 f. Der »innere Zusammenhang« ist bei E. Mandel nichts weiter als eine »logische Anwendung der Arbcitswcrt-Ichrc auf das Geld. Wenn der Tauschwert aller Waren nichts anderes darstellt, als die Menge der (...) Arbeit (...), ist es folglich klar, daß das auf Edelmetallen basierende Geld nicht reines Zirkulationsmittel ist, wie es Ricardo darstellt. Denn das Gold selbst ist eine Ware und besitzt daher seinen eignen Tauschwert. (...) Daraus ergibt sich, daß die von Ricardo wiederholte Quantitätsthcoric des Geldes (...) nicht anwendbar ist.« (*Entstehung und Entwicklung der ökonomischen Lehre von Karl Marx,* 85) Diese verfehlte Darstellung der Marxschcn Kritik der Quantitätsthcoric ist durchaus prototypisch. In der marxistischen Literatur findet sich nicht die Spur einer Bemühung, »die falsche Gcldtheorie« darauf zurückzuführen, daß Ricardo den Wert der Form nach gar nicht untersucht.

'' Die hier bezeichneten Probleme werden ausführlicher in Teil IV diskutiert.

[1(1] Hartmann betont: »Marxens Vorhaben ist (...) wesentlich verschieden von dem früherer Vertreter der Arbcitswcrtlchrc (...). Smith und Ricardo (...) übersehen aber die spezifische *Wertform,* die Warenform - wir können hinzufügen: die Warenform als transzendental nicht-ursprüngliche, zur Kritik herausfordernde.« *(Die Marxsche Theorie,* 284 f.) Der qualitative Unterschied beider Werttheorien wird jedoch ganz unzulänglich gefaßt. Es ist bezeichnend, daß Hartmann den Zusammenhang von Formanalysc und der Gcldthcoric Ricardos nicht wahrnimmt. Er sieht ebensowenig die Inkommcnsurabilität von Marxschcr und subjektiver Werttheorie. In ganz herkömmlicher Weise trägt er das Argument vor: »daß es noch andere Anwärter für ein solches Gemeinsames - den Gebrauchswert selbst oder das Bedürfnis - geben kann«. (Ebd., 266)

Es muß befremden, daß Flartmann - der als Vertreter einer dialektischen Sozialphilosophic die »ganzhcitlichc Gestalt einer Gesellschaft« (*Marxens iKapitali in transzendentalphilosophischer Sicht,* 11) untersuchen möchte - die Marxschcn Bemühungen vollständig ignoriert, gesellschaftliche Arbeit als Totalität zu fassen. Die Differenz von besonderer und allgemeiner Arbeit interessiert ihn ebensowenig wie die ökonomische Bedeutung des »Gegensatzes« von privater und gesellschaftlicher Arbeit. Die Marxsche »Prinzipiendifferenz im Arbeitsbegriff«, das »Differenzprinzip« seiner Werttheorie *(Die Marxsche Theorie,* 422 f.), interpretiert Hartmann m.E. völlig unzulänglich. Der Doppelcharaktcr der Arbeit bei Marx bestünde darin, daß Arbeit »einerseits positiv, qualitativ zu fassen (ist) als Produktion von Gebrauchswerten«. (Ebd., 268) Diese Bestimmung der Arbeit gewinne Marx auf Grund seiner »anthropologisch-nominalistischcn Einstellung, die auf der gutartigen, individuierten und gleichzeitig gesellschaftlich totalen Arbeit insistiert«. (Ebd., 279) Die »gutartige« Seite sei, daß der Mensch für seine Bedürfnisse arbeite. Die Arbeit sei »andrerseits (...) negativ >Substanz< eines Nicht-Nützlichcn, Substanz des Tauschwerts«. (Ebd., 268) Die abstrakte Arbeit soll dieser Interpretation zufolge in zweifacher Hinsicht eine negative sein: die Mechanisierung »denaturiert Arbeit als Arbeitsmenge« und die soziale »Entgegensetzung, Partikularisicrung« verhindere »intcr-

personale Begegnung«. (Ebd., 276) Hartmann zeigt sich merkwürdig dcsintcrcssiert, die Kategorien der Werttheorie dialektisch zu fassen; er untersucht nicht den Marxschen Begriff der Ware als Einheit widersprüchlicher Bestimmungen, möchte aber dennoch »Ware als transzendentales Prinzip« (ebd., 271) fassen. Der Marxschc Begriff der Ware ist in seiner Deutung ein »ontologischcr *Zwitter, (...)* eine Transformation des Guten ins Pejorative«. (Ebd., 268) »Die Waren bedeuten also im System, daß die Vermittlung unter der Hinsicht der abstrakten Arbeit keine interpersonale als unmittelbare, totale (...) ist, (...) sondern eine (...) als vereinzelte«. (Ebd., 276 f.)

Es versteht sich, daß in dieser einseitig an den Marxschcn Frühschriftcn orientierten Interpretation die Lehre von den Erscheinungsformen der abstrakten Arbeit und die Lehre von den Eigentümlichkeiten der Äquivalentform keinen Platz finden. Hartmann kann eine Erklärung für diese Begriffe nicht finden und betrachtet sie als nichtcxistcnt. Andrerseits sucht er dort eine Dialektik von Begriffen, wo sie sich beim besten Willen nicht cntdcckcn läßt: »Im Grunde sind alle ökonomischen Begriffe bei Marx in sich zwicschlächtig: Begriffe wie Wert als Tauschwert und Gebrauchswert«. (Ebd., 408) Auf eine mangelhafte Textanalyse wird man auch die Behauptung zurückzuführen müssen, Marx habe »eine uneingestandene Unterscheidung von Tauschwert und Wert« gcmacht. »Das Rccht hierzu untersucht er dabei nicht.« (Ebd., 269 Fn.) Man könne »fragen, ob diese subtile Unterscheidung dargetan und gerechtfertigt ist«. (Ebd., 269) Diese Frage bleibt ganz ungeklärt. Die gravierenden Mängel dieses Versuchs, die »Arbcitswertlchrc als transzendentale Ökonomickritik« zu interpretieren, hängen vor allem damit zusammen, daß die »Prinzipiendifferenz« von privater und gesellschaftlicher Arbeit zur »Differenz« von entfremdeter und »gutartiger« verflacht wird. »Die Ware muß auf der Folie der gutartigen Arbeit gesehen werden und steht von daher als negativ da. Die Differenz von positiv und negativ gestattet die negative Prinzipiicrung des Weiteren.« (Ebd., 422) Es läßt sich dann sehr schön zeigen, daß dieses »Differenzprinzip« die »Prinzipiicrung« keineswegs gestattet, womit schon nachgewiesen ist, daß die Marxschc Methode als »undialcktisch-dialcktische einen philosophischen Fehler enthält«. Allerdings wird man einräumen dürfen: »So viel sehen wir schon, daß es sich um eine höchst feinsinnige Theorie handelt, um eine komplexe Theorie auch, die mehrere Dcutungscbcncn oder auch Ebenen des Mißverständnisses zuläßt«. (Ebd., 257)

Die Kritik an der Interpretation Hartmanns - diese Interpretation versteht sich als dialektische, übersieht jcdoch Marxens dialektische Grundfigur der Verdopplung - soll indes nicht das Verdienst dieser Arbeit schmälern, daß hier erstmals einige wichtige Merkmale des Marxschcn TheoricbcgrifTs herausgestellt werden. Die von Hartmann vorgebrachten Einwände gegen eine nominalistischc Dialektik sind hier unvollständig referiert und machcn weitere Diskussionen notwendig. Diese hätten auch den richtigen Gedanken zu präzisieren, daß im Unterschied zur >modcllplatonistischcn< Theoriebildung der »reine Fall Prinzipfunktion für das Konkrete« hat. Man geht wohl nicht fehl mit der Vermutung, daß die Vorstellung Flartmanns über die Dialektik von Prinzip und Prinzipiat auf Konstruktionen beruhen, die Hans Wagner in *Philosophie und Reßexion* (70 ff.) entwickelt hat. Die Erörterungen Wagners über eine transzcndcntalphilosophisch-dialcktischc Methode machcn deutlich, daß ein Prinzip im ursprünglichen Sinn zwar Gegenständlichkeit schlechthin begründen will, doch keineswegs zur ökonomi-

sehen Gegenständlichkeit hinführen kann. (Ebd., 299 ff.) Das Marxschc >Prinzip< Arbeit beansprucht, diese spezifische Form von Gegenständlichkeit zu konstituieren. Es käme darauf an, die unterscheidenden und die gemeinsamen Merkmale zwischen dem philosophischen und dem Marxschcn Prinzipbegriff herauszuarbeiten. Die Präzisicrung des Marxschcn Prinzipbegriffs macht eine Diskussion über die Gegenständlichkeit ökonomischer Gegenstände erforderlich. Hartmanns eigner Vorschlag einer transzendentalphilosophischen Interpretation der Marxschcn Theorie erzwingt die Diskussion ciner Problcmstcllung, die Hartmann offensichtlich ausklammern möchtc.

M. Godclicr möchte ebenfalls eine transzcndentalphilosophischc Methode als das »Geheimnis des inneren Gcsamtaufbaus des *Kapital«* nachweisen. Die »ideelle Genesis und dieses Verhältnis zwischen Grund und Begründetem sind keine Hcgclschcn Verfahrensweisen, sondern eine Genesis ähnlich der Plusscrls. (...) Die Methode geht vom Konstitutum zum Konstitucns. Eben hierin fände der Vergleich zwischen Marx und Husscrl einen seiner festesten Anhaltspunkte.« (*Rationalität und Irrationalität in der Ökonomie,* 172 f., 178) Die Warenanalyse ist dialektisch, weil sie »die Ordnung der Kategorien *inauguriert* und *begründet«.* (Ebd., 242)

" H.H. Lcchncr spricht von einer »Resignation der Grundlagenforschung«. »Die Frage, was Geld ist und was es von den anderen Gütern tatsächlich oder vermeintlich unterscheidet oder, wichtiger noch, was es mit ihnen gemeinsam hat, wird heute überhaupt nicht mehr aufgeworfen oder mit vordergründigen Erklärungen und Definitionen beantwortet. Die geringe Neigung, sich mit dem Wesen des Geldes auseinanderzusetzen, wäre verständlich wenn sich die Anhänger der Idee, daß das Geld etwas Besonderes im Kreise der Güter ist, wenigstens darüber einig wären worin denn diese Besonderheit liegt. Das ist jcdoch keineswegs der Fall. (...) Herrscht schon über das Wesen des Geldes an sich keine Klarheit so muß es auch an einer exakten Herausarbeitung der Funktionen des Geldes mangeln. (...) Das gleiche gilt hinsichtlich des Problems, ob es eine Nachfrage nach Geld gibt oder nicht. Keine dieser Fragen, die als Beispiele für viele stehen mögen, ist als geklärt zu betrachten.« (*Marktwirtschaftliche Theorie des neutralen Geldes,* 50)

[12] Siehe hierzu die Kontroverse zwischen Amonn und Stonicr in der *Zeitschrift für Nationalökonomie.* In seiner Abhandlung *Wesen und Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft* setzt Amonn sich mit L. Robbins auseinander, der »klar machen« möchte, »was es ist, worüber die Nationalökonomen diskutieren. (...) Wir alle reden über dieselben Dinge, aber wir sind noch zu keiner Übereinstimmung darüber gelangt, was es ist, worüber wir reden«. (Zit. n. ebd., 307) Nach Meinung Amonns ist der Gegenstand der Nationalökonomie *»nicht das Verhalten* der Wirtschaftssubjcktc, (...) sondern es sind die besonderen Formen der sozialen Beziehungen«. Diese »Formen« sind »Preise, Löhne, Zins, Renten usw.« - die offenbar nicht »menschliches Verhalten« sind. (Ebd., 315) Die theoretische Aussage bezieht sich »nicht auf menschliches Verhalten, sondern auf das Verhalten einer Tauschgrößc«. (Ebd., 320) Siehe ferner FIclmut Koch, *Die theoretische Ökonomik,* 690 ff. Dieser Entwurf einer »individualanalytischcn Flandlungsthcoric« richtet sich gegen die ncoklassischc Auffassung, »die Geld- und Gütertransaktionen bildeten das *Ergebnis* der Handlungen (...), das an und für sich ganz unabhängig von dem Handeln dieser Individuen gcdacht werden könne«. (Ebd., 695)

[13] G. Simmcl, *Philosophie des Geldes;* K. Englis, *Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens;* F. Wilkcn, *Grundzüge einer personalistischen Werttheorie;* F. Kaufmann, *Logik und Wirtschaftswissenschaft.*

[14] Zit. n. 23/107 Fn. Die Mehrzahl der Nationalökonomen dürfte in der Beurteilung der Roscher-Formel sich J. Schumpcter anschließen: Wicksclls »Kommentare zu diesem Problem zeigen deutlich, wie wenig solche allgemeine Äußerungen dem ernsthaften Gelehrten bedeuten. Aber die Widersprüche zwischen ihnen tragen dazu bei, das Ansehen der Wirtschaftswissenschaft in den Augen aller jener Laien und Historiker zu schmälern, die sie zu wörtlich nehmen und glauben, alles andere müsse aus ihnen folgen.« *(Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1319) Schumpctcrs Einstellung war allerdings sehr zwiespältig. Auf Seite 854 (Bd. 1) benutzt er selber diese Formel, um die gegensätzlichen Richtungen innerhalb der älteren Gcldthcorie zu klassifizieren.

[15] Mauricc Godelicr spricht von »den Zauberworten der politischen Ökonomie, (...) den Begriffen Kapital und Geld«. (*Rationalität und Irrationalität in der Ökonomie,* 328) Joan Robinson konstatiert: »Geld und Zinssatz erweisen sich wie Güter und Kaufkraft als unfaßlichc Begriffe, wenn wir wirklich versuchen, sie festzuhalten.« *(Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 109)

16 Siehe auch 42/127 f. u. 143 f.

[17] Henryk Grossmann weist darauf hin, daß Engels die gcldthcorctischc Bedeutung der Marxschcn Theorie des Kapitalumschlags verkannte. Marx habe einem »wenig wichtigen Umstand eine unverdiente Wichtigkeit« (24/286) beigelegt. Hierzu bemerkt Grossmann: »Nicht Marx hat die Bedeutung der Freisetzung überschätzt, sondern Engels hat dieses Problem entschieden unterschätzt und sogar mißverstanden und Unrichtiges dort gesehen, wo cinc tiefe Lösung eines Problems ist.« *(Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems,* 324) Wie recht Grossmann hatte, zeigt cinc Bemerkung im *Rohentwurf:* »Der Gegensatz von Arbeitszeit und Zirkulationszeit enthält die ganze Lehre vom Kredit, soweit hier namentlich die Currcncygcschichtc etc. hereinkömmt.« (42^561) Das mangelnde Verständnis von Engels für gcldthcorctischc Probleme wirft die Frage auf, ob die Engclsschc Bearbeitung der kredittheoretischcn Fragmente den Intentionen von Marx voll gerecht werden konnte.

[18] Siehe auch 37/243, 38/233 u. 457, 39/36; »der ganze Zusammenhang setzt voraus, daß der Leser mit den Hauptwerken über dieses Thema, wie z. B. mit Tookc und Fullarton, gut bekannt ist«. (37/243) Eine elementare Einführung in die Probleme des Kreditwesens aus marxistischer Sicht geben: E.J. Brcgcl, *Banken und Kredit;* E. Kacmmcl, *Finanzgeschichte.* Die theoretischen und institutionellen Probleme der großen kreditpolitischen Kontroversen werden ausführlicher dargestellt von A. Wagner, *Die Geld- und Kredittheorie der Peel'sehen Bankakte.* Siehe ferner F. Burchardt, *Entwicklungsgeschichte der monetären Konjunkturtheorie.*

I" Siehe auch 13/55, 59 f. u. 65 f.

[20] Roman Rosdolsky sieht sehr richtig, daß die logische Kohärenz der Marxschcn Begriffsbildung in der Wert- und Gcldthcorie mit der Möglichkeit steht und fallt, die Ware als dialektische Einheit widersprüchlicher Bestimmungen fassen zu können: »Was ist aber der wirkliche Sinn dieses Widerspruchs« *(Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen*

¡KapitaU, Bd. 1, 148), »wie oft wurde Marxens Satz (...) wiederholt? (...) Wie selten aber hat man sich bemüht, diesen Satz zu entwickeln (...)? In Wirklichkeit (...) handelt es sich hier (...) um einen Satz, ohne welchen alle Schlußfolgerungen der Marxschen Wert- und Geldtheorie verstümmelt erscheinen.« (Ebd., 165) Sic erscheinen nicht nur »verstümmelt«, sondern werden einfach sinnlos. Ob Rosdolskys eigene Interpretation die von ihm sehr klar erkannte Problematik lösen hilft, wird uns im nächsten Teil dieser Abhandlung beschäftigen.

[21] Siehe hierzu die gleichnamige Abhandlung von Otto Veit. Die gegenwärtige Geldthcoric deutet den Ursprung und das Wesen ihrer Differenzen sehr unterschiedlich. W. Neubauer *(Strategien, Techniken und Wirkungen der Geld- und Kreditpolitik,* 26 f.) gibt eine Synopsc »der gcld- und krcditpolitischcn Theorien die in den letzten Jahrzehnten vertreten worden sind und in der Literatur (...) oft als kontrovers dargestellt werden, obwohl sie sich kaum widersprechen, sondern nur auf verschiedenen, dem mehr oder weniger stillschweigend unterstellten Bedingungskomplex adäquaten Wegen zum Ziel kommen wollen«. Sollte sich eine solche Autfassung verifizieren lassen, dann wären auch jene Gcldthcoricn, deren Problemstellungen und Bcgriifc an der Autlösung eines »Gcldrätscls« orientiert sind, als müßige Gcdankcnspiclcrcicn disqualifiziert. Auch die Vertreter eklektischer Positionen, wie sie beispielsweise E. Wagemann vertritt, würden den Versuch zurückweisen, die Unterschiede innerhalb der akademischen Gcldthcoric als antinomischc aufzufassen. D. I. Fand sieht in den Kontroversen von Monctaristcn und Fiskalistcn prinzipielle Gegensätze, die »durchaus unterschiedliche Modelle des Gcldwirkungsprozesscs widerspiegeln und nicht nur eine Frage des Schwerpunkts, der Meinung oder des Schwerpunkts sind«. *(Ein monetaristisches Modell des Geldwirkungsprozesses,* 362)

[22] K. Hartmann, *Die Marxsche Theorie,* 440. »Die Frage, (...) ob eine nicht-widcrsprüchlichc Theorie dieser Ökonomie möglich ist« (ebd., 441), müßte einem hegelianisch orientierten Marx-Kritiker einige Schwierigkeiten bereiten. Ist doch auch für Hartmann die »soziale Wirklichkeit (...) dialektisch, kategorial, faßbar, abgesehen von ihrer Faktizität. (...) Marx bejaht die Dialektik und ihre Einschlägigkcit für den sozialen Bcrcich, wie auch wir«. (Ebd., 582) Die Beantwortung seiner Frage läßt denn auch eine gewisse Unsicherheit erkennen. Einerseits gehöre sie »nicht eigentlich zu den Fragen, die wir zu beantworten haben. Sic wäre ein eignes, positives Projekt« (ebd., 441); andererseits verficht er jedoch die These, »daß es zumindest eine nicht-widcrsprüchlichc Betrachtung der Ökonomie als konkreter gibt« (ebd., 442) - nämlich in Gestalt der ncoklassischcn Theorie. Die »Bewährung der funktionellen Interpretation, besonders der ncoklassischcn« machc »das Philosophieren über den Begriff des Wertes überflüssig«. (Ebd., 404) Hartmann zeigt sich nun allerdings an den Kontroversen innerhalb der ncoklassischcn Prcisthcoric merkwürdig dcsintcrcssicrt. Die Kritik der ncoöstcrreichischcn Schule an der mikroökonomischen Totalanalysc ä la Walras und Cassel ist eine Kritik an einer nicht-transzendentalen Theorie, die »alles auf derselben Scinscbcnc vorhandene Koexistierende« als »gleichberechtigt und interdependent« behandelt. Es scheint, daß sich eine solchc nicht-transzendentale Theorie notwendig in Zirkelschlüsse verwickelt (siehe hierzu FI. Mayer, *Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien).* Kritischen Einwänden ähnlicher Art ist bekanntlich auch die ncoklassischc Kapitalthcoric

ausgesetzt. Sie hat sich keineswegs nur »im Lichtc der empirischen Gegebenheiten (...) als unzureichend« (K. Hartmann, *Die Marxsehe Theorie,* 442) erwiesen; Sraffa und Robinson können Unstimmigkeiten nachweisen. Daß Hartmann auch die gcldthcorctischcn Kontroversen ignoriert, ist für einen »Hegelianer« um so merkwürdiger, als Hegel selbst dialektische Strukturen in der Warc-Gcld-Bczichung sehen will: »der Gegenstand selbst ist entzweit in den besonderen, Handelsartikel, und das abstrakte, das *Geld«. (Jenaer Systementwiiife,* Bd. 3, 246) Ein anderer »Hegelianer«, Bruno Licbrucks, möchtc denn auch das Geld dialektisch interpretiert wissen. *(Über den logischen Ort des Geldes,* 265 ff)

[23] Zit. n. R. Rosdolsky, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen iKapitah* Bd. 1, 149 Fn.

[24] F. Pollock, *Zur Marxschen Geldtheorie,* 193.

" Ebd.

[2i>] Ebd., 209. Siehe auch seine Dissertation *Zur Geldtheorie von Karl Marx,* VII: »Die Aufgabe, diesen Grundriß in vollem Ausmaß freizulegen (...) ist erst noch zu erfüllen. Ein Versuch in dieser Richtung hätte einzig im Zusammenhang mit einer entsprechenden Leistung tür die übrigen Teile des Systems einige Aussicht, Brauchbares zustande zu bringen. Die vorliegenden Seiten erheben nicht den geringsten Anspruch darauf, ihn zu unternehmen.« Fortgeschrittene Interpretationen zur Marxschen Gcldlehrc finden sich in der französischen Literatur: S. de Brunhoff, *La monnaie cltez Marx; L'ojfre de monnaie;* J.-L. Dallcmagnc, *L'inßation capitaliste.*

[27] Siehe hierzu: *Karl Maix. Chronik seines Lebens in Einzeldaten,* 29, 97, 103 ff, 113 f., 160.

[25] Siehe hierzu J. Ritsert, *Probleme politisch-ökonomischer Theoriebildung,* 116 f.

F. Pollock, *Zur Marxschen Geldtheorie,* 199.

[30] Die Äußerung bezieht sich zwar auf die Darstcllungswcisc im *Kapital,* deckt sich aber inhaltlich mit seiner Charakterisierung des Verhältnisses von logischen und historischen Elementen in Marxens *Zur Kritik der politischen Ökonomie.*

[31] »Das qualitativ Neue besteht darin, daß sich eine einzige Ware (...) als Vermittler zwischen alle Austauschakte schiebt«. (K. Ncelsen/K. Müllcr-Bülow, *Ware und Geld,* 57) Der gleiche Satz könnte auch in einem Lchrbuch der akademischen Gcldthcoric stehen. Wenn das »qualitativ Neue« allein darin gesehen wird, daß ein »Vermittler« auftritt, so ist die Eigentümlichkeit der Marxschcn Position nicht mehr erkennbar. Worin anders soll denn diese Vcrmittlcrfunktion bestehen als darin, die »technischen Unbequemlichkeiten« des Tauschhandcis zu erleichtern? Es ist sichcr kein Zufall, daß in derselben Arbeit das Marxsehe Umlaufgcsctz sinnentstellend erläutert wird.

[32] »In vollem Umfang hat das Geld die genannten Funktionen nur in der Marktwirtschaft.« In der Vcrwaltungswirtschaft muß »der Ausdruck in Geldeinheiten ergänzt werden durch andere Maßstäbe. Eine Maschine wird (...) zugeteilt.« Ihr Wert kommt nicht im Preis zum Ausdruck. Das Geld erhalte den Charakter einer Anweisung. (O. Veit, *Reale Theorie des Geldes,* 52)

[33] Alfred Schmidt versucht ähnlich wie Klaus Hartmann herauszuarbeiten, »daß das subjektive Fortschreiten des Erkennens objektiv, seinem Inhalt nach, ein Zurückschrciten ist«. (*Geschichte und Struktur,* 62) »Auch Marx ist davon überzeugt, daß das »rückwärts gehende Begründen des Anfangs (...) und das vorwärts gehende Wcitcrbcstimmcn des-

selben« sich *uno actu* vollzieht.« (Ebd., 64) Dennoch kann sich Schmidt nicht entschließen, die Engclsschc »Dialektik« von Logischem und Historischem als ein >vulgärmarxistischcs Mißverständnis« zu kritisieren. Engels habe jedoch die Parallelität stärker hervorgekehrt, »als dies sachlich gerechtfertigt ist und dem Interesse einer Theorie dient, wclchc vulgärmatcrialistischc Mißverständnisse vermeiden will«. (Ebd., 44) - Heinz Malorny zeigt mitnichtcn, daß die Engclsschc Deutung der logischen Methode als Spiegelbild des historischen Verlaufs »äußerst bedeutsam für das Verständnis des ganzen logischen Aufhaus des *Kapital* (ist)«. (*Zum Problem des Verhältnisses l'on Logischem und Historischem,* 100) Es sei »zu bcachtcn, daß die logische Ableitung nicht immer lediglich eine abgekürzte Reproduktion des historischen Verlaufs ist«. (Ebd., 102) Marx »schcut sich nicht, bei der logischen Behandlung eines Problems einen dem historischen Verlauf direkt entgegengesetzten Weg cinzuschlagcn«. (Ebd., 105) Wie kann dcnnoch an der Auffassung festgehalten werden, daß die beiden Methoden »einander bedingen«, »sich wcchsciscitig ergänzen« und »durchdringen«? Die »Durchdringung« soll darin bestehen, »daß die logische Analyse (...) den Wcscnsgchalt der historischen Vorgänge enthüllt«. (Ebd.) Die Ableitung der Wertformen »spiegelt zugleich das Wesentliche in der historischen Entwicklung der Warenproduktion« (ebd. 101) wider. Wieso denn eigentlich? Worin besteht der Maßstab für das Wesentliche - ist es überhaupt sinnvoll, auf dieser Bctrachtungscbcnc ein dialektisches Verhältnis von Wesen und Erscheinung zu konstruieren? Ich wüßte nicht, in welchcr Weise die »logischc Entwicklung« der Wertformen die Sonderung von »wesentlichen« und »unwesentlichen« Fakten bewirken könnte. Für den Charakter von Tauschvorgängcn in den primitiven Gesellschaften sind die Forschungen der modernen Ethnologie und ökonomischen Anthropologie aufschlußreicher als jene trivialen Fakten, die bei Marx nur illustrierende Bedeutung besitzen können. (Siehe hierzu Godclier, *Rationalität und Irrationalität in der Ökonomie,* 333 f.) Malorny kennt noch einen zweiten Fall der »Durchdringung« von logischer und historischer Methode, daß nämlich »die logischen Ableitungen durch die Darstellung historischer Prozesse (...) illustriert werden.« *(Zum Problein des Verhältnisses von Logischem und Historischem,* 105) Es wäre an der Zeit, zunächst einmal das logischc Verhältnis der Begriffe Illustration, Durchdringung und Dialektik zu bestimmen.

III.

Im ersten Teil der *Materialien* sollte die wenig bekannte und immer wieder verdrängte Tatsache herausgestellt werden, daß die marxistischen Theoretiker vergeblich eine Verständigung über den Sinn gewisser Grundbegriffe der Marxschen Werttheorie zu gewinnen suchten. Es sollte weiterhin daran erinnert werden, daß die Vertreter der Marxschen Ökonomie es längst aufgegeben haben, eine Einigung über die Gültigkeit der Marxschen Geldtheorie zu erzielen. Es war schließlich auch darauf aufmerksam zu machen, daß nicht bloß über die ökonomische, sondern auch über die gesellschaftstheoretische und methodologische Bedeutung der wert- und geldtheoretischen Grundbegriffe der Marxschen Ökonomiekritik sehr kontroverse Auffassungen bestehen. Dabei drängte sich die Frage auf, ob der ergebnislose Verlauf der verschiedenen Debatten womöglich auch darauf zurückgeführt werden könne, daß, ganz in Übereinstimmung mit der akademischen Arbeitsteilung, die innerlich zusammengehörigen Problemkreise nicht in ihrer Verflechtung, sondern immer nur isoliert diskutiert worden sind.

Im zweiten Teil wurde begonnen, einen inneren Zusammenhang zwischen der Werttheorie von Marx und seiner Geldtheorie herauszuarbeiten. Im dritten Teil sollte dann der den beiden ersten Teilen zugrunde liegende Leitgedanke durch eine detaillierte Textanalyse entfaltet und begründet werden.

Dabei ging es vor allem um die These, daß die verschiedenen Varianten der marxistischen Werttheorie der Denkweise und dem Problemhorizont der akademischen Werttheorien verhaftet sind. Die scheinbar ganz heterogenen und inkommensurablen Werttheorien marxistischer und akademischer Provenienz ließen sich als bloß verschiedene Ausprägungen einer unter methodologischem Aspekt identischen Werttheorie begreifen. Das gemeinsame und auch konstitutive Merkmal der scheinbar kontradiktorisch entgegengesetzten Theorien bestünde darin, daß ihre Begriffe interdependente Austauschakte einer Naturaltauschwirtschaft beschreiben sollen. Dabei werde stillschweigend die

logische Zulässigkeit der Konstruktion von interdependenten und zugleich prämonetären Austauschakten unterstellt. Von ihrem Erkenntnisobjekt her, der prämonetären Naturaltauschwirtschaft, wurden diese Theorien als verschiedene Ausprägungen einer prämonetären Werttheorie charakterisiert. Die Marxsche Werttheorie werde in ihrer methodologischen Neuartigkeit erst dann begriffen, wenn sie als *Kritik prämonetärer Werttheorien* erkannt worden sei. Das Verständnis der Manischen Theorie mache es demnach erforderlich, daß sie nicht bloß von der klassischen und der subjektiven, sondern gerade auch von der marxistischen Werttheorie abgehoben werde. Ihre Eigentümlichkeit erschöpfe sich nicht in ihrem Charakter als Kritik werttheoretischer Kategorien. Sie müsse vor allem in ihrem Doppelcharakter als Kritik prämonetärer Werttheorien und als Begründung gewisser »Fundamentalgesetze« der Geldtheorie verstanden werden. Insofern sei es auch gar nicht mehr gerechtfertigt, die Marxsche >Werttheorie< einer eigenständigen, von der Geldtheorie separierten Disziplin zuzuordnen. Da sie schon in ihren ersten Argumentationsfiguren von geldtheoretischen Problemstellungen her geprägt sei, könne sie nämlich ebensogut als Geldtheorie verstanden werden.

Man könnte hinzufügen: sofern für Marx das Produkt »von sich selbst als Wert« nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ unterschieden ist, der Wert daher nicht bloß als »erscheinender«, sondern vor allem auch als »prozessierender« verstanden werden soll (23/169), läßt sich die Theorie eines solchermaßen gefaßten Werts als eine Theorie jenseits der Trennung von Wert-, Geld- und Kapitaltheorie beschreiben. Die Marxsche Werttheorie transzendiert die Grenzen der voneinander geschiedenen Einzeldisziplinen der etablierten Ökonomie akademischer oder marxistisch-leninistischer Provenienz.

Es ist leicht einzusehen, daß eine solche Interpretation an die Möglichkeit einer strikt >logischen< Deutung der Kategorien gebunden ist und somit eine historizistische Deutung ausschließt. So war denn die am Schluß des zweiten Teils der *Materialien* gestellte Frage, ob wohl auch Engels jenen »guten Köpfen« zugerechnet werden müsse, die - einer Marxschen Äußerung zufolge - den Grundgedanken der Werttheorie »nicht ganz richtig begriffen« hätten, bloß noch rhetorisch gemeint. Die von der modernen marxistischen Sekundärliteratur im Anschluß an den *Rohentwurf* entwickelte >logische< Interpretation des *Kapi-*

tal schien mir zudem den überzeugenden Nachweis erbracht zu haben, daß Engels mit seinem Begriff der »einfachen Warenproduktion« den Marxschen Grundbegriff der »einfachen Zirkulation« in absurder Weise mißverstanden habe. Dieser Nachweis sollte bloß noch dahingehend konkretisiert werden, daß mit der Interpretation des ersten Kapitels als Werttheorie einer prämonetären Naturalwirtschaft und des dritten Kapitels als Geldtheorie einer >einfachen Warenproduktion< Engels vor allem die geldtheoretische Intention der Marxschen Werttheorie ignoriert hat. Mit dieser Feststellung schien die Möglichkeit geboten, die Engelssche Fehlrezeption von dessen mangelnden geldtheoretischen Interessen und Kenntnissen her erklären zu können.

Allein dies sollte noch nachgetragen werden. Damit ist schon gesagt, daß im dritten Teil der *Materialien* lediglich die im zweiten Teil angebahnte Interpretation der Marxschen Werttheorie als Kritik der prämonetären Werttheorien und als Begründung einer bestimmten Geldtheorie fortgeführt werden sollte. War es nämlich gerechtfertigt, die Engelssche Theorie der einfachen Warenproduktion bloß noch als Kuriosum anzusehen, so mußte es auch als eine unnütze Beschäftigung erscheinen, über die in den vergangenen Jahren nochmals aufgeflammte innermarxistische Kontroverse über >Logisches< und >Historisches< ausführlicher denn in einer kurzen Randnote zu berichten. Hatte doch die >logische< Interpretation scheinbar so augenfällig die argumentative Überlegenheit ihrer >neuen Marx-Lektüre< erwiesen, daß keinerlei Veranlassung zu bestehen schien, eine als antiquiert geltende Kontroverse ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen.

Eine schriftliche Fixierung dieser schon 1973 entwickelten und seitdem mehrfach vorgetragenen >logischen< Interpretation der >Werttheorie< als Kritik prämonetärer Werttheorien[1] mußte zunächst aus ganz äußerlichen Gründen unterbleiben. Als der Verfasser schließlich ihre schriftliche Ausarbeitung begann und aus diesem Anlaß die einschlägigen Texte von Marx und Engels noch einmal durchblätterte, wurde er nun aber auf einige Passagen aufmerksam, die sich weder der von ihm vertretenen >logischen<, freilich ebensowenig einer historizistischen, >logisch-historischen< Interpretation einfügen ließen. Damit rückte plötzlich eben jene Problematik von >Logischem< und >Historischem< in den Vordergrund, von der der Verfasser eben noch geglaubt hatte, daß sie längst ihre non-historizistische, >logische< Lösung gefun-

den habe. Die hieraus resultierende Notwendigkeit, unter dem Aspekt von >Logischem< und >Historischem< nochmals die Sekundärliteratur zu untersuchen und ihre Blindstellen darzustellen, führte dazu, daß nicht mehr unmittelbar an die Thematik des zweiten Teils angeknüpft werden konnte.

Wenn ich die von den verschiedenen Richtungen der Sekundärliteratur vollständig ignorierten Textstellen richtig deute, indizieren diese eine gewisse Unsicherheit Marxens, Ursprung und Geltung der von ihm verwandten Begriffe zu bestimmen. Diese Unsicherheit äußert sich vor allem in einer unterschiedlichen und mehr oder weniger dogmatischen Behandlung des >Historischen<.

Aus diesen Feststellungen ergab sich vor allem die Notwendigkeit, das den beiden ersten Teilen der *Materialien* zugrunde liegende Konzept einer >Rekonstruktion< grundsätzlich zu überprüfen. Dieses Konzept geht nämlich mehr oder weniger stillschweigend von der mir nunmehr recht naiv anmutenden Vorstellung aus, daß die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie quasi aus zwei übereinander lagernden Schichten zusammengesetzt sei, die sich klar voneinander unterscheiden ließen: einer exoterischen Oberfläche und einer esoterischen Tiefenschicht. So etwas wie eine >Rekonstruktion< bestehe im Grunde genommen lediglich darin, die vulgärmarxistischen Überlagerungen Engels-Leninscher Provenienz, vor allem aber gewisse exoterische Schichten des *Kapital* abzutragen, um sodann eine esoterische Tiefenschicht zum Vorschein bringen zu können. Wesentliche Elemente dieser Tiefenschicht bedürften aber gar nicht erst dieser Freilegung, sondern seien glücklicherweise noch in Gestalt eines separaten Marxschen Manuskripts erhalten geblieben, nämlich des Rohentwurfs zum *Kapital.* Klar und eindeutig soll sich in diesem *Zwei-Schichten-Modell* der >logischen< Interpretation oder >*Rekonstruktion*< die esoterische Methode einer >logischen< Entfaltung ökonomischer Kategorien von der Pseudomethode einer >logisch-historischen< Entwicklung ökonomischer Produktionsstufen unterscheiden lassen. Dieser Auffassung zufolge wiederholt sich im Marxschen Werke das, was Marx an Smith kritisierte, nämlich ein Dualismus von »exoterischer« und »esoterischer« Werttheorie. Anders als bei Smith sollen jedoch in der Marxschen Werttheorie die Elemente der einander widersprechenden Konzeptionen sich nicht »durchdringen«, sondern getrennt voneinander

existieren. Die Zweideutigkeit gewisser Formulierungen sei nur eine scheinbare. Es bestünde vielmehr die Möglichkeit, aus den verschiedenen Fassungen der Werttheorie klar und eindeutig die »logischen« Elemente zu extrahieren und in Verbindung mit verstreuten Einzelbemerkungen im *Rohentwurf* und den *Theorien über den Mehrwert* das zu rekonstruieren, was Marx als Idee einer dialektischen Werttheorie zwar klar und eindeutig vor Augen gestanden, aber auf Grund eines didaktischen Mißgeschicks bloß mißverständlich und verkürzt zur Realisierung gebracht habe. Die während der Abfassung des ersten und zweiten Teils der *Materialien* intendierte Interpretation verstand sich als ein erster Beitrag zu einer solchermaßen begriffenen Rekonstruktion der Werttheorie.

Im Lichte der bis dahin ignorierten Textstellen erwies sich nun diese »logisch« konzipierte Interpretation als eine unvertretbare Vereinfachung der aus sachlichen und durchaus nicht aus bloß didaktischen Gründen unzulänglich gelösten Problematik der »Darstellung«. Der kritische und geldtheoretische Gehalt bildet eben nur die eine Komponente der Marxschen Werttheorie, so daß die problematische Eigentümlichkeit dieser Werttheorie erst dann erfaßt wird, wenn man zugleich die entgegengesetzte Komponente im Auge behält, ihre »logisch-historische« Intention. Erst die Erkenntnis gewisser Zweideutigkeiten vermittelt ein adäquates Bild der Manschen Werttheorie.

Nun wird eine ähnliche Auffassung bekanntlich von Louis Althusser vertreten, der sich allerdings ausschließlich bekannter Textstellen bedient: »In bezug auf die Identität oder Nichtidentität von »logischer« und »historischer« Ordnung gibt uns *Das Kapital* eine Reihe von Antworten.«[2] Er behauptet »die Vielschichtigkeit der von Marx gegebenen Antworten«[3] und verweist auf gewisse Texte, »wo man von einem Marxschen Historizismus sprechen könnte«.[4]

Und eben diese Punkte sind denn auch in der orthodoxen Metakritik an Athusser weitgehend totgeschwiegen worden. Um so dringlicher stellt sich die Frage, in welcher Weise die orthodoxe Literatur dazu gebracht werden kann, die ihr ganz ungewohnten Argumente einer *konstruktiven Marx-Kritik* zur Kenntnis zu nehmen. Mit anderen Worten: wie wird man in durchschlagender Weise die auf eine »logische« oder »logisch-historische« Eindeutigkeit fixierten Vertreter der beiden orthodoxen Richtungen davon überzeugen können, daß den

Marxschen Texten gewisse Zweideutigkeiten und Widersprüche anhaften? Wohl kaum durch eine noch so subtile Erörterung bislang ignorierter Textstellen. Ein zweideutiger Text verweist bekanntlich aut ungelöste Sachprobleme, und es ist ein politisches, aber auch ein natürliches Interesse, den hieraus resultierenden Unsicherheiten aus dem Wege zu gehen. Die Interpretation eines zweideutigen, »vielschichtigen« und stellenweise »dunklen« Textes ist ferner auf gewisse Vermutungen angewiesen und so mit einigen Risiken belastet. Dem Apologeten wird so leicht Gelegenheit geboten, scheinplausible Antworten zu produzieren, um den Kritiker belehren zu können, er habe angeblich dieses oder jenes Zitat nicht tief genug verstanden oder gar vollständig übersehen. Eine unmittelbare Kommentierung des fortlaufenden Textes scheint mir daher allein schon aus diesem Grunde nicht weiterzuführen.

Der Nachweis für eine gewisse Zweideutigkeit, »Vielschichtigkeit« und »Dunkelheit« einiger Marxscher Texte braucht heute nicht mehr unmittelbar anhand der Texte selbst erbracht zu werden. Er sollte vielmehr durch die marxistische Sekundärliteratur hindurch geführt werden, die in ihrer heillosen Zerstrittenheit weit überzeugender diesen Nachweis erbracht hat, als ein Kritiker Marxscher Texte dies je vermöchte.

Im dritten Teil der *Materialien* werden wir uns in einem einleitenden Teil zunächst einmal in allgemeiner Form mit merkwürdigen Phänomenen der marxistischen Sekundärliteratur beschäftigen. In einem besonderen Teil sollen sie dann am Beispiel einiger Autoren und anhand einiger ausgewählter Probleme weiter spezifiziert werden. Es mußte freilich darauf verzichtet werden, das wichtigste Thema der gegenwärtigen Marx-Forschung, nämlich das Problem der Methode, ausführlicher zu erörtern. Diese Beschränkung war vor allem deshalb geboten, weil die ungelösten Probleme der Marxschen Methodologie in erheblichem Umfang identisch sind mit den Problemen einer werttheoretisch fundierten Geld- und Kapitaltheorie überhaupt. Hierbei handelt es sich freilich nur um die eine Seite der methodologischen Problematik - um ihren wirtschaftswissenschaftlichen Aspekt. Ihre andere Seite ist mit dem umschrieben, was K-O. Apel »das zwischen Hegel und Marx ungedacht gebliebene Wesen der Dialektik«[5] genannt hat - es geht hier um ihren wissenschaftstheoretischen und philosophischen Aspekt. Die

mit dem Marxschen Theorieansatz gesetzte Problemfülle wird am besten durch den Hinweis charakterisiert, daß die schwer durchschaubare Verflechtung der beiden Problembereiche bislang weder von wirtschaftswissenschaftlichen noch von philosophischen Autoren hinreichend erkannt worden ist. Die Ausarbeitung des Marxschen Ansatzes läßt sich nun aber in gewisser Weise als die Aufgabe charakterisieren, die Dichotomien der gegenwärtigen Wissenschaftstheorie zu überwinden. Die komplizierte Durchdringung von wirtschaftswissenschaftlichen und philosophischen Problemen ist innerhalb der an Marx orientierten Literatur nur von Althusser gesehen worden, in der akademischen wohl nur von Georg Simmel und Bruno Liebrucks. Die absolute Sterilität der orthodoxen Literatur wird man als untrügliches Indiz dafür bewerten müssen, daß sich die von Marx erschlossenen Problemstellungen nicht mehr zureichend mit Marxschen Denkmitteln vorantreiben lassen. Dann ist Althusser zuzustimmen. Ob diese Denkmittel nun aber vom Strukturalismus bereitgestellt werden, scheint mir doch recht zweifelhaft.

All diese Fragen können hier nur beiläufig angedeutet werden. Es kann sich eigentlich nur darum handeln, die methodologische Ratlosigkeit und Hilflosigkeit marxistischer Autoren zu dokumentieren, wobei nicht übersehen werden sollte, daß einige der herangezogenen Autoren auf Grund ihres überdurchschnittlichen Problembewußtsems durchaus nicht als repräsentativ für die große Mehrzahl der marxistischen Interpreten gelten dürfen.

Es bedarf hier kaum einer besonderen Hervorhebung, daß auch die akademischen Darstellungen des Marxschen *Kapital,* insbesondere der Werttheorie, das Marxsche Problemniveau nicht eingeholt haben. Eine Metakritik der akademischen Marx-Kritik muß jedoch ebenso einer besonderen Untersuchung vorbehalten bleiben wie eine detaillierte und systematische Analyse der marxistischen Sekundärliteratur.

Im dritten Teil der *Materialien* geht es um die These, daß man mit gewissen Argumenten der >logischen< Interpretation die Gültigkeit der >logisch-historischen< zu entkräften, aber auch umgekehrt mit gewissen Argumenten der >logisch-historischen< Interpretation einige ungelöste Probleme und die bloß partielle Berechtigung der >logischen< Interpretation aufzuzeigen vermag. Die Pattsituation der beiden kontradiktorisch entgegengesetzten Interpretationsmodelle ist freilich als ein

Indiz dafür zu verstehen, daß die methodologisch so bedeutsame Problematik von >Logischem< und >Historischem< bei Marx selbst unbefriedigend gelöst worden ist. Diese Thematik kann jedoch erst im vierten Teil der *Materialien* diskutiert werden, wo die eigentliche Textanalyse versucht werden soll.

Die vorrangige Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur und damit die Umdisponierung im Aufbau dieser Arbeit scheint mir noch aus anderen Gründen gerechtfertigt. So ist vor allem auf den Mißstand hinzuweisen, daß wir gegenwärtig eine ins Uferlose wachsende, bloß noch für den Spezialisten überschaubare und in gewisser Weise fast zusammenhanglose Literatur über das *Kapital* besitzen. Zwar lassen sich etwa drei relativ homogene Richtungen der Interpretation unterscheiden; doch selbst innerhalb dieser Gruppen ist kaum etwas von dem Bemühen um eine gemeinsame, konsensfähige Präzisierung und gegenwartsbezogene Fortbildung gewisser Marxscher Begriffe spürbar. Zwischen den drei großen Richtungen - der >*logisch-historischen*<, der >*logischem* und der *modellplatonistischen Interpretation* - besteht vielmehr eine Art stummer Koexistenz. Die Vorstellungen über die Zielsetzung, Problematik und Methode sind jedoch so diametral entgegengesetzt, daß man gar nicht glauben möchte, die interpretatorischen Bemühungen jener divergierenden Richtungen hätten das gleiche Werk zum Gegenstand, das Marxsche *Kapital.*

Statt einer ernsten Auseinandersetzung widerstreitender Interpretationen, die in der Kontroverse zugleich ihre innere Zusammengehörigkeit bekunden und daher in ernsthafter Weise sich auf die Argumente der Gegenseite einlassen sollten, findet man entweder gegenseitige Gleichgültigkeit oder bloß ein Scheinreferieren und Scheinkritisieren. Es ist zur Genüge bekannt, daß diese Pseudodiskussionen häufig in offene Irrationalität und wüste Polemik umschlagen[6] - und dies über Begriffe, die höchste wissenschaftliche Objektivität beanspruchen: über die Grundbegriffe des »wissenschaftlichem Sozialismus.

Wenn Gisbert Rittig im Hinblick auf den Gegensatz von Arbeitswerttheorie und Grenznutzentheorie die Frage stellte, »ob es in ein und derselben Wissenschaft hinsichtlich ihres Kerns zwei Theorien geben könne, und ob dieses Skandalon noch weitere hundert Jahre bestehen sollte«,[7] so wird man sich heute zunächst einmal mit dem immer wieder verdrängten Skandalon beschäftigen müssen, daß selbst

in ein und derselben Theorie hinsichtlich ihres Kerns mindestens drei disparate Aussagesysteme bestehen. Das Skandalon dieses Trialismus einander negierender marxistischer *Kapital*-Interpretationen ist aus zweierlei Gründen bislang niemals thematisiert worden:

1. Die innermarxistischen Streitigkeiten konnten bisher stets in folgende Problemkomplexe eingeordnet werden: a. philosophische oder politische Grundsatzfragen, b. ökonomische Spezialprobleme, c. revisionistische oder orthodoxe Beurteilung des *Kapital.* Der Trialismus widersprüchlicher *Kapital*-Interpretationen läßt sich nun aber nicht in dieses Schema einordnen und bezeichnet daher eine ganz neuartige Problematik.

2. Die Anhänger jener drei Rezeptionsformen sind gegenwärtig noch nicht bereit, den beschriebenen Trialismus anzuerkennen. Jede Richtung ist nämlich immer noch davon überzeugt, die jeweils anderen entweder absorbieren oder als wissenschaftlich irrelevant ignorieren zu können. Die neuartige Problematik wird daher erst in dem Maße bewußt, als immer offenkundiger wird, daß sich jede Richtung gegenüber den beiden anderen argumentativ zu behaupten vermag. Die Herausbildung einer neuartigen Interpretation, der »logischen«, führt also nicht an sich schon zu einer neuartigen Problematik. Sobald aber sichtbar wird, daß ihre Ausbreitung an Grenzen stößt und sich ein gewisses Gleichgewicht zwischen den drei Interpretationen einpendelt, tritt auch die befremdliche und schockierende Tatsache ins Bewußtsein, daß das *Kapital* offenbar prinzipiell divergierenden Leseweisen zugänglich ist.

Wie sehr sich die mit dem Trialismus gesetzte Problematik den herkömmlichen Erklärungsmustern politischer und philosophischer Art entzieht, geht vor allem daraus hervor, daß man sie nicht auf den Gegensatz von »revisionistischem« Neomarxismus und »dogmatischem« Sowjetmarxismus zurückführen kann. Ansätze »logischer« Rezeptionsweisen findet man nämlich selbst in der sowjetischen Literatur. Auch der Streit über das, was sich im *Kapital* sinnvollerweise unter einem dialektischen Widerspruch und unter einer dialektischen Methode verstehen läßt, ist der sowjetischen Literatur nicht fremd. Am sowjetischen Beispiel läßt sich der kaum widerlegbare Nachweis führen, daß die dogmatische Übereinstimmung in den traditionellen »Grundfragen« der marxistischen Philosophie die Entstehung unüberbrückbarer

Meinungsverschiedenheiten[8] über die methodologischen Probleme des *Kapital* nicht zu verhindern mochte. Die sowjetischen Interpreten schienen selbst den Beweis erbringen zu wollen, daß sich allmählich eine neuartige Problematik herausbildet, die jenseits der traditionellen Gegensätze angesiedelt ist. Man wird hieraus schließen dürfen, daß ihre Aufarbeitung die Entwicklung eines neuartigen ökonomisch-philosophischen Begriffssystems erforderlich macht.[9]

Es ist ferner darauf aufmerksam zu machen, daß von den »logischen« Interpreten nur das *Kapital* und der *Rohentwurf* affirmativ rezipiert worden sind. Die >neue *Kapital-Lektüre*< ist im Umkreis der Frankfurter Schule entstanden[10] und verdankt sich daher vor allem der Frankfurter Kritik an der Widerspiegelungstheorie und der Naturdialektik sowie am Basis-Uberbau-Theorem. Sie verhält sich orthodox lediglich gegenüber der Marxschen Ökonomiekritik, jedoch durchaus revisionistisch gegenüber gewissen philosophischen Leitvorstellungen von Marx und Engels. Dieser zwiespältigen Haltung wegen könnte man die »logische« Richtung der *Kapital*-Interpretation als *neoorthodoxe* kennzeichnen.

Es sollte nun freilich zu denken geben, daß aus dieser in ihrem Ursprung durchaus antidogmatischen Orthodoxie sich der neue Dogmatismus einer textgläubigen Marx-Philologie herauszubilden vermochte,[11] die eine »richtige« Interpretation von Marxschen Texten mit einer konsensfähigen Explikation und Lösung ökonomischer und methodologischer Sachprobleme zu verwechseln pflegt. Der Text des *Kapital* gilt als sakrosankt, seine hundertjährige Wirkungsgeschichte hingegen als die Geschichte eines von Engels und Lenin in die Welt gesetzten großen Irrtums. Die Vertreter der leninistischen Theorie vermochten mit dem an sich durchaus zutreffenden Argument zu replizieren, daß der Verzicht auf eine erkenntnistheoretische Reflexion der ökonomischen Grundbegriffe auf die Etablierung eines neuen Dogmatismus[12] hinausläuft. Dieses gefährliche Argument, das sich womöglich als Bumerang erweisen könnte, kann natürlich gegen die »logische« Interpretation insgesamt ins Feld geführt werden. Man wird jedenfalls nicht der Frage ausweichen können, ob aus der *neuen Orthodoxie* nicht mit einer gewissen Zwangsläufigkeit das merkwürdige Gebilde eines *neuen Dogmatismus* hervorgegangen ist.

Es ließe sich überdies zeigen, daß auch die modellplatonistische und die »logisch-historische« Interpretation schwerlich einer politischen

oder philosophischen Fraktionierung zugeordnet werden können. Die beiden unterschiedlichen Formen der *Kapital-Lektüre* findet man nämlich sowohl in der revisionistischen als auch in der orthodoxen Literatur der Zweiten Internationale. Sie lassen sich natürlich auch in der ansonsten politisch und philosophisch doch homogenen sowjetmarxistischen Literatur nachweisen. Wenngleich die >logische< Interpretation von sowjetischen Autoren nur sehr zaghaft und widerspruchsvoll vertreten wird,[13] so läßt sich doch zusammenfassend sagen, daß alle drei Rezeptionsformen sich innerhalb gewisser Grenzen politisch und philosophisch durchaus indifferent verhalten. Der Trialismus marxistischer *Kapital*-Interpretationen steht also quer zu den traditionellen innermarxistischen Gegensätzen.

Um so überraschender und auch beunruhigender muß dann freilich die Tatsache wirken, daß selbst jenseits dieser Gegensätze die marxistischen Interpreten sich nicht zu einigen wissen, sondern neue Barrieren entstanden sind. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß die neuartige Problematik allmählich die traditionellen Gegensätze zurückdrängen wird. Ihre Wahrnehmung und gedankliche Durchdringung sollte jedenfalls generell der eigentlichen Textanalyse vorangestellt werden.

Die vorrangige Erörterung gewisser Probleme der Sekundärliteratur scheint mir vor allem auf Grund des schon angeführten Sachverhalts gerechtfertigt, daß ihr eine gewisse Indizfunktion zukommen dürfte. Wenn es sich nämlich als richtig erweisen sollte, daß nicht bloß eine, sondern jede marxistische Richtung der *Kapital*-Interpretation Argumente an die Hand gibt, die Position der jeweils anderen zu problematisieren, dann liegt es nahe, zu vermuten, daß der Marxsche Text selbst Veranlassung gibt, mit Marx gegen jede marxistische Interpretation und letztlich auch *mit* Marx *gegen* Marx zu argumentieren. Es ist daher eine plausible Annahme, daß sich in der Existenz widersprüchlicher marxistischer Interpretationstypen lediglich gewisse Widersprüche und ungelöste Probleme der Marxschen Ökonomiekritik reflektieren.

Solche Vermutungen bedürfen natürlich einer detaillierten Analyse sowohl der Sekundärliteratur als auch der Marxschen Texte. Daß sie ein hohes Maß an Plausibilität beanspruchen dürfen, kann allerdings schon in dieser einleitenden Problementfaltung nachgewiesen werden.

Dabei geht es einmal um das in dieser Arbeit schon mehrfach konstatierte Phänomen, daß eine ganze Anzahl gewichtiger Probleme

sich mittlerweile durch einen gleichsam antinomischen Charakter auszeichnen. Einige von ihnen wurden schon vor mehr als siebzig Jahren diskutiert, und immer wieder wurden ergebnislose Versuche zu ihrer Lösung unternommen. Dabei steht der Optimismus hinsichtlich einer endgültigen Lösung in einem seltsamen Kontrast zu der Tatsache, daß diese innermarxistischen Kontroversen immer wieder dazu tendieren, ins Irrationale umzuschlagen. Eine innermarxistische und zugleich rationale Diskussion scheint zuweilen eine >contradictio in adjecto<. Bedenkt man weiterhin, daß sich die marxistischen Wissenschaftler seit Jahrzehnten als unfähig erwiesen haben, die Lücken des zweiten und dritten Bandes zu schließen, auf der Grundlage des Gegebenen die von Marx geplanten Erweiterungen auszuführen, vor allem aber eine am Paradigma des *Kapital* orientierte Wissenschaftstheorie zu entwickeln,[14] so wird man Zweifel an der Tragfähigkeit der Fundamente kaum noch unterdrücken können. Die Perpetuierung der Grundlagenkrise ist also offenbar nicht nur ein Charakteristikum der akademischen Geld-, Kapital- und Konjunkturtheorie. Der häufig vorgenommene Vergleich zwischen der werttheoretischen Ökonomie und der Metaphysik ist also zumindest in der Hinsicht berechtigt, daß nicht bloß in der Metaphysik das »Studium bei weitem noch nicht den sicheren Gang einer Wissenschaft eingeschlagen, sondern ein bloßes Herumtappen sei«.[15] Das fortgesetzte »Herumtappen« auch der marxistischen Ökonomie bliebe ganz rätselhaft, wäre es Marx überzeugend gelungen, die von Kant für die Erkenntnistheorie in Anspruch genommene »Revolution der Denkart« auch in der Geld- und Kapitaltheorie zu vollziehen.

Es handelt sich zum andern um das höchst merkwürdige Phänomen, daß über hundert Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes des *Kapital* immer noch von einem »im dunklen liegenden Bereich«[16] dieses Werkes und von einem »unbekannten Marx«[17] gesprochen werden muß. Das Paradoxon der marxistischen Sekundärliteratur besteht also nicht allein darin, daß diese in eine Mehrzahl sich widersprechender Interpretationen zerfallen ist und sich zudem als unfähig erwiesen hat, das Marxsche Werk zum Abschluß zu bringen, geschweige denn gegenwartsbezogen fortzubilden, sondern vor allem darin, daß selbst die Aneignung dieses Fragments nur oberflächlich gelungen ist.

Tatsächlich lassen sich einige sehr bedeutsame Problemstellungen und Lösungsversuche nachweisen, die in keines der etablierten Inter-

pretationsmodelle Eingang gefunden haben und auch ihrem Pendant, der akademischen Marx-Kritik, absolut fremd geblieben sind. Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen und mit Althusser die These vertreten, daß »wir alle erst an der Schwelle des Territoriums« stehen, »das Marx für uns entdeckt und erschlossen hat«.[18] Auch von einer dezidiert nichtstrukturalistischen Position her läßt sich m. E. die Auffassung vertreten, daß die Marxschen Anstrengungen auf »die radikale Begründung (...) einer neuen Problematik«[19] gerichtet sind und die Sprecher der traditionellen Rezeption und Kritik ausnahmslos »über das, was Marx uns zu sagen hat, in Unkenntnis blieben«.[20]

Es besteht nun begründeter Anlaß zu der Vermutung, daß sich das eine wie das andere mit einer gewissen Notwendigkeit vollziehen mußte: Es war gewiß kein Zufall, daß drei disparate marxistische Rezeptionsformen entstanden sind und keine von ihnen sich als fähig erwiesen hat, das Marxsche Fragment ökonomisch und wissenschaftstheoretisch fortzuentwickeln. Und es war sicherlich ebensowenig ein Zufall, daß alle drei Rezeptionsweisen zentrale Fragestellungen der Marxschen Ökonomiekritik verfehlt haben.

Wenn Marx von marxistischen Autoren offenkundig nur widersprüchlich rezipiert werden kann und wenn sich in seinem Werk immer noch Problemstellungen und Konstruktionen nachweisen lassen, die selbst hundert Jahre nach dem Erscheinen des dritten Bandes sowohl den apologetischen als auch den kritischen Interpreten des *Kapital* verborgen geblieben sind, dann wird man sich endlich zu der Feststellung durchringen müssen, »daß Marx zu seiner Zeit nicht über den Begriff verfügte, der ihn in die Lage versetzt hätte, das, was er tatsächlich hervorgebracht hat, in angemessener Weise zu denken«.[21] Wiederum ist hervorzuheben, daß diese These Althussers auch dann zu Recht besteht, wenn man seinen strukturalistischen Lösungsvorschlägen strikt ablehnend gegenübersteht. Es braucht hier nur daran erinnert zu werden, daß unbeschadet einiger prinzipieller Differenzen ähnliche Auffassungen auch von der Frankfurter Schule vorgetragen worden sind.

Es stehen also im Grunde zwei verschiedene, aber einander ergänzende Thesen zur Diskussion. Dabei handelt es sich einmal darum, daß einige gewichtige Begriffe und Konstruktionen disparaten und in mancherlei Hinsicht sogar widersprüchlichen Strukturen zugehören.

Diese These scheint die negative Bewertung der Marxschen Ökonomie durch die akademische Marx-Kritik vollauf zu bestätigen. Es geht zum andern darum, daß diese Begriffe und Konstruktionen auf eben jene radikal neue Problemdimension verweisen, die nicht bloß den verschiedenen Varianten der marxistischen Interpretation verborgen geblieben ist, sondern gerade der akademischen Marx-Kritik. Insofern wird durch die zweite These diese Kritik in gewisser Weise auch wieder relativiert.

Der Nachweis eines im »dunklen liegenden Bereiches« des Marxschen Werkes ist durchaus nicht an eine strukturalistische *Kapital*-Lektüre gebunden. Er wurde in der Bundesrepublik von jenen erbracht, die sich um die Aufarbeitung dialektischer Denkfiguren bemüht hatten und führte bekanntlich zur *Kapital-Lektüre* der neoorthodoxen Richtung. Die Aufarbeitung dieser Figuren ist noch längst nicht abgeschlossen, was sich vor allem in der noch immer unbefriedigenden, in gewisser Weise immer noch vordialektischen Bestimmung des Marxschen Arbeitsbegriffs bemerkbar macht. Die eigentlichen Versäumnisse der neoorthodoxen Richtung liegen jedoch auf einem ganz anderen Feld. Es ist von ihr nämlich immer peinlichst die Erörterung der nicht hinwegzudisputierenden Tatsache umgangen worden, daß sie sich im Grunde gar nicht mit dem *Kapital*, sondern mit dem *Rohentwurf* beschäftigt hat. Man mag es drehen und wenden, wie man will, es bleibt eine Tatsache, daß im *Kapital* nur eine blasse Spur der im *Rohentwurf* in Fülle vorhandenen dialektischen Denkfiguren zurückgeblieben ist.[22] Wenn Marx nun aber bloß einen Teil dieser Figuren dem »rationellen Kern« der Dialektik zurechnet, so wird man sich vordringlich mit der Frage nach der Beschaffenheit und den Bedingungen der Gültigkeit jenes Maßstabes beschäftigen müssen, der eine Unterscheidung zwischen »rationellen« und »mystischen« Kategorien einer ökonomischen Dialektik legitimiert. Die Frage nach dem »rationellen Kern« der Dialektik reproduziert sich mithin noch einmal innerhalb des Marxschen Werkes.

Die Existenz eines »im dunkeln liegenden Bereichs« kann plastisch an der im dritten Abschnitt des ersten Kapitels enthaltenen Wertformanalyse demonstriert werden. Obwohl Marx mit dieser Analyse geleistet haben wollte, was »der Menschengeist (...) seit mehr als 2000 Jahren vergeblich zu ergründen gesucht« (23/12), wurde sie bekanntlich

bis vor wenigen Jahren selbst von den marxistischen Interpreten permanent ignoriert - übrigens ein handfester Beweis dafür, daß Marx die Notwendigkeit eines Übergangs vom zweiten zum dritten Abschnitt oder von Substanz zur Form des Werts in keiner Fassung überzeugend darzulegen wußte.[23] Wenn in der marxistischen Literatur und gelegentlich sogar in der akademischen Marx-Kritik von dieser Wertformanalyse mittlerweile recht viel Aufhebens gemacht wird, so sollte dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß mit dieser Analyse - ebenso mit der daran anknüpfenden Lehre vom Fetischcharakter der Ware - meist nur diffuse Vorstellungen assoziiert werden. Ihre eigentliche Bestimmung sowie die aus ihr resultierenden Problematik sind so gut wie keinem Marx-Interpreten vertraut. Dies gilt besonders für die gegenwärtigen Vertreter der älteren Orthodoxie; es soll in diesem Teil der Arbeit exemplarisch gezeigt werden, daß sie buchstäblich nicht wissen, worüber sie reden und schreiben. Wüßten sie, was es mit der Historizität der Wertform tatsächlich auf sich hat, so müßten sie nämlich entweder die Marxsche Wertformanalyse oder aber ihre sowjetmarxistische Orientierung aufgeben. Doch nicht bloß unter ökonomietheoretischen, sondern gerade auch unter wissenschaftstheoretischen Aspekten ist die Wertformanalyse ein Buch mit sieben Siegeln geblieben.

Es versteht sich, daß auch die Kritiker der Marxschen Theorie nicht das geringste Gespür für das zu entwickeln vermochten, was Marx mit der Wertformanalyse und der Lehre vom Fetischcharakter der Ware eigentlich intendierte.[24] Es läßt sich zwar nicht a priori ausschließen, daß Marx mit Scheinproblemen gerungen oder inakzeptable Lösungen erarbeitet hat. Doch bevor eine solche Antwort gegeben werden kann, wird man sich zunächst einmal mit den Problemstellungen selbst vertraut zu machen und zugleich eine *konsensfähige* Theorie ökonomischer Scheinprobleme zu entwickeln haben. Im Hinblick auf die Wertformanalyse befindet sich jedoch die akademische Marx-Kritik weit unterhalb des Niveaus der Marxschen Problemstellungen, und von einer konsensfähigen Theorie über ökonomische Scheinprobleme sind die sich aufs heftigste befehdenden Lager der akademischen Ökonomie weiter entfernt denn je.

Wenn nun freilich ein zentrales Lehrstück der Marxschen Ökonomiekritik sich hartnäckig der Aneignung durch die marxistische und akademische Sekundärliteratur zu entziehen vermochte, so wird man

allein von diesem merkwürdigen Phänomen her darauf schließen dürfen, daß hier nicht bloß gewisse »Mängel der Darstellung« vorgelegen haben können. Bedenkt man zudem, daß Marx wiederholt den Versuch unternommen hat, diese von ihm konstatierten Mängel[25] zu beheben, so scheint mir nur die eine Schlußfolgerung plausibel: die *»Mängel der Darstellung«* sind in Wahrheit bloß Ausdruck mangelhaft gelöster Sachprobleme, *Mängel der materialen Analyse.*

Doch nicht bloß die Wertformanalyse, sondern auch andere von Marx erschlossene Problembereiche, so z. B. das Problem »imaginärer« oder »begriffsloser« Kategorien, vor allem aber das Problem der Objektbestimmung der theoretischen Ökonomie, sind bislang entweder gar nicht oder doch nur höchst mangelhaft rezipiert worden.

Dieses merkwürdige Versagen aller etablierten Richtungen der marxistischen *Kapital-Interpretation* läßt sich als generelles Phänomen durchaus nicht einem subjektiven Unvermögen einzelner Interpreten zuschreiben. Es läßt sich ebensowenig aus apologetischen Absichten herleiten, weil die gleiche Blindheit gegenüber bestimmten Fragestellungen ja auch die akademische Marx-Kritik auszeichnet. Man wird es wohl nur dann begreifen können, wenn man von der Annahme ausgeht, daß die »Entdeckung« jener neuen Problembereiche »theoretisch weit über die zur Verfügung stehenden philosophischen Begriffe hinausging«.[26] Marx sah sich außerstande, mittels der von ihm verwandten ökonomisch-philosophischen Begriffe, die doch ganz verschiedenen Theoriemodellen angehören, seine eigene Entdeckung hinreichend klar und distinkt zu artikulieren. Nur so ist die merkwürdige Tatsache zu begreifen, daß der Gedankenreichtum, aber auch die Problematik der Marxschen Ökonomiekritik sich durchaus nicht in der Summierung der affirmativen und kritischen Interpretationen erschöpfen. Und nur so ist auch die nicht abreißende Kette immer neuer Interpretationen zu begreifen, die Marx jeweils besser als die vorangegangenen zu verstehen beanspruchen, de facto aber nichts anderes tun, als ein bestimmtes Modell der Interpretation zu verfeinern und damit den Unterschied oder den Gegensatz zwischen den Modellen weiter zu vertiefen.

Es versteht sich, daß auch der Grundmangel der marxistischen Theorie, der Trialismus ihrer *Kapital*-Interpretationen, ein Rätsel bleibt, wenn man von der Annahme ausgeht, daß die Marxsche Ökonomiekritik ein

zwar unabgeschlossenes aber von ihrem Entwurf her logisch kohärentes Ganzes darstellt. Geht man jedoch von der umgekehrten Annahme aus, daß im *Kapital* heterogene oder gar widersprüchliche Elemente und Strukturen vereinigt sind, so gewinnt man zugleich einen Schlüssel zur Erklärung jenes merkwürdigen Trialismus der marxistischen Sekundärliteratur.

Die in gewisser Hinsicht durchaus homogenen und logisch kohärenten Typen der marxistischen Interpretation lassen sich nämlich als die verschiedenen Ausprägungen ungelöster Methodenprobleme bei Marx selbst begreifen, die auf die Aneignungsweisen der Marxschen Theorie durchschlagen. Dies soll im folgenden Beispiel der Rezeption des »Kernstücks« der Marxschen Theorie ausgeführt werden.

Innerhalb der traditionellen marxistischen Werttheorie lassen sich zwei gegensätzliche Richtungen unterscheiden: Die eine Rezeptionsweise der Marxschen Werttheorie ist heute vor allem unter neomarxistischen Ökonomen verbreitet und könnte als eine >modellplatonistische< oder >ökonomistische< gekennzeichnet werden. Die andere Rezeptionsweise ist die der älteren Orthodoxie, die gegenwärtig fast bloß noch von der großen Mehrheit marxistisch-leninistischer Autoren verfochten wird. Im bewußten Gegensatz zu diesen beiden traditionellen Richtungen hat in den vergangenen Jahren eine ganz neue Interpretation immer stärker an Boden gewonnen, die hier als jüngere Orthodoxie bezeichnet worden ist.

Die erste der beiden traditionellen Richtungen ist >*modellplatonistisch*< orientiert, sofern sie nämlich die begrifflichen Operationen der drei ersten Kapitel des *Kapital* als Konstruktion eines *Modells* der einfachen Warenproduktion deutet, das auf dem Wege einer sukzessiven Konkretisierung der Realität kapitalistischer Warenproduktion angenähert werde. Diesem Modell sei eine weitere methodische Abstraktion vorgeschaltet, der historisch ein preisloser, mythischer Urzustand entspricht. Ronald L. Meek glaubt daher, die Marxsche Methodologie als *Mythodologie* charakterisieren zu können - ein Ausdruck, der m. E. sehr treffend eine modellplatonistische Sicht der Marxschen Methode kennzeichnet. Von einer >*ökonomistischen*< Richtung kann man deshalb sprechen, weil ihre Vertreter lediglich an quantitativen Problemstellungen interessiert sind und in der Marxschen Wertformanalyse ökonomietheoretisch relevante Problemstellungen nicht zu erkennen vermögen.

Die Marxsche »Entwicklung« von Wertformen wird als ein historischer Exkurs über die Entstehung des Geldes verstanden, der mehr der Wirtschaftsgeschichte als der Wirtschaftstheorie zuzurechnen sei. Die modellplatonistische Interpretation der drei ersten Kapitel bringt nun freilich die Schwierigkeit mit sich, daß mit der einfachen Warenproduktion auch der Wert als eine bloß nützliche Fiktion beurteilt werden muß.

Die ältere Orthodoxie insistiert im Anschluß an Engels bekanntlich darauf, die »Entwicklung« der Wertform >logisch-historisch< zu verstehen, nämlich als >logische< Darstellung einer historischen Entwicklung; anders denn auf logisch-historischem Wege ließe sich die Gültigkeit der werttheoretischen Kategorien nicht begründen.

In seiner »Abrechnung mit der sterbenden Wertlehre« zeigt v. Gottl-Ottlilienfeld, daß gewisse »Fabeleien« über »Urtausch und Urpreis« allen ihm bekannten Werttheorien eigentümlich sind, den subjektiven wie den objektiven. In ihren verschiedenen Varianten ersinnt die Werttheorie einen »Tauschpartner«, den sie »mit der wunderbaren Gabe der unmittelbar größenhaften >Schätzung< ausstattet, die auf den >Wert< selber oder den Nutzen usw. ginge«.[27] Den Schätzakten dieser von Marx als »Urfischer und Urjäger« (13/46) ironisierten Subjekte der Ökonomie werden bestimmte Gesetze imputiert, die das Austauschverhältnis der Güter in jenen »präadamitischen Zeiten« (13/44) reguliert haben sollen.

Soweit die werttheoretischen Systeme eine systematische Abfolge ökonomischer Kategorien überhaupt zulassen, könnte man sagen, daß ein *prämonetärer* Anfang den Ausgangspunkt sowohl der wirtschaftstheoretischen als auch der wirtschaftsgeschichtlichen, sowohl der >logischen< als auch der historischen >Entwicklung< bildet. Die erste Stufe dieser doppelsinnig gefaßten >Entwicklung< wird durch die Kategorie »Tauschwert« charakterisiert, der als etwas Reales und nicht bloß als eine gedankliche Hilfskonstruktion aufgefaßt wird. Sämtlichen Werttheorien gilt diese Kategorie als eine logisch und historisch für sich existierende Bestimmung, die logisch und historisch durch eine andere Bestimmung, den Preis, abgelöst wird. Von einer >Fortentwicklung< oder >Fortbestimmung< der ersten Kategorie kann hier keine Rede sein.

Je nachdem, ob die Schätzakte auf den >Nutzen< oder die >Arbeit< bezogen werden, unterscheidet man subjektive und objektive Werttheo-

rien. Mit gewissen Einschränkungen ist heute dieser Unterschied mit dem Gegensatz von nichtmarxistischen und marxistischen Positionen identisch. Innerhalb der traditionellen marxistischen Werttheorie ist dann nochmals zwischen den »modellplatonistischen« und den »logisch-historischen« Konzepten zu unterscheiden. Die »modellplatonistische« oder »methodologische« Richtung möchte ebenso wie die überwiegende Mehrheit der »subjektiven« Autoren die Akteure jener Schätzakte als Modelltiguren verstanden wissen, während die »logisch-historische« Richtung darauf beharrt, daß solche ökonomischen »Urmenschen« wirklich existiert haben.

Den inhaltlich sehr heterogenen und teilweise sogar konträren Werttheorien liegen einige gemeinsame Prämissen zugrunde, so daß sie sich als bloß verschiedene Ausprägungen eines sehr spezifischen Typus der Werttheorie durchschauen lassen. Sie unterstellen stillschweigend und unreflektiert die logische Zulässigkeit des Verfahrens, vom »Geldschleier« abstrahieren und das Resultat dieser Abstraktion als Modell einer fiktiven oder als Struktur einer historischen Naturalwirtschaft und letzten Endes als das unter dem »Geldschleier« verborgene >*Wesen*< der modernen Geldwirtschaft interpretieren zu dürfen. Die naturalwirtschaftlichen Prozesse gelten als das »Wesen« der geldwirtschaftlichen; die naturalwirtschaftlichen Kategorien prägen den Charakter der geldwirtschaftlichen: es existiert kein prinzipieller Unterschied zwischen »Tausch« und »Tauschwert« einerseits, »Kauf-Verkauf« und »Preis - Geld« andererseits. Die logisch entwickelten »Gesetze« *prämonetärer* Tauschhandlungen in der fiktiven oder historischen *Naturaltauschwirtschaft* sollen sich von den »Gesetzen« monetär vermittelter Tauschhandlungen einer modernen Geldwirtschaft nicht unterscheiden.

Sofern diese *prämonetären* Werttheorien marxistischer oder nichtmarxistischer Provenienz die Gesetze des »Tauschs« in der prämonetären und der monetären »Tausch«-Wirtschaft als strukturell identische begreifen, könnte man sie auch als deformierte Wesensanalysen kennzeichnen: die »Naturaltauschwirtschaft« gilt ihnen als das »Wesen« der Geldwirtschaft; sie möchten beide in Erfahrung bringen, was sich »hinter« den durch das Geld vermittelten Preisen verbirgt. In methodologischer Hinsicht ist der Unterschied der beiden Theorien eigentlich bloß ein terminologischer: was die einen als »Geldschleier« bezeichnen, nennen die anderen »Erscheinung«. In beiden Fällen kann

der >Schleier< oder die >Erscheinung< bloß weggedacht und nur durch Gedankenexperimente in >Erfahrung< gebracht werden, was eigentlich geschieht. In beiden Fällen wird unterstellt, daß sich das >Wesen< bloß äußerlich auf seine >Erscheinung< bezieht und sich daher durch gedankliche Operationen ebenso von seiner Erscheinung abtrennen läßt wie der Kern einer Nuß von ihrer Schale. Dieses >analytische< Verfahren erweist sich freilich bei näherem Hinsehen als durchaus nicht unproblematisch: Das >Maß< hat sich nämlich unter der Hand verdoppelt, es existiert einmal als >Nutzen< oder >Arbeit< und zum anderen als >abstrakte Recheneinheit<. So ist dann nicht mehr so recht zu sehen, wie sich >Nutzen< oder >Arbeit< mit der >abstrakten Recheneinheit< gedanklich vermitteln ließen. Es stellt sich so die Frage, wie vom >Wesen< zur >Erscheinung< wieder aufzusteigen ist.

Die traditionellen Werttheorien, die marxistischen wie die subjektiven, lassen sich vor allem deshalb als Varianten des gleichen werttheoretischen Modells kennzeichnen, weil sie diese Problematik nicht zu reflektieren vermögen: Mehr oder weniger willkürlich verknüpfen sie >Wesen< und >Erscheinung<, Wert und Geld. Dieses Auseinanderfallen von >Wesen< und >Erscheinung< ist der eigentliche Grund für die Dichotomie von Wert- und Geldtheorie. Jede dieser beiden Disziplinen ist ebenso äußerlich auf die andere bezogen wie das >Wesen< auf die >Erscheinung<: sie besitzen ihr jeweils eignes Materialobjekt, entwickeln ihren eigenen Begriffsapparat und sind als ein solcherart logisch geschlossenes Ganzes sogar in separaten Lehrbüchern darstellbar. So existieren zahlreiche marxistische Abhandlungen über die Werttheorie, die mit der Darstellung des ersten Kapitels des *Kapital* abschließen oder sogleich zur Kapitaltheorie überleiten. Auch die Diskussionen innerhalb der einzelnen Disziplinen haben mit den Diskussionen innerhalb der jeweils anderen prinzipiell nichts miteinander gemein. So besteht volle Übereinstimmung zwischen den marxistischen und den nichtmarxistischen Theoretikern, daß der Streit über die Marxsche Werttheorie prinzipiell nichts mit dem Streit über die Marxsche Geldtheorie zu tun hat, und umgekehrt. Die breitangelegten werttheoretischen Diskussionen innerhalb der akademischen Ökonomie werden sehr exakt von den geldtheoretischen Kontroversen getrennt; die bekannten geldtheoretischen Diskussionen innerhalb der marxistischen Ökonomie wurden wiederum sehr exakt von den werttheoretischen

Kontroversen separiert. Eine Analyse all dieser Diskussionen könnte sehr gut die gemeinsamen Wesenszüge der scheinbar ganz inkommensurablen marxistischen und >bürgerlichen< Werttheorien herausarbeiten.[28]

Die werttheoretische Indifferenz der Geldtheorie und die geldtheoretische Indifferenz der Werttheorie ist das charakteristische Merkmal der *prämonetären* Werttheorie und der ihr korrelierenden Geldtheorie. Sie zeigt sich vor allem darin, daß konträre Werttheorien oft mit derselben Geldtheorie oder aber dieselbe Geldtheorie oft mit konträr entgegengesetzten Werttheorien kombiniert worden sind. So ist zwar die Verknüpfung der marxistischen Werttheorie mit quantitätstheoretischen oder gar mit nominalistischen Geldtheorien immer wieder heftig kritisiert, doch niemals mit dem doch sonst sehr rasch erhobenen Vorwurf verbunden worden, die Grundlagen der Marxschen Werttheorie völlig mißverstanden zu haben. Es besteht generelle Übereinstimmung, daß ein in geldtheoretischer Hinsicht heterodoxer Marxist werttheoretisch durchaus ein orthodoxer Marxist sein kann. Man könnte dies auch so ausdrücken: Die orthodoxe Einstellung eines marxistischen Ökonomen wurde vor allem an der Marxschen Lehre von der *Substanz* des Werts, doch kaum an der Lehre von der *Form* des Werts gemessen. Daß die Formanalyse essentiell Geldtheorie ist und ökonomietheoretisch sehr relevante Theoreme zu begründen sucht, kann von der Position einer prämonetären Werttheorie her gar nicht eingesehen werden.

Wenn die Marxsche >Werttheorie< sich von der traditionellen, insbesondere der ricardianischen, nun dadurch unterscheidet, daß sie die geldtheoretische Indifferenz dieser Theorien kritisiert, dann erscheint es mir gerechtfertigt, die marxistische sowohl wie die subjektive dem Oberbegriff einer >prämonetären Werttheorie< zu subsumieren und der Marxschen >Werttheorie< entgegenzusetzen, die sich eigentlich nur als eine *Kritik* dieser prämonetären Werttheorien begründen ließe.

Die Separierung von den anderen Disziplinen der theoretischen Ökonomie ist freilich ein konstitutives Merkmal dessen, was man gemeinhin als Werttheorie versteht. Auch hat sich die Vorstellung eines Gegensatzes von subjektiver und marxistischer oder objektiver Wertbestimmung so fest mit dem Begriff der Werttheorie verbunden, daß die strukturelle Gleichartigkeit nicht erkannt wird und daher auch das

Attribut »prämonetär« durchaus nicht zufälligerweise bislang niemals zur Verwendung gekommen ist. Die inhaltlichen Differenzen könnten freilich nur dann als vordergründige durchschaut werden, wenn die gemeinsamen Prämissen reflektiert und problematisiert würden.

Die Marxsche Kritik der ökonomischen Kategorien war in ihren ersten Fassungen noch sehr klar von der Intention bestimmt, die Prämissen der prämonetären Werttheorie zu destruieren. Marx wollte zeigen, daß sich der Begriff einer prämonetären und zugleich arbeitsteilig durchorganisierten Marktwirtschaft und damit auch das Modell einer Naturaltauschwirtschaft nicht widerspruchsfrei konstruieren lassen. Der Begriff einer prämonetären Ware sollte als ein *denkunmöglicher* erkannt werden. Dazu gehörte vor allem der Nachweis, daß die Konstruktion eines Austauschprozesses prämonetärer Waren notwendig *scheitern* muß.

Der kritische Gehalt der Marxschen Werttheorie ist untrennbar verbunden mit ihren positiven Aussagen. Marx ging es hierbei vor allem um die Entfaltung der These, daß der Zusammenhang von Wert und Geld als der Zusammenhang von »immanentem« und »erscheinendem« Wertmaß, von Substanz und Form »des« Werts verstanden werden muß. Der Wert kann also nicht als eine für sich existierende prämonetäre Substanz gedacht werden, die äußerlich auf ein Drittes, genannt Geld, bezogen ist. Der Wert existiert nicht jenseits und unabhängig von seiner »adäquaten« Erscheinungsform. As »Wirtschaftliche Dimension« der Dinge - so und nicht anders »existiert« Wert. Seine »Existenz« leugnen hieße, die »Existenz« von Geld und Preis bestreiten. Marx faßt also das Problem des »absoluten« Werts als das Problem des Geldes, und umgekehrt. Ist nun aber Wert nicht ohne Geld und Geld gar nicht anders denn als »Existenz« von »absolutem« Wert zu denken, so läßt sich ebensowenig eine Werttheorie vor und neben der Geldtheorie konstruieren. Der organische Zusammenhang von Wert und Preis findet seinen theoretischen Ausdruck darin, daß sich die Werttheorie in einer bestimmten Geldtheorie »aufheben« muß. Die »Keimzellenmetapher« hat eben ihren rationellen Kern.

Das Modell einer Naturaltauschwirtschaft bildet die »conditio sine qua non« der herkömmlichen Geldtheorien. Aus der Kritik der prämonetären Werttheorien resultiert daher eine Kritik der ihr korrespondierenden Geldtheorien.

Aus der Marxschen >Werttheorie< lassen sich also viererlei Problembereiche ableiten: 1. die Begründung und Entwicklung des Werts als Bestimmungsgrund des Austauschverhältnisses. Es handelt sich hierbei um die traditionellen Probleme der quantitativen Werttheorie; 2. die Kritik prämonetärer Werttheorien; 3. die Begründung einer bestimmten Geldtheorie; 4. die Kritik der den prämonetären Werttheorien korrespondierenden Geldtheorien, deren Aporien vor allem aus der Trennung der organisch zusammengehörigen Kategorien Wert und Geld hervorgegangen sein sollen.

Diese vier Problemkreise beziehen sich nur auf die >Werttheorie im engeren Sinn<. Wert ist nun aber nicht bloß »erscheinender« und als solcher Geld, Wert im emphatischen Sinn ist >prozessierender< und somit Kapital. Demzufolge ist auch nur die Werttheorie i.e.S. Geldtheorie, in einem weiteren und eigentlichen Sinn ist sie Theorie des Kapitals.[29]

Die Separierung der Werttheorie i. e. S. von der Kapitaltheorie gestattet daher nur eine vorläufige Erörterung der Genesis der Geldform. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich daß sich bestimmte Begriffe der Werttheorie, nämlich die der Lehre von der >Substanz< des Werts zugehörigen, von konkreteren Stadien der >Entfaltung< des Wertbegriffs rückläufig präzisieren und begründen lassen. Dazu gehören solche Begriffe wie abstrakte Arbeit und einfache Zirkulation, deren Erörterung daher zurückgestellt werden muß. Dieses Vorgehen scheint mir deshalb gerechtfertigt, weil die Lehre von der Ableitung des Geldes bestimmte Probleme mit sich bringt, die auf den konkreteren Stufen der »Entwicklung< des Werts kaum noch sichtbar werden.

Das eminent wichtige Problem der Transformation von Werten in Preisen und das nicht minder wichtige des Verhältnisses von einfacher und komplizierter Arbeit kann hier ebensowenig untersucht werden[30] wie das mit jenen Fragen in Zusammenhang stehende und für die Beurteilung der Marxschen Wertformanalyse außerordentlich wichtige Problem der Arbeitszeitrechnung. Es ist bei dieser Gelegenheit nicht der Hinweis zu versäumen, daß sich auch über die Triftigkeit der Wertformanalyse kaum etwas Abschließendes sagen laßt, solange nicht mehr Licht in das Dunkel der quantitativen Probleme der Werttheorie gebracht worden ist. Der qualitative und der quantitative Problembereich verweisen zwar letztlich aufeinander, besitzen aber eine gewisse Unabhängigkeit gegeneinander.

Auch die Diskussion der qualitativen Geldtheorie muß hier noch zurückgestellt werden. Lediglich zur Verdeutlichung des Problemhintergrundes wird auf einige Aporien der akademischen Geldtheorie hingewiesen.

Dieser Problemkatalog kann nun auch als ein Indiz dafür genommen werden, daß die Werttheorie und damit die traditionelle Geld- und Kapitaltheorie überhaupt als ein recht problematisches Gebilde anzusehen ist. Ihre Theoreme wurden schon früher als Ausdruck eines »wortgebundenen Denkens« beurteilt. Die Möglichkeit einer solchen Theorie wird gegenwärtig von der analytischen Wissenschaftstheorie bestritten: sie stelle einerseits die von der analytischen Philosophie verpönten »Was ist?-Fragen« und vermöge andererseits ihre Beantwortung dieser Fragen nicht zu falsifizieren. Einem solchen Gebilde müsse daher der wissenschaftliche Status abgesprochen werden.

Man mag über die Sinn- und Abgrenzungskriterien der analytischen Philosophie geteilter Meinung sein, das Problem nichtfalsifizierbarer Aussagen führt zweifellos zu der Frage: Wie ist Werttheorie als Wissenschaft möglich?

Das Erkenntnisobjekt der theoretischen Ökonomie läßt sich weder als ein natürlicher, sinnlich erfahrbarer Gegenstand oder Prozeß noch als ein individueller oder sozialer Handlungs- oder Sinnzusammenhang begreifen. Die Disjunktion von Erklären und Verstehen, naturwissenschaftlichen und hermeneutischen Verfahren, aposteriorischen und apriorischen Aussagen wird den Objekten, Begriffen und Problemstellungen der traditionellen Ökonomie nicht gerecht. Ihr Gegenstand wurde immer als ein individueller, sinnlich erfahrbarer und zugleich als ein nichtindividueller, sinnlich nicht erfahrbarer behandelt, als ein Ding und zugleich als ein überindividueller Handlungs- oder Sinnzusammenhang. Ihre Begriffe entziehen sich daher zumindest teilweise operationellen Definitionen und ihre Aussagen zumindest teilweise der Möglichkeit empirischer Falsifikation.

Eine Erfahrungswissenschaft im Sinne der verschiedenen, von der analytischen Wissenschaftstheorie diskutierten Abgrenzungskriterien ist die traditionelle Geld- und Kapitaltheorie sicherlich nicht - die subjektive ebensowenig wie die klassische und die Marxsche. Es wären daher zumindest einige grundlegende Begriffe und Probleme dieser Theorien als Scheinbegriffe und Scheinprobleme der Ökonomie zu

beurteilen und aus der als Erfahrungswissenschaft verstandenen Ökonomie zu eliminieren. So ist z. B. nicht zu sehen, wie sich der Begriff der >abstrakten Recheneinheit< operationeil definieren und die mit einem solchen Begriff operierenden Aussagen empirisch überprüfen ließen. Es sollte freilich zu denken geben, daß auch konventionalistische Strategien immer wieder gescheitert sind. Ähnliches gilt für den Begriff eines >Faktors<, der >Kosten< verursachen und >Erträge< hervorbringen soll. Der Dunkelbegriff der >abstrakten Recheneinheit< wird nun allerdings benötigt, um die verschiedenen >Faktoren< überhaupt aufeinander beziehen zu können. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß in der ökonomischen Wirklichkeit mit undefinierbaren Einheiten >gerechnet< und >Faktoren< aufeinander bezogen werden. Es scheint auch nicht gänzlich sinnlos, nach den >Quellen< des Zinses zu fragen, obwohl es sich um recht verborgene handeln muß, die als solche nur durch >reines Nachdenken< gefunden werden können.

Die Eliminierung dieser Begriffe und Probleme als Scheinbegriffe und Scheinprobleme ist allerdings nur dann zu vermeiden, wenn sich jenseits des Dualismus von logischem Empirismus und Hermeneutik eine >Methode sui generis< explizieren läßt.[31]

Unterstellt man die Möglichkeit einer solchen nichtfalsifizierbaren Geld- und Kapitaltheorie, die von Hegeischen Denkfiguren her die Problemstellungen der klassischen Ökonomie auszuarbeiten und ihre Kategorien kritisch fortzubilden vermöchte, so ließe sich als ihr theoretischer Ort nur eine Position zwischen den Erfahrungswissenschaften und einer dialektischen Philosophie kennzeichnen. Während eine >reine< Erfahrungswissenschaft als autonome, philosophisch indifferente Disziplin klassifiziert werden kann, besteht zwischen der Marxschen qualitativen Geld- und Kapitalanalyse und einer bestimmten Philosophie ein Verhältnis wechselseitiger Begründung. Es lassen sich gegenwärtig wohl kaum mehr als einige Vermutungen äußern, ob das von Marx und Engels anvisierte System eines dialektischen Materialismus überhaupt geeignet ist, als eine Art Metatheorie der Politischen Ökonomie zu fungieren und ob sich andere Ansätze nicht als weit brauchbarer erweisen könnten, die in der Politischen Ökonomie verwandten Kategorien allgemeingültig zu präzisieren und zu begründen.

Schon die Versuche von Marx und Engels konnten durchaus nicht überzeugen, einige Bestimmungen der Ökonomiekritik als in der Öko-

nomie wie in der Naturwissenschaft gleichermaßen ›bewährte‹ Gesetze aufzufassen. Die gänzlich unpassenden Vergleiche zwischen den in der Ökonomie verwandten Kategorien ›Wesen‹ und ›Erscheinung‹ mit gewissen naturwissenschaftlichen Relationen sind m. E. ein handfester Beweis dafür, daß sich Marx über den logischen Status der von ihm in der Geld- und Kapitalanalyse wiedergefundenen oder angewandten Kategorien keine Klarheit zu verschaffen wußte. Auch die Kontroversen innerhalb der marxistisch-leninistischen Philosophie über den Sinn dessen, was Marx als »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) verstand, müssen Skepsis hervorrufen, ob sich Marx auf der Suche nach einer von seiner Ökonomiekritik geforderten Komplementärphilosophie auf dem richtigen Weg befunden hat. Dies wird auch an der Problematik des Verhältnisses von ›Logischem‹ und »Historischem« in der Marxschen Werttheorie deutlich

Das ursprüngliche Konzept dieser Arbeit, eine *logische* Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie zu versuchen, konnte eine ganze Reihe guter Gründe für sich in Anspruch nehmen. Es läßt sich nämlich zeigen, daß die Wertformanalyse nur dann einen faßbaren Sinn und einen nichttrivialen Aussagegehalt gewinnt, wenn sie als *Kritik prämonetärer Werttheorien* und in eins damit als eine qualitative Theorie des Geldes interpretiert wird. Dieser Doppelcharakter der Marxschen Formanalyse kann nun aber bloß auf der Grundlage einer »logischen« Rezeption erkannt und ausgearbeitet werden.

Jene bislang sowohl von der »logischen« als auch von der »logisch-historischen« Richtung ignorierten Textstellen scheinen mir zu bestätigen, daß auch die »logische« Interpretation gewissen Problemen der Marxschen Theorie nicht gerecht wird. Da ist zunächst hervorzuheben, daß Engels, der Begründer der »logisch-historischen« Interpretation, einige strukturelle Merkmale einer »logisch« konzipierten Werttheorie zeitweilig sehr klar erkannt und eine »logisch-historische« Interpretation sogar als krasses Mißverständnis zurückgewiesen hat. Die historizistische Wendung in seinen späten Arbeiten bliebe ganz rätselhaft, wenn nicht auch nachgewiesen werden könnte, daß Marx die »logisch« entwickelte Kategorialanalyse mit einer »logisch-historischen« Entwicklung in Verbindung zu bringen suchte. Diese schon im *Rohentwurf* vorhandene Tendenz tritt schließlich in der fünften und letzten Bearbeitung seiner »Genesis des Geldes«, der Wertformanalyse in der

Fassung der zweiten Auflage des *Kapital,* so stark hervor, daß man sich fragen könnte, ob Marx sein methodologisches Konzept nicht vollständig verändert hat. Es scheint mir in gewisser Hinsicht gerechtfertigt, von einem Prozeß der >Historisierung< des >Logischen< zu sprechen.

Diese neu aufgetretenen Probleme vermögen die >logische< *Rekonstruktion* der Werttheorie freilich nur als Interpretation zu relativieren. Es steht außer Zweifel, daß die geldtheoretische Sachproblematik eine solche >Historisierung< des >Logischen< gar nicht zuläßt. Die >logische< Rezeption der Marxschen Kategorialanalyse ist daher lediglich als Interpretation zu kritisieren, wobei nicht übersehen werden darf, daß diese Interpretation als notwendige Durchgangsstufe für eine adäquatere Erfassung des Marxschen Versuchs anzusehen ist, geld- und kapitaltheoretische Aporien aufzuheben. Und auch nur ex post ist die Feststellung möglich geworden, daß ihr ein recht naiver Rekonstruktionsbegriff[32] zugrunde lag.

Doch nicht bloß aus geldtheoretischen, sondern gerade auch aus wirtschaftshistorischen Gründen stellt die gegenwärtig wohl bloß noch in den marxistisch-leninistischen Lehrbüchern präsente ältere Orthodoxie keine ernstzunehmende Alternative dar. Ihre Lehrstücke über die historische Genesis des Geldes und über die Austauschakte des »unmittelbaren Warentauschs« beruhen nämlich ausnahmslos auf »a-priori-Vorstellungen über die Entwicklung«.[33] Es versteht sich, daß eine mit puren »Fabeleien« über »Historisches« operierende »logisch-historische« Methode unwiderruflich obsolet ist.

Obschon die Vorstellungen der älteren Orthodoxie von einer einfachen Warenproduktion« zwar als Theorie hoffnungslos antiquiert erscheinen, so kann man ihnen doch als Interpretation eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Die »logische« Interpretation wird endlich zur Kenntnis nehmen müssen, daß die >logisch-historische< Interpretation des *Kapital* nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern sich durchaus auf einige merkwürdige Sachverhalte zu berufen vermag.

So ist denn von einem Vertreter der marxistisch-leninistischen Orthodoxie, Klaus Holzkamp, ein Einwand erhoben worden, der sich nicht mit leichter Hand beiseite schieben läßt. Holzkamp fragt zu Recht, »welches Interesse Marx eigentlich mit seinen historischen Ausführungen verfolgt haben soll, sofern sie tatsächlich zum Begreifen der bürgerlichen Gesellschaft doch nichts beitragen«. Die Vertreter der

>logischen< Interpretation beließen »im dunklen, auf welche Weise das Historische (...) als vom Logischen abgetrennt und ihm äußerlich entgegengestellt, selbst die reduzierte Funktion einer Illustration des »logischen« Begründungsverfahrens der Kritik der politischen Ökonomie soll erfüllen können«.[34] In der Tat, es ist nicht recht einzusehen, welchen Stellenwert »historische Ausführungen« in einer Untersuchung besitzen sollen, deren »logische« d. h. non-historizistische Eigentümlichkeit sich doch gerade darin äußern müßte, daß sie ausschließlich auf kapitalistische Wertkategorien gerichtet ist. As »logische« dürfte sie daher auch ihre »Illustrationen« ausschließlich kapitalistischen Verhältnissen entnehmen, keinesfalls aber vorkapitalistischen und schon gar nicht archaischen. Es ist auch ganz unklar, was »Illustration« logischer Analysen sinnvollerweise heißen kann.

Auf popularisierende Absichten kann man allein schon deshalb nicht verweisen, weil Marx erklärtermaßen nur »die Analyse der Wertsubstanz und der Wertgröße (...) popularisiert« (23/11) wissen wollte, von einer Popularisierung der Wertformanalyse war durchaus nicht die Rede. Es ist schließlich auch recht unwahrscheinlich, daß Marx sich lediglich aufgrund eines pädagogischen Mißgeschicks in der Auswahl seiner Illustrationen vergriffen und ihren »Historisches« suggerierenden Effekt nicht gesehen haben könnte. Man sollte ihm doch die Voraussicht zutrauen, daß seine »Illustrationen« nur so verstanden werden konnten, wie sie tatsächlich verstanden wurden: als Illustrationen einer »logisch-historischen« Konstruktion.

Das wichtigste Argument für die Auffassung, daß die »historischen Ausführungen« keinen »illustrierenden« Charakter besitzen können, ist merkwürdigerweise bisher weder von der einen noch von der anderen Partei erörtert worden: von den vier Stufen der »Entwicklung« des Geldes besitzt zumindest eine, nämlich die allgemeine Wertform, unbezweifelbar »logisch-historischen« Charakter. Das empirische Korrelat dieser Form existiert nur in präkapitalistischen Gesellschaften, und die »historischen Ausführungen« sind hier »Moment« der »logischen« Konstruktion und nicht bloß »Illustration«.

Besitzt indes auch nur ein einziges Glied der Reihe unbezweifelbar »logisch-historischen« Charakter, so drängt sich folgende Alternative auf: Entweder besitzen auch die anderen Glieder »logisch-historischen« Charakter und damit die Reihe als ganze - in diesem Falle wäre zwar

die systematische Einheit der Marxschen »Entwicklung« der Wertformen gerettet, es käme jedoch die historische Problematik dieser Konstruktion ins Spiel; die »logische« Interpretation müßte aufgegeben werden. Oder die anderen Glieder besitzen keinen »logisch-historischen« Charakter - in diesem Falle ließe sich zwar die »logische« Interpretation retten, wenn auch nur in der Gestalt einer kritischen Rekonstruktion; es müßte jedoch die logische Kohärenz der Marxschen »dialektischen Entwicklungsmethode« bestritten und sehr genau untersucht werden, ob eine Genesis der Geldform sich anders und besser begründen läßt.

Man kommt jedenfalls nicht an der Feststellung vorbei, daß Marx mit »logisch-historischen« Konstruktionen zumindest »kokettierte« und irgendwelche Schwierigkeiten einer »logischen« Entwicklung der Kategorien nicht zu bewältigen vermochte. Anders läßt sich nicht verstehen, daß er in der fünften Fassung seiner Genesis des Geldes den »logischen« Modus der Entwicklung durch eine Konzeption ersetzte, die eine »logisch-historische« Interpretation ermöglichte.

Die Vorstellung, Marx habe klar und eindeutig seine »dialektische Entwicklungsmethode« als eine »logische« verstanden, scheint mir auch aus anderen Gründen problematisch. Es sei zunächst aut Folgendes hingewiesen:

1. Eine klar und eindeutig identifizierbare Methode müßte es erlauben, die Grundbegriffe der Kategorialanalyse in einer allgemeingültigen Weise zu präzisieren und die Ausarbeitung des Systems an dem Punkt fortzusetzen, wo Marx sie abbrechen mußte. Gemessen an den ursprünglichen Planentwürfen hat Marx bekanntlich nur einen kleinen Teil des projektierten Systems zur Ausführung gebracht. Nun hat sich aber nicht bloß der traditionelle Marxismus, sondern auch die neoorthodoxe Richtung außerstande gesehen, eine intersubjektiv verbindliche Präzisierung der Grundbegriffe vorzunehmen und in einer kollektiven Anstrengung das Marxsche Systemfragment durch jene Teile zu ergänzen, die von Marx projektiert wurden. Mit diesem Unvermögen ist allerdings der Begriff der »Methode« selber recht problematisch geworden. Es stellt sich nämlich die Frage, was eine Methode eigentlich bedeuten kann, wenn sie nicht die methodischen Mittel bereitzustellen vermochte, eine begonnene Arbeit zum Abschluß zu bringen. Die Behauptung, Marx habe seine Methode als »logische« verstanden,

bleibt einigermaßen unbestimmt, solange der Sinn dessen, was Marx unter >Methode< verstand, wenig geklärt ist.

2. Die >logische< Interpretation findet keine plausible Erklärung für die Entstehung der Engelsschen Theorie der einfachen Warenproduktion. Sie hat es vorgezogen, diese Problematik stillschweigend zu übergehen. Ein Vertreter der strukturalistisch orientierten Althusser-Schule, die in ihrer antihistorizistischen Einstellung in einigen Punkten mit der >logischen< Interpretation übereinstimmt, hat sich hierzu indes recht freimütig geäußert. Ebenso wie für die >logischen< Interpreten besteht auch für Jacques Ranciére gar kein Zweifel, daß Marx klar und eindeutig eine antihistorizistische Position vertreten hat: »Was Marx betrifft, so läßt er uns absolut nicht im Zweifel über seine Theorie.« Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit stellt Ranciére fest, daß die Eindeutigkeitsthese eine merkwürdige Konsequenz nach sich zieht: »Der Interpretationsirrtum von Engels, welcher das Problem am Ende des Vorworts zu Band II vollendet dargelegt hatte, läßt sich kaum erklären - allenfalls durch eine >realistische< Reaktion, die sich den Umständen verdankt.«[35] Mit dieser lapidaren Feststellung ist dann freilich auch für Ranciére jene >kaum erklärbare< Angelegenheit ad acta gelegt. Andererseits bezeugt gerade die lakonische Kürze der beiden Thesen eine Ratlosigkeit, die auch aus gewissen Äußerungen anderer non-historizistischer Interpreten herauszuhören ist.

Marx soll uns über seine Methode »absolut nicht im Zweifel« gelassen haben, speziell über den nichthistorizistischen Sinn seiner Analyse ökonomischer Kategorien. Er soll keinerlei Veranlassung gegeben haben, seine Methode als >logisch-historische< zu begreifen. Eine solche Behauptung entbehrt nicht einer gewissen Konsequenz. Wenn es nämlich zutreffen sollte, daß Marx über ein klares und eindeutiges Konzept einer bestimmten Methode verfügte, dann kann er uns über ihre Grundzüge »absolut nicht im Zweifel« gelassen haben. Diese Methode hat man dann in ihren Grundzügen als Ganze verstanden oder aber total mißverstanden. Ein Drittes, also ein partielles Mißverständnis, ist nicht denkbar. Hieraus folgt nun allerdings, daß der engste Mitarbeiter von Marx die Marxsche Methode total mißverstanden haben muß. Unterstellt man weiterhin, daß die Marxschen Formulierungen den Leser »absolut nicht im Zweifel« lassen, so läßt sich ein solches Mißverständnis in der Tat »kaum erklären«.

Ranciére hat hier bloß ausgesprochen, was man als die verschwiegene Grundannahme der >logischen< Interpretation bezeichnen könnte. Doch wie ist das merkwürdige Phänomen zu verstehen, daß diese Grundannahme immer bloß gedacht, aber niemals zu Papier gebracht und öffentlich erörtert worden ist? Ranciéres Behauptung, daß Marx uns »absolut nicht im Zweifel« gelassen habe - für die >logischen< Interpreten gleichbedeutend mit der These, daß Marx die Wertformanalyse klar und eindeutig in >logischer< Manier entwickelt habe lebt davon, daß nur seine erste merkwürdige Konsequenz mitgedacht, seine weiteren Konsequenzen aber abgewehrt und verdrängt werden. Diese lassen sich nämlich gar nicht zu Ende denken und aussprechen, ohne sogleich die Ausgangsthese ad absurdum zu führen. Daß die Eindeutigkeitsthese und die aus ihr resultierende Dissensthese immer wieder vorgetragen werden und zunächst gar nicht so absurd erscheinen, läßt sich wohl so erklären, daß man unwillkürlich das Verhältnis von Marx und Engels auf die Ebene alltäglicher wissenschaftlicher Kommunikation transponiert. Man kann sich dann durchaus vorstellen, daß der Wissenschaftler Müller seine Theorien absolut klar und eindeutig formuliert, darüber hinaus sogar in mündlichen Diskussionen erläutert hat und dennoch von seinem Freund und Kollegen Maier absolut mißverstanden wurde. Dieser Dissens hätte nicht etwas >kaum Erklärbares< an sich. Die Vieldeutigkeit gewisser Worte und die Kompliziertheit eines neuen Theorems könnten erklären, warum die beiden Wissenschaftler häufig aneinander vorbeiredeten.

Im Unterschied zum Mißverständnis der Wissenschaftler Müller und Maier handelt es sich in unserem Falle nun allerdings um einen Dissens mit gleichsam historischen Dimensionen: er betrifft die Grundbegriffe der Marxschen Ökonomie und die Methode jener Lehre, die von Marx und Engels als »neue Wissenschaft« oder »wissenschaftlicher Sozialismus« gekennzeichnet wurde. Althusser bemerkt denn auch sehr klar: »Eine Lektüre, die zu einem falschen Verständnis des ersten Kapitels von Buch I führt, kann bereits über alles entscheiden«.[36] Holzkamp betitelt seine Abhandlung *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus.* Er spricht von ihrer »Verkennung« durch andere marxistische Interpreten und weist darauf hin, daß die Formanalyse des ersten Kapitels »in gewisser Hinsicht den *zentralen Ableitungszusammenhang* der >Kritik< überhaupt darstellt«.[37]

Es scheint mir im Zusammenhang dieser Diskussionen sinnvoll, die immer wieder verdrängten, in gewisser Weise tabuisierten Konsequenzen der Eindeutigkeits- und der Dissensthese in ihrer ganzen Absurdität einmal bewußt zu machen.

Man hat davon auszugehen, daß der »Interpretationsirrtum« von Engels als ein prinzipieller zu bewerten ist, der schon sehr früh entstanden sein muß. Die Engelsschen Arbeiten von 1894/95, also die Ansätze zu einer Theorie der einfachen Warenproduktion, sind daher so zu deuten, daß hier ein jahrzehntealter Irrtum erstmals schriftlich ausgedrückt worden ist. Dieser Irrtum müßte spätestens 1859 entstanden sein, als sich Engels in seiner *Rezension* der Marxschen *Kritik* mit methodischen Grundproblemen auseinanderzusetzen hatte. Andernfalls wäre man zu der wenig überzeugenden Annahme genötigt, daß er sein 1859 gewonnenes adäquates Verständnis der werttheoretischen Methode zu einem späteren Zeitpunkt wieder vergessen habe.

An diesem Punkt drängt sich freilich die erste absonderliche Konsequenz der neoorthodoxen Grundannahmen auf: weil die *Rezension* einige Formulierungen enthält, die schon sehr deutlich auf die fünfunddreißig Jahre später entwickelten Ansätze einer Theorie der einfachen Warenproduktion hinweisen, muß man unterstellen, daß Marx diese >Rezension< entweder überhaupt nicht oder aber nur oberflächlich gelesen hat. Die Vorstellungen der älteren Orthodoxie von einer >logisch-historischen< Methode beziehen sich bekanntlich gerade auf einige ominöse Formulierungen in dieser Rezension, und die Theorie der einfachen Warenproduktion kann sehr wohl als die werttheoretische Konkretisierung dieser >Methode< verstanden werden. Die Vertreter der neoorthodoxen Interpretation müßten sich daher auf die Behauptung versteifen, daß Marx die Zweideutigkeit dieser Formulierungen verborgen geblieben ist.

Die zweite Konsequenz der neoorthodoxen Grundannahmen rückt die Herausbildung des >wissenschaftlichen Sozialismus< in den Bereich des Absurden und Grotesken: spätestens von 1859 an bis zu Marxens Tod im Jahre 1883, also mindestens vierundzwanzig Jahre lang, hätten Marx und Engels in ihren Diskussionen über die werttheoretischen und methodologischen Grundlagen der >neuen Wissenschaft< fortgesetzt aneinander vorbeiargumentiert. Ein solcher Dissens ließe sich nun in der Tat »kaum erklären«. Die beiden Begründer des >wissenschaft-

lichen Sozialismus< sollen niemals bemerkt haben, daß sie in ihren Diskussionen über die Grundbegriffe dieses Systems zwar dieselben Worte gebraucht, doch in jeweils anderen Kategorien gedacht haben? Es versteht sich, daß der Redeweise vom >wissenschaftlichen Sozialismus< auch nicht ein Funken Sinn innewohnen kann, wenn man in der beschriebenen Weise einen Dissens zwischen seinen Begründern unterstellt.

Die dritte Konsequenz der neoorthodoxen Grundannahmen rückt sogar die Ausbreitung des >wissenschaftlichen Sozialismus< in den Raum des Absurden und Grotesken: spätestens von 1894 an, dem Erscheinungsjahr des mit dem Engelsschen Vorwort versehenen dritten Bandes des *Kapital,* bis in die Mitte der sechziger Jahre hinein, also mindestens siebzig Jahre lang, hätten die prominenten Vertreter des >wissenschaftlichen Sozialismus< grundfalsche Behauptungen über dessen Methode und Grundbegriffe ausgestreut. Nicht bloß Marx und Engels, sondern auch die prominenten Interpreten des Marxismus sollen den Dissens über Methode und Grundbegriffe in einer >kaum erklärbaren< Weise niemals bemerkt haben.

Die vierte Konsequenz der neoorthodoxen Grundannahmen ist nicht minder kurios: wäre der *Rohentwurf* aufgrund unglücklicher Zufälle verlorengegangen, so wären selbst die >logischen< Interpreten genötigt, immer noch grundfalsche Behauptungen über die >dialektische Entwicklungsmethode< des *Kapital* zu verbreiten. Sie weichen allerdings der Frage aus, warum denn Marx die >Entwicklungsmethode< des *Rohentwurf* nicht auch im *Kapital* angewandt hat. Lediglich aufgrund eines >kaum erklärbaren< pädagogischen Mißgeschicks? Hätte Marx den *Rohentwurf* statt des *Kapital* veröffentlicht, wären jedenfalls all diese wunderlichen Dinge nicht passiert. Insofern müßte man darauf bestehen, Marx und nicht Engels die Fragwürdigkeiten des Vulgärmarxismus anzukreiden.

Die Widersprüche der neoorthodoxen Richtung sind ebenso leicht zu durchschauen wie die historizistischen »Fabeleien« und Ungereimtheiten der älteren Orthodoxie. Man hat sich daher vor allem immer wieder über jene gedankenlose Selbstverständlichkeit zu wundern, mit der gestern die Texte >logisch-historisch< und mit der sie heute in entgegengesetzter Manier, nämlich >logisch< gelesen werden. In beiden Fällen handelt es sich freilich um dieselbe Autoritätsgläubigkeit und

kritiklose Aneignungsbereitschaft jeweils herrschender Rezeptionsformen. Daß mit der in Mode gekommenen >logischen< Interpretation jedoch ein Bruch mit einer mehr als siebzigjährigen Wirkungsgeschichte und Lehrtradition der Arbeiterbewegung vollzogen worden ist und damit in gewisser Weise einige Argumente der älteren Marx-Kritik bestätigt worden sind, wird heute kaum noch wahrgenommen. Die Anhänger der >logischen< Interpretation können sich allen Ernstes einbilden, sie hätten lediglich Marx und nichts als Marx gelesen und das *Kapital* bloß intensiver studiert und daher besser verstanden als die Angehörigen der vergangenen Generationen. Hundert Jahre lang wurde das *Kapital* falsch gelesen, es sei nun die Zeit gekommen, das *Kapital* sukzessive besser und endlich einmal richtig verstehen zu können.[38] Hier ist denn auch der Punkt, wo die neue Orthodoxie in einen neuen, diesmal freilich bloß noch kuriosen Dogmatismus umgeschlagen ist.

Daß die Marxsche Ökonomiekritik hundert Jahre lang falsch gelesen wurde, ist bekanntlich auch die Auffassung von Althusser. Im Unterschied zur neoorthodoxen Richtung weiß aber Althusser, daß sich eine solche Auffassung sinnvollerweise nur dann vertreten läßt, wenn zugleich gewisse Zweideutigkeiten und Unklarheiten in den Marxschen Texten hervorgehoben werden. Weil er die Genesis und die Konsequenzen seiner Interpretation sehr klar reflektiert, kann Althusser sich und anderen auch nicht mehr die Illusion vorspiegeln, daß mit der Zerstörung des traditionellen Marxismus die Rückkehr zur neuen heilen Welt eines >wissenschaftlichen Sozialismus< offengeblieben sei. Er erkennt, daß sich eine >neue< *Kapital-Lektüre* bloß noch als eine kritische und >revisionistische<, nicht mehr als eine zugleich >orthodoxe< realisieren läßt.

Der unkritischen Überschätzung des *Rohentwurfs* durch die jüngere Orthodoxie korreliert die Tendenz der älteren, die Bedeutung des *Rohentwurfs* herunterzuspielen und im Unbestimmten zu lassen. Es ist zwar richtig, daß der »notwendig probierende, teilweise aphoristische Charakter« zu berücksichtigen sei. Bloß noch blanke Wut und die Unfähigkeit, der von der >logischen< Interpretation begonnenen Ablösung des traditionellen Marxismus argumentativ begegnen zu können, spricht freilich aus dem folgenden Zitat: »Wer mit *Grundriß*-Zitaten unter Ausnutzung ihrer sprachlichen Kraft wie mit >absoluten< Aussagen operiert, der erzeugt bei sich selbst Verworrenheit und bei anderen

Verwirrung.«[39] Als ob nicht gerade die ältere Orthodoxie mit gewissen Marx-Zitaten »wie mit >absoluten< Aussagen operiert« und selbst noch im Jahre 1977 wie seit eh und je schon eine Diskussion >absoluter< Aussagen als »antimaterialistische Offensive« zu denunzieren sucht, in welcher »die idealistische bürgerliche Ideologie verdeckt oder offen konterrevolutionär in der Vermummung innermarxistischer Kontroversen auftritt«.[40]

Die Notwendigkeit einer Relativierung >absoluter< Aussagen konfrontiert die marxistisch-leninistische Orthodoxie u. a. mit folgenden Problemen:

1. Bestimmte >Verwirrung< stiftende Aussagen des *Rohentwurfs,* die in den >logischen< Interpretationen eine zentrale Bedeutung besitzen, kehren auch im *Kapital* wieder, so vor allem an einer Stelle des vierten Kapitels. Es taucht daher die Frage auf, nach welchen Kriterien die Grenze zwischen klaren und >Verwirrung< stiftenden Begriffen zu ziehen ist. Man wird also darüber diskutieren müssen, ob solche Begriffe wie »übergreifendes Subjekt«, »prozessierende, sich selbst bewegende Substanz«, »vermittelnde Bewegung«, »Verdopplung« (23/169) als Relikte jener Sätze zu behandeln sind, die einen bloß >probierenden, teilweise aphoristischen Charakter< besitzen und daher eliminiert werden müssen oder ob sie sich mittels der logisch-historischen »Methode* und durch »Einsatz philosophischer Kategorien«[41] aus dem Instrumentarium der marxistisch-leninistischen Philosophie präzisieren und begründen lassen. Es interessiert hier allein die Frage, ob der Dialektische Materialismus als Komplementärphilosophie zur Politischen Ökonomie zu fungieren vermag, und durchaus nicht die metaphysische >Grundfrage<, ob der Geist aus der Materie abzuleiten sei oder umgekehrt; Weltanschauliches aller Art kann hier nicht weiterhelfen.

2. Die Vertreter der logisch-historischen Methode haben offenkundig ganz vergessen, daß nicht bloß über die *interpretatorische* Stimmigkeit der Theorie der einfachen Warenproduktion zu entscheiden ist, sondern vor allem über ihre *historische.* Einige wichtige ethnologische Untersuchungen weisen nämlich daraufhin, daß diese Theorie gar nichts anderes darstellt als eine Summierung haltloser wirtschaftshistorischer Spekulationen. Die Vertreter der marxistisch-leninistischen Theorie sind daher aufzufordern, die logisch-historische Entwicklung ökonomischer Kategorien und Formationen endlich einmal am historischen

Material zu verifizieren. Über >Historisches< sollte nicht immer bloß geredet, >Historisches< müßte endlich einmal erforscht werden; viele Streitigkeiten über >Historisches<und>Logisches<würden sich dann als rein scholastische entpuppen. Wollen die Anhänger der älteren Orthodoxie mit den einschlägigen Texten von Engels und Marx nicht gleichfalls wie mit >absoluten< Aussagen operieren, so müssen sie von dem Ergebnis dieser Überprüfung abhängig machen, ob diese >Methode< weiterhin verteidigt werden kann oder aber revidiert, bzw. ganz verworfen werden muß.

Wenn etwa Wolfgang Fritz Haug, der, gemessen am Standard der älteren Orthodoxie, um eine recht differenzierte Kommentierung des ersten Kapitels des *Kapital* bemüht ist, »Historisches* interpretiert, so hat er bewußt oder unbewußt den Eindruck zu erzeugen, als läge seiner Interpretation eine tiefgründige logisch-historische Analyse der »wirklichen Geschichte« zugrunde. »Der Fortgang der Darstellung verläuft deswegen über die Analyse und Entwicklung der Wertform, weil auch die wirkliche Geschichte über die Entwicklung der Wertform weitergegangen ist. Es war nicht unmittelbar eine vom Arbeitsprozeß ausgehende Dynamik, die die Geschichte vorangetrieben hat, (...) verselbständigt trat der Wert als ungeheuere Energien entfesselnde Macht in die Geschichte ein, mit all den Folgen, die es hatte, daß der Wert sich verdoppelte in Ware und Geld.«[42]

Jeder Ethnologe und Wirtschaftshistoriker muß sich natürlich verwundert fragen, wie Haug denn sein Wissen zu gewinnen vermochte. Aus der Tatsache, daß er nicht einmal den Zeitpunkt mitteilt, an dem der Wert seine »ungeheuere Energien entfesselnde Macht« in Bewegung gesetzt und das Geld erzeugt haben soll, wird man schließen dürfen, daß Haug an einer Überprüfung seiner Hypothese nicht sonderlich interessiert sein kann. Wilhelm Gerloff gibt hierzu folgende Auskunft: »der Zeitpunkt der Entstehung des Geldes kann (...) unmöglich näher bestimmt werden. Will man dennoch einen Zeitraum angeben, so muß angenommen werden, daß es spätestens gegen Ende der Jungsteinzeit gewesen ist. (...) Ausgrabungen (...) sind in diesem Sinn gedeutet worden.«[43]

Gerloff vertritt nun freilich gänzlich andere Vorstellungen über die Entstehung des Geldes als Haug, doch wird man sicher auch den Auffassungen von Gerloff widersprechen können, einfach deshalb, »weil es

kaum jemals möglich wäre, die Tatsachen auch nur festzustellen, auf deren Grundlage sich ein sicheres Urteil darüber aufbauen läßt, wie es mit Tausch und Preis urtümlich wirklich vor sich ging. Darüber lassen sich wohl immer nur Hypothesen bilden, mit dem Anhalt an geschichtliche, vorgeschichtliche, völkerkundliche Tatsachen.« Gottl-Ottlilienfelds Untersuchung über die Entstehung des Geldes beansprucht daher nur, »eine *reine >Arbeitshypothese< der nationalökonomischen Theorie* zu sein! Eine bloße Ausmalung also, wie der Tausch, und wie die Wirtschaftliche Dimension entstanden sein *könnte* (...). Es kommt hier überhaupt nur darauf an, daß sich diese Ausmalung möglichst *frei von inneren Widersprüchen* erhält, also von dichterischer Wahrheit bleibt.«[44]

Es sollen logisch widerspruchsfreie Hypothesen mit einem Anhalt an ethnologische Tatsachen gebildet werden. Gottl-Ottlilienfeld kann nun den m. E. kaum anfechtbaren Nachweis führen, daß die traditionellen Vorstellungen über die Entstehung des Geldes nicht frei von inneren Widersprüchen sind und schon aus formallogischen Gründen verworfen werden müssen. Wilhelm Gerloff und Marcel Mauss kommen unabhängig und auch ganz in Unkenntnis der Überlegungen Gottl-Ottlilienfelds aufgrund von ethnologischen und archäologischen Fakten zu denselben Hypothesen über die Entstehung des Geldes. Gemessen an diesen und anderen Arbeiten, etwa an den Untersuchungen von Max Weber und Richard Thurnwald, erweisen sich die Resultate der *>logisch-historischen<* Methode Haugs weder als *logisch* widerspruchsfrei noch als *historisch* stichhaltig. Die von ihm behauptete »Dynamik« gegen Ende der Jungsteinzeit wird in keiner der mir bekannten Untersuchungen über die Entstehung des Geldes bestätigt. Was hat es dann aber mit der Solidität der >logisch-historischen< Methode auf sich? Hat Haug sich fahrlässigerweise bloß gewissen >Klassiker<-Zitaten anvertraut, mit denen er »wie mit >absoluten< Aussagen operiert«, und trägt er damit eine weder *logisch* noch *historisch* stichhaltige Beurteilung des *Kapital* vor? Wie dem auch sei, apodiktische Aussagen können hier auf keinen Fall weiterführen. Es lassen sich einige Hypothesen formulieren mit einem mehr oder weniger hohen Grad an Plausibilität, aber das ist auch alles.

3. Es geht nicht allein um das Problem, daß die Vertreter der >logisch-historischen< Methode bislang bloß Ammenmärchen über die Wertformen der älteren Steinzeit erzählt haben, die man gewöhnlich

für die Zeit von 7000 bis 3000 v. Chr. ansetzt, und wo »ein gewisser Handel nachweisbar ist«;[45] es geht vor allem darum, ob eine wirtschaftshistorisch abgesicherte >logisch-historische< Analyse überhaupt tauglich ist, die selbstgestellte Aufgabe zu lösen, gewisse >Geldrätsel< zum Verschwinden zu bringen. Diese Frage ist m. W nicht ein einziges Mal auch nur gestellt worden. Dieses Versäumnis hat seinen Grund nicht allein in der naiven Textgläubigkeit orthodoxer Interpreten und der von Holzkamp durchaus richtig gesehenen Tendenz, »den >Text< an Stelle der Wirklichkeit zu setzen«.[46] Die Vertreter der »logisch-historischen< Methode ignorieren nämlich regelmäßig - man möchte schon meinen: in systematischer Absicht - jene Textstellen, die sehr präzise über die Zielsetzung der Wertformanalyse unterrichten. Marx geht es nicht wie seinen >logisch-historischen< Interpreten um die Lösung *irgendwelcher* »Geldrätsel«, sondern um sehr genau bestimmte Aporien der traditionellen Geldtheorie. Macht man sich mit diesen Textstellen und damit zugleich mit der Zielsetzung der Wertformanalyse vertraut, so beantwortet sich die Frage, ob die >logisch-historische< Methode überhaupt tauglich ist, die >Wertform< und ihre Aporien zu untersuchen, von selbst.

Da sich unter den Verfassern der >logisch-historisch< aufgebauten Lehrbücher auch Fachökonomen befinden, wird man die prinzipiellen Fehler solcher Kommentare allerdings nicht mangelndem ökonomischen Fachwissen einiger >logisch-historisch< orientierter Interpreten zuschreiben können. Nehmen wir als Beispiel wieder die umfangreiche Untersuchung von Wolfgang Fritz Haug. Ihm geht es darum, die »Schwierigkeiten der *Analyse der Wertform* exemplarisch zu untersuchen, (...) den Stier bei den Hörnern zu packen, also gerade die schwierigsten Fragen anzugehen«.[47] Die Analyse der Wertform ist die Genesis der Geldform. »Nur über die Genesis der Geldform ist wiederum das >Wesen< des Geldes zu begreifen. Und nur, wenn man das Wesen des Geldes begriffen hat«,[48] kann man die Kapitalform begreifen.

Wenn man sich eine solche anspruchsvolle Aufgabe stellt, wäre allerlei zu berichten - beispielsweise, daß trotz der Marxschen Wesensanalyse des Geldes die marxistischen Ökonomen sich nicht über das Wesen des Geldes zu einigen vermögen. Die Frage nach dem Wesen »des« Geldes war für Marx selbstverständlich die Frage nach dem Verhältnis der verschiedenen Umlaufmittel zueinander, die alle >Geld< ge-

nannt werden. So ging es u. a. um die Frage, ob eine Banknote oder ein Scheck bzw. eine andere Anweisung auf ein Bankguthaben >Geld< ist. Die Frage nach dem >Wesen< des Geldes ist also u. a. die Frage nach dem Verhältnis von Geld und Kredit. Die Frage nach dem >Wesen< des Geldes ist z. B. die Frage nach dem Verhältnis von internationalen Zahlungsmitteln und Preisniveau. All diese Fragen haben wiederum sehr viel zu tun mit der Frage nach dem Verhältnis von >realen< und >monetären< Ursachen von Wirtschaftskrisen. Wenn Marx sich mit der Analyse der Wertform beschäftigt, hat er also nicht irgendwelche Geldrätsel im Sinn, sondern materiale Probleme der Geldtheorie: »Man findet daher bei Ökonomen, welche über das Maß der Wertgröße durch Arbeitszeit durchaus übereinstimmen, die kunterbuntesten und widersprechendsten Vorstellungen von Geld (...). Dies tritt schlagend hervor z. B. bei der Behandlung des Bankwesens, wo mit den gemeinplätzlichen Definitionen des Geldes nicht mehr ausgereicht wird.« (23/95 Fn.)

Jene Ökonomen, die über eine prämonetär konzipierte und deshalb geldtheoretisch indifferente Werttheorie übereinstimmen, sind durchweg Ricardianer. Sie gehören allerdings verschiedenen geldtheoretischen Schulen an, der Currency- und der Banking-Schule, und verbinden also dieselbe Werttheorie mit verschiedenen, konträren Geldtheorien. Die Marxsche Kritik will diese Widersprüche >erklären< durch eine Analyse der Wertform. Die >widersprechendsten Vorstellungen< von Geld innerhalb ein und derselben werttheoretischen Schule sollen überhaupt nur deshalb entstanden sein, weil der Begründer dieser Schule, D. Ricardo, »den Wert der Form nach gar nicht untersucht«. (26.2/169) »Er begreift daher nicht den Zusammenhang *dieser Arbeit* mit dem *Geld* (...). Daher seine falsche Geldtheorie.« (26.2/161) »Diese falsche Auffassung des Geldes beruht aber bei Ricardo darauf, daß er überhaupt nur die *quantitative Bestimmung* des Tauschwerts im Auge hat«. (26.2/504)[49]

Es sollte nachdenklich stimmen, daß weder in diesen Zitaten noch an irgendeiner anderen Stelle des Marxschen Werkes Ricardo, den Ricardianern oder den subjektivistischen Konzepten vorgeworfen wird, sie hätten die historische Genesis des Geldes nicht untersucht und daher eine falsche Geldtheorie entwickelt. Es ist mir auch rätselhaft, welche Wesenseinsicht Haug durch >logisch-historische< Konstruktionen

eigentlich gewonnen haben will. Was er vorträgt, ist in Wahrheit eben jener Typ einer prämonetären Werttheorie, der sich beliebig mit den »kunterbuntesten und widersprechendsten Vorstellungen von Geld« kombinieren läßt. Die geldtheoretische Indifferenz seiner Werttheorie äußert sich nicht zuletzt darin, daß er sich lediglich mit dem ersten Kapitel zu befassen braucht und das dritte Kapitel mitsamt allen geldtheoretisch relevanten Problemen den Ökonomen überlassen kann. Zwischen der Werttheorie des ersten Kapitels samt seiner von den ökonomischen Problemen bereinigten Wesensanalyse des Geldes und der Geldtheorie des dritten Kapitels läßt sich offenbar nicht mehr als der recht äußerliche Zusammenhang feststellen, daß beide Theorien aus mehr oder minder zufälligen Gründen in ein und demselben Buch, dem *Kapital,* veröffentlicht worden sind. Obwohl die »schwierigsten Fragen« angegangen und das »Wesen« des Geldes begriffen werden sollten, kann Haug schon im Anschluß an seine »logisch-historische< Analyse resümieren: »Es konnte die sozialistische und genetische Theorie des Geldes entwickelt werden.«[50]

Als Sozialist und Philosoph hat Marx offenbar die Geldtheorie des ersten Kapitels geschrieben, als Ökonom, speziell als Geld- und Kredittheoretiker, die Geldtheorie des dritten Kapitels und die Kredittheorie des dritten Bandes - Haug braucht sich daher lediglich mit der »sozialistischen« und >philosophischen< Geldtheorie des ersten Kapitels zu beschäftigen.

Es ist richtig, daß mit der Wertformanalyse des ersten Kapitels nicht nur die Lösung bestimmter Probleme der Geldtheorie angebahnt werden sollte. Gewisse Aspekte der Wertformproblematik besitzen einen anderen Charakter und wurden schon Jahrzehnte vor Marx in der nationalökonomischen und politischen Literatur kontrovers diskutiert. Die Eigentümlichkeit der Marxschen Wertformanalyse ist vor allem darauf zurückzuführen, daß Marx sich mit diesen Kontroversen und den vorgefundenen Ansätzen einer Formanalyse auseinanderzusetzen hatte. Es handelt sich hierbei in erster Linie um den Vorläufer der subjektiven Werttheorie, Samuel Bailey, der »sich mit der Analyse der Wertform beschäftigt« (23/64 Fn.) hatte und »wunde Flecken der Ricardoschen« (23/77 Fn.) Werttheorie sondieren konnte, wobei die Ricardianer nur »grob, aber nicht schlagend« (23/98 Fn.) zu antworten vermochten. Nicht bloß die »logisch-historischen« Interpreten, sondern

auch wirtschaftwissenschaftliche Autoren ignorieren fortgesetzt,[51] daß sich Marx sehr intensiv mit der Ricardo-Kritik Baileys beschäftigt hatte Die Differenz zwischen der Marxschen und der ricardianischen Werttheorie wird u. a. deshalb nicht gesehen, weil die in den *Theorien über den Mehrwert* vorgetragene Metakritik Baileys so gut wie unbekannt geblieben ist. Es wird daher auch ausnahmslos übersehen, daß der Aufbau schon der ersten werttheoretischen Argumentation, also die Darstellung und Analyse des Tauschwerts auf der dritten Seite des ersten Kapitels, unmittelbar an den erstmals von Bailey entwickelten Problemstellungen orientiert ist. In populärer Redeweise könnte man sagen, daß die Marxsche Werttheorie als >Synthesis< von Ricardo und Bailey zu begreifen ist, als die metakritische >Aufhebung< der werttheoretischen >Antithesis< Baileys.

Einem >logisch-historischen< Verständnis der Werttheorie ist dieser Problemhintergrund prinzipiell unzugänglich. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn Haug diesen zweiten Aspekt der Wertformanalyse ebensowenig wahrnimmt wie den geldtheoretischen. Wie alle anderen Vertreter der älteren Orthodoxie ist er lediglich am dritten Aspekt der Wertformanalyse interessiert: »Die Form des Werts aufmerksam untersuchen heißt, sie als Reflex einer historisch (...) besonderen Gesellschaftsform zu begreifen. Die Wertformen (...) werden als besonderen Verhältnissen entsprungen und in bestimmter Weise sich entwickelnd aufgefaßt. Mit der Form wird die Gesellschaftsform historisiert. Das Entwicklungsgesetz der Form wird zu dem der Gesellschaftsform, deren transitorische Natur dadurch erfaßt werden kann. *Kritik* heißt hier also auch, den historischen Charakter einer Gesellschaftsform aufweisen«.[52]

Haug, als konsequenter Vertreter der >logisch-historischen< Methode, verbindet wieder einmal die Wertformanalyse mit dem ökonomischen Studium der »präadamitischen Zeiten«. (13/44) Marx habe die prämonetären Wertformen als aus den »besonderen Verhältnissen« der älteren Steinzeit »entsprungen« aufgefaßt und ihre weitere Entwicklung bis zur jüngeren Steinzeit verfolgt. Marx soll diese Formen gar als *»Reflex«* dieser steinzeitlichen Gesellschaftsformen begriffen haben - eine Behauptung, die ob ihrer erkenntnistheoretischen Problematik sicherlich nicht die Zustimmung anderer Vertreter der >logisch-historischen< Methode[55] finden dürfte. Wenn diese Formulierungen besagen sollten,

Marx habe aufgrund >logisch-historischer< Studien den >transitorischen< Charakter der Preis- und Geldform erkannt bzw. behauptet, so wären sie schlicht als unsinnig zu charakterisieren.

Die marxistisch-leninistischen Aussagen über die Historizität der Wertform zeichnen sich generell durch einen hohen Grad an Ungenauigkeit und in gewisser Weise sogar durch Unredlichkeit oder jedenfalls Unwissenheit aus. Im Unterschied zu den sowjetischen Arbeiten der zwanziger Jahre und selbst noch der Nachkriegszeit verschweigen die jüngeren Lehrbücher durchweg den ökonomischen und politischen Sinn des Marxschen Postulats, daß durch die Wertform des Arbeitsprodukts die bürgerliche Produktionsweise »als eine besondere Art gesellschaftlicher Produktion und damit zugleich historische charakterisiert wird«. (23/95 Fn.) Die heutigen marxistisch-leninistischen Abhandlungen über die Politische Ökonomie des Kapitalismus verschweigen ausnahmslos, daß nicht bloß die Mehrwertproduktion, sondern die Wertproduktion überhaupt »historisch charakterisiert« werden sollte - der Begriff einer >sozialistischen Warenproduktion< ist von der Position der Marxschen Wertformanalyse her gesehen ein Unbegriff. Die >Historisierung< der Wertform besteht für Marx ebensowenig darin, daß in einer kommunistischen Gesellschaft statt der Leistung die Bedürfnisse über die Verteilung des Sozialprodukts entscheiden werden. Die Lehre von der >transitorischen Natur< der Wertform stammt auch gar nicht von Marx und läßt sich daher auch nicht als Resultat >logisch-historischer< Studien begreifen. Diese Lehre stammt vielmehr von den linken Ricardianern und enthält zunächst einmal nichts anderes als die Forderung, die gesellschaftliche Arbeit nicht mehr in Geldeinheiten, sondern in Arbeitszeiteinheiten zu berechnen. Die linken Ricardianer fragten: »Da die Arbeitszeit das immanente Maß der Werte ist, warum neben ihr ein anderes äußerliches Maß?« (13/67) Es wird zwar noch nicht die Frage gestellt, »warum dieser Inhalt jene Form annimmt, warum sich also die Arbeit im Wert (...) darstellt«, aber die Form wird bereits mehr oder weniger vage vom Inhalt unterschieden. Sie gilt schon nicht mehr als eine »selbstverständliche Naturnotwendigkeit« (23/95 f.), als »ewige Naturform gesellschaftlicher Produktion«. (23/95 Fn.) Es kann also keine Rede davon sein, daß die kapitalistische mit vorkapitalistischen Produktionsweisen verglichen werden mußte, um die Wertform als eine aufhebbare und damit als eine histo-

tische behaupten zu können. Marx wollte lediglich zeigen, warum in einer Konkurrenzgesellschaft die Arbeit notwendig in dieser mysteriösen Form ausgedrückt werden muß. Er wollte weiterhin vor allem den »Formgehalt« oder den »Forminhalt« (II.5/32 Fn.) untersuchen, den die linken Ricardianer bloß negativ und tautologisch vom Inhalt zu unterscheiden wußten. Diese Untersuchung hat nun zwar sehr viel mit den in der Bailey-Kontroverse und den geldtheoretischen Kontroversen diskutierten Problemen zu tun, aber durchaus nichts mit obskuren Überlegungen über die steinzeitliche Herausbildung der Geldform.

Aus dem Lager der linksricardianischen >Stundenzettler< stammt eine große Zahl von kritischen Reflexionen zur englischen Wirtschaftstheorie, die Engels 1843/44 dazu anregten, die *Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie* zu skizzieren. Diese Schrift, die Marx noch 1859 als eine »Kritik der ökonomischen Kategorien« (13/10) charakterisierte, enthält auch die Vorstellung, daß sich die Wertrechnung durch eine Arbeitszeitrechnung ersetzen lasse. Sie ergibt sich mit logischer Notwendigkeit aus dem Programm einer mit *logischen* Mitteln, nicht aber mit Mitteln einer »logisch-*historischem* Methode zu vollziehenden Kritik ökonomischer Kategorien. Mit der Aufhebung des Privateigentums falle auch die »unnatürliche Trennung« zwischen der A'beit und dem Produkt der Arbeit, das ihr unter kapitalistischen Verhältnissen als Lohn gegenüberstehe: »Heben wir das Privateigentum auf, so fällt auch diese unnatürliche Trennung, die Arbeit ist ihr eigner Lohn, und die wahre Bedeutung des früher veräußerten Arbeitslohnes kommt an den Tag: die Bedeutung der Arbeit für die Bestimmung der Produktionskosten einer Sache.« (1/512)

Im *Anti-Dühring* stellt Engels die Konsequenzen der kritischen Reflexion des Verhältnisses von Substanz und Form des Werts noch einmal ausführlich dar: »Sobald die Gesellschaft sich in den Besitz der Produktionsmittel setzt (...), wird die Arbeit eines jeden (...) von vornherein und direkt gesellschaftliche Arbeit. Die in einem Produkt steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit braucht dann nicht erst auf einem Umweg festgestellt zu werden (...). Die Gesellschaft kann einfach berechnen, wieviel Arbeitsstunden in einer Dampfmaschine, einem Hektoliter Weizen (...) stecken. Es kann ihr also nicht einfallen, die in den Produkten niedergelegten Arbeitsquanta (...) in einem dritten Pro-

dukt auszudrücken und nicht in ihrem natürlichen, adäquaten, absoluten Maß, der *Zeit.* (...) Die Gesellschaft schreibt also unter obigen Voraussetzungen den Produkten auch keine Werte zu. Sie wird die einfache Tatsache, daß die hundert Quadratmeter Tuch meinetwegen tausend Arbeitsstunden zu ihrer Produktion erfordert haben, nicht in der schielenden und sinnlosen Weise ausdrücken, sie seien tausend Arbeitsstunden *wert.* (...) Die Nutzeffekte der verschiednen Gebrauchsgegenstände, abgewogen untereinander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nötigen Arbeitsmengen, werden den Plan schließlich bestimmen. Die Leute machen alles sehr einfach ab ohne Dazwischenkunft des vielberühmten >Werts<. (...) Die kapitalistische Produktionsform abschaffen wollen durch Herstellung des »wahren Werts<, heißt daher (...) eine Gesellschaft (...) herstellen durch konsequente Durchführung einer ökonomischen Kategorie, die der umfassendste Ausdruck der Knechtung der Produzenten durch ihr eignes Produkt ist.« (20/288 f.)

In einer Randnote vermerkt Engels ausdrücklich die Kontinuität seiner Auffassungen und ihr Verhältnis zum Marxschen *Kapital:* »Daß obige Abwägung von Nutzeffekt und Arbeitsaufwand bei der Entscheidung über die Produktion alles ist, was in einer kommunistischen Gesellschaft vom Wertbegriff der politischen Ökonomie übrigbleibt, habe ich schon 1844 ausgesprochen.« Und nun folgt die bemerkenswerteste Feststellung: »Die wissenschaftliche Begründung dieses Satzes ist aber, wie man sieht, erst durch Marx' *Kapital* möglich geworden.« (20/288 f. Fn.)

Diese Randnote enthält zweifellos den wichtigsten Kommentar zu einem bestimmten Aspekt der Marxschen Wertformanalyse. Da diese Randnote so gut wie unbekannt geblieben ist, scheint es mir angebracht, ihre Bedeutung für jedermann klar und verständlich zu wiederholen:

1. Der historische Charakter der Wertform soll darin bestehen, daß in einer »kommunistischen Gesellschaft« die Arbeitsquanta nicht mehr in einem »dritten Produkt« ausgedrückt werden, sondern in ihrem »natürlichen Maß«, der Zeit. Die Wertrechnung könne durch eine Arbeitszeitrechnung ersetzt werden.

2. Die Feststellung der transitorischen Natur der Wertrechnung und damit der historischen Formbestimmtheit der Arbeit und des

Arbeitsprodukts stammt, entgegen einem weitverbreiteten Vorurteil, nicht von Marx.

3. Diese Feststellung habe jedoch in der Marxschen Wertformanalyse ihre »wissenschaftliche Begründung« erfahren.

Die Substituierung der Wertrechnung durch eine Arbeitszeitrechnung ist nur die Kehrseite einer Substituierung von Geld durch Arbeitszertifikate oder >Stundenzettek In einer genossenschaftlich organisierten Produktion, also »im Verkehr zwischen der Kommune und ihren Mitgliedern *ist* das Geld gar kein Geld (...). Es dient als reines Arbeitszertifikat, es konstatiert, um mit Marx zu reden, >nur den individuellen Anteil des Produzenten an der Gemeinarbeit und seinen individuellen Anspruch (...)<, und ist in dieser Funktion »ebensowenig >Geld< wie etwa eine Theatermarke<. Es kann hiermit durch jedes beliebige Zeichen ersetzt werden (...). Kurz, es fungiert im Verkehr der Wirtschaftskommune mit ihren Mitgliedern einfach als das Owensche >Arbeitsstundengeld<«. (20/282)

Gleichartige Überlegungen und ähnliche Formulierungen lassen sich auch im Marxschen Werk nachweisen. »Wo die Arbeit gemeinschaftlich ist, stellen sich die Verhältnisse der Menschen in ihrer gesellschaftlichen Produktion nicht als >values< of >things< dar.« (26.3/127) »Innerhalb der genossenschaftlichen, auf Gemeingut an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaft tauschen die Produzenten ihre Produkte nicht aus; ebensowenig erscheint hier die auf Produkte verwandte Arbeit *als Wert* dieser Produkte, als eine von ihnen besessene sachliche Eigenschaft, da jetzt, im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft, die individuellen Arbeiten nicht mehr auf einem Umweg, sondern unmittelbar als Bestandteile der Gesamtarbeit existieren.« (19/19 f.) In der >gemeinschaftlichen< Produktion ist das, »was er mit seiner Arbeit gekauft hat, nicht ein bestimmtes besondres Produkt, sondern ein bestimmter Anteil an der gemeinschaftlichen Produktion. Er hat darum auch kein besondres Produkt auszutauschen. Sein Produkt ist *kein Tauschwert.«* (42/104) Umgekehrt: »Die Arbeit auf Grundlage der Tauschwerte setzt eben voraus, daß weder die Arbeit des einzelnen noch sein Produkt *unmittelbar* allgemein ist«. (42/105)

Solche Aussagen stützen sich nicht auf die Beschreibung einer vorhandenen »gemeinschaftlichen Produktion«. Sie beruhen auch nicht auf einem >logisch-historischen< Studium der Entwicklungsgesetze ar-

chaischer Produktionsformen. Es handelt sich um Vorstellungen über die zukünftige Organisation der Arbeit, doch werden sie weder als wirtschaftspolitische Empfehlungen noch als Hypothesen formuliert. Sie besitzen vielmehr einen apodiktischen Charakter. Es liegt also auf der Hand, daß sie nur als Resultat einer >logischen< Analyse der in der bürgerlichen Gesellschaft geltenden Kategorien gewonnen werden konnten. Die Logik oder Unlogik dieser hier nur partiell dargestellten Argumentation ist nun nichts anderes als die Logik oder Unlogik der Wertformanalyse. In Parenthese sei vermerkt, daß ihre Aussagen weitgehend mit der Lehre vom »Fetischcharakter der Ware« identisch sind.

Es muß freilich zu denken geben, daß Marx in den verschiedenen Bearbeitungen Form und Inhalt seiner Argumentation erheblich modifiziert hat. *Rohentwurf* und *Kritik* enthalten eine »logische« Begründung der Lehre von der transitorischen Natur der Wertform. Sie belegen, daß Marx versucht hatte, die ihm von Engels mitgeteilte Doktrin über die Arbeitszeitrechnung logisch, nicht aber logisch-historisch zu begründen. Es ist nun aber kaum zu leugnen, daß in der zweiten Auflage des *Kapital* der Eindruck entstehen kann, als sei die Lehre von der Historizität der Wertform auf logisch-historischem Wege gewonnen worden. Eine genaue Textanalyse könnte indes zeigen, daß die zentrale Aussage dieser Lehre - »Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten treten einander als Waren gegenüber.« (23/57) - als eine dogmatische Versicherung eingeführt worden ist. Es ist daher wohl kein Zufall, daß diese Aussage, die als Realdefinition begriffen werden sollte, häufig als bloße Nominaldefinition verstanden worden ist.

Wer die in diesen Zusammenhang eingefügten »logisch-historischen« Exkurse als Begründung der Engels-Marxschen These zuläßt, müßte sich überdies zu der Konsequenz durchringen, daß Marx zwar nicht im *Kapital,* wohl aber in der *Kritik* die Lehre von der Historizität der Wertform als eine dogmatische Versicherung vorgetragen hat. Dort findet sich nicht die Spur eines Versuchs, »logisch-historisch« zu argumentieren. Marx trägt eine non-historizistische, »logische« Begründung vor.

Marx hat diesen »logischen« Begründungsversuch der *Kritik* so beurteilt, »daß gleich in der einfachsten Form, der der Ware, der *spezifisch* gesellschaftliche, keineswegs *absolute* Charakter der bürgerlichen Produktion analysiert« worden sei. Es versteht sich, daß man diese These,

sofern sie nämlich als Resultat einer »logischen« Analyse entwickelt wurde, von der Position einer >logisch-historischen< Methode her nicht akzeptieren kann. Der transitorische Charakter der Wertform kann schließlich nicht in je entgegengesetzter Weise begründet werden: einmal >logisch< und dann ein zweites Mal >logisch-historisch<. Es ist offenkundig, daß die eine Begründung die andere ebenso ausschließt wie die >logische< Methode die >logisch-historische< und umgekehrt.

Die Frage nach dem logischen Status der Marxschen Wertformanalyse läßt sich übrigens nur dann einigermaßen sinnvoll diskutieren, wenn zugleich die wirtschaftspolitische Problematik ihrer Aussagen in Betracht gezogen wird. Hierbei geht es vor allem um die Frage, ob die Marx-Engelsschen Vorstellungen über die Substituierung der Wertrechnung durch eine Arbeitszeitrechnung durch die sowjetischen Erfahrungen >falsifiziert< worden sind oder nichts[4] Diese Problematik kann hier jedoch nicht erörtert werden; es soll hier lediglich auf gewisse Konsequenzen hingewiesen werden, die sich aus der sowjetmarxistischen Beurteilung der Marx-Engelsschen Vorstellungen über die Aufhebbarkeit der Wertform ergeben.

Die Marxsche Begründung des Engelsschen Theorems besteht bekanntlich in nichts anderem als dem Versuch, nicht bloß die Existenz, sondern vor allem das Wesen von Preis und Geld aus dem Gegensatz von privater und gesellschaftlicher Arbeit zu erklären. Im Manschen Sinne kann die Authebung dieses Gegensatzes nichts anderes bedeuten als das Verschwinden des Existenzgrundes von Preis und Geld. Oder: Die Fortexistenz von Preis und Geld ist gleichbedeutend mit dem Fortbestehen des Gegensatzes von privater und gesellschaftlicher Arbeit.

Nun wird die Organisation der sowjetischen Volkswirtschaft, die planwirtschaftliche Koordination von Einzelarbeiten, im allgemeinen so interpretiert, daß hier der »private« Charakter der Einzelarbeit aufgehoben worden ist. Wenn die Geldrechnung aber fortbesteht, dann stellt sich nicht bloß die Frage, in welchem Sinn man dennoch von einer Historizität der Wertform sprechen kann; angesichts der für die Marxsche Methodologie konstitutiven Bedeutung seiner Wertformanalyse steht auch nicht bloß die Marxsche Geldtheorie zur Diskussion, sondern weit darüber hinaus das Marxsche Verfahren der Begriffsbildung und Begründung selber.

In der sowjetischen Literatur versucht man in zweifacher Weise diese Problematik herunterzuspielen. Die Marx-Engelsschen Vorstellungen über eine Arbeitszeitrechnung werden als zeitbedingte Irrtümer dargestellt, die sich leicht durch eine entsprechende Korrektur der Marxschen Wertformanalyse beheben ließen. Diese »Modifikation des Wertgesetzes« genannte Korrektur offenbart freilich eine völlige Emsichtslosigkeit in die Struktur der Marxschen Grundbegriffe.[55] Weil der Lehre von der Arbeitszeitrechnung bloß eine akzidentelle Bedeutung zukommen soll, wird sie lediglich in den Lehrbüchern der Planökonomie diskutiert. In den die Marxsche Wertformentwicklung erläuternden Lehrbüchern über die Politische Ökonomie des Kapitalismus findet man hingegen nicht die Spur eines Hinweises darauf, daß die Marxschen Theoreme gewisser Korrekturen oder »Modifikationen« bedürfen. Die Beschäftigung mit »Modifikationen« wird den Planexperten überlassen.

Man gewinnt den Eindruck, daß insbesondere die Nichtökonomen mit dieser Problematik keineswegs vertraut sind. Jedenfalls ist die groteske Situation entstanden, daß ein methodologisch hochwichtiges Problem in den von philosophischen Autoren verfaßten umfangreichen Arbeiten über die Methode des *Kapital* keiner Erwähnung wert befunden wird. In Westdeutschland kann sogar eine Diskussion über >Logisches< und >Historisches< geführt werden, obwohl den Beteiligten die >wirtschattspolitische< Bedeutung des >Historischen< offenkundig unbekannt geblieben ist. Wenn die sowjetischen Ökonomen nun einmal glauben, aut einem »Auseinandernehmen«[56] und Revidieren der Marxschen Wertformanalyse insistieren zu müssen, so ist ihnen nicht bloß anzuraten, diese Revisionen systematisch sowie mit der erforderlichen Umsicht und Exaktheit zu betreiben; sie sollten derartige Dinge vor allem nicht klammheimlich, sondern laut und vernehmlich tun; andernfalls steht zu befürchten, daß ihre Kollegen von der »philosophischen Front«, und gerade auch die westdeutschen, weiterhin vornehmlich damit beschäftigt sind, das »Auseinandernehmen« und Revidieren der Marxschen Theorie durch die Frankfurter »Konterrevolution« zu entlarven und somit weder wirtschaftstheoretische Aufklärung noch Gelegenheit finden, an den legitimen, weil durch die Erfordernisse des »realen Sozialismus« bedingten Revisionen eines »zentralen Ableitungszusammenhanges der >Kritik< überhaupt«[57] mitarbeiten zu können.

Wenn Marx einen Existenzgrund für die Institution »Geld« entwikkelt hat, den Gegensatz von privater und gesellschaftlicher Arbeit, und nach der zumindest formellen Authebung dieses Grundes Geld auch weiterhin existiert, so sind zweifellos gewisse Korrekturen der Marxschen Theorie unumgänglich. Es kann lediglich über das Ausmaß und über die Konsequenzen dieser Korrekturen gestritten werden. Dabei steht folgende Aternative zur Diskussion: man kann mit den sowjetischen Ökonomen die Marxsche Wertformanalyse so »auseinandernehmen« und kritisieren, daß man zwischen notwendigen und hinreichenden Bedingungen für die Existenz der Wert- und Geldrechnung unterscheidet: Marx habe nur notwendige, nicht aber hinreichende Bedingungen beschrieben. Man kann aber auch mit den marxistischen Gegnern der sowjetmarxistischen Ökonomie die Behauptung kritisieren, daß in den osteuropäischen Ländern der Gegensatz von privater und gesellschaftlicher Arbeit aufgehoben worden sei. Doch selbst dann wird man die Marxschen Begriffe nicht kritiklos akzeptieren können. Der Begriff »private Arbeit< müßte vielmehr so präzisiert oder modifiziert werden, daß sich unter ihn auch noch die individuellen Arbeiten nichtgenossenschaftlich organisierter Planwirtschaften subsumieren lassen. Man könnte so argumentieren, daß der Vermittlungsmechanismus von individueller und gesellschaftlicher Arbeit nur unter der Voraussetzung gewisser moralischer und politischer Institutionen zu funktionieren vermag. Die Arbeit bliebe so lange noch »private, als aus Gründen sozialer und politischer Gleichgültigkeit oder gar passiven politischen Widerstandes den Planbehörden falsche oder unvollständige Informationen über die Größe und den Nutzeffekt der individuellen Arbeiten zugeleitet werden.

Es wären also gewisse politische und moralische Implikationen des Begriffs »gesellschaftliche Arbeit« zu bestimmen: ihre genossenschaftliche Struktur - abgehoben von einer autoritär-planwirtschaftlichen Organisation der gesellschaftlichen Arbeit. Dies erfordert nur eine kritische Präzisierung der Marxschen Begriffe,[58] keine prinzipielle Revision der Marxschen Wertformanalyse. Wie immer man sich entscheiden mag, man kann keinesfalls eine Diskussion über >Logisches< und >Historisches< in der Marxschen Wertformanalyse führen wollen und zugleich eines ihrer zentralen Probleme bagatellisieren oder gar verschweigen.

Damit ist auch gesagt, daß in dem Streit der beiden Interpretationen nicht bloß über die mterpretatorische Richtigkeit, sondern zugleich über die sachliche Stichhaltigkeit der so oder anders interpretierten Marxschen Aussagen debattiert werden muß. So kann die mterpretatorische Stimmigkeit der »logisch-historischen« Interpretation selbstverständlich nicht veranlassen, an solchen Konstruktionen festzuhalten, die sich weder >logisch< noch >historisch< begründen lassen. Es könnte sich aus sachlichen Gründen die Notwendigkeit erweisen, die Entwicklung von der >logisch< strukturierten *Kritik* zur >logisch-historisch< interpretierbaren zweiten Autlage des *Kapital* als eine *Fehlentwicklung* zu kritisieren und zu korrigieren. Unter diesem Aspekt scheint es mir aber unumgänglich, immer wieder ähnlich geartete Diskussionen und Fragestellungen aus dem Lager der akademischen Theorien heranzuziehen, insbesondere aus dem Problemkomplex >Logisches< und >Historisches<.

Gerloff leitet seine *geldhistorischen* Untersuchungen mit der Darlegung der *geldtheoretischen* Problematik ein. Er geht von der Feststellung Carl Mengers aus, wonach das »rätselhafte Phänomen Geld« bis »auf den heutigen Tag noch nicht befriedigend erklärt worden« sei und kein »Einverständnis über die grundsätzlichen Fragen seiner Natur und seiner Funktionen« bestehe. Seine Untersuchung über die Entstehung des Geldes »soll zugleich zur Erkenntnis der gegenwärtigen Wirklichkeit«[59] beitragen. Der bekannte Geldtheoretiker H. W. J. Wijnholds plädiert gleichfalls für eine >logisch-historische< Wesensanalyse des Geldes: »Um einen zutreffenden Einblick in die Probleme des Geldwesens zu gewinnen, ist es erforderlich, wenigstens die Hauptlinie seiner Geschichte aufzuzeigen. Die historische Entwicklung gibt häutig die Möglichkeit einer einfachen und logischen Erklärung von sonst unentwirrbar scheinenden Problemen.«[60] Ebenso wie den marxistischen Vertretern einer >logisch-historischen< Erklärung der >Geldrätsel< oder >unentwirrbar scheinender Probleme< des Geldes kommt es auch Wijnholds eigentlich gar nicht so sehr auf >Historisches< im Sinne ernsthafter historischer Untersuchungen an. Er hebt ausdrücklich hervor, daß eine >tiefere< Betrachtung historischer Prozesse nicht unbedingt vonnöten sei: »Für die vorliegende Untersuchung ist es jedoch nicht notwendig, sehr tief auf die Geschichte einzugehen. Wir können es dabei bewenden lassen, einige im übrigen bekannte und allgemein

anerkannte Punkte zu wiederholen. (...) Ohne auf Genauigkeit und Vollständigkeit im historischen Bereich Anspruch zu erheben, kann doch soviel gesagt werden.«[61]

Hier wie dort handelt es sich nur scheinbar um »allgemein anerkannte Punkte«, wobei fast dieselben historizistischen Fabeleien über die Entstehung des Geldes ganz verschiedene Lösungen der »Geldrätsel« begründen müssen. Die >logisch-historische< Richtung der beiden Werttheorien stützt sich natürlich auch in der Geldtheorie auf denselben »seelischen Mythos« eines »absoluten wirtschaftlichen Gehörs«[62] wobei lediglich umstritten ist, ob die Schätzakte auf den Nutzen oder die A'beit gerichtet sind.

Es kann nicht weiter überraschen, wenn innerhalb der subjektiven Ökonomie diesen zaghaften Versuchen einer >logisch-historischen< oder >induktiven< Lösung der >Geldrätsel< fast die gleichen Argumente entgegengesetzt werden, die innerhalb der marxistischen Ökonomie von den Vertretern einer >logischen< Interpretation formuliert worden sind. Der Gegensatz zwischen der >logisch-historischen< und der logischen« Interpretation innerhalb der marxistischen Ökonomie könnte daher mit dem Unterschied von »induktiven« und »deduktiven« Erklärungsversuchen innerhalb der akademischen Ökonomie und Wirtschaftsgeschichte verglichen werden.

Geht es Wijnholds um die »induktive« oder »logisch-historische« Begründung einer modifizierten Quantitätstheorie, so ließe sich mit Walter Eucken einwenden, daß die Erforschung quantitätstheoretisch relevanter historischer Ereignisse immer schon gewisse geldtheoretische Begriffe voraussetzt, die sich demnach nur aut »logischem« Wege entwickeln lassen: der Gold- und Silberstrom aus dem späten Römischen Reich könne »ohne Anwendung eines geeigneten geldtheoretischen Apparats nicht geklärt werden«.[63] Doch selbst Gerloff, dem es im Unterschied zu Wijnholds sehr wohl auf Genauigkeit und Vollständigkeit im historischen Bereich ankommt, hebt nachdrücklich die methodologische Problematik einer »logisch-historischen« Konstruktion von Entwicklungsstufen des Geldes hervor: Man werde »nicht ohne eine gewisse Vorstellung vom Untersuchungsgegenstand an das, was man als geldgeschichtliche Tatsachen ansieht, herantreten können. Mit einer solchen sind offenbar auch die völkerkundlichen Forscher an ihren Stoff herangetreten«. Ihre Berichte »entbehren gar zu ott der kriti-

schen Prüfung, ob den Gegenständen, welche als Geld bezeichnet werden, tatsächlich die Rolle des Geldes zukommt«. »Jede solche Sicht erfolgt von einem gewissen Standpunkt aus. (...) Die Wahl des richtigen Standpunktes ist bedeutsam für die »Einsicht«, die im Beobachtungsfeld erlangt wird; aber es gibt selbstverständlich nicht nur einen einzigen solchen Standpunkt.«[64] Gerloff macht auf die methodologisch entgegengesetzten Positionen von Jevons und Menger aufmerksam, wobei Jevons auf den »induktiven Weg« verwies, während Menger hoffte, »in scharfsinnigen, immer wieder erneut aufgenommenen Untersuchungen die Frage nach der Entstehung des Geldes auf deduktivem Wege beantworten zu können«.[65] Mit großer Entschiedenheit plädiert Josef Dobretsberger für eine »deduktive« Untersuchung all jener »ungelösten Fragen der Geldtheorie«,[66] deren Zahl sich in den vorangegangenen Jahrzehnten sogar noch vermehrt habe. Seme anti—

induktionistische Haltung begründet er folgendermaßen: Die Historiker »nehmen Einrichtungen als Geld, die es für den Nationalökonomen noch nicht sind. Sie sprechen von Geldtausch, wo nur differenzierter Naturaltausch vorliegt. (...) Um den Geldbegriff klar zu fassen, müssen wir den fundamentalen Einschnitt zwischen Naturaltausch und Geldtausch klar herausarbeiten.«[67] Auf »logischem« Weg gewinnt der Nichtmarxist Dobretsberger einige wichtige Bestimmungen, die durchaus geeignet wären, die Marxsche Unterscheidung zwischen Produktentausch und Zirkulation zu präzisieren - eine Unterscheidung, die von den auf »logisch-historischem« Wege operierenden marxistischen Autoren meist ignoriert wird. Dabei zeigt sich nun zweierlei:

1. Die für eine Diskussion über das Verhältnis von »Logischem« und »Historischem« relevanten Fakten historischer Natur sind den für eine »historische« oder »logisch-historische« Lösung der »Geldrätsel« plädierenden marxistischen Autoren durchweg unbekannt. Es handelt sich dabei vor allem um das Problem des »Kastengeldes« und anderer, dem Bereich des Sakralen und Magischen entstammender, für die Herausbildung des Geldes bedeutsamer Phänomene. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die in der Weise des *Kapital* ausgeführte Konstruktion von Entwicklungsstufen des Geldes den Blick für diese Phänomene völlig versperrt. Anders wird man kaum erklären können, warum eine an der Marxschen Wert- und Geldtheorie orientierte Entstehungsgeschichte des Geldes m. W. nicht existiert.

2. Selbst eine in ernstzunehmender Weise erarbeitete »logisch-historische« Genesis des Geldes könnte wohl kaum dazu beitragen, die von Dobretsberger erörterten »ungelösten Fragen der Geldtheorie« klären zu helfen. Es ist gegenwärtig jedenfalls nicht zu sehen, wie sich die gedanklichen Schritte oder »Stufen« einer »logischen« Genesis des Geldes in Beziehung bringen ließen zu den Problemen einer historischen Genesis des Geldes: die Probleme der »logischen« und der »historischen« Genesis des Geldes haben kaum etwas miteinander gemein.

An zwei Beispielen soll noch einmal deutlich gemacht werden, wie stark sich die wirklichen Probleme sowohl der historischen als auch der logischen Genesis des Geldes dem Blickfeld einer »logisch-historisch« interpretierten Theorie der Wertformen entziehen müssen. So läßt sich eigentlich nur von einer »logischen« Position her das »Problem des Anfangs« adäquat als die Frage formulieren, ob die »Ware«, verstanden als Einheit von Wert und Gebrauchswert, oder das Geld als logisch Erstes zu setzen ist; ob also das Geld aus der »Ware« oder die »Ware« aus dem Geld abzuleiten ist. Bailey scheint dieses *Problem des Anfangs* erstmals erkannt zu haben: »Der *Wertbegriff* wird nur gebildet - daher der Wert aus bloß quantitativem Verhältnis (...) in etwas von diesem Verhältnis Unabhängiges verwandelt (was, wie er meint, verwandle den Wert der Waren in etwas Absolutes [...]) -, *weil* außer den Waren *Geld* existiert, und wir so gewohnt sind, die Werte von *Waren* nicht in ihrem Verhältnis zueinander, sondern als Verhältnis zu einem *Dritten* (...) zu betrachten. Bei Bailey ist es nicht die Bestimmung des Produkts als Wert, das zur Geldbildung treibt und im *Geld* sich ausdrückt, sondern es ist das Dasein des Gelds, das zur Fiktion des Wertbegriffs treibt.« (26.3/143)

Hier tritt die enge Verschlingung der Probleme der Werttheorie und der Probleme der Geldtheorie deutlich hervor. Wenn sich nämlich herausstellen sollte, daß der Marxsche Weg einer »Entwicklung« des Geldes aus der Ware nicht gangbar ist, dann wird man die Kategorie Geld als das *logisch Erste* der ökonomischen Theorie, als ihren mit den Mitteln der ökonomischen Analyse irreduziblen Grundbegriff akzeptieren müssen. Es ist zu vermuten, daß aus dieser Umkehrung der Priorität auch wertheoretische Konsequenzen resultieren. Die objektive Werttheorie wird nämlich gleichsam gegenstandslos, wenn es gelingen sollte, die Objektivität intersubjektiv gültiger Einheiten vom Geld herzuleiten.

Bailey dürfte recht klar erkannt haben, daß die subjektive Ökonomie sich nicht damit begnügen kann, auf der Basis der subjektiven Werttheorie die Austauschrelationen einer prämonetären Naturaltauschwirtschaft zu erklären. Es stellt sich ihr vielmehr die nicht minder wichtige Aufgabe, von einem als logisch Erstes gesetzten Geldbegriff her das zu begründen, was der subjektiven Ökonomie als bloßer *Schein* eines >absoluten< Werts gelten muß. Auch die Vertreter der subjektiven Werttheorie werden nicht ernsthaft bestreiten wollen, daß sich die objektive Werttheorie auf die Existenz von Phänomenen zu berufen vermag, die sich aus subjektiven Wertschätzungen unmittelbar nicht ableiten lassen. Es handelt sich hierbei um jene abstrakten, homogenen Volumina, die als addierbare Größen den Gegenstand der Makroökonomie bilden. Der objektive Charakter dieser Phänomene ist von Gottl-Ottlilienfeld anschaulich als »Wirtschaftliche Dimension« umschrieben worden. Von einer subjektivistischen Position her wird man sagen müssen, daß hier Subjektives in Objektives umgeschlagen ist. Da nun die Begriffe der subjektiven Werttheorie nicht geeignet sind, dieses Umschlagen und sein Resultat, die intersubjektive Gültigkeit ökonomischer Einheiten, zu erfassen, könnte nur die Geldtheorie weiterhelfen. Ihr stünde die Entscheidung über die Frage zu, ob man diese Phänomene als *Schein* oder als *Erscheinungsform* eines *>absoluten< Werts* aufzufassen hat. Diese Entscheidung hängt wiederum davon ab, ob das Geld als ein logisch Erstes begriffen werden kann.

Die nominalistische Geldtheorie läßt sich nun so interpretieren, daß sie die Kategorie Geld als logisch Erstes setzt. Unterstellt man ihre Gültigkeit, so vermöchte sie in Verbindung mit der subjektiven Werttheorie den Satz zu begründen, daß es das »Dasein des Geldes« ist, »das zur Fiktion des Wertbegriffs« treibt.

Sofern Marx die »Ware« als Einheit von (»absolutem«) Wert und Gebrauchswert bestimmt, könnte man die Aufgabe der subjektiven Ökonomie auch so beschreiben, daß sie mit den Mitteln der subjektiven Werttheorie und der nominalistischen Geldtheorie die »Ware«, genauer den objektiven Schein dessen, was Marx als »Ware« begreifen möchte, aus dem Geld abzuleiten hätte. In der Terminologie der nominalistischen Geldtheorie ließe sich die Problematik so formulieren, daß die Marxsche Ökonomie zu zeigen hätte, daß sich aus der »Ware« die abstrakte Recheneinheit ableiten läßt, während der subjektiven Öko-

nomie die Beweislast aufgebürdet ist, daß sich aus der abstrakten Recheneinheit der Schein einer Existenz dessen ableiten läßt, was Marx »Ware« genannt hat.

Hier ist nun auch der Punkt, wo nicht bloß Wert- und Geldtheorie ineinandergreifen, sondern die Wert- und Geldtheorie einerseits und die Gesellschaftstheone andererseits. Es geht letztlich um die Frage, ob so etwas wie ein »empirisches Prinzip« gefordert ist, um die intersubjektive Gültigkeit der ökonomischen Einheiten begründen zu können. Tatsächlich fungiert in bestimmten Varianten der nominalistischen Geldtheorie die »abstrakte Recheneinheit« ebenso als ein »empirisches Prinzip«[68] wie innerhalb der Marxschen Ökonomie die »Ware überhaupt«. In dem einen wie in dem andern Fall verweist dieses Prinzip auf die Existenz überindividueller Strukturen.

Es bedarf wohl kaum noch einer ausführlichen Darlegung, daß eine als quasitranszendentales Konstituens ökonomischer Objektivität fungierende »Ware überhaupt« sich gewiß nicht »logisch-historisch« entwickeln läßt.

Im Zusammenhang dieser Fragestellungen ist auf gewisse strukturalistische Bemühungen hinzuweisen, die abstrakte Recheneinheit von ethnologischen Fakten her zu deuten und gleichsam zu begründen.

Schon Marx hatte Veranlassung, sich mit ähnlich gearteten Versuchen auseinanderzusetzen. Ein Vertreter des frühen geldtheoretischen Nominalismus, James Steuart, hatte sich nämlich auf das »Angolageld« der afrikanischen Küste als Beweis für die Existenz einer nominalistisch interpretierbaren »abstrakten Recheneinheit« berufen. In der *Kritik* begnügt sich Marx mit einer recht lapidaren Bemerkung: »Was aber die afrikanischen Idealisten betrifft, müssen wir sie ihrem Schicksal überlassen, bis kritische Reisebeschreiber Näheres über sie melden.« (13/64)

Wie sehr ihn in Wahrheit diese Problematik beunruhigte, geht aus der Tatsache hervor, daß er sich in den Vorarbeiten zur *Kritik,* also im *Rohentwurf,* an mehreren Stellen damit auseinandersetzte. Dort erfahren wir auch, daß sich nicht bloß Steuart, sondern auch andere Autoren auf gewisse für die Richtigkeit einer nominalistischen Geldtheorie hochbedeutsame Fakten berufen hatten: »Z. B. Urquhart führt das Beispiel der Berberei an, wo eine ideale bar, Eisenbarre, eine bloß vorgestellte Eisenbarre, als Maßstab gilt, die weder steigt noch fällt.« (42/686,

vgl. 42/705 f. u. 736) Marx stellte eine Reihe von Überlegungen an, wie sich denn solche Phänomene non-nominalistisch erklären ließen. Obwohl er glaubte, auf rein gedanklichem Wege eine solche Erklärung gefunden zu haben, hielt er es nicht für ratsam, seine am Schreibtisch ersonnene Lösung im Zusammenhang seiner Kritik des geldtheoretischen Nominalismus, speziell seiner Kritik an Steuart, dem Publikum mitzuteilen.

Im Sinne einer >logisch-historischen< Methode hätte Marx freilich seine Arbeiten an der *Kritik* unterbrechen und eigene Feldforschung betreiben oder aber abwarten müssen, bis »kritische Reisebeschreibungen« empirisches Material bereitgestellt hätten. Marx glaubte, darauf verzichten zu können, weil er die »abstrakte Recheneinheit« offenbar als »Prinzip« verstanden wissen wollte, das sich als solches einer empirischen Überprüfung entzieht und sich nur »logisch« entwickeln läßt. Eben dies ist der Sinn seiner »Methode«, die Recheneinheit aus dem »Begriff« der Waren »abzuleiten«. Eine »logisch-historische« Entwicklung von Wertformen hätte auf die erwünschten kritischen Reisebeschreibungen nicht verzichten können. Marx dürfte sich jedoch auch später, anläßlich der »logisch-historischen« Überarbeitung der Wertformanalyse für die zweite Ausgabe des *Kapital,* kaum noch um die weitere Erforschung jener »idealen bar« gekümmert haben.

Strukturalistische Ethnologen indes scheinen ihren Forschungen auch eine geldtheoretische Relevanz beizumessen. Das erste *Grundproblem* der Geldtheorie, die Frage, ob nominalistisch die »Ware« aus dem Geld oder non-nominalistisch das Geld aus der »Ware« abzuleiten ist, müßte sich dann gleichsam »logisch-historisch« beantworten lassen. Ihre Untersuchungen kommen nun freilich nicht der Marxschen, sondern bloß einer nominalistischen Geldtheorie entgegen: »Die von Lévi-Strauss geforderte »Wissenschaft vom Tausch« plaziert die Ökonomie an eine mittlere Position zwischen zwei Extremen: zwischen den materiellen Tausch von Frauen und den immateriellen Tausch von Wörtern. Wie das? Die im wirtschaftlichen Leben ausgetauschten Waren sind einerseits materielle Objekte, sie sind »ultra-Frauen«. Andererseits besitzt das Geld, mittels dessen in komplexeren ökonomischen Systemen Waren in Zirkulation geraten, weniger einen materiellen als einen symbolischen Wert. Geld gehört zu den Zeichen, wie die Wörter. Geldstücke oder -noten sind »infra-Wörter««. Die gesellschaftstheoretischen

Konsequenzen dieses extremen geldtheoretischen Nominalismus treten hier sehr klar zutage: »Man sieht: die Ökonomie ist hier an einen ganz anderen Ort gestellt als bei Marx. Sie rückt, fast blasphemisch, in die gleiche Reihe wie die Phänomene des Überbaus.«[69]

Es bedürfte sehr genauer Analysen, ob die ethnologischen Fakten womöglich aus der Perspektive problematischer geldtheoretischer Vorurteile gedeutet worden und ob ethnologische Untersuchungen generell geeignet sind, das erste Grundproblem der Geldtheorie einer Lösung näher zu bringen. Wird dies verneint, so ist nicht recht zu sehen, wie sich anders denn auf >logischem< Wege die Wesensdefinitionen des Geldes begründen ließen.

As das zweite Grundproblem der Geldtheorie könnte man die Frage nach dem Verhältnis von Geld und Kredit bezeichnen. Auf dem Boden des geldtheoretischen Nominalismus hat dies zur Folge, daß auch das »Problem des Anfangs« ökonomietheoretischer Begriffsbildung einen neuen Aspekt gewinnt. Die Frage nach der Priorität von Geld oder Kredit kann jetzt als die Frage formuliert werden, ob das Geld aus dem Kredit oder der Kredit aus dem Geld abzuleiten ist. »Am (logischen) Anfang steht das Geld«.[70] Dies ist der Standpunkt der älteren Kredittheorie, die auch von Marx vertreten wird. Die vor allem von Schumpeter und Hawtrey vorgetragene »neue Kredittheorie«, die im Grunde bloß die quantitätstheoretischen Positionen der Currency-Schule zu Ende denkt, setzt den Kredit als das logisch Erste: »Logisch gesehen steht es jedoch keineswegs fest, daß es die vorteilhafteste Methode ist, die Münze als Ausgangsbasis zu nehmen, (...) um zu den Kredittransaktionen der ökonomischen Realität fortzuschreiten. Es könnte vorteilhafter sein, von diesen auszugehen und das kapitalistische Geldwesen als Clearingsystem zu betrachten, (...) so daß »Geldzahlungen nur als Sonderfall ohne grundlegende Bedeutung auttreten. Mit anderen Worten: Praktisch wie auch analytisch ist möglicherweise eine Kredittheorie des Geldes einer Geldtheorie des Kredits vorzuziehen.«[71]

Marx leitet den Kredit aus dem Kreislauf, den Kreislaufbegriff aus dem Kapital, den Kapitalbegriff aus dem Geld und den Geldbegriff aus der »Ware« ab. Es entsteht so der Eindruck, als habe Marx nicht einmal den Standpunkt der älteren Kredittheorie erreicht, die in ihren nominalistischen Varianten das Geld als logischen Anfang setzte. Den marxistischen Anhängern der »neuen Kredittheorie« wäre daher anzuraten,

einen gründlichen Umbau des *Kapital* in Angriff zu nehmen und im Sinne moderner makroökonomischer Darstellungen den Kredit als logischen Anfang zu setzen.[72]

Die absolute Inkommensurabilität zwischen den akademischen Lehrbüchern der theoretischen Ökonomie und den am Aufbau des *Kapital* orientierten Lehrbüchern der marxistischen Ökonomie beruht in einem erheblichen Maße darauf, daß der »logische Anfang« der Darstellung in beiden Lehrsystemen verschiedenartig, dabei jedoch in einer methodologisch mehr oder minder unreflektierten Weise angesetzt wird. Zwar wurde von den »logischen« Interpreten des *Kapital* das »Problem des Anfangs« neuerdings recht häufig diskutiert, doch charakteristischerweise niemals im Kontext der ökonomietheoretischen Problematik, sondern immer nur im Anschluß an die Hegeische Fassung der Fragestellung, womit der Anfang in der *metaphysischen* »Wissenschaft« gemacht werden muß.

Die Inkommensurabilität der beiden Lehrsysteme wird besonders augenfällig, sobald die geldtheoretischen Kontroversen über das »Problem des Anfangs« unter Marxschen Begriffen »logisch-historisch« interpretiert werden. Auf der Grundlage der »neuen Kredittheorie« hat sich die akademische Ökonomie nämlich klar und eindeutig auf eine »logische« Form der Entwicklung ökonomischer Theoreme festlegen müssen. In seinem Versuch einer kredittheoretischen Begründung der Geldtheorie geht Hawtrey von einer kapitalistischen Gesellschaft aus. Er möchte wissen, »in welchem Ausmaße eine solche Gesellschaft ohne den Gebrauch des Geldes genauso hätte bestehen können, wie es tatsächlich der Fall ist. Mit anderen Worten: wir haben nicht den historischen, sondern den logischen Ursprung des Geldes zu finden.«[73]

Die Möglichkeit, einen solchen »logischen Ursprung des Geldes zu finden«, ist denn auch die nicht mehr weiter befragte Voraussetzung der akademischen Geld- und Kredittheorie und der aus ihnen resultierenden monetären Konjunkturtheorien.

Es versteht sich, daß von diesem Standpunkt her auch die Beschäftigung mit der Geschichte des Geldes einen völlig anderen Charakter gewinnen muß. Kommt es bloß auf den *logischen* Ursprung des Geldes an, so können Untersuchungen über den *historischen* Ursprung des Geldes eigentlich bloß noch die Aufgabe haben, pseudohistorische Konstruktionen, die mit dem Anspruch auf die Lösung geldtheore-

tischer Grundprobleme auftreten, anhand archäologischer oder ethnologischer Fakten zu problematisieren und nach Möglichkeit zu falsifizieren. Eine geldhistorische oder >logisch-historische< Begründung der Grundannahmen der Geld- und Kredittheorie gilt als ein Ding der Unmöglichkeit.

Die historischen Fakten sind meist stumm, wenn sie nicht mit Hilfe eines »logisch« gewonnenen geldtheoretischen Begriffsapparates gedeutet werden. Und diese Deutung wird sich in gewissen Fällen, insbesondere prähistorischer Art, auch nur durch »reines Nachdenken« problematisieren lassen. So unterscheidet Walter Eucken, gleichfalls ein Vertreter der »neuen Kredittheorie«, drei »reine Geldsysteme«, »die sich dadurch voneinander abheben, daß in ihnen das Geld verschiedenartig entsteht oder verschwindet«.[74] Diese auf historisches Material angewandten Idealtypen konnten natürlich nur auf rein »logischem« Wege gewonnen werden. Und auf »logischem« Wege wurden auch die jenen Idealtypen zugrunde liegenden Vorstellungen über das »Wesen« des Geldes und über die »Gesetze« seines Umlaufs gewonnen. Lassen sich nun solche »apriorisch« oder »logisch« gewonnenen »Wesensgesetze« historisch oder »logisch-historisch« verifizieren oder falsifizieren?

Das dem ersten Idealtyp zugrunde liegende Wesensgesetz lautet: »Oft entsteht Geld dadurch, daß irgendein Sachgut zu Geld wird.« Die Schaffung des Geldes gehe in monopolistischen oder oligopolistischen Marktformen oder auf der Grundlage der »vollständigen Konkurrenz« vor sich. So hätten im Hochmittelalter große Grundherren und Städte »in oligopolistischem Wettkampf gestanden«. Eine »vollständige Konkurrenz« bei dieser Form der Gelderzeugung soll im Fall des freien Prägerechts bestanden haben: »Zum Beispiel im fränkischen Reich des 6. Jahrhunderts, in dem privilegierte Münzmeister, manchmal im Wanderbetrieb (...) Gold oder Silber in Geld umwandeln« durften. »Wieviel Geld umläuft, bestimmt hier nicht *eine* Stelle, nicht ein Monopolist, der den Markt beobachtet und danach handelt, sondern die Menge des umlaufenden Geldes hängt davon ab, wieweit den Leitern der Einzelwirtschaften es lohnend erscheint.«[75] Es ist klar, daß all diese »Beschreibungen« durch bestimmte geldtheoretische Vorurteile, nämlich nominalistische und quantitätstheoretische, präformiert sind. Von einer Marxschen Position her müßten »Beschreibungen« solcher Art ganz anders ausfallen.

Das dem zweiten Idealtyp zugrunde liegende Wesensgesetz lautet: »Geld entsteht bei Lieferung einer Ware oder bei Leistung von Arbeit als Gegenleistung. Dies ist das zweite Geldsystem.« Wiederum müßte von einer Marxschen Position her eine solche Behauptung als krasser Unsinn beurteilt werden, und erst recht die folgende >Beschreibung< prähistorischer Verhältnisse: »Geld solcher Schöpfung gab es schon in sehr alten Zeiten. So im Babylonien des 3. und 2. Vorchristlichen Jahrtausends. (!!) Tempel oder Königspalast lieferten an einen Privatmann z. B. Getreide, empfingen einen Schuldschein und gaben ihn in Zahlung. Der Schuldschein war auf den Inhaber ausgestellt, zirkulierte als Geld.« »Und wenn heute Zentralbanken Gold kaufen und mit Banknoten bezahlen, so geschieht ganz Entsprechendes: Geld entsteht im Kaufeiner Ware.«[76]

Ein Teil der marxistischen Ökonomen ist bekanntlich gleichfalls der Auffassung, daß die Zentralbank im »Ankauf von Gold zugleich Geld erzeugt; sie hätten also keinerlei Veranlassung, gegen Euckens Deutung gewisser archäologischer Funde Prinzipielles einzuwenden. Und es ist auch gar nicht einzusehen, wie sich dieser geldtheoretische »Revisionismus« zahlreicher marxistischer Ökonomen überzeugend von einer >logisch-historischen< Position her kritisieren ließe. Die geldtheoretischen >Revisionisten< könnten sich gegenüber den Vertretern der älteren Orthodoxie darauf berufen, daß Marx schon deshalb das >Geldrätsel< nicht zu lösen vermochte und eine falsche Geldtheorie entwikkeln mußte, weil er mit bestimmten Geschehnissen im dritten vorchristlichen Jahrtausend nicht vertraut sein konnte. Die spezifische Gestalt seiner Wertformanalyse und die aus ihr resultierende Geldtheorie müßten also auf die Rückständigkeit der archäologischen Forschung seiner Zeit zurückgeführt werden. Andere historische Fakten hätten auch zu einer anderen >logisch-historisch< entwickelten Genesis des Geldes und damit zu einer anderen Lösung des >Geldrätsels< führen müssen. Gegen eine solche Argumentation ließe sich vom Standpunkt der älteren Orthodoxie kaum noch etwas einwenden. Eine induktive >Begründung< von Geldtheoremen muß sich auch eine induktive Widerlegung gefallen lassen. Tatsächlich kann die >*logisch-historische*< Methode letzten Endes nur als eine *induktive* Methode verstanden werden. Es ist nämlich nirgendwo gezeigt worden, wie sich der Ursprung und die Geltung des *deduktiven* oder >*logischem* Elements dieser Methode

erklären ließen. Daß sich etwa eine »Entwicklungslogik« von Geldsystemen erarbeiten läßt, ist zunächst einmal nicht mehr als eine Behauptung, allenfalls ein Programm, das sich jedoch kaum auf Marx berufen könnte. Die Verfechter eines solchen Programms hätten nichts Geringeres als die Aufgabe zu bewältigen, eine völlig neue Geldtheorie zu entwickeln.

Die Einzelheiten des zweiten Geldsystems, das sich Euckens Auffassung zufolge »seit Jahrtausenden bis in unsere Tage als Formelement der Währungen immer wieder vorfindet«[77] und dessen vom ersten Geldsystem abweichendes Einwirken auf das »Zustandekommen des Gleichgewichts« interessieren in dem Problemzusainmenhang »Logisches« und »Historisches« ebensowenig wie Euckens drittes Geldsystem: »Der Kreditgeber schafft Geld. (...) Das Geld verschwindet bei der Rückzahlung von Krediten.«[78] Es sei nur so viel bemerkt, daß auch dieser dritte Modus der Geldentstehung der Marxschen Theorie ebenso widerspricht wie die beiden ersten Modi.[79] Dies sei nur deshalb hervorgehoben, weil die Marxsche Kredittheorie vielen marxistischen Ökonomen genausowenig geläufig ist wie die geldtheoretische Essenz der Marxschen Wertformanalyse.

Die »logisch-historische« Methode der älteren marxistischen Orthodoxie wurde von uns unter drei Gesichtspunkten diskutiert:

1. Wir nahmen sie beim Wort und fragten zunächst einmal nach ihrer historischen Fundierung. Es stellte sich dabei heraus, daß die Interpreten durchweg »den »Text« an Stelle der Wirklichkeit (...) setzen«.[80] Diese schwer begreifliche Textgläubigkeit, die man in dem Problemzusammenhang »Logisches« und »Historisches« selbst bei antidogmatischen und »revisionistischen« Interpreten[81] konstatieren muß, soll später noch einmal zur Sprache gebracht werden.

2. Wir fragten, ob diese Methode generell den Sachproblemen angemessen ist und als Interpretationsansatz helfen könnte, den Sinngehalt der Marxschen Texte zur Wertformanalyse aufzuschließen. Wir kamen zu dem Resultat, daß diese »Methode« zwar einen gewissen Rückhalt in den Marxschen Texten besitzt, aber gänzlich ungeeignet ist, die Tragweite der Marxschen Wertformanalyse, insbesondere ihre ökonomietheoretische Relevanz zu erfassen. Man wird es vielmehr wohl gerade ihrem Einfluß zuschreiben müssen, daß der dritte und vierte Abschnitt des ersten Kapitels, aber ebenso das zweite Kapitel des ersten Bandes

der überwiegenden Mehrzahl der Interpreten ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist.

3. Es wurde gefragt, ob die gelegentlich auch in der akademischen Literatur befürwortete Methode prinzipiell geeignet ist, >Geldrätsel<, also geldtheoretische Aporien, aufzulösen. Ohne den Resultaten einer geldtheoretisch angeleiteten ethnologischen Forschung vorgreifen zu wollen, wird man diesem Vorhaben doch mit einer gewissen Skepsis begegnen müssen.

Es geht aber selbst einigen Vertretern der älteren Orthodoxie nicht bloß um die interpretatorische Stimmigkeit und um die Rettung der traditionellen Marx-Rezeption. Ihre Zurückweisung der >logischen< Interpretation kann sich nämlich auf zwei Sachprobleme berufen, die von den Vertretern der »logischen« Interpretation immer wieder umgangen werden. Diese beiden Probleme werden nicht bloß von diesen Vertretern der älteren Orthodoxie, sondern auch von anderen Gegnern der »logischen« Interpretation geltend gemacht. Klaus Holzkamp, Jürgen Ritsert und Louis Althusser - Anhänger politisch und theoretisch heterogener Positionen - stimmen in dem einen Punkt überein, daß eine Interpretation des *Kapital* auf der Grundlage des *Rohentwurfs* notwendig zu einer »Pseudodialektik«[82] und einem »Neo-Idealismus«[83] führen müsse. Statt klarer Begriffe würde bloß die »falsche Metaphorik von der »Keimzelle««[84] geboten. Der Vorwurf des *Neo-Idealismus,* der angeblich »alles Empirische aus dem vorausgesetzten abstrakten Begriff, etwa dem der Ware, ableiten will«, verbindet sich mit dem des *Dogmatismus* - Vorwürfe, die seit eh und je von der akademischen Marx-Kritik vorgetragen worden sind.

Es wird der gravierende Einwand erhoben, die »logischen« Interpreten vermöchten die »Geltungsbegründung nicht einmal mehr als Problem« zu identifizieren. Die »Frage nach der Begründung des Wahrheitsanspruchs« müsse »durch dogmatisches Für-Wahr-Setzen« ausgeklammert werden. Statt einer »erkenntnistheoretisch-methodologischen Begründung des Verfahrens« argumentiere man bloß noch auf der Ebene »zirkulärer Denkfiguren« und »dogmatisierender Postulate«.[83] Der Verzicht der neoorthodoxen Interpreten auf eine erkenntnistheoretische und methodologische Reflexion der Marxschen Theorie sei gleichbedeutend mit einem »Verzicht auf eine Begründung der Wissenschaftlichkeit des wissenschaftlichen Sozialismus«.[86]

Es ist gewiß ein bemerkenswerter Vorgang, daß innerhalb der marxistischen Orthodoxie über die »Wissenschaftlichkeit des wissenschaftlichen Sozialismus« gestritten und somit zugestanden wird, daß diese »Wissenschaftlichkeit« und die Notwendigkeit ihrer Begründung eine ganze Reihe offener Fragen enthält. Sieht man einmal davon ab, daß sich der Dogmatismusvorwurf aus dem Munde eines Verfechters der sowjetmarxistischen Orthodoxie einigermaßen merkwürdig ausnimmt und sich sehr wohl als Bumerang erweisen könnte, so besteht die an den neoorthodoxen Autoren geübte Kritik im wesentlichen zu Recht.

Während Althusser das eigentliche Problem der Interpretation beim Namen nennt, steckt die Kritik von Holzkamp - mit gewissen Einschränkungen selbst die von Ritsert - voller Halbheiten und Inkonsequenzen. Wenn nicht bloß einzelne, sondern recht zahlreiche Interpreten irren, andererseits die von ihren Kritikern vorgeschlagene Interpretation sich ebensowenig als konsensfähig erwies, so hält offenbar immer noch der damals von Marx beklagte Zustand an, daß »selbst gute Köpfe die Sache nicht ganz richtig begriffen« haben (31/534), eine Feststellung, die auf die Rezeption der *Kritik* gemünzt war. Wenn nun die beiden folgenden Darstellungsversuche in der Erst- und der Zweitauflage des *Kapital* offenkundig nur eine Kette nicht abreißender neuer »Mißverständnisse«, ja, sogar entgegengesetzte Rezeptionsformen hervorgebracht haben, so scheint mir die weitergehende Folgerung unabweisbar, daß die sich reproduzierenden und potenzierenden »Mängel der Darstellung« in Wahrheit Mängel des darzustellenden Inhalts sind, nämlich Resultat mangelhaft präzisierter Begriffe und letztlich einer mangelhaft ausgearbeiteten Methode.

Verständnisschwierigkeiten und Streitigkeiten der Interpreten sind beinahe so alt wie das *Kapital* selbst. Und wenn schon über die Frage einigermaßen sinnvoll gestritten werden kann, ob Engels die Sache denn ganz richtig verstanden habe, so wird man wohl nicht ernsthaft behaupten wollen, die Texte des *Kapital* seien an sich klar und eindeutig, die Interpreten vermöchten sie nur als solche nicht zu erkennen. Die besonders in den vergangenen Jahren gewachsenen Schwierigkeiten, eine intersubjektiv verbindliche Interpretation des *Kapital* zu erarbeiten, wird man gewiß nicht jenen Autoren ankreiden können, die auf den *Rohentwurf* eingeschworen sind. Dies hieße, Ursache und Wirkung verwechseln. Es ist doch gerade die »Metaphorik« des *Kapital*

gewesen, die zur Beschäftigung mit der »Metaphorik« des *Rohentwurfs* geführt hat; es war die offenkundige Unfähigkeit der sowjetmarxistischen Orthodoxie, eine konsensfähige Theorie einer dialektischen Logik zu erarbeiten,[87] die zur Beschäftigung mit den »Keimzellenmetaphern« der Erstausgabe des *Kapital* und zum Studium jener ursprünglichen Form der »Darstellung« ökonomischer »Kategorien« genötigt hat, die Marx als seine »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) verstanden wissen wollte. Die Kritik am »Neo-Idealismus« der »Keimzellenthese« verkennt oder bagatellisiert den Vorsatz der kritisierten Interpretationen, »die mitunter rätselhafte Ausdrucksweise zu entziffern« und »Grundbegriffe zu präzisieren«.[88]

Von Holzkamp und Ritsert wäre die Konsequenz zu erwarten, über die »logischen« Interpretationen hinaus auch die »Unklarheit der Texte« des *Kapital* und generell die »bei Marx noch unzulänglichen wissenschaftlichen Begriffe[89] zu kritisieren. Ohne sich die durchaus »revisionistische« Bedeutung ihres Tuns zu vergegenwärtigen, ist der Sache nach sowohl Ritserts als auch Holzkamps »Programmatik zur Begründung von Dialektik«[90] nichts anderes als der Versuch, »Marx besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat«.[91]

Es muß hier darauf verzichtet werden, die Kritik von Holzkamp und Ritsert detaillierter darzustellen. Eine ausführlichere Behandlung hätte vor allem darauf zu insistieren, daß diese Kritik auch die Grundbegriffe der akademischen »Begriffsnationalökonomie«[92] einbeziehen müßte. Die Problematik der »Metaphorik« und der »Ableitung« von »Grundbegriffen« ist die gleiche. Hier wie dort geht es um die Frage, wie eine nichtfalsifizierbare Theorie des Geldes und des Kapitals als Wissenschaft möglich ist.

Holzkamp kritisiert an der »logischen« Interpretation der Wertformanalyse und der »Entwicklung« von Wertformen nämlich folgendes: »Nicht explizit gemacht wird dabei, worauf sich hier »Entwicklung« bezieht, ob auf die Sache oder eine gedankliche Operation. Aus dem Argumentationszusammenhang, in dem etwa »Entwicklung« und »Ableitung«, ebenso »Formentwicklung« und »Formanalyse« gleichgesetzt werden, können wir entnehmen, daß mit Entwicklung hier im wesentlichen eine *gedankliche Entwicklung* gemeint ist. »Notwendige logische Entwicklung« bedeutet demnach »notwendige logische Gedankenentwicklung«. Demzufolge ist hier, wenn von »Ergebnis« oder »Resultat«

gesprochen wird, das Resultat bzw. Ergebnis einer *logischen* Ableitung (nicht aber des *wirklichen Prozesses)* gemeint!«[93] Mit dieser Kritik werden nun sehr treffend einige charakteristische Unklarheiten »logischer« Interpretationen gekennzeichnet. Es ließe sich allerdings zeigen, daß Marx selbst an zahlreichen Stellen den Begriff »Entwicklung« in der Schwebe läßt. Die Ambiguität seiner Methode besteht in nichts anderem als in eben dieser Zweideutigkeit des zentralen Begriffs »Entwicklung«: in einer erkenntnistheoretisch und wissenschaftslogisch völlig ungeklärten Weise sucht er »logische« und »historische« *Entwicklung* miteinander in Beziehung zu bringen.

Holzkamp kritisiert weiter, es bleibe unklar »wie die Marx hier unterstellten »logischen« Ableitungen und Resultate als *wissenschaftlich zwingende Begründungszusammenhänge* ausweisbar sein sollen, *und was es dabei heißen soll,* wenn man den *logischen* Gedankenentwicklungen »Notwendigkeit« zuspricht. (...) Wieso ist das Geld *logisch notwendig* aus den Bestimmungen der Ware abzuleiten, etc.? Formallogische Notwendigkeit im Sinne eines analytisch-logischen Deduktionsverhältnisses kann hier nicht gemeint sein. (...) Es gibt keine logische Umformungsregel, der gemäß aus der allgemeinen Äquivalentform das Geld folgt. *Was aber ist dann hier mit >logisch und >Notwendigkeit<gemeint?«*[1'4]

Holzkamp berührt mit dieser Frage freilich nicht bloß eine empfindliche Stelle der »logischen« Interpretation, sondern der gesamten marxistischen Sekundärliteratur zur *Kritik der Politischen Ökonomie.* Auch Ritsert sieht hier ein zentrales Problem der Marx-Forschung. In den von ihm untersuchten Texten werde »das »Übersichhinausweisen« der Kategorien« nur in »pseudodialektischen Verschleierungen« deutlich.[95] Anders als Holzkamp betont Ritsert in diesem Kontext, aber auch im Zusammenhang seiner kritischen Erörterung gewisser Rezeptionen des Marxschen Gebrauchs des Begriffs »Widerspruch« die Problematik einiger Marxscher Wendungen: die einfache Wertform »ginge in »vollständigere« Formen über, es gäbe »Mängel der Form««.[96] Marx selbst habe vor der Illusion gewarnt, »der Wert« könne einem Subjekt gleich von selbst in eine andere Form übergehen. »Was kann es dann aber sinnvollerweise heißen«, die Formen gingen »von selbst« in entwickeltere über, »entstünden auseinander«?[97] Ritsert anerkennt weiterhin die Notwendigkeit quasi-transzendentaler Fragestellungen: »Was sind die Bedingungen der Möglichkeit von Aussagen wie »die Ordnung der

ökonomischen Kategorien« (...) stellt zugleich Daseinsformen (...) der bürgerlichen Gesellschaft dar?«[98] Auch Haug stellt die Frage: »Wie kann Marx eigentlich mit der Methode logischen Analysierens, logischen Postulierens arbeiten, ohne seinen Generalanspruch, Materialist zu sein, preiszugeben (...), wie kann (...) die Methode logischer Analyse den Zugang zur wirklichen Entwicklung erschließen?«[99] Er stellt also ähnlich wie Ritsert die Frage nach der Möglichkeit einer Begründung dieser Methode. Doch ist eine solche Fragestellung auf dem Boden einer materialistischen Ersten Philosophie überhaupt noch sinnvoll formulierbar?

Oskar Negt hat hinsichtlich der ökonomischen Theorie von Marx erstmals diese Fragen formuliert und die Möglichkeit einer orthodoxen Lösung verneint. Er stellt fest, »daß die erkenntnistheoretische Reflexion von Marx nicht so weit geht, auf die Bedingung der Möglichkeit des Begriffs oder des Begreifens des Begriffs noch seiner Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit zu reflektieren«. Man »kann nicht so tun, als habe Marx die Methode auf den erkenntnistheoretisch bewußtesten Punkt gebracht. Das hat er gerade nicht getan. Es bedarf vielmehr eines anderen Ansatzes.«[100]

Neuerdings hat auch Hans Jörg Sandkühler im Anschluß an Holzkamp und Haug die erkenntnistheoretische Problematik der Politischen Ökonomie wieder zur Sprache gebracht und damit verdienstvollerweise die mittlerweile vergessene Negtsche Fragestellung wieder aktualisiert. Er stellt freilich die erstaunliche Behauptung auf, daß der dialektische Materialismus »für die Gesellschaftswissenschaften«, also offenkundig auch für die Politische Ökonomie »theorie- und methodenleitende Kategorien« formuliert habe. Seine »Liquidierung« in den Interpretationen der jüngeren Orthodoxie verhindere *»die* Problemlösung der Erkenntnisobjektivitäts-Frage« und bedeute die »Überführung der Erkenntnistheorie in politische Ökonomie oder Soziologie«.[101] Wie das? Von welcher Erkenntnistheorie spricht Sandkühler? Wenn ich ihn recht verstehe, denkt er in diesem Zusammenhang vor allem an die »Engelssche Charakteristierung des Verhältnisses von Logischem und Historischem« in der *Rezension* von 1859. Diese habe »methodische Konsequenzen (...) für den Einsatz philosophischer Kategorien in den Sozialwissenschaften«.[102] Nun, wir werden uns gerade mit dieser Rezension zu beschäftigen und dann auch die Negtsche Frage wie-

der aufzunehmen haben, ob es eines »anderen Ansatzes bedarf« oder nicht.

Zieht man eine Bilanz dieser ersten und vorläufigen Betrachtung der Alternative von »logischer« oder »logisch-historischer« Interpretation, so läßt sich jetzt schon sagen, daß beide Richtungen weder den Aussagegehalt noch den Problemgehalt der Marxschen Werttheorie vollständig zu beschreiben vermögen. Beide Richtungen ignorieren oder bagatellisieren den von Rosa Luxemburg, Otto Bauer und Louis Althusser konstatierten Sachverhalt, daß Marx auf den »ersten 30 Seiten des *Kapital* (...) ein gutes Dutzend verschiedner metaphorischer Ausdrücke verwendet«.[103] Es ist freilich »sehr schwer zu entscheiden, wo bei Marx die Metapher anfängt und wo er wörtlich verstanden werden will«. Einige Grundbegriffe seiner Theorie »bleiben in der Schwebe«.[104] Die »Metaphorik« des *Kapital* bringt es aber mit sich, daß die Interpreten allzu häufig einem ganz subjektiven Evidenzerlebnis vertrauen. Jeder der vielen Interpreten insistiert in einer theologisch anmutenden Weise auf einem »richtigen Verstehen« der Texte, doch niemand vermag einen Maßstab zu benennen, der eine intersubjektiv verbindliche Entscheidung über ein »richtiges« Verstehen der Marxschen Texte zuließe. Das in Anspruch genommene »richtige Verstehen« gewinnt so eine durchaus magische Qualität. Die Feststellung, Marx könnte einen bestimmten Begriff »in der Schwebe« belassen haben, möchten orthodoxe Interpreten keinesfalls gelten lassen: die Behauptung gar, Marx habe bestimmte Probleme nur mangelhaft gelöst, wird als Lästerung empfunden. Luxemburg hielt es daher für ratsam, ihre Marx-Kritik einem privaten Briefwechsel anzuvertrauen. Sie schätzt die Schlichtheit des Ausdrucks, weshalb ihr »z. B. der vielgerühmte erste Band des Marxschen *Kapital* mit seiner Überladung an Rokoko-Ornamenten im Hegeischen Stil jetzt ein Greuel ist (wofür vom Parteistandpunkt fünf Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust verwirkt sind)«.[105]

Auch der orthodoxe Roman Rosdolsky kritisiert, daß gewisse Interpreten Marxsche Texte »nach der Art der *Heiligen Schrift* behandeln« und glaubt erinnern zu müssen: »Waren doch Marx und Engels nur Menschen, und hatten daher auch das Privileg zu irren!«[106] Das von allzu vielen Marxisten für Marx in Anspruch genommene Unfehlbarkeitsdogma kann freilich ein solches Privileg nicht gelten lassen.

Da in der nichtrnarxistischen Theorie des Geldes und des Kapitals die Sachprobleme im wesentlichen dieselben sind, kam es auch dort zu pseudotheologischen Disputen: »Denn da nicht die Feststellung von Sachverhalten und Sachproblemen, (...) sondern willkürlich gesetzte Definitionen und Wortinterpretationen am Anfang stehen, erfolgt das Bekenntnis zu solchen vorgelagerten Definitionen oder Wesenserkenntnissen oder »Theorien« aus Sympathie. (...) Sekten bilden sich mit Propheten an der Spitze und mit einzelnen oder zahlreichen Jüngern. Der eine schiebt dieses, der andere jenes Wort in den Vordergrund, und jeder gibt *seine* besondere Interpretation. (...) Bald werden sie aber wieder durch neue Sektenführer ebenso verdrängt, wie sie die alten verdrängt haben. (...) Die Kämpfe der Sekten untereinander werden mit der Erbitterung von Glaubenskämpfen geführt. Worte und Definitionen werden zu Schlagworten, die Atmosphäre der Wissenschaft wird verpestet.«[107] Walter Eucken hat hier eine bestimmte Richtung der akademischen Wirtschaftstheorie charakterisieren wollen, die von ihm so genannte »Begriffsnationalökonomie«. Aber es bedarf wohl kaum noch eines besonderen Hinweises, daß der Zustand der marxistischen Theorie heute nicht besser charakterisiert werden könnte.

Schärfer noch als Eucken hat Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld den eigentlichen Grund jener pseudotheologischen Dispute herausgearbeitet: die »Metaphorik« der traditionellen Geld- und Kapitaltheorie resultiert aus der Vieldeutigkeit der nationalökonomischen Grundbegriffe: »»Tauschwert« ist ein ausgesprochener Fachausdruck der nationalökonomischen Theorie, doch eben ganz in der Art dieser Fachausdrücke: das Wort steht fest, der Sinn steht dahin! (...) Man hält diese Worte geradezu für Rettungsinseln der Eindeutigkeit, nach denen man aus jenem beängstigenden Wirrwarr flüchtet, zu dem der Theorienschwall um das Wort »Wert« herum geführt hat.«[108] Der »Tauschwert« ist seiner Meinung nach »in ganz unheilbarer Weise ein Ausdruck, der seinem geistigen Kern nach aus reiner Knetmasse besteht, die sich unversehens so oder so gestaltet, ja nach dem Zusammenhang, dem sie eingequetscht wird«.[109] »So aber stammelt man immerzu diese Worte in fragender Form. Bloße Worte vertreten die Probleme, begraben sie unter sich.«[110] »Wo eben nicht das Problem das erkennende Denken bewegt, (...) da drängt sich das problemvertretende, das »herrschende« Wort ein (...). Daraufhin rollt sich das Problem nur so weit auf, daß der

Theoretiker die Eingebung vom Worte her, und über das Wort hinweg, gleich als Lösung empfindet. Die transverbale Intuition, um es so zu nennen, entscheidet dann an letzter Stelle über die Erkenntnis; und sie ist es, was die Erkenntnis dem logisch Verantwortungslosen der Gesinnung ausliefert.«[111] Gottl weist einen »kaleidoskopischen Wandel« gewisser Grundworte der Nationalökonomie nach.[112]

Folgt man Hans Albert, so scheint sich an dieser von Gottl konstatierten »Herrschaft des Wortes« und des »wortgebundenen Denkens« in den vergangenen fünfzig Jahren nicht allzu viel geändert zu haben. Die theoretisch-ökonomischen Aussagen der neoklassischen Ökonomie bildeten durchaus kein einheitliches System: »Was sich bei genauerer Betrachtung herausstellt, ist die Tatsache, daß sie in verschiedene >Sprachspiele< mit unterschiedlicher Fragestellung zerfallen, die durch ihr Vokabular und ihre Entstehungssituation eng miteinander zusammenhängen, im übrigen aber ganz verschiedenen Bereichen des Denkens angehören. Die weitgehende Gemeinsamkeit des Vokabulars ist dabei geeignet, die Verschiedenartigkeit dieser Sprachspiele zu verschleiern und den Eindruck einer einheitlichen und geschlossenen Wissenschaft hervorzurufen. (...) Es gibt gewisse Schlüsselworte, wie z. B. >Wert<, >Nutzen< (...) usw., die durch ihren Funktionswechsel den unmerklichen Übergang von einem zum anderen Sprachspiel besonders erleichtern und deren Definition oft als besonders wichtig und gleichzeitig schwierig erscheint.«[113]

>Sektenbildung<, >wortgebundenes Denken<, »transverbale Intuition«, >problemvertretende Worte«, »kaleidoskopischer Wandel« von Grundbegriffen, »Verschiedenartigkeit von Sprachspielen« unter Benutzung eines gemeinsamen Vokabulars - wer wollte bestreiten, daß sich mit diesen Feststellungen nicht bloß die neoklassische Wirtschaftstheorie, sondern auch die marxistische Politische Ökonomie charakterisieren läßt?

Althussers Behauptung, Marx habe gewisse Konstruktionen »wie in einer Erleuchtung hervorgebracht« und sei »nicht mehr imstande gewesen, sie theoretisch zu verknüpfen und zu bearbeiten«,[114] läuft auf die These hinaus, daß von einer Marxschen Methode als einem logisch konsistenten Ganzen nicht die Rede sein könne. Eine nur in vagen Umrissen ausgearbeitete Methode kann nun aber weder als »logische« noch als »logisch-historische« charakterisiert werden.

Ich glaube, daß man Althussers These nur dann einigermaßen unvoreingenommen diskutieren kann wenn man zugleich folgendes bedenkt: Hätte Marx es wirklich vermocht, seine Vorstellungen über eine »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) zu einem logisch geschlossenen Ganzen einer Theorie der Methode, einer Logik und Erkenntnistheorie der Sozialwissenschaften fortzubilden, so hätte er sich durch keine äußeren Umstände davon abhalten lassen, eine solchermaßen systematisch ausgearbeitete Methode auch schriftlich zu fixieren. Einen ersten Entwurf, der freilich mehr Fragen aufwirft als Antworten enthält, hat er bekanntlich bereits 1857 verfaßt. Etwa zur gleichen Zeit nahm er sich vor, »in 2 oder 3 Druckbogen das *Rationelle* an der Methode, die Hegel entdeckt (...) hat, dem gemeinen Menschenverstand zugänglich zu machen«. (29/260) Marx hat diesen Plan nie aufgegeben, aber vermutlich auch nie ausgeführt. Fünfundzwanzig Jahre später sucht Engels im Nachlaß von Marx vergeblich nach einem entsprechenden Manuskript: »Morgen werde ich endlich Zeit haben, einige Stunden der Durchsicht aller Manuskripte zu widmen, die der Mohr uns hinterlassen hat. Es handelt sich vor allem um einen Abriß über Dialektik, den er schon immer ausführen wollte. Er hat uns aber stets den Stand seiner Arbeiten verheimlicht«. (36/3)

Es ist eine naive Vorstellung, Marx habe zwar im Kopf die neue Methode fix und fertig parat gehabt, aber im Laufe von fünfundzwanzig Jahren niemals die Zeit gefunden, »in 2 oder 3 Druckbogen« das »Rationelle« an Hegels Methode schriftlich festzuhalten. Wenn es auch Engels nicht geschafft hat und selbst »gegenwärtig der Zusammenhang von »formalen und »dialektischer Logik« noch immer einigermaßen unaufgeklärt ist«,[115] dann kann man sich auch nicht mit der Behauptung abspeisen lassen, es sei ja eigentlich gar »nicht überraschend, daß Marx nie eine »Logik« oder »Erkenntnistheorie« im Sinne der Schulphilosophie geschrieben« habe: seine »Logik« sei »die Logik des *Kapital*« gewesen, »wie Lenin zutreffend« bemerkt habe.[116]

Lenin hoffte, daß sich mittels einer entsprechenden Interpretation des *Kapital* diese Arbeit nachholen ließe. Wenn die Vertreter der leninistischen Philosophie und Ökonomie dem Leninschen Desiderat nicht zu entsprechen vermochten, so kann man aus einer solchen Not nicht einfach die dialektische Tugend machen wollen, daß sich über die Methode getrennt vom Inhalt nichts aussagen lasse.[117] Lenin setzte jeden-

falls stillschweigend voraus, daß Marx während der Ausarbeitung des *Kapital* das fertige Ganze einer dialektischen Logik und Erkenntnistheorie im Kopf gehabt habe. So liest es sich denn auch in jedem leninistischen Lehrbuch der Philosophie; und von dieser Vorstellung leitet sich auch die Aufgabe her, die dem *Kapital* zugrunde liegende dialektische Logik herauszuarbeiten.

Wie weit solche Arbeiten bisher gediehen sind, kann man dem Forschungsbericht des Zentralinstituts für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der DDR entnehmen. Es geht dabei um die Frage, wie die dialektischen »Grundgesetze untereinander zusammenwirken und worin die Systematik der von Marx begründeten Methode besteht, die auf keinen Fall schematisch eingesetzt werden kann«. Unter der Voraussetzung, daß Marx eine »dialektische Entwicklungsmethode« tatsächlich ausgearbeitet hat, ist diese Aufgabe durchaus sinnvoll gestellt. Ließe sich nämlich über die Methode isoliert vom Inhalt überhaupt nichts aussagen, so könnte sie als Methode gar nicht identifiziert und somit weder von anderen Methoden noch vom Inhalt unterschieden werden. Es würde sich außerdem das Problem bloß auf den Inhalt verlagern, denn die »eigentümliche Logik« ist die Logik eines »eigentümlichen Gegenstandes«: nicht jeder Gegenstand soll sich dialektisch »entwickeln« lassen. Gerade wenn die »dialektische Entwicklungsmethode« nicht schematisch angewandt werden soll, müßten sich spezifische Differenzen der Entwicklungsweise der verschiedenen Seinsbereichen angehörenden Gegenstände ermitteln lassen. Die Vertreter einer dialektischen Logik müßten z. B. die Frage beantworten können, warum etwa ökonomische Gegenstände im Unterschied zu geometrischen Figuren sich »entwickeln« lassen. Man wird auch zeigen müssen, warum nicht schon andere Ökonomen die Grundbegriffe ihrer Wissenschaft »dialektisch« entwickelt haben. Wenn sie mit dieser »Methode« nicht vertraut sind, so muß man sie in allgemeingültiger und in von jedermann nachvollziehbarer Weise vermitteln können. Solange solche Minimalvoraussetzungen eines sinnvollen Redens über »Dialektik« nicht erfüllt sind, vermag auch weiterhin jeder Marxist jedem anderen vorzuhalten, die »Dialektik« nicht »verstanden« zu haben.[118]

Die Methode, sagt man uns, dürfe nicht schematisch angewandt werden, sondern müsse an der »wirklichen Bewegung und Entwicklung des Objekts orientiert« sein. Dieser Gesichtspunkt werde »in der

unter Leitung von M. M. Rosental herausgegebenen *Geschichte der marxistischen Dialektik* ausführlich historisch-theoretisch begründet und dargestellt. Hierin stehen u. a. gerade die Prinzipien der >*Ableitung*< der Kategorien und der Einheit der Grundgesetze der Dialektik aus der objektiv-realen Entwicklung im Vordergrund.«[119]

In dieser umfangreichen und teilweise durchaus originellen Arbeit hat ein Autorenkollektiv der sowjetischen Akademie der Wissenschaften den Versuch unternommen, das methodologische Grundproblem des *Kapital,* die dialektische »Ableitung« der ökonomischen Kategorien, aufzuarbeiten; von einer Darstellung der >objektiv-realen Enwicklung< kann in dieser Arbeit freilich ebensowenig die Rede sein wie in anderen Untersuchungen zum *Kapital.* In dem Forschungsbericht heißt es weiter: »Dabei durchdringen einander zwei Problemstellungen in der Auffassung dieser >Ableitung<: erstens die theoretische Ableitung als *Widerspiegelung eines objektiven* Abhängigkeitsverhältnisses, zweitens das Problem der *logischen* Ableitung im Begriffssystem selbst.« Die Autoren denken offenbar an die Engelssche Unterscheidung zwischen der »logischen Entwicklung« und der »historischen Behandlungsweise«. Sollte es der sowjetischen Akademie der Wissenschaften tatsächlich gelungen sein, das vertrackte Problem der »logischen Ableitung im Begriffssystem« der ökonomischen Kategorien zu entschlüsseln?

Man durfte gespannt sein, wie dieser breitangelegte Kommentar zur Marxschen Dialektik im *Kapital* von den philosophischen Experten der Akademie der Wissenschaften der DDR beurteilt würde. Doch statt einer klaren Stellungnahme findet man lediglich die lakonische Feststellung: »Unseres Erachtens besteht der gegenwärtig aussichtsreichere Weg darin, die erste Problemstellung gründlich zu bearbeiten, bevor die zweite in größerem Maßstab in Angriff genommen werden kann.«[120] Mit anderen Worten: die erste Problemstellung wurde ziemlich oberflächlich und die zweite völlig unbefriedigend behandelt. Dabei werden die Schwierigkeiten der zweiten Problemstellung so hoch eingeschätzt, daß es der Akademie ratsam erscheint, die >Bearbeitung< vorerst zurückzustellen. Es wird statt dessen vorgeschlagen, zunächst einmal »gründlich« jene Problemstellung zu bearbeiten, von der man annimmt, daß sich ihre Schwierigkeiten in absehbarer Zeit bewältigen lassen. Nach Abschluß dieser Arbeit könne dann auch die Hauptaufgabe, die zweite Problemstellung »der logischen Ableitung im Begriffs-

system selbst«, erfolgversprechend und »in größerem Maßstab in Angriff genommen werden«. »Der Grund für diese Annahme liegt darin, daß »logische Ableitung« in diesem Kontext bei den Klassikern des Marxismus-Leninismus nicht einer formalen Deduktion gleichzusetzen, sondern als geistige, theoretische Reproduktion eines objektiven Entwicklungsprozesses aufzufassen ist, wie er aus zahlreichen Äußerungen der Klassiker selbst hervorgeht.«[121]

Hier findet man überaus merkwürdige Behauptungen. Die Disjunktion »formale Deduktion« und »geistige Reproduktion eines objektiven Entwicklungsprozesses« läßt sich nicht so ohne weiteres unter Berufung auf die »zahlreichen Äußerungen der Klassiker« rechtfertigen. Es ist zwar richtig, daß der Engelsschen *Rezension* von 1859 zufolge die »logische Entwicklung« oder »logische Bchandlungsweise« nichts anderes sein soll »als das Spiegelbild, in abstrakter und theoretisch konsequenter Form, des historischen Verlaufs«. (13/475) Es ist auch denkbar, daß auf der Basis einer materialistischen Widerspiegelungstheorie die »logische Entwicklung« oder »logische Ableitung im Begriffssystem selbst« gar nicht anders interpretiert werden kann. Wenn das aber der Fall sein sollte, dann hat die Akademie ihr eigenes Forschungsprogramm ad absurdum geführt: die erste und die zweite Problemstellung fielen dann nämlich zusammen. Die erste wurde als »Widerspiegelung eines objektiven Abhängigkeitsverhältnisses« gedeutet, und von der zweiten erfahren wir nunmehr, daß sie nur »als geistige, theoretische Reproduktion eines objektiven Entwicklungsprozesses aufzufassen« sei. Sofern sich kein Unterscheidungsmerkmal zwischen »»Widerspiegelung« und »geistiger Reproduktion« nachschieben läßt, wird sich die Akademie entscheiden müssen, entweder die Widerspiegelungstheorie oder ihr eigenes Forschungsprogramm aufzugeben. Die »logische Entwicklung« ließe sich dann vielleicht als Widerspiegelung einer historischen »Entwicklungslogik< deuten, doch wäre damit auch nicht sonderlich viel gewonnen.

Eine solche »Entwicklungslogik< von Wertformen existiert übrigens auch bei Holzkamp vorerst nur als Forschungsprogramm, und zu einer Klärung der »logischen Ableitung im Begriffssystem selbst« dürfte diese >Entwicklungslogik<wohl kaum etwas beitragen. So gesehen scheint die Alternative immer klarer hervorzutreten, entweder an der Widerspiegelungstheorie festzuhalten oder auf der Möglichkeit zu beharren,

die »logische Ableitung im Begriffssystem selbst« schließlich doch noch präzisieren und begründen zu können. Es ist recht unwahrscheinlich, daß diese Aufgabe auf der Grundlage einer materialistischen Ersten Philosophie »in Angriff genommen werden kann«. An diesem Punkt wird man übrigens auch erhebliche Zweifel anmelden müssen, ob die strukturalistischen Rekonstruktionsbemühungen Althussers weiterführen können.

Wie dem auch sei, die Akademie sollte auf Grund ihrer Einschätzung der außerordentlichen Interpretationsschwierigkeiten der Marxschen Wertformanalyse die Empfehlung nicht versäumen, die Lehrbücher der marxistisch-leninistischen Politischen Ökonomie mit einer großen Zahl von Fragezeichen und kritischen Anmerkungen zu versehen.

Bei alledem darf nicht übersehen werden, daß hier die Probleme jeder orthodoxen Interpretation zur Sprache gebracht worden sind. Es ist mir keine affirmative Interpretation bekannt, die nicht sogleich die Frage hervorruft, ob das von Marx verwendete begriffliche Instrumentarium wirklich der Aufgabe genügt, einen intersubjektiv verbindlichen Argumentationszusammenhang herzustellen.

Haug möchte sich im Unterschied zu anderen Autoren nicht damit entschuldigen, »daß nur einige der Begriffswerkzeuge (...) abgeleitet werden konnten, (...) daß jedoch keine Ableitung restlos durchgeführt, sondern immer nur angebahnt werden konnte«. Die Vorstellung, er habe von »einer sehr komplexen Problematik hier selbstverständlich nur ein Stück - allerdings wohl die zugleich härteste und ergiebigste Nuß - aufgebrochen«,[122] konnte nur deshalb entstehen, weil er lediglich mit »problemvertretenden Worten« einer »transverbalen Intuition« operierte. Anderen Interpreten fallen andere Worte, freilich auch recht selten ökonomische Sachprobleme ein.

Die Eliminierung ökonomischer Sachprobleme mag dem Glaubensbedürfnis einer kleinen politischen Gemeinde entgegenkommen; der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Marxschen Theorie ist damit sicherlich ein schlechter Dienst erwiesen. In Abwandlung einer Bemerkung Raymond Arons kann man hierzu abschließend nur feststellen: »Tatsächlich würde man, wenn man Haug oder die Arbeit manches anderen philologischen Interpreten liest, kaum noch ahnen, daß *Das Kapital* als Abriß der politischen Ökonomie gedacht ist.«[123]

Ungelöste Probleme der >logischen< Entwicklung werden gelegentlich - wenn auch recht zaghaft und widerspruchsvoll - von Vertretern der >logischen< Interpretation konstatiert. So enthält die Untersuchung *Krise und Kapitalismus bei Marx* zwar einen sehr umfangreichen, 85 Seiten umfassenden Abschnitt *Methode der Politischen Ökonomie.* Tatsächlich kommt das Autorenkollektiv auch zu dem Resultat, es sei berechtigt, daß Marx seine Methode der Behandlung der Politischen Ökonomie eine dialektische nenne; doch ausgerechnet in einer diesem Satz beigefügten Randnote stellen die Autoren ihre eigene Behauptung wieder m Frage: »Die aus der Differenz von begrifflicher Entwicklung und formallogischer Deduktion resultierenden Unterschiede zur üblichen Methode der Wissenschaften, die jene Bezeichnung im Sinne der Unterscheidung von »formaler« und »dialektischen Logik rechtfertigen kann, kann von uns hier nicht weiter entfaltet werden. Hierin sehen die Verfasser einen wesentlichen Mangel ihres thesenhaften Versuchs zur Charakterisierung der Marxschen Methode.«[124]

Diese in der marxistischen Sekundärliteratur durchaus ungewöhnliche Selbstkritik berührt zwar überaus sympathisch, läßt aber völlig im ungewissen, ob es sinnvoll ist, die Marxsche Behandlung der Politischen Ökonomie als eine von der »üblichen Methode der Wissenschaften« unterscheidbare Methode sui generis oder gar als eine dialektische Methode zu kennzeichnen. Diese Frage wird durch diese Darstellung nicht zuletzt auch deshalb herausgefordert, weil die Autoren sich offenkundig nicht entschließen konnten, die »logische Entwicklung« der Wertformen zu referieren oder gar als Paradebeispiel der »dialektischen Methode« vorzustellen. Den Ubergang vom Geld zum Kapital »skizzieren« sie nur in »Kurzform, ohne auf die theoretischen Schwierigkeiten, die mit diesem Übergang verbunden sind, ausführlich einzugehen. (...) Um die Struktur dieses »Übergangs«, der für die innere Konstruktion des Kapitalbegriffs von entscheidender Bedeutung ist, zu klären, müßte u. a. dargelegt werden, in welchem präzisierbaren Sinn davon geredet werden kann, daß das Kapital im Geld enthalten ist und der Charakter des Übergangs, logischer und wirklicher Übergang in einem zu sein, ausgearbeitet werden.«[125]

Mit diesem Hinweis sind die Probleme einer »dialektischen« oder »logischen« Entwicklung ökonomischer Kategorien trefflich gekennzeichnet; zugleich verstärken sich die Zweifel, ob dieses Programm sich al-

lein mit den begrifflichen Mitteln des Marxschen Instrumentariums realisieren läßt. Es kann offenbar nicht mehr stillschweigend vorausgesetzt werden, daß sich überhaupt ein »Übergang« konstruieren läßt, dessen Eigentümlichkeit darin bestehen soll, »logischer und wirklicher in einem zu sein«.

Die Autoren zählen noch einige andere Probleme der Marxschen Methode auf, von denen sie aber ebensowenig zu sagen wissen, ob und wie deren Klärung »in Angriff genommen« werden könnte: »Jene Konzeption der >Selbstentwicklung der Substanz< oder der »Substanz als Subjekt« wäre abzugrenzen von dem traditionellen »Prinzip der fixen Substanz«, des entwicklungslosen festen Allgemeinen und die Konzeption der »begrifflichen Entwicklung« von der formallogischen Deduktion oder Subsumtion. Vgl. hierzu z. B. Zeleny«.[126] Kurz, nach Meinung der Autoren darf eigentlich gar nicht von einer »Methode« gesprochen werden, sondern lediglich von der *»Konzeption«* einer Methode. Der selbstbeschwichtigende Hinweis »z. B. Zeleny« kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß nirgendwo ein ernstzunehmender Versuch unternommen worden ist, die angeblich dem *Kapital* zugrunde liegende dialektische Logik systematisch herauszuarbeiten. Das »Beispiel« Zeleny kann bloß den Verdacht bestärken, daß sich materialistische Philosophen auf die Suche nach einem Phantom begeben haben. Es ließe sich nämlich leicht zeigen, daß auch Zeleny auf der Suche nach einer materialistischen und zugleich dialektischen Methode sich in ein Knäuel von Widersprüchen verstrickt hat. Wie sonst wäre das Forschungsprogramm der Akademie der DDR zu verstehen, die Konzeption einer materialistischen »Selbstentwicklung« noch einmal »in Angriff zu nehmen« - auf Umwegen und zu einem späteren Zeitpunkt?

Die Ausarbeitung der Methode wird man auf den Sankt-Nimmerlems-Tag verschieben müssen, wenn man in der Manier der hier bloß exemplarisch zitierten Autoren fortfährt, Marxsche Texte kopfschüttelnd im stillen Kämmerlein zu studieren, hierbei sich voller Unbehagen der sauren Arbeit widmet, die »logische Entwicklung« zu »verstehen« und Bruchstellen der Marxschen Argumentationen allenfalls im kleinen Kreise der »Eingeweihten« diskutiert, weil man der Gemeinde auch weiterhin den Glauben an die große Methode nicht rauben möchte. Das »zwischen Hegel und Marx ungedacht gebliebene Wesen

der Dialektik« (K.-O. Apel) bleibt ungedacht, wenn man weiterhin das *Kapital* ganz »nach der Art der *Heiligen Schrift* behandelt.«

Wenn Marx den geplanten »Abriß über Dialektik« nicht geschrieben hat, Engels trotz seiner engen Zusammenarbeit mit Marx ihn nicht zu schreiben vermochte und die vielen Akademien der marxistisch-leninistischen Philosophie die »logische Ableitung im Begriffssystem« des *Kapital* ebenfalls nicht so recht zu deuten wissen, dann gewinnt die These Althussers ungemein an Plausibilität, daß Marx auf der Grundlage einer materialistischen Abbildtheorie gar nicht imstande war, seine *Vorstellungen* von einer Methode zu einer systematischen *Theorie* der Methode fortzubilden. Althusser will keineswegs behaupten, daß dem Marxschen *Kapital* nicht eine bestimmte materiale Logik zugrunde liegt; insofern könnte er durchaus der Leninschen These zustimmen, daß Marx die >Logik< des *Kapital* hinterlassen habe. Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß die >Logik< des *Kapital* mit den *Marxschen* Vorstellungen über >Logik< und >Erkenntnistheorie< zu identifizieren ist. Die Herausarbeitung der dem *Kapital* zugrunde liegenden Methode ist Althusser zufolge wesentlich schwieriger, als Lenin sich dies vorstellte und der orthodoxe Marxismus sich weiterhin vorstellt. Die wissenschaftliche Lektüre des *Kapital* habe nämlich einen »Zirkel« aufzubrechen, und dieser lautet: »Eine philosophische Lektüre des *Kapital* ist nur unter Anwendung der Kriterien möglich, nach denen wir noch suchen, und die nur die Philosophie von Marx liefern kann.«[127] »Ohne die Hilfe der Marxschen Philosophie, die wir gleichzeitig aus dem *Kapital* herauszulesen haben, ist eine wirkliche Lektüre dieses Werkes nicht möglich.«[128]

Man muß sich nicht unbedingt die strukturalistische Form einer »symptomatischen Lektüre« zu eigen machen, um für eine solche Marx-Lektüre zu plädieren. Alfred Schmidt machte fast zur gleichen Zeit wie Althusser darauf aufmerksam: »So wichtig das Marxsche Selbstverständnis ist - oft genug bleibt es weit hinter dem zurück, was Marx in seinen materialen Analysen theoretisch bietet.«[129] Schmidt zitiert in diesem Zusammenhang einen Brief von Marx an Lasalle: »Selbst bei Philosophen, die ihren Arbeiten eine systematische Form gegeben, f. i. Spinoza, ist ja der wirkliche innere Bau seines Systems ganz verschieden von der Form, in der es von ihm bewußt dargestellt war.« (29/561) Schmidts These wird man wohl kaum so verstehen dürfen, daß sich

ein richtiges oder falsches philosophisches Selbstverständnis nicht auch auf die logische Stringenz der materialen Analyse, die Prägnanz und Kohärenz ihrer Grundbegriffe sowie auf das Verhältnis von Partial- und Totalanalyse auswirken könnte. Strikte Trennung von philosophischem Selbstverständnis und einzelwissenschaftlicher Analyse gilt sicher nur für bestimmte Erfahrungswissenschaften. Die theoretische Analyse von Geld und Kapital bei Marx und anderen Vertretern der traditionellen Ökonomie läßt sich entgegen einem immer noch sehr weit verbreiteten Vorurteil durchaus nicht den philosophisch indifferenten Erfahrungswissenschaften zurechnen. Gewisse Unklarheiten in der materialen Analyse der Marxschen Ökonomie könnten also durchaus damit zusammenhängen, daß Marx eine von dem »wirklichen inneren Bau seines Systems« geforderte Komplementärphilosophie nicht zu entwickeln vermochte.

In diesem Punkt konvergiert die Marx-Kritik der Frankfurter Schule mit der der Althusser-Schule. Deren Auffassungen ließen sich auf den gemeinsamen Nenner bringen, daß der »wirkliche innere Bau« des Marxschen Systems mit der von Marx »bewußt dargestellten Form« nur partiell übereinstimmt. Von den philosophischen Positionen beider Schulen her liegt die Vermutung nahe, daß Marx einen den materialen Problemen der Sozialwissenschaften angemessenen »Abriß über Dialektik« nicht zufällig, sondern aus prinzipiellen sachlichen Gründen nicht zustande brachte: weltanschauliche Vorurteile haben Marx daran gehindert, eine den »eigentümlichen Gegenständen« der Geld- und Kapitaltheorie adäquate »eigentümliche Logik« oder Methode systematisch auszuarbeiten, die eine Präzisierung und Begründung der von ihm gebrauchten Kategorien ermöglicht hätte. Wenn das *»Herauslesen«* dialektischer Bestimmungen aus den ökonomischen Kategorien sich allgemeingültig rekonstruieren läßt, sich also nicht als *»Hineinlesen«* erweisen sollte, wenn also das »Wiederfinden« der ihm von der idealistischen Philosophie her vertrauten Denkfiguren tatsächlich einen Grund m der >Sache< haben sollte, dann waren diese Entdeckungen mit den Denkmitteln der nachhegelschen Philosophie inklusive der materialistischen Ansätze sicherlich nicht zu bewältigen. Die erkenntnistheoretisch recht vagen Vorstellungen über »Widerspiegelung« mußten hier auf eine falsche Fährte fuhren. Die Problematik der Genesis und Geltung quasi-transzendentaler Bestimmungen im Bereich der Ökonomie

konnte von diesen Vorstellungen her nur ganz unzulänglich durchdacht werden. Nur so wird man sich den heute bloß noch Kopfschütteln und Achselzucken hervorrufenden Versuch erklären können, von der »logischen Entwicklung« her eine »historische« konstruieren und sodann rückläufig die »logische« begründen zu wollen. Wenn einige esoterische Konstruktionen sich tatsächlich als bedeutsame Entdeckungen herausstellen sollten, dann mußte der Versuch, mittels eines Widerspiegelungspostulats eine Beziehung zwischen »Logischem« und »Realem«, »logischer« und »realer« »Entwicklung« herzustellen, unweigerlich dazu führen, diese Entdeckungen wieder völlig unkenntlich zu machen und somit die »materiale« Analyse wieder zu entstellen. Man braucht sich nur vorzustellen, daß der *Rohentwurf* verlorengegangen wäre: die Vertreter der Marxschen Theorie wären dann auch heute noch genötigt, die historizistischen Fabeleien über Steinzeit und einfache Warenproduktion als die große Methode des wissenschaftlichen Sozialismus auszugeben.

An diesem Punkt wird nun freilich auch deutlich, daß sich die Frankfurter Schule und die Althusser-Schule nur über Negatives verständigen können. Jenseits der Kritik an der marxistischen Orthodoxie lassen sich da nicht allzu viele Gemeinsamkeiten feststellen. Die in neuer Gestalt sich reproduzierende und nunmehr vor allem auch auf das *Kapital* anzuwendende Marxsche Frage nach dem »rationellen Kern« der Dialektik wird bekanntlich von beiden Richtungen ganz verschieden beantwortet. Innerphilosophisch läßt sich wohl kaum ein Maßstab finden, der eine konsensfähige Entscheidung erlauben würde, wo die »rationellen« Bestimmungen der Dialektik aufhören und die »Darstellungsweise des »Kapital« mit der spekulativen Entwicklung des Begriffs«[130] verwechselt wird. Was im *Kapital* und im *Rohentwurf* als Sachproblem oder als Scheinproblem, als wirkliche Entdeckung oder als »metaphysisches« Relikt, als »wissenschaftliche« Dialektik oder idealistische Metaphorik zu gelten hat, wird wohl erst dann geklärt werden können, wenn mit gewissen philosophischen Problemen zugleich die geldtheoretische Problematik umfassend thematisiert wird.

In den vorangegangenen Abschnitten wurden lediglich einige wichtige Merkmale der beiden orthodoxen Richtungen beschrieben. Eine detaillierte Darstellung würde ergeben, daß innerhalb dieser beiden großen Gruppierungen nochmals ganz erhebliche Unterschiede zwi-

schen den einzelnen Interpretationen bestehen. So versteht Holzkamp unter einer »logisch-historischen« Analyse, Ableitung oder Entwicklung etwas ganz anderes als Zeleny. Dieser begreift nämlich die »logisch-historische« Analyse durchaus nicht als ein selbständiges Verfahren; sie bedürfe vielmehr der Ergänzung durch ein gleichsam komplementäres Verfahren: der »dialektisch-logischen« Ableitung. Doch von dieser »Ableitung« scheint Holzkamp recht wenig zu halten; er findet sie keiner Erwähnung wert, was ihn aber nicht davon abhält, die durchaus treffende Zeleny-Kritik[131] seines neoorthodoxen Opponenten zurückzuweisen.

Auch innerhalb der neoorthodoxen Richtungen ließen sich gravierende Unterschiede zwischen den einzelnen »logisch« autgebauten Interpretationen nachweisen. So herrscht über die Bedeutung des zweiten Kapitels des *Kapital* zwischen den Vertretern gerade jener Gruppierung der »logischen« Interpretation großer Streit,[132] die eine Art philologisch-theologischer *Kapital-Lektüre* betreiben und gut lutheranisch darauf beharren: »Das Wort sie sollen lassen stahn.« Es kann freilich nicht überraschen, daß selbst die marxistischen »Lutheraner« es gelegentlich nicht gar so genau mit dem »Wort« nehmen.

Der »logischen« Richtung muß man generell vorwerfen, daß sie sich in der Erörterung einer sehr wichtigen Problematik durchaus inkonsequent verhält: soweit ich sehe, beziehen sich ihre Vertreter positiv auf die Engelssche Bestimmung des Verhältnisses von »Logischem« und »Historischem«. Dies ist vor allem deshalb erstaunlich, weil geradezu mit Händen zu greifen ist, daß in der Engelsschen *Rezension* von 1859 bereits der Grundgedanke einer Theorie der einfachen Warenproduktion formuliert worden ist. In gewisser Weise ist diese Inkonsequenz wiederum auch kein Zufall. Es kann nämlich keine Rede davon sein, daß die »logischen« Interpreten jene in den »logisch« konzipierten Schriften nachweisbaren Problemstellungen und Ansätze, die auf eine »logische Entwicklung« der Kategorien verweisen, erschöpfend dargestellt hätten. Die Konstruktion oder Rekonstruktion eines Idealtypus der »logischen Entwicklung« steht immer noch aus. Ob dies jemals gelingen wird, ist daher eine durchaus offene Frage; es müßten sich jedoch zumindest die von Marx formulierten Problemstellungen und Elemente einigermaßen vollständig darstellen lassen. Erst dann wird man wohl klarer erkennen können, ob sich die methodologischen Vorstel-

lungen von Marx zu einer systematisch aufgebauten Theorie der Methode fortbilden lassen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß man die sowjetischen und sowjetmarxistischen Interpretationen heute nicht mehr en bloc der einen oder anderen Richtung zurechnen kann. Die offiziellen Lehrbücher verfechten zwar immer noch wacker historizistische »Interpretationen«: die »Urjäger« und »Urtischer« aus »präadamitischen Zeiten« vollziehen bewußt oder »halb bewußt« ominöse Akte der »Gleichsetzung« von Wild und Fischen als quasi-transzendentale Bedingung ihres Austauschs. Es muß jedoch immer wieder hervorgehoben werden, daß einer der maßgebenden Kommentatoren der marxistisch-leninistischen Theorie, M. M. Rosental, die Interpretation der drei ersten Kapitel als einer Theorie des Urtausches und der einfachen Warenproduktion implizit ablehnt;[133] auch die anderen Autoren der erwähnten *Geschichte der marxistischen Dialektik* haben sich von der traditionellen Darstellung abgewandt. Während das Lehrbuch der Parteihochschule beim ZK der KPdSU die »einfache oder zufällige Wertform« damit verdeutlichen möchte, daß ein »Sack Getreide (...) zufällig gegen ein Schaf, ebenso zufällig eine Steinaxt gegen eine Halskette ausgetauscht« wurde und hierbei eine »Gleichsetzung von Getreide und Schaf« stattfinden läßt,[134] will die Akademie der Wissenschaften der UdSSR solche steinzeitlichen Interpretationen der Marxschen Wertformanalyse nicht mehr gelten lassen. In der von ihr herausgegebenen *Geschichte der marxistischen Dialektik* riskiert sie immerhin den Satz: »Ware und Geld darf man nicht als vorkapitalistische Kategorien betrachten, sondern speziell als Erscheinungen kapitalistischer Verhältnisse«.[135]

Es müßte jetzt gezeigt werden, wie die Eingrenzung dieses zentralen Problembereichs dazu geführt hat, daß sich Rosental und die anderen Mitglieder der Akademie in allerhand Widersprüche verstrickten. Dieser Nachweis und eine ausführliche Diskussion der Sekundärliteratur zur Werttheorie bleibt jedoch einer speziellen Untersuchung vorbehalten.[136] Einige grundsätzliche Feststellungen sowie eine kurze Zusammenfassung der bisherigen Überlegungen zur marxistischen Sekundärliteratur sollen zur eigentlichen Textanalyse überleiten. Dabei scheint es mir zweckmäßig, in aller Kürze das den interpretatorischen Gegensätzen der beide Orthodoxien zugrunde liegende Kernproblem der Marxschen methodologischen Konzeption herauszustellen.

Sämtliche Interpreten sind sich hinsichtlich eines fundamentalen, jedoch bloß negativ beschreibbaren Sachverhalts einig: der Marxsche Argumentationszusammenhang läßt sich weder als ein axiomatisch-deduktives Verfahren noch als eine Abfolge historischer Idealtypen beschreiben. So besteht für Holzkamp kein Zweifel, »daß lediglich logisch-analytische, formallogische Denkfiguren nicht gemeint sein können, wenn man Marx' Ableitungen im *Kapital* als »logisch« bezeichnet«.[137] Es sei mehr und anderes als Formallogisches im landläufigen Sinne »angesprochen«. Dieses »mehr und andere« beschäftigt vor allem Zeleny: »Marx baut sein wissenschaftliches System der politischen Ökonomie durchaus nicht mittels der axiomatischen Methode auf, sondern durch die Benutzung der neuen dialektischen Ableitung«.[138] »Marx gibt die Entwicklung der Wertformen als Ausdruck einer bestimmten *Notwendigkeit* wider. Welchen Charakter trägt diese Notwendigkeit? Daß es hier nicht um die Kantische analytische Notwendigkeit geht, ist auf den ersten Blick sichtbar. Daß es sich hier auch nicht um die Hegelsche dialektische Notwendigkeit der immanenten Entwicklung der Begriffe und Denkformen handelt«, sei ebenso klar ersichtlich.[139] Dennoch knüpfe Marx in »seiner neuen und spezifischen Konzeption des Logischen, wie sie in der dialektisch-logischen Ableitung zutage tritt«, an Hegels »neue Idee der Substanz als Selbstentwicklung« an.[140] Es handle sich um »eine neue Erklärung der notwendigen logischen Folgebeziehung, die Kant nicht gekannt hat, (...) sie ist (...) keine axiomatisch-mathematische notwendige Folgebeziehung«.[141]

Auch Ritsert hebt hervor, das Marxsche Verfahren gehe nicht »in dem auf, was heute nomologisch-deduktives (...) oder analytisch explizierendes Denken heißt«.[142] Es handle sich um eine Methode, die »mit logischer Formalisierung (...) nicht deckungsgleich ist«.[141] Der Argumentation Zelenys würde er wohl kaum folgen. Denn: »Marx (...) kann natürlich auch nicht anders, als (...) eine Logik zu beanspruchen, die heute z. B. im Aussagen- und Prädikatenkalkül formalisiert und weiterentwickelt wird.«[144]

Mit Holzkamp stimmt Ritsert insofern überein, als auch für ihn die Marxschen Bestimmungen »weder aus einer »Keimzelle entfaltet« noch deduziert oder aus einer interpretierten axiomatischen Satzkonfiguration abgeleitete Theoreme« sind.[145] Um so schärfer stellt sich das Problem: »Marx deduziert nicht aus einem Prinzip und zeichnet den-

noch die Elementarform >Ware< als Ausgangsmoment der Darstellung aus.«[146]

Die zitierten Autoren konstatieren also eine bestimmte Ordnung und Notwendigkeit in der Aufeinanderfolge der Argumente und kategorialen Bestimmungen, die aber weder von einer formallogischen noch von einer kausal-nomologischen Notwendigkeit herrühren soll. Es läßt sich wohl kaum bestreiten, daß dem Marxschen Argumentationszusammenhang eine bestimmte Gerichtetheit und Strukturierung eigentümlich ist und ihm so etwas wie eine quasi-logische Notwendigkeit zukommt. Marx deduziert nicht aus einem Prinzip, begreift aber dennoch die Ordnung der Argumente und Bestimmungen als »logische Entwicklung«.

Das methodologische Kernproblem der marxistischen Theorie kann man auf die Formel bringen, daß es bisher nicht gelungen ist, dieses »mehr und andere« gegenüber einer formallogisch entwickelten Gedankenabfolge in einer konsensfähigen Form zu spezifizieren:

1. Umstritten ist die Struktur der »logischen Entwicklung«. Dabei geht es um die Frage, ob es sinnvoll ist, den Argumentationszusammenhang des *Kapital* als Nachvollzug der »Selbstentwicklung« einer sich entfaltenden »Keimzelle« zu begreifen oder dieses Verfahren als »Neo-Idealismus« zurückzuweisen.

2. Der Gegenstand der »logischen Entwicklung« ist umstritten: handelt es sich um vorkapitalistische oder um kapitalistische Kategorien?

3. Umstritten sind die Bedingungen der Möglichkeit dieser quasi-logischen »Entwicklung«: wie sind die Genesis und die Geltung dialektischer Kategorien zu begreifen? Damit ist zugleich die Frage nach dem Verhältnis von empirischen, insbesondere historischen Fakten und den quasi-transzendentalen dialektischen Denkfiguren gestellt. Die Gegner der als »Neo-Idealismus« befehdeten >logischen< Interpretation kommen in der Diskussion dieser Fragen nicht an der Tatsache vorbei: der Ursprung der quasi-logischen Folgebeziehung Ware - Geld - Kapital ist die »logische Entwicklung« des *Rohentwurfs*, also eine »idealistische Manier der Darstellung«. Im *Kapital* läßt sich nämlich auch nicht ein einziges geld- und kapitaltheoretisches »Fundamentalgesetz« aufzeigen, das Marx nicht schon im *Rohentwurf* oder in der *Kritik* mit den Mitteln der »logischen Entwicklung« gefunden hätte. Man wird sich nicht mehr länger der Feststellung entziehen können, daß die den Katego-

rien des *Kapital* impliziten Wesensdefinitionen und Gesetze »logisch«, aber durchaus nicht »logisch-historisch« abgeleitet wurden. So sind denn auch die Vertreter historizistischer Interpretation den Nachweis schuldig geblieben, daß Marx diese Gesetze und Realdefinitionen in einem Verfahren gewonnen habe, bei dem die »wirklichen Stufen der materiellen gesellschaftlichen Entwicklung (...) abstrahierend gedanklich reproduziert«[147] worden seien. Nirgendwo findet sich im *Rohentwurf* historisches Material, ja nicht einmal aus der Untersuchung kapitalistischer Verhältnisse gewonnenes empirisches Material, das der Konstruktion von Gesetzen und Realdefinitionen zugrunde gelegen haben könnte.

Das gilt auch für die Konstruktion der Wertformen. Hier ist zweierlei festzuhalten. Es ist erstens darauf hinzuweisen, daß dort, wo Marx diese Formen erstmals dargestellt hat, nämlich in der Erstauflage des *Kapital*, sich keinerlei »realhistorisches Material von der Art« nachweisen läßt, wie er es in einem »Forschungsprozeß zur abstrahierenden Gewinnung der logisch-historischen Stufen durchgearbeitet«[148] haben müßte. Von »logisch-historischen Stufen< kann allenfalls in der überarbeiteten Fassung des ersten Kapitels für die Zweitauflage des *Kapital* die Rede sein, doch keinesfalls in der ursprünglichen Fassung. Es ist zweitens darauf aufmerksam zu machen, daß Marx sich seine Lösung der geldtheoretischen Aporien zu einem Zeitpunkt erarbeitet hatte, da ihm der Gedanke einer Entwicklung von Wertformen noch ganz fremd gewesen sein dürfte. Die »Gewinnung der logisch-historischen Stufen« und die angebliche Verarbeitung »realhistorischen Materials« war also für die Herausbildung dessen, worauf es Marx tatsächlich ankommen mußte, nämlich ein System geld- und kapitaltheoretischer Gesetze, absolut irrelevant.

Wie man es auch nehmen mag, es läßt sich nicht bezweifeln daß die der Entwicklungsreihe Ware - Geld - Kapital impliziten Gesetze und Realdefinitionen ihren Ursprung dem »Neo-Idealismus« der »Keimzellenmetapher« verdanken. Wenn nun aber der >Entstehungszusammenhang< dieser Entwicklungsreihe ein >logischer< ist und Marx nur ex post einige historische Fakten eingefügt hat, drängt sich dann nicht die Vermutung auf, daß Marx >logisch-historische< Konstruktionen gleichsam als>Begründungszusammenhang<nachgeschoben hat?

Anmerkungen

1 Inzwischen ist der wichtige Aufsatz von C. Luporini erschienen, dessen Überlegungen in einigen Punkten mit der hier intendierten Interpretation konvergieren: *»Die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes«,* 463 f.

2 L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 1, 60.

' Ebd., 61.

4 Ebd., 62.

s K.-O. Apcl, *Reflexion und materielle Praxis,* 13.

'• Als Paradebeispiel für eine solche Pseudodiskussion ist hier auf die im Zusammenhang dieser Arbeit besonders interessierende Kontroverse zwischen K. Holzkamp und der von J. Bischoff inspirierten >Projcktgruppc Klasscnanalysc< über das Verhältnis von >Logischcm< und »Historischem* im *Kapital* hinzuweisen. Dabei zeigt sich nun freilich, daß die irrationalen Aspekte innermarxistischcr Kontroversen über das rcchtc Verständnis der Texte zu einem gewissen Teil in handfesten politischen Konflikten wurzeln. In seinem Autsatz *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff* setzt sich Holzkamp nicht mit der >logischcn< Interpretation generell auseinander, sondern nur mit einer bestimmten Variante derselben, der von J. Bischoff und der Projektgruppe vertretenen. Schon diese Einschränkung ist politisch motiviert. Die Mitglieder der Projektgruppe verstehen sich als kritische Anhänger der DKP, der sie eine von vermeintlichen oder tatsächlichen Fehlintcrprctationcn Engcls-Lcninschcr Provenienz gereinigte und in dieser Weise gewissermaßen modernisierte Fassung der Marxschcn Theorie offerieren möchten. Da die Gruppe um Bischoff mit ihrer »Konzeption in bestimmten Bereichen der Linken innerhalb der Bundesrepublik starken und weiterhin steigenden Einfluß gewonnen« habe, sieht sich das DKP-Mitglied Holzkamp vor allem politisch herausgefordert: »Die vorliegende Kritik will daher in die Tagcsauscinandcrsctzung zwischen Marxisten in der Bundesrepublik um die richtige wissenschaftliche Fundicrung des Kampfes eingreifen.« (Ebd., 8 f.)

Nachdem die ältere Orthodoxie es vorgezogen hatte, die Ketzereien der ncoorthodoxen Richtung jahrelang zu ignorieren, setzt sich hier erstmals einer ihrer Vertreter mit der ärgerlichen Behauptung auseinander, einige Klassiker des Marxismus-Leninismus, Engels und Lenin, hätten in gravierenden Punkten das *Kapital* und somit die »Methode des wisscnschattüchcn Sozialismus« falsch verstanden. Da seitdem eine ähnliche Diskussion über dieses heikle Thema nicht wieder zustande gekommen ist, verdient diese Kontroverse besondere Aufmerksamkeit. Einige Argumente dieser Debatte, die teilweise recht klar und schartsinnig entwickelt worden sind, werden uns noch im Text beschäftigen.

Für die Beurteilung des Streitgegenstandes sowie der Chancen, Streitigkeiten solcher Art inncrmarxistisch zu einer Klärung bringen zu können, scheinen mir aber nicht bloß die vorgetragenen Sachargumcntc aufschlußreich, sondern vor allem auch die Form der Diskussion. Und hier schcint mir Folgendes bemerkenswert:

a. Obwohl nicht bloß über philologisch-intcrprctatorischc Fragen gestritten wurde, sondern auch die Problematik der Geltung Marxscher Aussagen zur Sprache kam, war in der Debatte über >Logischcs< und »Historisches* von einem Historischem im Sinne

cines Inbegriffs überprüfbarer historischer Fakten nirgendwo die Rede. Gewisse Zitate aus den Werken der »Klassiken vertraten das »Historische« und besaßen absolute Beweiskraft. Es schien eine stillschweigende Übereinkunft zu bestehen, die Frage gar nicht erst aufkommen zu lassen, wie es um den Informationsgehalt und die Gültigkeit der »historischen Ausführungen« jener umstrittenen Wertformanalyse eigentlich bestellt sei. In dieser seltsamen Debatte über »Historisches« als solchcs und seine Funktion im Marxschcn Beweisgang mochten sich beide Parteien durchaus nicht mit dem Gedanken beschäftigen, daß sich einige der »historischen Ausführungen« entweder als Trivialitäten oder als pure A-priori-Konstruktioncn erweisen könnten. Hier zeigte sich, wie bestimmte Formen der Marx-Philologie in einen autoritätsgläubigen Dogmatismus umschlagen können, durchaus vergleichbar den aristotelisch orientierten Naturspckulationen der Spätscholastik.

b. Beide Parteien zeigten sich weder fähig noch willens, die Motive der anderen Seite zu würdigen, ihre Problemstellungen nachzuvollzichen und sine ira et studio rational entwickelte Argumentationen des Diskussionspartners zu überprüfen. Gerade einige der überzeugend vorgetragenen Argumente wurden schlicht nicht zur Kenntnis genommen.

c. Die Kontroverse wurde resultados abgebrochen, und es ist später weder von den Beteiligten noch von anderen Sprcchcrn jener antagonistischen Flügel der Marx-Orthodoxic jemals wieder ein Vcrsuch unternommen worden, die Debatte fortzusetzen und eine intersubjektiv verbindliche Interpretation der kanonisierten Texte zustande zu bringen. Man wird daraus schließen müssen, daß die beiden heillos zerstrittenen Richtungen der Orthodoxie einfach daraufsetzen, daß die Leser dieser Schriften sich ohnehin auf Grund vorwisscnschaftlich politischer Entscheidungen festlegen werden. Beide Parteien haben das Argumentationspotential im wesentlichen ausgeschöpft und sich in der Tat auch kaum noch etwas zu sagen.

Aus der, von einem orthodoxen Standpunkt her gesehen, paradoxen Sachlage, daß in gewisser Weise beide orthodoxen Positionen im Recht sind, erklärt sich der hochgradig irrationale Charakter dieser Diskussion. So glaubt sich Flolzkamp berechtigt, die Argumentation der Bischoff-Gruppc als eine »Aneinanderreihung widersprüchlicher Sätze im Gewände eines Gedankenganges« charakterisieren zu können. In einigen Fragen von grundlegender Bedeutung für das Verständnis des *Kapital* sei gar »die Grenzlinie von der Zitatcnausschlachtung über die Sinnfälschung zur Zitatcnfälschung hier ganz und gar vcrwischt«. (Ebd., 6 u, 9) Die Gegenseite meint den Unterschied des sozialen Status bzw. der Gruppenzugehörigkeit hervorkehren und damit glcichsam die bekannte Klassenfrage stellen zu müssen: *Kleinbürgerlicher oder wissenschaftlicher Sozialismus?* - so lautet der Titel ihrer Streitschrift. Es soll ein klarer sozialer Trennungsstrich zwischen den Mitgliedern der Projektgruppc, von denen einige gezwungen seien, als »wissenschaftliche Mitarbeiter ihrer Arbeitskraft an der Universität (zu) verkaufen«, und dem »Professor Holzkamp« gezogen werden. Als Verkäufer ihrer Arbeitskraft in die Nähe der Arbeiterklasse gerückt, fühlen sich die wissenschaftlichen Mitarbeiter legitimiert, den »Professor Holzkamp« und den »Dr. Haug« als »kleinbürgerliche Konvertiten« zu entlarven, die »auf die Führung der Partei Einfluß gewinnen« möchten. Einige Zitate aus den Werken der »Klassiken sollen den Beweis erbringen, daß jene »Konvertiten« durch

»konfuse Halb-, jedenfalls aber Besserwisserei die kommunistische Partei an kleinbürgerlichen Rassenvorurteilen orientieren« wollen. Man mächte verhindern, daß die DKP »vollends zur Sekte verkäme«. Es wird daher eine »radikale Zuspitzung der Kritik« an »diesen Leuten« empfohlen. Mit einem Marx-Zitat erhält die Parteiführung den Wink: »So kann es unter Umständen (...) einen Grund dafür geben, unbelehrbare Intellektuelle etc. nicht sofort aus der Partei und ihren theoretischen Organen abzuschieben, sondern abzuwarten, bis die Bewegung des Klassenkampfes selbst den Zeitpunkt diktiert, an dem die Trennung fällig wird«. (Ebd., 62 f.)

Als Angehörige der Arbeiterklasse sich maskierende Akademiker, die selber »auf die Führung der Partei Einfluß gewinnen möchtcn« und daher ihre erfolgreicheren Kollegen als »Konvertiten« und »unbelehrbare Intellektuelle« anzuprangern und sie aus den »theoretischen Organen abzuschieben« suchen - das Bild ist nur allzu bekannt. Denkt man an die Streitigkeiten um das *Kapital* und generell um gewisse Schriften von Marx, Engels und Lenin, so wird man daran erinnert, daß bestimmte geschichtliche »Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen, (...) das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce«. (8/115) Ist es zulässig, jene ominöse Debatte als ein Symptom zu bewerten, daß sich die Kontroversen innerhalb der marxistischen Orthodoxie gegenwärtig bloß noch als »Farce« wiederholen können? Daß sie sich nicht als Tragödie wiederholen, wird man sichcr hoffen dürfen.

[7] G. Rittig, *Kapitalismus, Marxismus und oeconontia pura,* 118.

[8] Siehe hierzu die in ihrer Heftigkeit kaum noch zu überbietende Kontroverse zwischen I. S. Narski einerseits und der Schule um M. M. Roscntal und F.. W Iljcnkow andererseits über den Begriff des dialektischen Widerspruchs. Über Iljcnkows bekannte Arbeit *Die Dialektik des Abstrakten und Konkreten im >Kapital< von Marx* urteilt Narski: »Es dürfte wohl schwcr sein, eine fehlerhaftere Interpretation der Methodologie von Marx zu finden«. *(Dialektischer Widerspruch und Erkenntnislogik,* 63) Teile eines Sammclbandcs von »Materialien zu der theoretischen Konferenz >Das Problem des Widerspruchs in der dialektischen Logik«« werden schlicht als »konfus« (ebd., 218) beschrieben. Es scheint, daß die an einem orthodoxen Begriff von Dialektik und die an der mathematischen Logik orientierten Autoren sich gegenseitig beschuldigen, die Konzeption der logischen Positivistcn zu rechtfertigen, wonach »der »dialektische Widerspruch« nur eine verschwommene und mißlungene Bezeichnung für die formal logischen Widersprüche ist«. (Ebd., 96) Weil es sich nicht um akzidentelle, sondern um substantielle Probleme einer dialektischen Logik handelt, ist es nicht weiter verwunderlich, wenn »einige Polemiker ihre Gegner von der dialektisch-materialistischen Weltanschauung ausschließen«. (Ebd., 82) In der unter Leitung von M. M. Roscntal von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Lehrbuch *Geschichte der marxistischen Dialektik* wird denn auch mit kaum verhüllter Spitze gegen Narski den an der mathematischen Logik orientierten Theoretikern eine »feindselige Haltung gegenüber der Dialektik« bescheinigt: »Es wäre eine große Illusion, die mathematischen Kalküle (...) für die *einzige erschöpfende* Charakteristik des Wissens auszugeben. Diese Illusion entspricht der Ideologie des tcchnokratischcn Utilitarismus, der (...) eine geistige Verarmung des Denkens (...) bedeutet.« (Ebd., 174 ff.)

'' Dies ist zumindest die mehr oder minder offen geäußerte Überzeugung einer vermutlich großen Zahl sowjetischer und ostdeutscher Ökonomen und Philosophen. Im

Mittelpunkt der wirtschaftsthcorctischcn Überlegungen stehen hierbei die quantitativen Probleme der Werttheorie: die Arbeitswerttheorie sei »keineswegs eine so einfache und plausible Sache. (...) Sie schließt äußerst komplexe Fragestellungen ein, die den Wirtschaftswissenschaftler noch manchc harte Nuß zu knackcn geben. (...) Die Schwierigkeiten, die sich bei der Ermittlung des gesellschaftlichen Arbeitsaufwands als Wertgröße entgegenstellen, haben einige Ökonomen (Mathematiker) in der Sowjetunion dazu verleitet, den Arbeitswert beiseite zu lassen und nach einem anderen Kriterium zur Optimierung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses zu suchen. Sic glauben, es im gesellschaftlichen Nutzen gefunden zu haben.« (F. Oclßncr, *Die Arbeitswerttheorie als die wissenschaftliche Grundlage der Manschen politischen Ökonomie,* 6 u. 17) In seinem Aufsatz *Brauchen wir eine sozialistische Theorie vom >natürlichen Zinsi?* wendet sich F. Behrens gegen den von einem DDR-Autor erhobenen Vorwurf, Marx habe es versäumt, die allgemeine Grundlage des Zinses zu analysieren. Die vorgeschlagene »Ergänzung* der Marxschen Theorie sei »gleichbedeutend mit einer Liquidation der Mchrwertthcoric.« (Ebd., 1649) - In einer jüngst erschienenen philosophischen Arbeit ist von »Tendenzen in der jüngeren philosophischen Literatur« die Rede, »die das philosophische Erbe und vor allem die wissenschaftliche Leistung der Klassiker negieren«, (in: G. Klimaszcwsky (Hg.), *Weltanschauliche und methodologische Probleme der materialistischen Dialektik,* 37) Die Autoren dieses Bandes stellen sich diesen Tendenzen mit der Forderung entgegen: »Die »traditionellen* Kategorien der materialistischen Dialektik (...) dürfen (...) nicht als nicht mehr tragfähige philosophische Begriffe, als veraltet hingestellt und demzufolge beiscitegeworfen werden.« (Ebd., 35)

Es ist eine völlig offene Frage, ob von jenen revisionistischen Autoren wirkliche Neuerungen zu erwarten sind statt einer mehr oder weniger kritiklosen Rezeption strukturalistischcr, ncopositivistischcr, neoricardianischcr und anderer Dcnkmodcllc, die sich wohl kaum mit Versuchen in Einklang bringen ließen, den »rationellen Kern« der Marxschcn Dialektik herauszuarbeiten.

[111] Der Mitherausgeber des Sammclbandcs *Theorien des Historischen Materialismus,* Axel Honncth, vermittelt in dieser Veröffentlichung durchaus unzutreffende Vorstellungen über die Herausbildung der neuen Marx-Lcktürc. Es verhält sich vielmehr so, daß schon 1964 am Frankfurter Institut für Politikwissenschaft ein Arbeitskreis, dem mehrere Herausgeber der *Gesellschaft* angehörten, sich mit dem Versuch befaßte, von einigen neuen Problemstellungen her eine neue Form der Lektüre Marxschcr Schriften, insbesondere des *Kapital* zu entwickeln. Schon im folgenden Jahr wurden dann einige Überlegungen über den Staatsbegriff, die Wertform und gewisse dialektische Bestimmungen der Marxschcn Kritik ökonomischer Kategorien im Soziologischen Hauptseminar Theodor W Adornos zur Diskussion gestellt. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Aufarbeitung dieser Sachverhalte im Gefolge der Studcntcnbcwcgung und im Anschluß an einige Arbeiten Hans-Jürgen Krahls erfolgt sei. (A. Honncth, *Geschichte und Interaktionsverhältnisse,* 449) Krahl befaßte sich zwar intensiv mit den von Alfred Schmidt entwickelten Problemen des Naturbegriffs bei Marx, aber wie jeder andere Philosophiestudent jener Jahre nur recht oberflächlich mit den ökonomischen Analysen von Marx. Selbst am Frankfurter Philosophischen Seminar war damals das *Kapital* wenig, der *Rohentwurf* so gut wie gar nicht bekannt. Lediglich Alfred Schmidt beschäftigte sich mit den

philosophischen Problemstellungen dieser Arbeiten. Es war daher nicht weiter verwunderlich. daß auch Krahl die vorgetragenen Rezeptionen einseitig aufarbeitete. Wie dies heute noch zu geschehen pflegt, eliminierte auch Krahl soglcich die schon immer mitdiskutierten ungelösten ökonomicthcorctischcn Probleme, insbesondere der Gcldthcoric und der Historizität der Wertform, und griff nur einen bestimmten, philosophischmcthodologisch interessanten Aspekt heraus, die Struktur der Verdopplung. Die Arbeiten, die im Anschluß an die Veröffentlichung - unter dem Titel *Konstitution und Klassenkampf* - seiner im Nachlaß vorgefundenen Notizen entstanden sind, zeichnen sich durch dieselbe Geringschätzung matcrialcr Probleme der Geldtheoric aus. Die Eliminierung jener Probleme, auf deren Lösung Marx es schließlich ankam, hat natürlich zur Folge, daß solche Arbeiten auch wissenschafts- und crkcnntnisthcorctisch nicht weiterhelfen. Die Wertformanalyse bleibt Wortgcklingcl, wenn sie nicht in ihrer Funktion begriffen wird, bestimmte ökonomicthcorctischc Antinomien aufzuheben. Dieser Nachwcis steht freilich noch aus.

[11] Siehe hierzu: Projektgruppe Entwicklung des Marxschcn Systems, *Das Kapitel vom Geld.* Ferner: Rote Zellen/AK Münchcn, *Der Aufbau des >Kapital< (I).* In aller wünschenswerten Offenheit wird dort festgestellt, die intcrpretatorischcn Bemühungen dürften »nun nicht so aufgefaßt werden, als ob die Richtigkeit des Kapitalbcgriffs erst noch einer Bestätigung bedürfte«. (Ebd., 13) Unter dieser dogmatischen Voraussetzung können etwa methodologische Untersuchungen über das *Kapital* natürlich nur »als absonderliche Suche nach Rechtfertigung dessen« gelten, »was Marx jeweils tut«. Es ist zwar richtig: »Wenn das *Kapital* Wissenschaft ist, lassen sich aus ihm auch die Bestimmungen von Wissenschaft erkennen - aber eben *aus ihm:* nichts ist dagegen unwissenschaftlicher, als die Argumcntationsschrittc im *Kapital* woanders her erklären zu wollen als aus ihm selbst«. (Ebd., 52) Die Autoren hatten freilich nicht diese mehr oder weniger tautologischc »Wenn - dann<-Aussagc im Sinn, sie wollten vielmehr suggerieren: weil es a priori feststellt, daß das *Kapital* Wissenschaft ist, sind »zusätzliche, externe Reflexionen des Lesers« überflüssig,ja im Grunde irreführend und schädlich.

Diesen dogmatischen Tendenzen in der Marx-Literatur der vergangenen Jahre, vor allem der Herausbildung politisch und intellektuell monadologisch abgeschlossener Gruppenmarxismen, wird man vor allem deshalb entgegentreten müssen, weil sie früher oder später zu einer Diskreditierung wissenschaftlicher Marx-Lektüre und vor allem zu einem völligen Desinteresse an theoretischer Arbeit überhaupt fuhren müssen.

Die Identifikation mit den Texten der (Klassiken läßt sich jedoch nur dann aufbrechen, wenn immer wieder der triviale Sachverhalt ins Bewußtsein gerufen wird, daß man es bei der Lektüre des *Kapital* zunächst einmal mit Sätzen zu tun hat, mit Aussagen über die Wirklichkeit und nicht unmittelbar mit dieser selbst. Weil ein konsensfähiges Kriterium über die Übereinstimmung sozialwisscnschaftlichcr Aussagen mit der sozialen Wirklichkeit nicht existiert und daher die Geltung der Aussagen insbesondere einer nichtfalsifizicrbarcn Wsscnschaft aus wisscnschaftsthcorctischcn Gründen (und durchaus nicht auf Grund klasscnpolitischcr Vorurteile) umstritten bleiben muß, lassen sich gegenwärtig lediglich gewisse Mutmaßungen über den Wahrheitsgehalt der Marxschcn Theorie formulieren, keineswegs aber apodiktische Urteile. Andere Einstellungen zur Marxschcn Theorie führen zu dem, was die AK-Broschiirc als ein »fast schon religiöses

Verhältnis zu Personen aus der revolutionären Tradition« kennzeichnet, das »die eigne wissenschaftliche Arbeit als Voraussetzung für politische Praxis ersetzt«. (Ebd., 45)

12 Siehe Anm. 40.

13 So findet sich in M. M. Roscntals umfangreicher Arbeit *Die dialektische Methode der politischen Ökonomie von Karl Marx* lediglich die lapidare Feststellung: »Somit wird die Ware von Anfang an als die abstrakte und unentwickelte Form des *Kapitals* analysiert«. (Ebd., 476) Obwohl sich Roscntal mit dieser Feststellung eine >logischc< Interpretation zu eigen macht, referiert er dennoch affirmativ die »logisch-historischc« Interpretation der Engclsschcn *Rezension* von 1859. Siehe ferner Anm. 135.

14 Siehe hierzu den von H. J. Sandkühicr herausgegebenen Sammclband *Marxistische Wissenschaftstheorie.* Die Autoren dieses Bandes zeigen sich zwar sehr stark von den Resultaten der analytischen Wisscnschaftsthcoric beeindruckt, doch kaum von der wisscnschaftsthcorctischcn Eigentümlichkeit des *Kapital.* Bezeichnenderweise ist keiner der zehn Beiträge dessen wisscnschaftsthcoretischcn Problemen gewidmet.

15 I. Kam, *Kritik der reinen Vernunft,* B VII.

i[f'] L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen.* Bd. 1, 64.

" M. Nicolaus, *Konkurrenz und Mehrwert,* 5.

18 L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 2, 261.

I» Ebd., Bd. 1, 70.

20 Ebd., Bd. 2,261.

21 Ebd., Bd. 1,34.

22 Auf dieses »verdrängte thcorctischc Problem« hat besonders nachdrücklich S. Neugebauer hingewiesen: »Die Differenzen zwischen dem *Rohentwurf* von 1857/58 und dem *Kapital* von 1867 hat man in der Diskussion um Marx in der Bundesrepublik selten *ah grundlegendes* Problem angesehen«. *(Kapitalismustheorie und Imperialismus,* 210) Als Anhänger der Althusscr-Schulc vertritt Neugebauer die Auffassung, daß es *»nicht vertretbar«* sei, *»die >Grundrisse< ohne weiteres zur Illustration des >Kapital< heranzuziehen«.* (Ebd., 215)

2.1 Siehe hierzu meine frühe Arbeit *Zur Dialektik der Wertform.* (In diesem Band)

24 Eine erstaunliche Verkennung der gcldthcorctischcn Quintessenz der Marxschcn Wertformanalysc findet man bei B. Fritsch, *Die Geld- und Kredittheorie von Karl Marx.* Über die Lehre von den drei Eigentümlichkeiten der Äquivalentform liest man dort: »Diese ungewohnte Fassung des Problems hat indessen keine gcldthcorctischc Bedeutung. Es wäre aber verfehlt, wollte man daraus folgern, daß es sich hier lediglich um dcfinitorischc Spielereien handelt. Vielmehr entspricht es der Grundauffassung von Marx, wirtschaftliche Kategorien aus einander widersprechenden Momenten abzuleiten.« (Ebd., 48) Sofern aus dieser »Grundauffassung« für Fritsch keine gcldthcorctischcn Konsequenzen ersichtlich sind, wird er jene »ungewohnte Fassung des Problems« wohl doch »dcfinitorischcn Spielereien« zuschreiben müssen.

25 Siehe hierzu 31/534.

2f> L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 1, 97.

2[7] F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 41.

[2S] Im Unterschied zur modcllplatonistischcn Darstellungswcisc der ncomarxistischen Theorie und ebenso der akademischen Marx-Kritik referieren die sowjetmarxistischcn Darstellungen der Marxschen »Ökonomie« nicht bloß die Wert- und Kapitaltheoric, sondern regelmäßig auch die Gcldthcoric. Dies geschieht jedoch lediglich der Vollständigkeit wegen. Daß der Zusammenhang von Wert- und Gcldthcoric auch bloß als ein recht äußerlicher verstanden wird, geht aus zwei Tatsachen hervor:

1. Der geldthcorctischc Nominalismus innerhalb der Sowjctökonomic wurde von den Vertretern der »Orthodoxie« immer nur oberflächlich, nämlich als gcldthcorctischer und nicht als ein zugleich wcrttheorctischcr Revisionismus kritisiert, ein Symptom dafür, daß die »Orthodoxie« den Zusammenhang zwischen den beiden ersten Abschnitten des ersten Kapitels des *Kapital* und dem dritten negiert und daher auch keinen Zusammenhang zwischen der »Substanz« und der »Form« des Werts, d. h. dem Geld, herzustellen vermag,

2. In ihren Auseinandersetzungen mit der wcrtthcoretischcn Argumentation der akademischen Marx-Kritik akzeptieren die sowjctmarxistischcn Verteidiger der Marxschcn Theorie durchweg die von ihren Opponenten vollzogene Trennung von wert- und gcldthcorctischcn Problemen. Sic begeben sich damit selbst auf den Boden einer nicht-dialcktischcn oder »bürgerlichen« Werttheorie.

Dies ließe sich sehr gut an einer umfangreichen, von W. Jahn verfaßten Metakritik akademischer Abhandlungen über Wert- und Kapitalthcoric demonstrieren. In seiner 439 Seiten umfassenden Arbeit *Die Marxsche Wert- und Mehnuertlehre im Zerrspiegel bürgerlicher Ökonomen* verliert Jahn kein einziges Wort über die Marxschc Gcldthcoric und den gcldthcorctischcn Charakter der Marxschcn Wcrtformanalysc. Jahn referiert die Marxschc Werttheorie also »im Zerrspiegel« einer vordialcktischcn Interpretation, worüber auch nicht die ausgiebige Verwendung eines dialektischen Vokabulars hinwegzutäuschen vermag. Es versteht sich, daß für Jahn auch die Wcrtformanalysc ein rätselhaftes Gebilde bleiben mußte und er die Differenz zwischen Marx und Ricardo nicht zu durchschaucn vermochte. Der »orthodoxe« W)ahn unterscheidet sich hierin durchaus nicht von anderen sowjetischen Autoren, aber ebensowenig von dem »revisionistisch! orientierten W Hofmann, der in seiner kommentierten, umfangreichen Tcxtsammlung zur *Wert- und Preislehre* gleichfalls zwischen Wert- und Gcldthcoric keinen inneren Zusammenhang zu sehen vermag. Hofmann war insofern durchaus konsequent, wenn er den dritten Abschnitt des ersten Kapitels kommentarlos überging.

Ein gewisses Gespür für den Zusammenhang von Wert und Geld entwickelten lediglich die Gegner der Werttheorie, also v. Gottl-Ottlilicnfeld und G. Cassel: »Eine Werttheorie, die (...) irgendwelche Werteinheit zugrundclcgtc, (...) würde ipso facto eine Geldeinheit schon vorausgesetzt haben.« W Kromphardt stellte hierzu fest: »die Glcichsetzung primitiver Wirtschaftssystcmc mit wirtschaftsthcorctisch einfacher Problcmlagcrung ist das, was Cassel mit der Schärfe einer Polemik bekämpft.« (*Cassels Gründe zur Ablehnung der Wertlehre*, 103 u. 107) Es fragt sich bloß, ob Cassel die Objektivität einer solchcn Geldeinheit zu begründen vermag. Auf diesen Punkt werden wir weiter unten noch zurückkommen.

-> »In der Form des *Austauschs* ist aller Wert etc. nur *nominell;* reell ist er in der Form der *Rate.«* (42/251) »Production von Tauschwcrth ist überhaupt nur Production von

grösserem Tauschwerth«. (II.2/78) Es soll einsichtig gemacht werden, daß »der verselbstständigte und sich in der Form als Tauschwcrth (zunächst Geld) erhaltende Werth zugleich der Proccss seiner Vermehrung ist; daß sein Sichcrhaltcn als Werth zugleich sein Fortgehn über seine quantitative Schranke ist (...). Das Erhalten des Tauschwcrths als solches vermittelst der Circulation erscheint zugleich als sein Sichvcrmchrcn und dieß ist seine Sclbstvcrwcrthung, sein aktives Sichsctzcn als Werthschaffcndcr Werth, (...) aber zugleich als *Werth* sich setzend, d. h. als Mehrwerth.« (II.2/80) »Der aktive Werth ist nur Mchrwcrthsctzcndcr Werth.« (II.2/81) »Im *Kapital* erst ist der Tauschwert als Tauschwert gesetzt«. (42/185)

[30] Zur Problematik der Transformation siehe vor allem die gründliche Untersuchung von M. Cogoy, *Wertstruktur und Preisstruktur.* Cogoy analysiert die »Paradoxien der Kuppelproduktion« und kommt in Fortsetzung der Untersuchungen B. Schcfolds zu der Feststellung, »daß u. U. die Vergesellschaftung der Arbeit nicht mehr im Begriffspaar (konkrete und abstrakte Arbeite und auf der Basis gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit faßbar ist«. (Ebd., 54) Die »Verknüpfung von Wert- und Preisstruktur erweist sich als derart locker, daß es fraglich zu sein schcint, ob signifikante Relationen zwischen den beiden Strukturen überhaupt entwickelt werden können.« (Ebd., 7)

[31] Siehe hierzu Ch. Hclbcrgcr, *Marxismus als Methode,* 18. Die Kritik Christof Hclbergers an Alfred Schmidt schcint mir in dieser Form jedoch nicht gerechtfertigt, da Schmidt sehr klar erkennt, daß die Marxschc Bcgriffsbildung sich eigentlich nur von der Intention her verstehen läßt, wisscnschaftstheorctischc Dichotomien zu überwinden. Insofern ist es durchaus berechtigt, die Marxschc Theorie als ein Werk »sui gcncris« zu charakterisieren. Ob es Marx nun wirklich gelungen ist, jenseits dieser Dichotomien Begriffe »sui gcncris« präzise zu entwickeln und sein wisscnschaftsthcorctischcs Programm konsequent durchzuhalten, steht auf einem ganz anderen Blatt. Hclbcrgcr schlägt sich freilich ganz auf die Seite der analytischen Wisscnschaftsthcoric, so daß für ihn antinomisch geartete Dichotomien gar nicht existieren. Von dieser Einstellung her muß er m. E. die Intentionen eines Programms verfehlen, das von der Existenz solcher Dichotomien ausgeht, um sie sodann mit einer neuen Methode der Bcgriffsbildung überwinden zu können. Hclbcrgcrs Kritik an Schmidt bestellt freilich insofern zu Recht, als dieser sich darauf beschränkte, die Eigentümlichkeit der Marxschcn Begriffe nur negativ zu bestimmen, statt ihre Legitimität von matcrialcn Problemstellungen her aufzuzeigen.

[32] Ein solchcr naiver Rekonstruktionsbegriff lag den beiden ersten Teilen der *Materialien* zugrunde. Er wurde bereits in dem oben zitierten Aufsatz verwendet. Dort heißt es: Es bleibe ein vordringliches Desiderat der Marx-Forschung, »aus den mehr oder minder fragmentarischen Darstellungen und den zahlreichen, in anderen Werken verstreuten Einzelbcmcrkungcn das Ganze der Werttheorie zu rekonstruieren«. (In diesem Band, 42)

[33] M. Mauss, *Die Gabe,* 83.

[34] K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 8.

[35] J. Rancicre, *Der Begriff der Kritik und die Kritik der politischen Ökonomie,* 93.

L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 1, 167.

,7 K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 40.

-18 Der dogmatische Charakter der in Anm. 11 genannten Schriften äußert sich auch darin, daß ihre Verfasser offenkundig der naiven Selbsttäuschung erliegen, lediglich durch ein »intensives Studium« des *Kapital* das in Anspruch genommene adäquate Verständnis gewonnen zu haben. Es ließe sich sehr leicht zeigen, daß die vermeintliche Unmittelbarkeit ihrer Tcxtlcktüre zahlrcichc Vermittlungen enthält. So ist denn auch die Genesis jener von diesen Autoren rezipierten >logischcn< Interpretation ohne jene »externen Reflexionen« gar nicht denkbar.

•v) K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus, 22.*

411 So H. J. Sandkühicr, *Plädoyer für den Historischen Materialismus als Philosophie,* 66.

4i Ebd., 49.

4- W. F. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* 110.

41 W Gcrloff, *Die Entstellung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens,* 198.

44 F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 47.

45 W Gcrloff, *Die Entstehimg des Geldes und die Anfänge des Geldwesens,* 61.

46 K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 75.

47 W. F. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* 6.

48 Ebd., 120.

4<J Siehe ferner 19/358: »Herr Wagner hätte (...) die Differenz zwischen mir und Ricardo kennenlernen [können], der sich in der Tat mit der Arbeit nur als *Maß der Wertgröße* beschäftigte und deswegen keinen Zusammenhang zwischen seiner Werttheorie und dem Wesen des Geldes fand.«

50 W F. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* 121.

51 So ist z.B. G. Myrdal *(Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung,* 62) ganz entgangen, daß die von ihm als eine »meisterliche Kritik der Ricardianischcn Wcrtlchrc« akzeptierte Argumentation Bailcys von Marx zumindest ebenso »meisterlich« Punkt für Punkt widerlegt worden ist. Doch auch dem marxistischen Ökonomen M. Dobb, der in seiner Geschichte der *Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith* Bailcys Ricardo-Kritik ausführlich darstellt (113 ff), ist die Marxschc Metakritik offenkundig nicht vertraut.

52 W F. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* 190.

5-1 Siehe hierzu Sandkühlcrs Kritik an der »Rcflcxologic« *(Plädoyer für den Historischen Materialismus als Philosophie,* 68), ferner die Kritik von Klaus Holzkamp an der Rcflcxologic Joarchim Bischoffs: *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 55 ff. Beide Kritiker ignorieren freilich, daß sich auch bei Marx Ansätze einer solchen Rcflcxologic nachweisen lassen.

54 P. Mattick *(Marx und Keynes,* 326 f.) möchtc die Ablehnung der Arbcitszcitrcchnung auf politische Ursachen reduzieren: »Wenn das Sozialprodukt Eigentum der ganzen Gesellschaft wäre, könnte seine scktoralc Aufgliederung (...) ebenso gut direkt in Arbcitszeitmengen ausgedrückt werden, die sich nicht mehr auf Wcrtrclationen beziehen würden. (...) Es gibt einen zwingenden Grund, am Wertgesetz in einer sowjetischen Definition festzuhalten: der Ungleichheit (...) soll der Anschcin einer (ökonomischen Gc-

sctzmäßigkcit« verliehen werden.« Es würde zudem »sichtbar, ob die Ausbeutung zu Zwecken der Akkumulation zu- oder abnimmt. Diese Zu- oder Abnahme der Ausbeutung wäre (...) ein wahrnehmbares Phänomen, während sie in der privatkapitalistischen Wirtschaft nur mittelbar (...) zu cntdcckcn ist.« Für Schumpctcr (*Das Wesen des Geldes,* 87 ff.) stellen sich die Probleme einer Arbcitszcitrcchnung jedoch wesentlich komplexer dar.

55 Der sowjetmarxistischen Lehre von der Modifikation des Wertgesetzes liegt die m.E. ganz unhaltbare Voraussetzung zugrunde, daß zwischen den Eigentümlichkeiten der zweiten und der dritten Äquivalentform bloß ein äußerlicher, zufälliger Zusammenhang bestehe. Diese Behauptung offenbart völlige Einsichtslosigkcit gegenüber den wesentlichen Merkmalen des Begriffs »abstrakt-allgemeine Arbeit«. Der Nachweis, daß aus dieser Unklarheit über den Grundbegriff der Marxschcn Ökonomie, besonders in der Lehre von der Wcrtmodifikation, eine ganze Reihe weiterer Unklarheiten und formallogischcr Widersprüche resultieren, muß einer speziellen Untersuchung vorbehalten bleiben.

5i> Die in Anm. 40 vermerkte Polemik Hans Jörg Sandkühlcrs gegen die Frankfurter Schule entzündete sich an der Absicht Jürgen Flabcrmas', die Marxschc Theorie »auseinanderzunehmen« und in neuer Form wieder »zusammenzusetzen«. (J. H., *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus,* 9) Es bleibt daher einigermaßen schlcicrhaft, worin der »konterrevolutionäre« Charakter eines solchen Programms der »Rekonstruktion« der Marxschcn Theorie eigentlich bestehen und gegen welche »Revolution« es gerichtet sein soll. Sandkühicr wendet sich generell gegen jeden Versuch einer Rekonstruktion; er Übersicht hierbei jedoch, daß dieser Begriff mittlerweile selbst in der sowjctmarxistischcn Literatur >in Mode« gekommen ist. So stellt sich etwa W Scgcth die Aufgabe, die in den »Werken der Klassiker angewandte Methode zu rekonstruieren«. Die Dringlichkeit einer solchen Rekonstruktion erfahrt bei ihm eine recht bemerkenswerte Begründung: »Da ausführlichere Darstellungen der dialektisch-materialistischen Methode relativ selten sind«; vor allem aber: »Äußerungen zeitgenössischer Autoren über Wesenszüge, (...) Funktionen dieser Methode (...) tragen den Charakter von Behauptungen. Die Begründetheit solcher Äußerungen einzuschätzen ist im allgemeinen schwierig.« (*Materialistische Dialektik als Methode,* 45 u. 8)

s7 K. Holzkamp, *Die Iiistorische Methode des wissenschaftlichen Soziallsmus,* 40.

58 Es versteht sich, daß die hier angesprochenen Probleme über die Möglichkeit einer praktischen Aufhebbarkeit der Wertform als Bedingung der Gültigkeit ihrer »logischen« Analyse einer weit ausführlicheren Diskussion bedürften.

5<J W Gcrloff, *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens,* 11 u. 178.

Ml H.W J. Wijnholds, *Geldmenge, Umlaujsgesclnviudigkeit und Preisniveau,* 584. Die »logisch-historischen« Überlegungen Wijnholds sollen helfen, eine Problematik zu lösen, die folgendermaßen beschrieben wird: »Die Gcldthcoric hat in letzter Zeit an Ansehen verloren, da man nicht imstande gewesen ist, mit ihrer Hilfe bestimmte gegenwärtige und frühere Erscheinungen zu erkennen.« Jahrzehnte später wird bekanntlich von vielen Kennern der heutigen Gcldthcoric bezweifelt, daß diese trotz einer verfeinerten quantitativen Logik an prognostischer Kraft gewonnen hat.

'•i Ebd.

F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 193.

W. Euckcn, *Die Grundlagen der Nationalökonomie,* 115.

1,4 W. Gcrloff, *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens,* 138 u. 176.

"S Ebd., 17.

'<• J. Dobretsbcrgcr, *Das Geld im Wandel der Wirtschaft,* 6.

<>7 Ebd., 31.

hS Siebe hierzu auch C. Luporini, *»Die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes«,* 468.

*> M. Oppitz, *Notwendige Beziehungen,* 70.

711 J A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1350.

7' Ebd., Bd. 1,876.

72 Es ist hier nur zu bemerken, daß die große Mehrheit ncomarxistischer Ökonomen sich kritiklos die von Marx verworfene Krcditschöpfungslchrc zu eigen macht.

71 R. G. Hawtrcy, *Währung und Kredit,* 2.

74 W. Euckcn, *Die Grundlagen der Nationalökonomie,* 117.

73 Ebd., 188.

7<> Ebd., 118.

77 Ebd., 120.

7» Ebd.

7'; Siehe hierzu V. F. Wagner, *Geschichte der Kredittheorien,* 154 ff.

H" K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 75.

1,1 So vertritt etwa Jürgen Ritsert die Auffassung, Zclcny habe »am klarsten herausgearbeitet«, daß sich die Darstellung bei Marx »allemal auf das >Faktisch-Historischc«< beziehe. »Historisch-empirisches Dctailmatcrial illustriert und unterstützt hier (...) die allgemeiner gefaßten Zusammenhangsaussagen.« (*Probleme politisch-ökonomischer Theoriebildung,* 75) Ich wüßte nicht, wo und wie Zclcny gezeigt haben soll, »daß selbst in den abstrakten (idcalisicrtcstcn) Momenten ein bestimmter historischer Erfahrungsgehalt aufgezeigt werden kann«. (Ebd., 76) Aus dieser Behauptung folgert Ritsert, es bleibe nichts »von der These übrig, bei Marx gäbe es eine Differenz zwischen »Logik* (...) und »Historie*«. (Ebd., 79)

"2 Ebd., 97 u. 117

M Ebd., 77.

"4 Ebd., 15.

K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 50.

«<> Ebd., 53.

«7 Siehe Anm. 8.

»« L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 1,56.

«* Ebd., 95.

IJU J. Ritsert, *Probleme politisch-ökonomischer Theoriebildung,* 97.

(JI J. Habermas, *Zwischen Philosophie und Wissenschaft,* 244.

"2 Zur Kritik der »Bcgriffsnationalökonomic« siehe W. Eucken, *Die Grundlagen der Nationalökonomie.*

(J3 K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 27.

"4 Ebd., 28.

"5 J. Ritsert, *Probleme politisch-ökonomischer Theoriebildung,* 116.

Ebd.

Ebd., 117.

Ebd., 104.

>> W. F. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* 151.

1110 O. Ncgt, Korreferat zu: A. Schmidt, *Zum Erkenntnisbegriff der Kritik der politischen Ökonomie,* 47.

I"1 H. J. Sandkühicr, *Plädoyer für den Historischen Materialismus als Philosophie,* 68.

102 Ebd., 48 f

103 I.. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 2, 254. Schon Otto Bauer kritisierte: »Marx hat (...) ein ganzes System von anschaulichen Bildern und Vergleichen, von Metaphern, Tropen, Symbolen entwickelt, in die er seine Begriffe und Gesetze kleidet. Wir Jüngeren vergessen oft, daß wir in Bildern sprechen, wenn wir z. B. sagen, (...) der Wert finde im Preis seinen »Ausdruck«, das Wertgesetz trete in der Bewegung der Preise »in Erscheinung«. (...) Nun geht durch die ganze Wsscnschaft unserer Zeit die Tendenz, die Darstcllungswcisc der Wissenschaft vom bunten Bild zum abstrakten Begriff fortzuentwickeln. (...) Marx' Bildersprache, die unter dem Einfluß der Hcgelschcn Bildersprache entstanden ist«, bereitet Bauers Uberzeugung zufolge, »dem sieghaften Fortschritt des Marxschcn Systems Flindcrnissc«. (Zit. n. R. Rosdolsky, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxscherl iKapitah,* Bd. 3, 674)

104 A. Schmidt, *Zum Erkenntnisbegriff der Kritik der politischen Ökonomie,* 51.

ios Zit. n. R. Rosdolsky, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen >Kapital<,* Bd. 3, 663.

10'» Ebd.

107 W Euckcn, *Die Grundlagen der Nationalökonomie,* 30.

io« F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 181.

10" Ebd., 182.

no Ebd., 2.

in Ebd., 3.

112 Ebd., 182.

Iis H. Albert, *Marktsoziologie und Entscheidungslogik,* 248.

114 L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 2, 258.

HS P. Rubcn, *Von der iWissenschaft der Logik< und dem Verhältnis der Dialektik zur Logik,* 64. Siehe hierzu auch H.J. Sandkühicr, *Praxis und Geschichtsbewußtsein.* Der Autor referiert »entgegengesetzte Auffassungen« (ebd., 288) und »Hauptaufgaben« der Forschung. Er trägt ferner die bekannten »Kcrnthcscn« vor, doch von positiven Resultaten der Forschung ist wenig zu erfahren. Das Zcntralproblcm der Dialektik, nämlich die Klärung der Begriffe »Gegensatz und Widerspruch«, hat offenbar auch nach Sandkühicr keine

befriedigende Lösung gefunden. Er vermag lediglich auf einen Ansatz von L. Erdci zu verweisen, der »aber nur um den Preis einer Einschränkung der Widcrspicgclungsthcorie konsequent durchdacht werden« (ebd., 303) könne. Die Position von G. Klaus wird als »eine Vcrcinscitigung und Verarmung der materialistischen Dialektik« (ebd., 304) zurückgewiesen. Siehe den Aufsatz, von L. Erdci, *Der Gegensatz und der Widerspruch in der Hegeischen Logik.* Erdci geht davon aus, daß sich der »grundlegende Unterschied in der Natur der formalen und der dialektischen Logik (...) am prägnantesten im unterschiedlichen oder im unterschiedlich scheinenden Verhalten zum Satz vom Widerspruch« bekunde. Das bisherige Material zeige jedoch »eindeutig«, daß die daran anknüpfenden Diskussionen »bis jetzt auf falschen Gleisen« verlauten seien: sie »führten zumeist nur zu Mißverständnissen«. (Ebd., 18)

Der Logiker Wolfgang Scgcth hat es vorgezogen, sich in seiner Schritt *Materialistische Dialektik als Methode* über das Verhältnis von formallogischcm und dialektischem Widerspruch ganz auszuschwcigcn. Wir verdanken ihm dafür ein bemerkenswertes Beispiel für das »Gesetz des Umschlagcns quantitativer Veränderungen in qualitative«: In der Entwicklung eines Dings »ist eine höhere Qualität nicht unbedingt an eine Erhöhung der Quantität gebunden. Lenin erwartete (...) von der Erhöhung der Zahl der ZK-Mitglieder eine Erhöhung der Qualität der Tätigkeit des ZK der Partei. (...) Quantitative Veränderungen, die zu einer progressiven (...) Veränderung führen, sind im Sinne der marxistisch-leninistischen Entwicklungskonzeption zu unterstützen. Demgegenüber müssen quantitative Veränderungen, die zu einer Rückcntwicklung führen können, verhindert werden. Ein überzeugendes Beispiel hierfür ist die am 13. August 1961 erfolgte Sicherung der DDR-Grcnzc, (...) die weitere, von imperialistischer Seite mit dem Ziel, den Sozialismus in der DDR rückgängig zu machen, organisierte quantitative Veränderungen in Gestalt von Abwcrbung von Arbeitskräften (...) verhinderte.« (Ebd., 97 f.)

G. Kadc, *Politische Ökonomie - heute,* 163. Alfred Schmidt und Oskar Ncgt, Vertreter »bürgerlicher Marx-Forschung«, wollten mit der Diskussion crkcnntnisthcorctischcr Fragen »die Einheit der Marxschcn Lehre in Zweifel« ziehen, um so Marx für »den bürgerlichen Wisscnschaftsbctricb zu vereinnahmen«. Diese merkwürdige Behauptung wird man freilich im Zusammenhang damit sehen müssen, daß Kadc den herangezogenen Leninschen Satz ganz sinnentstellend interpretiert.

I|7 Die Weigerung, unter Berufung auf die »Untrcnnbarkcit von Form und Inhalt« (H. Röttgcs, *Der Begriff der Methode in der Philosophie Hegels,* 3) über den dialektischen Widerspruch und den Begriff einer dialektischen Methode präzise Aussagen zu erarbeiten, sei eine in der »FIcgclapologic nur zu gern« angewandte »Immunisicrungsstratcgic«, wobei die Gefahr des »Irrationalismus« und die des »Dogmatismus sehr nahe liegen«. (Ebd., 8) Besonders in den Kreisen der >logischcn< Interpreten des *Kapital* werden ähnliche »Immunisicrungsstratcgicn« angewandt, wobei es dann gleichfalls dem subjektiven Belieben überlassen bleibt, mit gewissen dialektischen Termini einen bestimmten Gedanken zu verbinden.

Ils So kann Holzkamp die durchaus zutreffende Kritik vortragen: »Bischoff gibt auf der einen Seite vor, ein Buch über wissenschaftliche Dialektik geschrieben zu haben, redet unausgesetzt über >Dialcktik< (...), weiß aber auf der anderen Seite mit Dialektik

rccht eigentlich nichts anzufangen«. Nur wenn man die dialektische Methode und die dialektischen Grundgesetze »als methodisches Regulativ je gegenwärtiger wissenschaftlicher Arbeit erkennt, entgeht man dem Bischoffschcn Fehler, (Dialektik« so hoch auf ein Podest zu setzen, daß keiner mehr hcranrcichcn kann.« *Allerdings:* »Genauere Ausführungen über die dialektischen Grundgesetze (...) sind hier nicht möglich«. *(Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 60)

1[1(' In; G. Klimaszcwsky (Hg.), *Weltanschauliche und methodologische Probleme der materialistischen Dialektik.*

12« Ebd.

121 Ebd., 150.

122 W f. Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* 7.

12.' R. Aron, *Die Heiligen Familien des Marxismus,* 170. Die Bemerkung Arons bezieht sich auf Althusscr, Sartre und den Jesuiten Pater Bigo. Althusscr befaßt sich nun freilich Icgitimcrwcisc mit mctaökonomischcn Problemen *(Das Kapital lesen,* Bd. 1, 216 u. Bd. 2, 243 ff), und insofern besteht Arons Kritik nur partiell zu Rccht.

12-1 V.-M. Bader u. a., *Krise und Kapitalismus bei Marx,* Bd. 1, 70 Fn.

125 Ebd., 156 u. Fn.

12'. Ebd., 93 Fn.

127 L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 1,42.

12» Ebd., 98.

12" A. Schmidt, *Zum Erkenntnisbegriff der Kritik der politischen Ökonomie,* 32.

13« L. Althusscr/E. Balibar, *Das Kapital lesen,* Bd. 1, 166.

131 Siehe hierzu die von der >Projcktgruppc< verfaßte Arbeit *Das Kapitel vom Geld.* In ihrer Zclcny-Kritik geben die Verfasser zu erkennen, daß auch die Anhänger der sowjetmarxistischcn Theorie »den wissenschaftlichen Sozialismus nicht verstanden haben (können)«. (Ebd., 168) Was Zclcny unter Theorie begreife, unterscheide »sich nicht von (...) der bürgerlichen traditionellen Theorie«. (Ebd., 181) Es wird rccht gut gezeigt, daß in seinem erfolglosen Versuch, den Begriff einer »logisch-dialcktischen« Analyse zu explizieren und von einer »logisch-historischcn« Analyse zu unterscheiden, Zclcny »zuletzt nur noch die historische Analyse bleibt«. (Ebd., 178) Zclcnys zentrale Problemstellung: »Welchen Charakter trägt diese Notwendigkeit?«, nämlich jene der »logischen« Entwicklung, wird von seinen Kritikern freilich stillschweigend übergangen.

132 Auffällige Differenzen bestehen vor allem in der Beurteilung des zweiten Kapitels des *Kapital.* Siehe hierzu die Polemik der Verfasser der AK-Broschürc gegen die >Projektgruppe«, deren Interpretation prinzipielle Überlegungen von Marx »in den Wind« schlage. (Rote Zellen/AK Münchcn, *Der Aufbau des iKapitah (I),* 78) Die traditionelle, von Engels herrührende Interpretation wird ihrer »Absurdität« wegen kaum noch der Erwähnung wert befunden.

133 Siehe Anm. 13.

134 Parteihochschule beim ZK der KPdSU, *Politische Ökonomie,* Bd. 1, 194.

135 M. M. Roscntal u. a., *Geschichte der marxistischen Dialektik,* Bd. 1, 320.

13" Die Behauptung von Flolzkamp - »Der Begriff des »Logisch-Historischen« ist seit

Engels in der Geschichte des Marxismus vielfältig diskutiert worden« (*Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 35) - wird man wohl als Indiz für seine mangelnde Kenntnis verstehen müssen, daß selbst in der UdSSR >logischc< Interpretationen vertreten werden und dcmnach auch dort die »historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus« verkannt worden ist.

1-" Ebd., 24.

138 J. Zclcny, *Die Wissenscluiftslogik bei Marx und >Das Kapital<,* 77.

13» Ebd., 79 f.

Mo Ebd., 94.

Mi Ebd., 96.

142 J. Ritsert, *Probleme politisch-ökonomischer Theoriebildung,* 22 f.

H3 Ebd., 106.

144 Ebd., 100.

01 Ebd., 39.

14<> Ebd., 11.

147 K. Holzkamp, *Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus,* 31.

14» Ebd., 39.

IV

§ 1

Es ist offenkundig, daß die *Grundrisse,* der Rohentwurf zum *Kapital,* in der Nähe der >logischen< und Engels' *Nachtrag* und *Vorwort* zum dritten Band des *Kapital* in unmittelbarer Nähe der extrem historizistisehen, ethnologischen Interpretation der Wertformanalyse angesiedelt sind. Faßt man letzteren als den rechten und ersteren als den linken Pol, so wird man die erste Ausgabe des *Kapital* auf der linken Mitte, die zweite hingegen auf der rechten Mitte anordnen. Je nachdem die >logische< oder aber die >historische< Komponente dominiert, läßt sich von einer »logisch-historischen« oder »historisch-logischen« Konstruktion bzw. Interpretation sprechen.

Nun liegt es auf der Hand, daß die orthodoxe Literatur das adäquate Verhältnis von »Logischem« und »Historischem« nicht als ein solches richtiger Kombination oder Mischung gelten lassen kann, sondern als Verhältnis »dialektischer Identität«, als das einer »widersprüchlichen Einheit« von »Logischem« und »Historischem« verstanden wissen möchte. Und es dürfte wohl auch kein Zweifel bestehen, daß sie sich mit dieser These auf zahlreiche Äußerungen von Marx und Engels zu berufen vermöchte. Nun läßt sich andererseits aber nicht in Abrede stellen, daß die marxistischen Interpretationen, vor allem aber die Existenz verschiedener Fassungen der Werttheorie den Beweis erbringen, daß bei Marx und Engels selbst »Logisches« und »Historisches« verschiedenartig kombiniert worden sind.

Eines wird man den orthodoxen Interpreten m. E. einräumen müssen: daß sich die Marxsche Darstellung von modelltheoretischen, i. e. S. ökonomischen Konstruktionen durch eine ganze Reihe von unverwechselbaren methodologischen Eigentümlichkeiten unterscheidet. Die Frage ist bloß, ob diese sich zur Einheit einer Methode, die sich durch unzweideutige Bestimmtheit auszeichnen muß, auch wirklich zusammenschließen. Anders ausgedrückt: es ist die Frage, ob die bei-

den Extreme als Pole eines dialektischen Verhältnisses oder aber als heterogene Elemente zu bestimmen sind, so daß der Versuch zur Konstruktion einer dialektischen Identität schließlich immer nur höchst unbefriedigende, schlechte Synthesen von Heterogenem, Vermengungen von logisch Ungleichartigem hervorbringen mußte. Es ist ja durchaus möglich, daß Marx tatsächlich gewisse Strukturen, die ihm von der Hegeischen Logik her vertraut waren, in den ökonomischen Kategorien bloß wiedergefunden und nicht in sie hineinprojiziert, herausgelesen und nicht hineingelesen hat. Und vieles spricht dafür, daß es sich hier tatsächlich um Entdeckungen handelt, die konstitutive Bedeutung für eine Theorie des Geldes und des Kapitals, darüber hinaus für die Theorie der Gesellschaft in Anspruch nehmen dürfen. Doch ist damit nicht gesagt, daß der Marxsche Versuch der »materialistischen« Einholung dieser Entdeckung, der Versuch einer historizistischen Begründung dieser Begriffe, zu überzeugen vermöchte. Im Gegenteil, es gibt gute Gründe für die Annahme, daß sich eine dialektische Kategorialanalyse und historizistische Theoreme wechselseitig ausschließen: es ist nämlich leicht erkennbar, daß die essentiellen Inhalte des Marxschen *Rohentwurfs* und der Engelssche *Nachtrag* keineswegs die Pole eines Kontinuums bilden, sondern durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind. Die »einfache Zirkulation« und ihre Bestimmungen sind entweder im Sinn des *Rohentwurfs* und der *Kritik* bloß »abstrakte Sphären des (...) *vorausgesezten* Capitals« (II.2/83; Herv. d. Verf.), »die Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft« (29/317), oder aber identisch mit der »einfachen Warenproduktion« des späten Engels. Ein Drittes ist wohl kaum denkbar.

Dennoch ist nicht zu leugnen, daß zumindest gewisse Formulierungen und Konstruktionen im ersten Kapitel der zweiten Ausgabe des *Kapital* von 1872 eine historizistische Interpretation im Sinne der Engelsschen Theorie der einfachen Warenproduktion suggerieren. Eben dies macht den charakteristischen Unterschied zum ersten Kapitel der Erstausgabe des *Kapital* von 1867 aus. Die Überarbeitung dieses für eine historizistische Interpretation gänzlich ungeeigneten Textes für die zweite Ausgabe von 1872 ließe sich tatsächlich als eine Historisierung der >logischen< Entwicklungsmethode deuten, die der begrifflichen Entwicklung des Geldes in der Erstausgabe und noch klarer in der *Kritik* von 1859 zugrunde lag.

Andererseits ist ebensowenig zu leugnen, daß andere Teile des ersten Kapitels von 1872 sich keineswegs einer historizistischen Deutung fügen wollen. So etwa die Lehre von den drei Eigentümlichkeiten der Äquivalentform. In der ethnologischen Werttheorie von Ernest Mandel, der konsequentesten Ausgestaltung der Engelsschen Vorstellungen über eine Theorie der einfachen Warenproduktion, wird sie denn auch negiert.[1] Man könnte also den Text der zweiten Ausgabe als eine Station auf dem Wege von einer dialektischen zu einer historizistischen Position, vom *Rohentwurf* zum Engelsschen *Nachtrag* deuten. Es drängt sich also die Frage auf, ob die Revision des ersten Kapitels als ein Indiz dafür zu deuten ist, daß Marx im Begriff stand, seine methodologische Konzeption gleichfalls einer gründlichen Revision zu unterziehen. Von der Beantwortung dieser Frage wird man es abhängig machen müssen, ob es legitim ist, in der Weise der neoorthodoxen Rezeption der Politischen Ökonomie auf die dialektischen Denkfiguren des *Rohentwutfs* zu rekurrieren und von ihnen her das *Kapital* zu interpretieren, oder ob gewissen orthodoxen Autoren zuzustimmen ist, die größere Bedeutung der Marxschen Bemühung beimessen, »die idealistische Manier der Darstellung zu korrigieren« (42/85), worunter sie nicht ganz zu Unrecht deren Historisierung verstehen und in eins damit die fortschreitende Zurückdrängung der dialektischen, hegelianisch inspirierten Konstruktionsweisen des *Rohentwurfs.* Wenn Marx unter »einfacher Zirkulation« letztlich bloß noch »einfache Warenproduktion« verstanden wissen wollte, dann lassen sich die drei ersten Kapitel des *Kapital* eben nicht mehr als Theorie »abstrakter Sphären« des »vorausgesetzten Kapitals«, als Theorie »abstrakter Bestimmungen« der Zirkulation des Kapitals deuten; umgekehrt wäre es ein grobes Mißverständnis, »einfache Zirkulation« und »einfache Warenproduktion« als bloß synonyme Termini zu begreifen.

Soviel läßt sich aber bereits jetzt konstatieren: beide Richtungen der Orthodoxie ignorieren bestimmte Zitate. Sie sollten sich daher zu der Schlußfolgerung durchringen, daß die letzte Fassung der Werttheorie, die Darstellung in der zweiten Ausgabe des *Kapital,* als ein höchst mißverständlicher Text zu charakterisieren ist; die Vertreter einer >logischen< Interpretation müßten einen Schritt weitergehen und diesen Text so charakterisieren, wie sie ihn tatsächlich längst behandeln: als einen irreführenden Text.

Wenn Marx das Verhältnis von »Logischem« und »Historischem« in seiner Theorie der »einfachen Zirkulation« viermal in ganz erheblich voneinander abweichenden Versuchen, also in immer wieder neuen Anläufen zu entwickeln sucht, dann scheint es dem Verhältnis selbst an Bestimmtheit zu mangeln. Die Marxsche Bemühung um die Konstruktion eines solchen Verhältnisses sollte man daher als das kennzeichnen, was sie ist: als untauglichen Versuch an einem untauglichen Objekt, der in der mehr als hundertjährigen Rezeptionsgeschichte des *Kapital* nichts als Verwirrung gestiftet hat. Dies scheint mir der richtige Kern der Kritik Athussers.

§ 2

Die merkwürdigen Darlegungen des späten Engels über die einfache Warenproduktion werden bezeichnenderweise nicht einmal mehr in den Abhandlungen und Kontroversen über »Logisches« und »Historisches« recht ernstgenommen: sie werden kaum noch zitiert. Es scheint mir daher um so wichtiger, ihren Wortlaut sich sehr genau zu vergegenwärtigen.

Hierbei ist immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß die Theorie der einfachen Warenproduktion eine Theorie des prämonetären Tauschhandels impliziert: »Dem Bauer des Mittelalters war also die tür die Herstellung der von ihm eingetauschten Gegenstände erforderliche Arbeitszeit ziemlich genau bekannt. Der Schmied, der Wagner des Dorfs arbeiteten ja unter seinen Augen; (...) wie also können sie diese Produkte mit denen andrer arbeitender Produzenten austauschen anders als im Verhältnis der darauf verwandten Arbeit? Da war nicht nur die aut diese Produkte verwandte Arbeitszeit der einzige geeignete Maßstab für die quantitative Bestimmung der auszutauschenden Größen; da war überhaupt kein andrer möglich. Oder glaubt man, der Bauer und der Handwerker seien so dumm gewesen, das Produkt zehnstündiger Arbeit des einen für das einer einzigen Arbeitsstunde des andern hinzugeben? Für die ganze Periode der bäuerlichen Naturalwirtschaft ist kein andrer Austausch möglich als derjenige, wo die ausgetauschten Warenquanta die Tendenz haben, sich mehr und mehr nach den in ihnen verkörperten Arbeitsmengen abzumessen. Von dem

Augenblick an, wo das Geld in diese Wirtschaftsweise eindringt, wird die Tendenz der Anpassung an das Wertgesetz (in der Marxschen Formulierung, nota bene!) einerseits noch ausgesprochener, andrerseits aber wird sie auch schon durch die Eingriffe des Wucherkapitals und der fiskalischen Aussaugung durchbrochen, die Perioden, für die die Preise im Durchschnitt sich den Werten bis auf eine zu vernachlässigende Größe nähern, werden schon länger. Das gleiche gilt für den Austausch zwischen Bauernprodukten und denen der städtischen Handwerker.« (25/907) »Der wichtigste und einschneidendste Fortschritt war der Ubergang zum Metallgeld, der aber auch die Folge hatte, daß nun die Wertbestimmung durch die Arbeitszeit nicht länger auf der Oberfläche des Warenaustausches sichtbar erschien. (...) Der Warenaustausch aber datiert von einer Zeit, die vor aller geschriebenen Geschichte liegt, die (...) in Babylonien auf viertausend, vielleicht sechstausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung zurückführt; das Wertgesetz hat also geherrscht während einer Periode von fünf bis sieben Jahrtausenden.« (25/909)

Empirische Belege sucht man hier vergeblich. Plausibilitätsargumente und eine Art Gedankenexperiment treten an ihre Stelle: die Tauschpartner sollen sich an der Arbeitszeit als dem »einzigen geeigneten Maßstab« orientieren. Warum wohl? Weil »da überhaupt kein andrer möglich« gewesen sein soll. Besonderes Interesse verdient die Behauptung, in der Periode des prämonetären Tauschhandels sei die Arbeitszeit als Bestimmungsgrund der Wertgröße »auf der Oberfläche des Warenaustauschs sichtbar« erschienen; offenbar nur in dieser Penode, während in der Periode der einfachen Warenproduktion die Arbeitszeit als Regulator des Austauschverhältnisses sich aufgrund von Bedingungen durchgesetzt habe, die nicht mehr unmittelbar den »Beteiligten zum Bewußtsein (...) kommen«, sondern »erst durch mühsame theoretische Untersuchung aus der alltäglichen Praxis abstrahiert werden können«. (25/908)

Im vorangehenden Satz ist nun die Rede von den »verschiednen Seiten des Wertgesetzes (...), wie sie im ersten Abschnitt des ersten Buchs des *Kapital* dargelegt sind«. (25/908) Und in dem folgenden Abschnitt des Engelsschen Textes heißt es schließlich: »das Marxsche Wertgesetz gilt allgemein (...) für die ganze Periode der einfachen Warenproduktion«. (25/909)

Das Verhältnis dieser ominösen Passagen zum ersten Kapitel des *Kapital* ist nicht ganz zweifelsfrei zu bestimmen. Es fällt schwer zu glauben, daß Engels seine historischen Mutmaßungen als eine Interpretation des ersten Kapitels verstanden wissen wollte. Marx ging es dort um die »Ableitung des Werts durch Analyse der Gleichungen«. (23/18) Sollten die Engelsschen Plausibilitätserwägungen diese »Ableitung« irgendwie erläutern oder sollten hier weitere Beweisgründe nachgeschoben werden? Dann müßte Engels die Marxsche Beweisführung als lückenhaft und im Grunde auch als überflüssig empfunden haben: wozu soll die überaus komplizierte Ableitung gut sein, wenn einige elementare Überlegungen zu dem gleichen Resultat führen müssen? Was auch immer Engels hierbei sich gedacht haben mag, seine Darlegungen enthalten einen eignen Wertbeweis, der eine Kritik des Marxschen impliziert und nur als dessen Korrektur verstanden werden kann. Man könnte sich nun darauf berufen, daß Engels im *Nachtrag* sich nirgendwo eindeutig auf das erste Kapitel, sondern nur auf eine historisch bedeutsame Passage des zehnten Kapitels des dritten Bandes bezogen habe. Er war überzeugt, daß Marx »ohne Zweifel diese Stelle bedeutend weiter ausgeführt« hätte, wäre er noch »dazu gekommen, das dritte Buch nochmals durchzuarbeiten«. (25/906) Liegt insofern nicht die Vermutung nahe, daß Engels die »einfache Zirkulation« des ersten Kapitels richtig als »abstrakte Sphäre« der Zirkulation des Kapitals, als »Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft« verstanden habe und diese auf den Kapitalismus bezogene Theorie der »abstrakten Bestimmungen« der »einfachen Zirkulation« durch eine auf vorkapitalistische Perioden bezogene Theorie der »einfachen Warenproduktion« lediglich zu ergänzen suchte? Dieser Deutung steht nun freilich eine Passage des *Vorworts.* zum dritten Band entgegen, wo es klipp und klar heißt, daß Marx »am Anfang des ersten Buchs (...) von der einfachen Warenproduktion (...) ausgeht«. (25/20)

Ihrer fundamentalen Bedeutung wegen - sie inaugurierte die mehr als siebzig Jahre dominierende historizistische Interpretation der älteren Orthodoxie - soll diese Passage im vollen Wortlaut wiedergegeben werden. Engels äußert sich hier über das Problem der Definition und fährt dann fort, es werde jetzt »wohl klar sein, warum Marx am Anfang des ersten Buchs, wo er von der einfachen Warenproduktion als seiner historischen Voraussetzung ausgeht, um dann weiterhin von dieser

Basis aus zum Kapital zu kommen - warum er da eben von der einfachen Ware ausgeht und nicht von einer begrifflich und geschichtlich sekundären Form, von der schon kapitalistisch modifizierten Ware«. (25/20)

Es ist sicher recht bemerkenswert, daß Engels eine Begründung seines historizistischen Verständnisses des ersten Kapitels für überflüssig erachtet. Er glaubt unterstellen zu dürfen, daß jede unbefangene Lektüre eo ipso dieses Kapitel als eine Theorie der »einfachen Warenproduktion« begreifen muß: Engels will nicht klarmachen, *daß* Marx, sondern »warum (...) er von der einfachen Warenproduktion (...) ausgeht«. Es geht ihm lediglich um eine Erläuterung und wohl auch Bestätigung seiner These, daß Begriffe »in ihrem historischen resp. logischen Bildungsprozeß entwickelt« (25/20) werden müßten. Die Legitimität einer historizistischen Lektüre bedarf hingegen keiner Erläuterung und keines Beweises, sie versteht sich offenbar von selbst.

Angesichts dieser Sicherheit, mit der Engels sein Verständnis des ersten Kapitels als Theorie der einfachen Warenproduktion vorträgt, stellt sich um so dringlicher die Frage, ob der späte Marx sich entschlossen haben könnte, seine bisherige methodologische Konzeption zu revidieren. Engels berichtet in seinem Vorwort zur dritten Auflage des ersten Bandes, daß Marx vorhatte, »den Text des ersten Bandes großenteils umzuarbeiten«. (23/33) Läßt sich etwa jene Passage des dritten Bandes, an der sich Engels im *Nachtrag* so lebhaft interessiert zeigt, als Indiz dafür deuten, daß im Gefolge dieser Umarbeitung und womöglich als. deren wichtigste Aufgabe Marx seine in der zweiten Auflage begonnene Historisierung des »Logischen« noch einen Schritt weiterfuhren wollte? In dieser Passage des zehnten Kapitels ist es für Marx »durchaus sachgemäß, die Werte der Wären nicht nur theoretisch, sondern historisch als das prius der Produktionspreise zu betrachten. Es gilt dies für Zustände, wo dem Arbeiter die Produktionsmittel gehören, und dieser Zustand findet sich, in der alten wie in der modernen Welt, beim selbstarbeitenden grundbesitzenden Bauer und beim Handwerker. Es stimmt dies auch mit unsrer früher ausgesprochnen Ansicht, daß die Entwicklung der Produkte zu Waren entspringt durch den Austausch zwischen verschiednen Gemeinwesen (...). Damit die Preise (...) ihren Werten annähernd entsprechen, ist nichts nötig, als daß« - Marx zählt hier zwei Bedingungen auf und als

dritte die folgende - »kein natürliches oder künstliches Monopol« existiere. (25/186 f.)

Im Widerspruch zur Engelsschen Kommentierung wird man selbst heute noch die vorsichtige Marxsche Kommentierung bevorzugen, daß in diesem Abschnitt lediglich eine »Ansicht«, eine historische Hypothese vorgetragen wird und keineswegs eine »kaum noch irgendwo bestrittene Tatsache«. (25/187 Fn.) Es sollte vor allem nicht übersehen werden, daß diese Aussagen einem Rohentwurf entstammen und durch andere »Ansichten« desselben Entwurfs relativiert und in gewisser Weise auch negiert werden. So durch die These, daß »die Stadt überall und ohne Ausnahme das Land ökonomisch durch ihre Monopolpreise, ihr Steuersystem, ihr Zunftwesen, ihren direkten kaufmännischen Betrug und ihren Wucher« exploitiere (25/809), vor allem aber durch die mittlerweile auch verifizierte Vermutung, daß in gewissen vorkapitalistischen Produktionsweisen »der Verkauf der Produkte zu ihrem Wert von untergeordneter Wichtigkeit ist«. (25/343)

Nun interessiert hier freilich weniger das Problem, ob Marx zu einheitlichen und definitiven »Ansichten« über gewisse wirtschaftshistorische Prozesse gelangt ist, und es stellt sich auch gar nicht die Frage, ob diese wirtschaftshistorischen Hypothesen in der Engelsschen Theorie der einfachen Warenproduktion ihren adäquaten Ausdruck gefunden haben. Es geht hier allem um ein philologisches Problem, um die Tatsache nämlich, daß die von Engels herangezogene Passage seine Theorie der einfachen Warenproduktion allenfalls als wirtschaftshistorische Hypothese zu rechtfertigen vermag, doch keineswegs als Interpretationsschema des ersten Kapitels des ersten Bandes.

Es ist nämlich sehr wohl vorstellbar, daß Marx auf der Untersuchungsebene des *Kapital* eine Werttheorie in Gestalt einer Theorie der einfachen Zirkulation >logisch< zu entwickeln und zu begründen suchte, jedoch unabhängig davon auf wirtschaftshistorischer Ebene eine Werttheorie ähnlich der Engelsschen Theorie der einfachen Warenproduktion im Sinn hatte.

Soweit man jener Passage aus dem zehnten Kapitel überhaupt einen Beweiswert zuzuerkennen vermag - sie steht nicht bloß im Widerspruch zu anderen Passagen des Rohmanuskripts zum dritten Band, sondern enthält überdies recht unklare Formulierungen -, spricht sie durchaus nicht für eine an der Theorie der einfachen Warenprodukti-

on orientierte >historische<, sondern eher für eine »logische« Interpretation des zehnten Kapitels des ersten Bandes. Hätte Marx dort tatsächlich eine Theorie der einfachen Warenproduktion entwickelt und somit »die Werte (...) historisch als das prius der Produktionspreise« betrachtet, somit nicht bloß »theoretisch«, so wäre seine Aufforderung im dritten Band, sie »nicht nur theoretisch, sondern historisch als das prius« zu betrachten, überflüssig und ganz sinnlos. Wenn auch nicht recht zu sehen ist, worin für Marx die »Übereinstimmung« zwischen seiner These von der historischen Priorität der Werte gegenüber den Produktionspreisen und seiner im ersten Band geäußerte »Ansicht« über die Entwicklung der Ware bestanden haben könnte, so spricht doch selbst diese Formulierung gegen die Engelssche »einfache Warenproduktion« als adäquates Interpretationsmodell des ersten Kapitels; als Verfasser einer historizistischen Werttheorie hätte Marx auf im ersten Band logisch und empirisch begründete Theoreme verweisen müssen, statt eine wie immer geartete »Übereinstimmung« mit einer bloßen »Ansicht« konstatieren zu wollen.

Es ist also recht unwahrscheinlich, daß jene merkwürdige Passage des zehnten Kapitels Engels verleitet haben könnte, die Theorie der einfachen Zirkulation als eine der einfachen Warenproduktion zu begreifen. Engels scheint vielmehr vorgefaßte historizistische Ansichten in den Marxschen Text projiziert zu haben.

Damit stellt sich die Frage nach dem Ursprung des Engelsschen Historizismus. Es liegt nahe, in gerader Linie eine Verbindung zu jener Engelsschen Arbeit herzustellen, die von der marxistischen Orthodoxie, zumal vom Marxismus-Leninismus gleichsam als Geburtsurkunde der »Dialektik von Logischem und Historischem«, als ihre »klassische« Darstellung behandelt wird: die Rezension von Marx' *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* von 1859. Die Differenzen scheinen nur gradueller Art, weshalb die Interpreten jener Dialektik gewisse Thesen aus der *Rezension* von 1859 und den Arbeiten von 1894/95 in einem Atemzug zu nennen pflegen. Soweit ich sehe, blieb sowohl der älteren als auch der jüngeren, am *Rohentwurf* orientierten Orthodoxie verborgen, daß abseits von dieser geraden Linie noch ein anderer Engels existiert.

§ 3

Fixiert auf den historizistischen Engels - gelobt von jenen, die das >Historische< akzentuieren, getadelt von den anderen, die vielmehr das >Logische< hervorkehren - übersehen beide Orthodoxien gewisse Passagen wohlbekannter Texte, die unzweideutig belegen, daß Engels mehr als zehn Jahre lang die »einfache Zirkulation« dezidiert im >logischen< Sinn verstanden hat. Es handelt sich um einige Arbeiten zum ersten Band des *Kapital* von 1867 und um den *Anti-Dühring,* der als Artikelserie 1877/78 erschien.

Was die Arbeiten zum ersten Band angeht, muß vorerst der Hinweis genügen, daß in seinem »Konspekt« über das *Kapital* die Ware des ersten Kapitels im Sinne einer »logischen Entwicklung« der Kategorien prägnant als *»Ware an sich«* (16/245) bestimmt wird. Dieser Terminus wird von Engels sogar als Titel des ersten Teils des ersten Kapitels benutzt, womit Engels dessen Inhalt noch treffender charakterisiert als Marx, der als Überschrift lediglich den Ausdruck *»Die Ware«* verwendet. Auch mit einigen anderen Wendungen wird der >logische<- wenn man so will >hegelianische< - Gehalt der »Entwicklung« werttheoretischer Bestimmungen schärfer, eben >hegelianischer< bestimmt als selbst von Seiten der am *Rohentwurf* und der Hegeischen *Logik* orientierten Vertreter der neoorthodoxen Interpretation. Konsequenterweise meidet Engels hier wie in den verschiedenen, zur selben Zeit geschriebenen Rezensionen zum *Kapital* jede Bezugnahme auf historische Fakten.

Zehn Jahre später, in seiner Auseinandersetzung mit Dühring, weist er sogar mit einer gewissen polemischen Übertreibung historizistische Deutungen des *Kapital* zurück. Ähnlich Holzkamp, Haug und anderen Vertretern der auf den späten Engels rekurrierenden älteren Orthodoxie glaubte auch Dühring, das Kapital historizistisch verstehen zu müssen. Statt des Holzkampschen Terminus >logisch-historisch<findet man bei Dühring die Formulierung »dialektisch-historisch«. Ihm geht es nun freilich darum, »dialektisch-historische, in das Metamorphosenspiel der Begriffe und der Geschichte« eingehende Konstruktionen als »wüste Konzeptionen« zu kritisieren, da sie in seiner Sicht »halb ge-

schichtlich und halb logisch sein sollen, in der Tat aber nur Bastarde historischer und logischer Phantastik sind«.[2]

Engels antwortet scharfsinnig, daß es Marx um eine »Analyse der ökonomischen Formen« geht, »innerhalb deren der Prozeß der Warenzirkulation sich bewegt« (20/188); er unterscheidet damit sehr klar Form- und Prozeßanalyse, Formen und reelle Verhältnisse - eine Unterscheidung, die in seiner Theorie der einfachen Warenproduktion wieder verlorengeht.

Gegen den Dühringschen Einwand einer Vermengung von >Logischem< und >Historischem< dürfte wohl auch die folgende Erwiderung gerichtet sein, die ob ihres prononciert anti-historizistischen Charakters besondere Aufmerksamkeit verdient: er insistiert darauf, »daß in dem ganzen Abschnitt des *Kapital* über den Wert auch nicht die geringste Andeutung darüber vorkommt, ob oder in welcher Ausdehnung Marx diese Theorie des Warenwerts auch auf andre Gesellschaftsformen anwendbar hält«. (20/184)

Es ist eine Frage für sich, ob Engels zu jenem Zeitpunkt - immerhin war bereits die historisierte zweite Ausgabe des *Kapital* erschienen - eigentlich noch dazu legitimiert war, ostentativ, ja geradezu entrüstet ein historizistisches Verständnis der vier ersten Kapitel zurückzuweisen. Es dürfte aber jetzt schon einleuchten, daß nur von einer solchen Position her sich der Dühringsche Kontaminationsvorwurf überzeugend zurückweisen ließ.

Die Einschränkung des Gültigkeitsanspruchs der »Theorie des Warenwerts«, also der Marxschen Arbeitswerttheorie, auf die kapitalistische Warenproduktion - auch in diesem Punkt unterscheidet sie sich von der klassischen - ist zweifellos nur die Kehrseite der Engelsschen These von 1867, daß Marx »am Anfang des ersten Buchs (...) nicht von der einfachen Ware ausgeht, sondern von der schon kapitalistisch modifizierten Ware«, deren Analyse ihn dann zum Begriff einer »Ware an sich« führt; es handelt sich also um die implizite Zurückweisung der These, daß Marx »am Anfang des ersten Buchs (...) von der einfachen Warenproduktion, (...) von der einfachen Ware ausgeht« (25/20) - jener kontradiktorisch entgegengesetzten These also, die Engels 1894 vertreten und fortan die werttheoretische Rezeption und darüber hinaus das methodologische Verständnis der älteren Orthodoxie prägen wird. Damit beantwortet sich die Frage fast von selbst, ob Dühring nicht

eben doch - ähnlich Bailey gegenüber Ricardo - »trotz eigner Borniertheit, wunde Flecken« der Marxschen Theorie »sondiert hatte«. (23/77 Fn.)

Doch nicht dieses Problem soll uns einstweilen beschäftigen, sondern allein die Frage, wie es sich begreifen läßt, daß Engels 1894 von einer der Thesen der Jahre 1867 und 1877 widerstreitenden antithetischen Position her historizistische Vorstellungen entwickelt und in jene Passage des dritten Bandes projiziert haben konnte.

Es dürfte der Problemorientierung nützlich sein, die antithetischen Positionen auf jener im § 1 skizzierten Skala anzuordnen: am rechten Pol die Theorie der einfachen Warenproduktion, am linken die kontradiktorisch entgegengesetzten Interpretationen des *Kapital* aus den Jahren 1867 und 1877.

Bezogen auf die historisierte Fassung der zweiten Ausgabe des *Kapital* wurde die Frage aufgeworfen, ob sich zwischen den Extremen von >Logischem< und >Historischem< eine mittlere Position aufbauen läßt; ob die Pole als Extreme sich begreifen und zur dialektischen Synthesis einer logisch-historischen, bzw. historisch-logischen Werttheorie »vermitteln« lassen. Die Vermutung drängt sich auf, daß die Engelssche *Rezension* von 1859 als ein Versuch zu verstehen ist, die einer solch mittleren Position zugrunde liegenden methodologischen Vorstellungen zu explizieren. Und man wird weiterhin vermuten dürfen, daß die Entwicklung von Engels werttheoretischen Vorstellungen nicht als Weg vom einen Ort zum entgegengesetzten zu beschreiben ist, sondern besser als Spirale: sie führt von der Mitte zum linken und von diesem zum rechten Pol. Das Bild der Spirale macht deutlich, daß die Herausbildung seiner historizistischen Vorstellungen zwar auch als Negation einer Position zu begreifen ist, in gewisser Weise aber auch als Rückwendung zu früheren Positionen.

Wie wir sogleich sehen werden, gilt diese Betrachtung nur für die Entwicklung der werttheoretischen Interpretationsmuster. In methodologischer Hinsicht führt von den historizistischen Topoi der *Rezension* von 1859 ein direkter Weg zu jenen des *Nachtrags* von 1895.

Man darf sich bei der Lektüre der Marxschen *Kritik* von 1859 auf beträchtliche Schwierigkeiten gefaßt machen, wenn selbst ihr Verfasser darauf hinweist, daß der Inhalt der rezensierten Schrift, »die Analyse der einfachen Geldformen« nämlich, »der schwierigste, weil abstrakteste Teil der politischen Ökonomie ist«. (29/573) Tatsächlich ist es bis heute nicht gelungen, die Marxsche Argumentationsstrategie zu entschlüsseln. In den Lehrbüchern der Politischen Ökonomie sucht man vergeblich Aufschluß. Wer sich nun der Engelsschen *Rezension* in der Hoffnung zugewandt haben sollte, eine Leseanleitung, womöglich eine Kommentierung dunkler Passagen zu finden, würde diese Arbeit recht enttäuscht wieder beiseite legen. Ökonomietheoretisch ist die Engelssche *Rezension* belanglos.

Hingegen gilt sie vor allem den marxistisch-leninistischen Philosophen als ein Dokument allerersten Ranges. Die *Rezension* enthält nämlich einige elementare Aussagen über die »dialektische Methode« und ist daher in den Rang eines kanonisierten Textes erhoben worden. Sie fungiert als ein Dogma. Fragen nach dem Entstehungs- und Begründungszusammenhang sind tabu. Möglicherweise deshalb, weil dieser Text vor Problemen starrt.

Seine zentrale Passage lautet: »Die Kritik der Ökonomie (...) konnte noch auf zweierlei Weise angelegt werden: historisch oder logisch. (...) Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese aber ist in der Tat nichts andres als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten. Womit diese Geschichte anfängt, damit muß der Gedankengang ebenfalls anfangen, und sein weiterer Fortgang wird nichts sein als das Spiegelbild (...) des historischen Verlaufs (...), aber korrigiert nach Gesetzen, die der wirkliche geschichtliche Verlauf selbst an die Hand gibt, indem jedes Moment auf dem Entwicklungspunkt seiner vollen Reife (...) betrachtet werden kann.« (13/474 f.) In dem hier gekürzt wiedergegebenen Text findet man die wichtigsten jener Stichworte und Thesen wieder, deren Bedeutung sich in dem Streit der beiden Orthodoxien als so hoffnungslos kontrovers erweist. Hier ist der Ursprung der Redeweise von

einer »logischen Entwicklung« der Kategorien und einer »logischen Behandlungsweise« der politischen Ökonomie, wobei es vor allem aut den Gegensatz und das Verhältnis von >logischer< und >historischer< Behandlungsweise ankommen soll. Der systematische »Gedankengang«, die »logische Entwicklung« also, wird als »korrigiertes Spiegelbild« des »geschichtlichen Verlaufs« definiert.

Es sind diese methodologischen Thesen, die in der letzten theoretischen Arbeit, dem *Nachtrag* von 1895, unverändert wiederkehren - charakteristischerweise wiederum in einem werttheoretischen Problemzusammenhang: »Bei Sombart sowohl wie bei Schmidt (...) wird nicht genug berücksichtigt, daß es sich hier nicht nur um einen rein logischen Prozeß handelt, sondern um einen historischen Prozeß und dessen erklärende Rückspiegelung im Gedanken, die logische Verfolgung seiner inneren Zusammenhänge.« (25/905)

1859 wie 1895 glaubt Engels, die »logische Entwicklung« (den »logischen Prozeß«) der wert- und geldtheoretischen Bestimmungen als »Spiegelbild« (»Rückspiegelung«) des »geschichtlichen Verlaufs« verstehen zu können: die >logische< Behandlungsweise »ist« für Engels »nichts andres als die historische«. (13/475) Das wird von ihm in der *Rezension* wie im *Nachtrag* so verstanden, daß der historische Prozeß seiner »störenden Zufälligkeiten entkleidet« oder - wie es der *Nachtrag* ausdrückt - in seinem »inneren Zusammenhang« betrachtet werden soll.

Nun handelt es sich hier der Meinung von Engels zufolge keineswegs bloß um ein methodologisches Programm. Er glaubt vielmehr die von Marx tatsächlich praktizierte Methode beschrieben zu haben. Eine solche Behauptung besitzt den Vorzug, daß sie sich überprüfen läßt. Von welcher »Entwicklung« spricht Engels eigentlich? Er rezensiert die Marxsche *Kritik,* und hier wird ein ganz bestimmter Abschnitt in der >logischen< wie >historischen< Entwicklung der ökonomischen Kategorien thematisiert: es geht Marx um die »Analyse des Geldes« und deren »Hauptschwierigkeit« sei »überwunden, sobald sein Ursprung aus der Ware selbst begriffen ist«. (13/49)

Die »logische Entwicklung« des Geldes in der Marxschen *Kritik* ist Engels zufolge also das »korrigierte Spiegelbild« der historischen Entwicklung des Geldes. Marx soll diesen Prozeß studiert, ihn hierbei seiner »störenden Zufälligkeiten entkleidet« und sich so die »logische

Entwicklung« des Geldes erarbeitet haben. Eine phantastische Behauptung.

Welchen Zeitabschnitt des »historischen Verlaufs« soll Marx denn studiert haben? Hierüber ist weder etwas von Engels noch von Marx zu erfahren. Mittlerweile ist über die Entstehung des Geldes eine umfangreiche Literatur entstanden. Wilhelm Gerloff etwa gibt folgende Auskunft: »der Zeitpunkt der Entstehung des Geldes kann (...) unmöglich näher bestimmt werden. Will man dennoch einen Zeitraum angeben, so muß angenommen werden, daß es spätestens gegen Ende der Jungsteinzeit gewesen ist. (...) Ausgrabungen (...) sind in diesem Sinn gedeutet worden.«[3]

Die Steinzeit wird gewöhnlich für den Zeitraum von 7000 bis 3000 v. Chr. angesetzt, wonach also das Geld vor mehr als 5000 Jahren entstanden ist. Es liegt somit auf der Hand, daß Engels unmöglich die methodologischen Eigentümlichkeiten des Marxschen Textes adäquat beschrieben haben kann. Man wird weiterhin vermuten dürfen, daß ihn seine Pseudodialektik von Logischem und Historischem in der *Rezension* wie im *Nachtrag* zu allerlei unhaltbaren Behauptungen verleitet haben muß.

Obwohl es sich um dieselbe Methode handeln soll, zeitigt ihre Anwendung auf wert- und geldtheoretische Probleme im *Nachtrag* andere Resultate als in der *Rezension.* Dort gelangt Engels zu einer anfechtbaren, doch in sich widerspruchsfreien Werttheorie: zur historizistischen Theorie der einfachen Warenproduktion. In der *Rezension* hingegen hat er sich wert- und geldtheoretisch noch nicht auf eine historizistische Position festgelegt. Er bleibt gewissermaßen offen. Das ist der positive Aspekt der Tatsache, daß ihn seine Pseudodialektik von Logischem und Historischem in eine verzerrte, ja sogar widersprüchliche Darstellung des Marxschen Vorgehens verstrickt, womit sie sich gleichsam selbst dementiert.

Im Widerspruch zum >logischen< Anfang der *Kritik* setzt Engels die »historische Behandlungsweise« als primäre an: »Wir gehen bei dieser Methode aus von dem ersten und einfachsten Verhältnis, das uns historisch, faktisch vorliegt (...). Die politische Ökonomie fängt an mit der *Ware,* mit dem Moment, wo Produkte - sei es von einzelnen, sei es von naturwüchsigen Gemeinwesen - gegeneinander ausgetauscht werden.« (13/475) Es ist nicht schwierig, diesen Satz als den Keim der

sechsunddreißig Jahre später vorgetragenen Theorie der einfachen Warenproduktion zu identifizieren: die Ware des ersten Kapitels wird als eine prämonetäre, nämlich als ein prähistorisch oder ethnologisch aufzeigbares Faktum, als >Historisches< charakterisiert. Hierauf vermöchten sich die historizistischen Interpreten zu berufen.

Engels scheint es vor allem aufs Weltanschauliche anzukommen, aufs Materialistische. Es geht um die dialektische Methode »entkleidet von ihren idealistischen Umhüllungen«. (13/474) Daher insistiert er gleich zweimal auf den letzten drei Seiten der *Rezension* darauf, daß wir in der Marxschen *Kritik* »nicht einen abstrakten Gedankenprozeß betrachten, der sich in unsern Köpfen allein zuträgt« (13/475), daß »die logische Entwicklung durchaus nicht genötigt ist, sich im rein abstrakten Gebiet zu halten« (13/477); sondern wir betrachten »einen wirklichen Vorgang, der sich zu irgendeiner Zeit wirklich zugetragen hat« (13/475); die »logische Entwicklung (...) bedarf der historischen Illustration, der fortwährenden Berührung mit der Wirklichkeit«. (13/477)

Es scheint mir aufschlußreich, diese Sätze einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Unschwer läßt sich ein geradezu beschwörender Ton heraushören: man solle ja nicht glauben, daß die »logische Entwicklung« Marxens von der »logischen Entwicklung« Hegels sich nicht unterscheiden lasse - es handele sich sehr wohl um etwas anderes, wenn auch zuzugeben sei, daß die positive Bestimmung nicht so recht gelingen will. Engels dürfte schon gespürt haben, daß er sich auf eine recht dunkle Sache eingelassen hat, deren Explikation seine Darstellungs- und Argumentationskraft übersteigt. Er nimmt Zuflucht nicht bloß zu verschwommenen und widersprüchlichen Formulierungen, sondern ausgesprochen verschrobenen, monströsen.

Was soll ein »wirklicher Vorgang, der sich wirklich zugetragen hat« - freilich zu »irgendeiner«, d. h. nicht näher bekannten Zeit? Engels spricht von der Entstehung des Geldes, von jenem »Vorgang« also, der vor mehr als 5000 Jahren stattgefunden hat.

Trotz eines ungleich reichhaltigeren archäologischen und ethnologischen Materials wird etwa Gottl-Ottlilienfeld vierundsechzig Jahre später resignierend feststellen, daß »es kaum jemals möglich wäre, die Tatsachen auch nur festzustellen, auf deren Grundlage sich ein sicheres Urteil darüber aufbauen läßt, wie es mit Tausch und Preis urtümlich wirklich vor sich ging. Darüber lassen sich wohl immer nur Hy-

pothesen bilden, mit dem Anhalt an geschichtliche, vorgeschichtliche, völkerkundliche Tatsachen.« Seine Untersuchung über die Entstehung des Geldes beansprucht daher nur, »eine *reine >Arbeitshypothese< der nationalökonomischen Theorie* zu sein! Eine bloße Ausmalung also, wie der Tausch, und wie die Wirtschaftliche Dimension entstanden sein *könnte* (...). Es kommt hier überhaupt nur darauf an, daß sich diese Ausmalung möglichst *frei von inneren Widersprüchen* erhält, also von dichterischer Wahrheit bleibt.«[4]

Doch vom hypothetischen Charakter all solcher Aussagen über »urtümliche« ökonomische Prozesse mag Engels nichts hören. Ihm geht es in der *Rezension* allein darum, den materialistischen Charakter der neuen Dialektik zu begründen, den Verdacht abzuwehren, es handle sich bloß um eine Neuauflage der hegelianischen. Eine solche Begründung fordert apodiktische Sätze - daher seine hilflosen Formulierungen: wenn die »logische Entwicklung (...) nicht genötigt« sei, »sich im rein abstrakten Gebiet zu halten«, dann impliziert diese Formulierung, daß sie es auch bleiben lassen kann, das abstrakte Gebiet zu überschreiten; es steht gewissermaßen in ihrem Belieben. Und schon gar nicht »bedarf« sie einer »historischen Illustration«. Es ist allenfalls der Leser, und zwar der mit der »eigentümlichen Logik« jener »logischen Entwicklung« nicht vertraute Leser, der einer solchen Illustration »bedarf« - die >logische< Entwicklung wäre sonst nicht das, was sie ist oder sein soll. Wenn sie der »Berührung« mit der »Wirklichkeit« bedarf, so hätte Engels uns auch über die Gründe dieses Bedürfnisses zu unterrichten. Die Formulierung impliziert, daß sie qua »logische Entwicklung« primär etwas anderes als die »Wirklichkeit« ist: wenn sie, der Engelsschen Formulierung zufolge, dieser dennoch »bedarf«, so fragt man sich allerdings vergeblich, was Engels unter jener primären »Berührung« im Unterschied zur sekundären, »Illustration« genannten wohl verstanden haben könnte.

Die Marxschen Konstruktionen sind in das Spannungsfeld von >Logischem< und >Historischem< versetzt, seine werttheoretischen Aussagen irgendwo zwischen apriorischen und aposteriorischen angesiedelt; daraus ergibt sich ihr auch heute noch ungeklärter methodologischer Status.

In der *Rezension* von 1859 wird dieses Spannungsverhältnis zunächst einmal in der Weise aufgelöst, daß Engels >historische< und >logische<

Konstruktionen nebeneinander bestehen läßt, doch ihr Rangverhältnis umkehrt und die Proportionen in grotesker Weise verzerrt. Angeblich gehen wir in einem ersten Schritt der Analyse »aus von dem ersten (...) Verhältnis, das uns historisch, faktisch vorliegt«. Erst in einem zweiten gelange man dann zur »logischen Entwicklung«: »Betrachten wir nun die Ware nach ihren verschiedenen Seiten hin, und zwar die Ware, wie sie sich vollständig entwickelt hat, nicht wie sie sich im naturwüchsigen Tauschhandel zweier ursprünglicher Gemeinwesen erst mühsam entwickelt, so stellt sie sich uns dar unter den beiden Gesichtspunkten von Gebrauchswert und Tauschwert«. (13/476)

Selten dürften der Schwerpunkt und die Gliederung eines Buches so grundlegend verkehrt referiert worden sein wie die Marxsche *Kritik* von ihrem Rezensenten Engels. Legt man den Text der Volksausgabe zugrunde, so ergibt sich, daß Marx im ersten Kapitel seine eigene Analyse der Ware auf 28 Seiten vorträgt und ihr noch einen dogmengeschichtlichen Exkurs von weiteren 13 Seiten hinzufügt. Die Analyse des Geldes im zweiten Kapitel inclusive der beiden dogmengeschichtlichen Exkurse beansprucht 136 Seiten.

Die Engelssche *Rezension* beträgt knapp 12 Seiten und besteht aus zwei Teilen; ein dritter Teil, in dem er »auf den ökonomischen Inhalt des Buches selbst eingehen« wollte, sollte noch folgen. Der erste ist dem berühmten Marxschen *Vorwort* gewidmet, der zweite offenbar mehr der »dialektischen Methode«. Es ist dennoch recht unwahrscheinlich, daß er sich im dritten Teil nochmals mit dem ersten Kapitel befassen wollte. Mit dem »ökonomischen Inhalt des Buches« dürfte er wohl eher die Analyse des Geldes, also das dreieinhalbfach stärkere zweite Kapitel gemeint haben.

Wie dem auch sei, die vorrangige Darstellung der »historischen Behandlungsweise« in der *Rezension* muß den Eindruck vermitteln, daß es auch im rezensierten Text primär darum geht, ein »korrigiertes Spiegelbild (...) des geschichtlichen Verlaufs« jenes urtümlichen Prozesses der Geldbildung zu gewinnen. Dies würde zwar ganz in den *Nachtrag* von 1895 hineinpassen, doch die Marxsche *Kritik* von 1859 ist einer solchen Konzeption diametral entgegengesetzt: von den 28 Seiten der Warenanalyse »halten« sich 25 »im rein abstrakten Gebiet«. Es ist auch gar nicht einzusehen, daß die hier vorgetragene »logische Entwicklung« des Geldes irgend etwas mit »einem wirklichen Vorgang« zu tun haben

könnte, der »sich zu irgendeiner Zeit wirklich zugetragen hat«. Es handelt sich im Widerspruch zur Engelsschen Darstellung tatsächlich um einen »abstrakten Gedankenprozeß (...) der sich in unseren Köpfen allein zuträgt«. Am Ende dieses Prozesses steht das Geld. Marx meidet in dieser »logischen Entwicklung« jede »Berührung mit der Wirklichkeit«.

Auf den letzten drei Seiten der Analyse - eigentlich nur auf der vorletzten und der ihr vorausgehenden, mithin nur auf zwei Seiten - findet sich schließlich auch etwas >Historisches<. Man mag es »Illustration« nennen; den anspruchsvollen Titel »historische Behandlungsweise« oder auch nur »historische Entwicklung« verdienen die entweder trivialen oder sehr umstrittenen, archäologisch oder ethnologisch unausgewiesenen Sachverhalte jedenfalls nicht.

Engels behauptet jedoch Gegenteiliges: empirische »Belege« seien »in großer Mannigfaltigkeit eingeschoben, und zwar sowohl Hinweisungen auf den wirklichen historischen Verlauf auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung wie auch auf die ökonomische Literatur, in denen die klare Herausarbeitung der Bestimmungen der ökonomischen Verhältnisse von Anfang an verfolgt wird«. (13/477)

Man könnte sich ernsthaft fragen, ob Engels hier wohl geträumt haben mag. Eine wissenschaftliche Literatur, die, gestützt auf archäologische und ethnologische Fakten, die Herausbildung des Geldes »von Anfang an verfolgt« haben könnte, existierte zu jener Zeit überhaupt nicht. Die ökonomische Literatur pflegte meist nur antike Schriftsteller, insbesondere Aristoteles zu zitieren, der über die Entstehung des Geldes keineswegs eine durch empirische »Belege« abgestützte Hypothese vorzutragen vermochte; schließlich war das Geld schon zu seiner Zeit mehr als 3000 Jahre alt. Wie wir noch sehen werden, machte auch Marx sich die auf einem reinen Gedankenexperiment beruhende Entstehungshypothese des Aristoteles zu eigen, wonach das Geld aus der Notwendigkeit begriffen werden müsse, gewisse »Schwierigkeiten« des unmittelbaren Tauschhandels zu überwinden. Aus der Tatsache, daß Marx in jenem Appendix über die »historische Entwicklung« des Geldes, aber auch im *Kapital* einer klaren Stellungnahme letztlich ausweicht, wird man allerdings schließen dürfen, daß er der rationalistischen Konstruktion des Aristoteles mißtraut hat. Tatsächlich existieren einige Hinweise, daß er auch andere Möglichkeiten der Geldentstehung erwogen haben dürfte.

In der ökonomischen Literatur fand Marx nun immer wieder Hinweise auf primitives Geld. Schon James Steuart, ein Vertreter des frühen geldtheoretischen Nominalismus, hatte sich auf das »Angolageld« der afrikanischen Küste als Beweis für die Existenz einer nominalistisch interpretierbaren »abstrakten Recheneinheit« berufen. Obwohl »logische Entwicklung« und »Wirklichkeit« hier sogar zu kollidieren scheinen, beschränkt sich Marx auf den lapidaren Kommentar: »Was aber die afrikanischen Idealisten betrifft, müssen wir sie ihrem Schicksal überlassen, bis kritische Reisebeschreiber Näheres über sie melden.« (13/64)[5]

Es kann hier nicht der Frage nachgegangen werden, ob und wie sich die zumindest auf den ersten Blick doch recht laxe Behandlung empirischen Materials methodologisch eigentlich rechtfertigen läßt. Was hier zunächst interessiert ist lediglich die an Hand des Marxschen Textes gewonnene Feststellung, daß die spärlichen und obendrein unzuverlässigen Fakten eine »Berührung« der »logischen Entwicklung« des Geldes mit der »Wirklichkeit« nicht gestatteten. Sowohl von der Textgestaltung als auch von der Behandlungsweise der Sache her kann schließlich auch der Nachweis erbracht werden, daß diese »Entwicklung« einer solchen »Berührung« auch gar nicht »bedarf«, besitzt doch in der *Kritik* das >Logische< gegenüber dem »Historischen« ein klares Übergewicht. Mehr noch, von einem »Historischen« läßt sich strenggenommen gar nicht sprechen: entgegen der Engelsschen Behauptung findet sich hier nirgendwo eine Darstellung des »wirklichen historischen Verlaufs«.

Im *Nachtrag* von 1895 projiziert Engels seine historizistischen Vorstellungen in Marxsche Texte; und bereits in der *Rezension* von 1859 unternimmt es Engels, einige »historische« Ornamente, die sich bei näherem Hinsehen als Trivialitäten oder Schreibtischkonstruktionen entpuppen, zu einer »historischen Entwicklung« aufzublähen und dem eigentlichen Inhalt der *Kritik*, der »logischen Entwicklung« des Geldes, überzustülpen und voranzustellen. 1859 ist noch von diesem »Logischen« die Rede, doch 1895 ist es vom Pseudohistorischen gänzlich absorbiert. Das sogenannte Historische verdrängt somit das »Logische« und tritt an seine Stelle.

Die uns eigentlich interessierende Frage geht natürlich darauf, ob und in welchem Umfang Marx selbst Hand an sein Werk gelegt und

dessen Verstümmelung durch den späten Engels mitverschuldet hat. Denn auch darüber dürfte kein Zweifel zulässig sein: Engels hat weder 1859 noch 1895 den Ehrgeiz besessen, eine eigene Methode und eine eigene Wert- und Geldtheorie zu entwickeln oder Marx in die Richtung eigener Vorstellungen über das Ware-Geld-Verhältnis und die adäquate Methode seiner Analyse zu drängen - er verstand sich immer nur als Dolmetscher der Marxschen Ökonomie, deren methodologische Eigentümlichkeiten er nach besten Wissen und Gewissen lediglich zu interpretieren, schlichter gesprochen: einfach zu verdeutlichen suchte. Die Engelsschen Mißverständnisse und Verzerrungen sollten daher als das verstanden und als das benutzt werden, was sie sind: eine Art Vergrößerungsglas oder auch Zerrspiegel, mittels dessen sich gewisse Bruchstellen der Marxschen Konzeption ausfindig machen lassen.

Wie wir noch ausführlicher zu erörtern haben, kehren jene merkwürdigen Vorstellungen über ein Widerspiegelungsverhältnis zwischen >logischer< und »historischer« Entwicklung der ökonomischen Kategorien nicht bloß beim späten Engels unverändert wieder, sie lassen sich selbst im Marxschen *Rohentwurf* nachweisen.

Doch nicht allein dies. Man kommt eben nicht an der Tatsache vorbei, daß Marx sich nicht entschließen konnte, im Anschluß an die »logische Entwicklung«, die sich ausschließlich »im rein abstrakten Gebiet« hält, auf die Wiedergabe jener Fakten und Fabeleien zu verzichten, die zumindest den Schein dessen hervorgerufen haben, was Engels und die marxistische Orthodoxie dann »historische Entwicklung« nennen werden. Und man kann sich weiterhin der Tatsache nicht verschließen, daß diese als »Historisches« ausgegebenen Schreibtischkonstruktionen von Marx selbst ausgeweitet, nämlich in der ersten Auflage des *Kapital* fast das ganze zweite Kapitel füllen und in der zweiten Auflage schließlich in das erste Kapitel, in die »logische Entwicklung«, eindringen werden. Die Konstruktion von Wertformen, ihre »Entwicklung« - was ist sie anderes denn ein bestimmter Lösungsversuch für das alte Vorhaben, die »logische Entwicklung« als »korrigiertes Spiegelbild« des »historischen Verlaufs« zu begreifen?

Dieser Grundgedanke des Marx-Engelsschen Historizismus ist sicherlich schon zur Zeit der Abfassung des *Rohentwurfs* mündlich erörtert worden und womöglich das Resultat gemeinsamer Diskussio-

nen. Es ist also dieser methodologische Grundgedanke, der sich in der Entwicklung der werttheoretischen Konstruktionen durchhält, somit die *Kritik* von 1859 mit dem *Nachtrag* von 1895 verbindet.

Die methodologischen Eigentümlichkeiten der Marxschen Formanalyse, und gerade die bahnbrechenden Entdeckungen lassen sich auf diesen einen Grundgedanken, diesen hilflosen Versuch einer historizistischen Begründung der Kategorialanalyse nun freilich nicht reduzieren. Im Gegenteil, die dialektische Kategorialanalyse und der Versuch ihrer historizistischen, >materialistischen< Begründung widersprechen einander.

Und es ist insofern auch sicherlich kein Zufall, daß Marx die gemeinsamen Überlegungen über das Widerspiegelungsverhältnis von >logischer<und >historischer Entwicklung< nirgendwo zu Papier gebracht hat: nicht einmal in der geplanten Einleitung zu den *Grundrissen.* Man vergleiche die dortigen Ausführungen über die »Methode« (42/34 ff), insbesondere über das Verhältnis von>Logischem<und>Historischem<, mit den Engelsschen in der nur wenig später verfaßten *Rezension:* die Differenz ist frappierend. Es ist freilich ebensowenig zu übersehen, daß mit der Einklammerung des Widerspiegelungstheorems auch die Diskussion der Begründungsproblematik umgangen wird. Die *Einleitung* meidet eine klare Stellungnahme.

Diese Unterlassung ist sicherlich kein Zufall. Daß sich das Verhältnis von »logischer Entwicklung« und jenen belanglosen historizistischen Fabeleien unmöglich als ein solches der Widerspiegelung begreifen läßt, dürfte Marx wohl empfunden haben; anders läßt sich nicht die Tatsache begreifen, daß er in drei weiteren Versuchen an diesem Verhältnis herumlaboriert. Engels hat diese Probleme offenkundig leichter genommen. Seine *Rezension* wird man in erheblichem Maße so erklären können, daß er den Marxschen Text durch die Brille des Widerspiegelungstheorems hindurch gelesen und daher die Proportionen von >Logischem< und >Historischem< in so grotesker Verzerrung wahrgenommen hat.

Wie sich noch zeigen wird, hatte die historizistische Lektüre von Engels das Gute, daß sie unbeabsichtigt einen Marxschen Kategorienfehler zutage brachte, der sich einer methodologisch unbefangenen Lektüre wohl entzogen hätte. Einige Andeutungen scheinen mir jedoch jetzt schon am Platz. Führen wir uns hierzu das folgende Zitat

recht genau vor Augen: »Die politische Ökonomie fängt an mit der *Ware*, mit dem Moment, wo Produkte - sei es von einzelnen, sei es von naturwüchsigen Gemeinwesen - gegeneinander ausgetauscht werden. Das Produkt, das in den Austausch tritt, ist Ware.« (13/475) Einige Zeilen später folgt sodann der schon zitierte Satz: »Betrachten wir nun die Ware (...), wie sie sich vollständig entwickelt hat, nicht wie sie sich im naturwüchsigen Tauschhandel (...) erst mühsam entwickelt, so stellt sie sich uns dar unter den beiden Gesichtspunkten von Gebrauchswert und Tauschwert«. (13/476)

Nur die »entwickelte Ware« soll sich unter diesen »Gesichtspunkten« darstellen. Doch nicht in einem zweiten Schritt wird Engels zufolge die Ware unter jenen »Gesichtspunkten« analysiert, sondern von vornherein. Die Marxsche Ökonomie fängt demnach nicht mit der urtümlichen, sondern der »entwickelten« Ware an. Nimmt man Engels beim Wort, so ist die urtümliche Ware auch gar nicht analysierbar, sofern sie sich offenbar nicht unter diesem »Gesichtspunkt« darstellt. Eine ganz andere Analyse ist also gefordert, wenn es sich nicht um die Untersuchung einer Ware handelt, die als Einheit von Wert und Gebrauchswert zu begreifen ist. In der *Kritik* sucht man sie freilich vergeblich.

Doch dieser Einwand gehört noch dem schon erörterten Problemkreis an, daß die *Rezension* den Inhalt des rezensierten Texts verfehlt. Hier soll erstmals eine Frage aufgeworfen werden, die durch die historizistische Rezeption von Engels hindurch direkt auf Marx zielt: ist es eigentlich sinnvoll, historisch ganz Disparates - das Produkt naturwüchsiger Gemeinwesen und das arbeitsteilig organisierter Industriegesellschaften - unter ein und demselben Gattungsbegriff »Ware« zu subsumieren? Gewiß, abstrahiere ich, wie das in der werttheoretischen Analyse durchweg geschieht, von der Existenz des Geldes, so stellt sich auch die moderne Ware als eine bloß tauschwertbestimmte, als eine *prämonetäre* dar. Doch ist das so gewonnene *Modell* einer *arbeitsteilig* durchorganisierten Naturaltauschwirtschaft und die modellierte prämonetäre Ware-Ware-Relation wesensmäßig identisch mit einer *archaischen* Naturaltauschwirtschaft und einer archaischen Ware-Ware-Relation? In beiden Fällen habe ich es mit tauschwertbestimmten, prämonetären, dem Austausch gewidmeten Produkten zu tun. Halte ich mich an die Definition, wonach das in den Austausch tretende *Produkt*

eine *Ware* ist, dann gewinne ich eo ipso den Gattungsbegriff einer »tauschwertbestimmten« oder »prämonetären Ware«. Halte ich mich hingegen an die andere Definition, wonach die Ware als Einheit von Wert und Gebrauchswert, »also zweier Entgegengesetzten«, somit als »unmittelbarer *Widerspruch«* (II.5/51) zu bestimmen ist, dann muß ich den Begriff »Ware« dem Produkt jener arbeitsteilig organisierten Produktionsweise vorbehalten, die durch den Gegensatz von privater und gesellschaftlicher Arbeit gekennzeichnet ist. Es ergibt sich die Konsequenz, von »Produktentausch« statt von »Warentausch« archaischer Gesellschaften zu sprechen. Die Bildung eines Gattungsbegriffs »tauschwertbestimmte« oder »prämonetäre Ware« ist dann nicht mehr statthaft, da diesem jetzt nicht allein historisch, sondern auch begrifflich Disparates zu subsumieren wäre.

Wir werden noch genauer zu prüfen haben, ob die ziemlich regellose Verwendung dieser Termini durch Marx lediglich als eine terminologische Inkonsequenz zu beurteilen oder aber als Ausdruck seiner Intention zu verstehen ist, ein Widerspiegelungsverhältnis von logischer und historischer »Entwicklung« zu konstruieren. Die scheinbar bloß terminologische Inkonsequenz wäre womöglich als der Versuch zu kritisieren, essentielle Unterschiede zu nivellieren oder logisch Disparates denselben Grundbegriffen zu subsumieren.

Die Ungereimtheiten der Engelsschen *Rezension* lassen sich nun freilich nicht allein von diesen Sachproblemen her verstehen. Vieles wird erst dann verständlich, wenn man sich auch mit der Entstehungsgeschichte dieses Textes vertraut gemacht hat.

§ 5

Etwa sechzehn Monate vor dem Erscheinen der *Kritik* fand Engels erstmals Gelegenheit, sich mit ihrem Gedankengang vertraut zu machen. Marx hatte ihm eine knappe Zusammenfassung übermittelt, und Engels äußerte sich hierzu am 4. April 1858 folgendermaßen: »Das Studium Deines abstract des ersten halben Heftes hat mich sehr beschäftigt, (...) ich muß die dialektischen Übergänge oft mit Mühe suchen, da all abstract reasoning mir sehr fremd geworden ist. (...) Auch die Entwicklung der Geldgeschichte ist sehr fein, mit einzelnem bin ich

auch hier noch nicht im reinen, da ich mir oft die historische Unterlage erst zusammensuchen muß.« (29/319)

Engels dürfte damals wohl kaum daran gedacht haben, daß er sich plötzlich vor die Aufgabe gestellt sehen könnte, innerhalb kürzester Zeit eine sachkundige Einführung zu verfassen. Der Briefwechsel gibt denn auch keinen Anhaltspunkt, daß er sich in den folgenden Monaten intensiv mit der von Marx dargestellten und kritisierten Literatur beschäftigt hat. Nicht ein einziges Mal wird Engels nochmals auf diese Probleme zurückkommen. Es besteht hingegen Anlaß zu der Vermutung, daß er sich bald danach ganz anderen Dingen zugewandt hat. Schon am 14. Juli berichtet er von Entdeckungen, die sich auf andere Disziplinen beziehen: »Schick mir doch die versprochne Hegelsche »Naturphilosophie«. Ich treibe jetzt etwas Physiologie und werde vergleichende Anatomie daran knüpfen. Es sind höchst spekulative Sachen darin (...). Entscheidend sind für die Physiologie gewesen 1. die riesige Entwicklung der organischen Chemie (...). Em andres Resultat, was den alten Hegel gefreut haben würde, ist in der Physik (...), daß (...) mechanische Kraft in Wärme sich verwandelt, Wärme in Licht« etc. (29/337 f.)

Engels wird nun allerdings schon wenige Monate später sein Studium der Naturdialektik unterbrechen müssen. Schon im Februar 1858 rechnet Marx wegen der ausgebrochenen Wirtschaftskrise mit der Entstehung einer neuen revolutionären Bewegung: »After all, schwant es mir, daß jetzt (...) stürmische Bewegungen von außen wahrscheinlich interfere werden.« Marx fürchtet, daß er »zu spät fertig werde, um noch die Welt für derartige Sachen aufmerksam zu finden«. (29/551) Im Herbst 1858 scheint es nun so weit. Er glaubt, »daß in Rußland die *Revolution angefangen* hat (...). Ebenso stehn in Preußen die Sachen schlimmer wie in 1847«. (29/360) Engels ist sich auch einige Wochen später »über den Gang der Geschichte (...) indes noch nicht im klaren« (29/362), doch sieht auch er in Preußen, aber auch in Frankreich »Vorläufer einer neuen revolutionären Bewegung«. (12/630) Marx und Engels kommen Ende des Jahres schließlich zu der Überzeugung: »Nur ein europäischer Krieg bietet eine Aussicht, die Revolution in Frankreich aufzuschieben.« (12/662) Europa schwanke zwischen den beiden Möglichkeiten der französischen Revolution und des europäischen Krieges. Sie setzen ihre Hoffnung darauf, daß dieser Krieg letztlich die »revolutionäre Flut« (12/658) entfesseln werde.

Dies ist nun der Grund, daß Engels zu Beginn des Jahres 1859 seine kriegswissenschaftlichen Studien intensiviert. In Artikeln sowie in einer Broschüre befaßt er sich mit strategischen Problemen und den Erfolgsaussichten des bevorstehenden Krieges zwischen Frankreich und Piemont einerseits, Österreich andrerseits. As dann Ende Mai der Krieg ausbricht, kommentiert er in fünfzehn Artikeln die jeweilige militärische Lage und den Verlauf der beiden Entscheidungsschlachten.

Marx beschränkte sich nun nicht darauf, die politische Bedeutung des Krieges zu kommentieren, sondern scheint auch an der militärischen Beurteilung tätig Anteil genommen zu haben. In einem am 22. Juli 1859 verfaßten Rückblick setzt er sich mit bonapartistischen Einschätzungen des militärischen Kräfteverhältnisses auseinander. Sein Engagement auch in militärischer Hinsicht äußert sich darin, daß er im Plural über die vergangene Kommentierung der Kämpfe berichtet: »wir rechnen es uns als Verdienst an, aus den widersprechendsten Berichten »eigener Korrespondenten«, aus französischen Lügen und österreichischen Übertreibungen die wirkliche Lage der Dinge herausgeschält und mit den geringen und ungenauen Hilfsquellen, die uns zur Verfügung standen, das Kräfteverhältnis der kämpfenden Parteien in unseren kritischen Betrachtungen über die einzelnen Schlachten von Montebello bis Solferino richtig dargestellt zu haben.« (13/441 f.) »Napoleon III. und Franz Joseph bestätigen nach dem Krieg vollkommen, was wir vor und während des Krieges sowohl über die militärischen Ressourcen der beiden Länder als auch über die Merkmale des Feldzuges gesagt haben. Wir zitieren diese beiden Zeugen als unfreiwillige Verteidiger des gesunden Menschenverstandes und der historischen Wahrheit gegen jene Flut blödsinniger Übertreibung und törichter Verblendung«. (13/443)

Wie groß sein eigner Beitrag auch gewesen sein mag, dieser Passus gibt zweifellos davon Zeugnis, daß Marx den kriegswissenschaftlichen Arbeiten von Engels lebhaftes Interesse entgegengebracht hat und während des Sommers 1859 die Aufmerksamkeit nicht bloß von Engels, sondern auch die von Marx ganz von den Geschehnissen des italienischen Krieges und seinen denkbaren politischen Auswirkungen absorbiert worden war.

Denn auch mehrere Wochen nach dem unerwartet rasch zustande gekommenen Friedensschluß vom 11. Juli waren sie immer noch mit

der militärischen und politischen Bedeutung dieses Krieges beschäftigt. Sahen sie doch auch jetzt noch in dem ihrer Meinung nach recht bald wieder aufflammenden Konflikt der beiden Großmächte den Vorboten umwälzender Ereignisse. So hält es Marx für »durchaus möglich, daß eine italienische Revolution eingreifen wird« (13/427), und Engels glaubt, »daß niemand gewinnt, außer den Russen und den Revolutionären, was Jüdel Braun eine »reinliche revolutionäre Situation« nennen würde«. (29/454)

Am 18. Juli regt Marx an, Engels möge etwas »militärisch Abschließendes« (29/455) über den Feldzug schreiben und schon am folgenden Tag bittet er ihn um eine Rezension der soeben erschienenen *Kritik.* (29/460) Seit Monaten ausschließlich mit kriegswissenschaftlichen und revolutionspolitischen Fragen befaßt, sollte sich Engels gleichsam über Nacht auf Politische Ökonomie umstellen und innerhalb weniger Tage eine Abhandlung über ihren »abstraktesten, weil schwierigsten Teil« verfassen. Er durfte das Marxsche Ansinnen als eine Zumutung empfunden haben. Am 22. Juli sieht Marx sich jedenfalls veranlaßt, seine Antwort anzumahnen. Um seiner Bitte Nachdruck zu verleihen, teilt er jetzt auch mit, warum es ihm auf eine von Engels verfaßte Rezension ankommt: »Du hast vergessen, mir zu schreiben, ob Du eine Notiz über meine Schrift machen willst. Der Jubel unter den Kerls ist hier sehr groß. Sie glauben, die Sache sei durchgefallen (...). Herr Liebknecht hat dem Biskamp erklärt, daß »noch nie ein Buch ihn so *enttäuscht* hat«, und Biskamp selbst hat mir gesagt, er sehe nicht >à quoi bon<«, den Nutzen. (29/463)

Engels erkennt jetzt, daß er in die Bresche springen muß und gibt positiven Bescheid. Am 25. Juni 1859 schreibt er: »das ist eine *Arbeit,* und dazu hätte ich etwas eher notice haben müssen. (...) Für nächste Woche dagegen verpflichte ich mich, den Artikel zu machen. (...) der Artikel über Dein Buch nimmt mir sehr viel Zeit weg. (...) Es ist heiter, daß Du bei Herrn Liebknecht auch solch ein hübsches Urteil erzielst. (...) Die Herren sind so daran gewöhnt, daß wir für sie denken, daß sie auch immer und überall die Sachen nicht nur auf dem Präsentierteller, sondern auch fertig gekäut und im kleinsten Umfang nicht nur die Quintessenz, sondern auch die Detailausführung ready cooked und dried haben wollen. (...) Was verlangt denn solch ein Esel eigentlich? (...) Natürlich sind die Lösungen der kitzligen Geldfragen etc.

reiner Dreck für Liebknecht, da diese Fragen gar nicht für ihn existieren. Aber das sollte man doch wenigstens verlangen, daß ein solches Rindvieh sich wenigstens diejenigen Pointen merkt, die ihm in sein bißchen Kram passen. Indessen was versteht die Kuh vom Sonntag.« (29/464 f.)

Die Engelsschen Grobheiten sind nicht ganz unberechtigt. Liebknecht war schon in jener Zeit der potentielle Führer einer Partei, die eine wissenschaftliche Begründung ihrer politischen Zielsetzung in Anspruch nahm. Mit Fug und Recht durften Marx und Engels daher von Liebknecht erwarten, daß dieser die Anstrengung auf sich nehmen werde, intensiv sich mit dem Marxschen Versuch einer Grundlegung des »wissenschaftlichen Sozialismus« auseinanderzusetzen. Dies um so mehr, als er im Kreise der Marxschen Familie verkehrte, und Marx jederzeit zur Verfügung stand, subtilere Probleme der Politischen Ökonomie mündlich zu erläutern.

Andrerseits ist nicht zu übersehen, daß »die Lösungen der kitzligen Geldfragen etc. reiner Dreck« nicht bloß für Liebknecht, sondern selbst für die prominenten Interpreten der Marxschen Theorie geblieben sind. Und an dem mangelnden Interesse hat sich bis heute kaum etwas geändert. Nicht bloß Liebknecht und Biskamp, sondern durchweg alle an einer unmittelbaren politischen Nutzanwendung der Marxschen Ökonomiekritik interessierten Marxisten dürfte das Buch enttäuscht haben.

Wenn nun selbst die als Sachwalter des theoretischen »Erbes« sich verstehenden sowjetmarxistischen Akademien mit jenen »kitzligen Geldtragen« und deren Marxschen »Lösungen« wenig im Sinn haben, wenn diese insbesondere für einen Großteil leninistischer Ökonomen und auch Philosophen »reiner Dreck« geblieben sind, damit aber »der schwierigste, weil abstrakteste Teil der politischen Ökonomie« - so wird man die Gründe hierfür bei Marx und Engels selbst suchen müssen.

Schon wenige Tage nach seinen Attacken auf Liebknechts Verständnislosigkeit wirkt nun Engels recht kleinlaut und verlegen. Deutlich verunsichert übersendet er den ersten Teil der *Rezension* mit der ungewöhnlichen Aufforderung: »Sieh es genau durch, und wenn es Dir in toto nicht gefällt, so zerreiß es und schreib mir Deine Meinung. Ich bin aus dieser Art Schriftstellerei durch Mangel an Übung so heraus,

daß Deine Frau über meine Unbeholfenheit sehr lachen wird. Kannst Du es zurechtmachen, so tu es.« (29/468)

Es war zwar nicht voraussehbar, daß diese von Engels als überaus fragwürdig und korrekturbedürftig empfundene Arbeit eines Tages »nach Art der *Heiligen Schrift«*[6] kanonisiert werden sollte, wohl aber dies, daß sie als eine genuine, autorisierte Interpretation der Marxschen Methode gelten würde. Marx dürfte damit auch gerechnet haben. Seine Reaktion auf die Engelssche *Rezension* wird daher besonderes Interesse erwecken.

Seltsamerweise äußert sich Marx mit keinem Wort über die Engelsschen Skrupel, bestätigt nicht einmal den Empfang der so dringend erbetenen Arbeit. Er ist freilich »so matt wie eine Fliege und kann daher nur einige Zeilen schreiben«. (29/470) So könnte er aus gesundheitlichen Gründen sich darauf beschränkt haben, lediglich über die beunruhigende finanzielle Lage der Zeitung zu berichten und Engels zu bitten, »einiges Geld für das >Volk< aufzutreiben«. (Ebd.) Doch auch im nächsten, fünf Tage später verfaßten Brief, ist fast nur von der prekären Lage der Zeitung die Rede; hinsichtlich der *Rezension* findet sich lediglich die lakonische Anfrage: »Könntest Du es nicht einrichten, daß Dein Artikel (...) schon Mittwochs hier wäre?« (29/474) Der folgende, erst dreizehn Tage später verfaßte Brief berichtet ausschließlich über den inzwischen eingetretenen Zusammenbruch der Zeitung.

Sollte der Briefwechsel jener Tage vollständig erhalten sein, gelangt man demnach zu der Feststellung, daß Engels über jenen in der Geschichte des Marxismus so außerordentlich bedeutsamen Text zumindest in der Zeit während und unmittelbar nach seiner Ausarbeitung von Marxens »Meinung«, die ihn doch interessiert haben dürfte, nichts erfahren hat.

Ein letztes Mal äußert sich Marx etwa zwei Monate später, am 5. Oktober 1859: *»Deine Artikel* über die Geschichte sind abgedruckt worden von New York bis Kalifornien von den deutschen Blättern« (29/491); wiederum vermißt man eine, wenn auch nur knappe, inhaltliche Äußerung. Er erwähnt noch daß er »unter einem *ausgewählten* Kreis von Knoten Vorlesungen über Heft I« gehalten habe: »Es scheint die Leute sehr zu interessieren.« (Ebd.) Wie man sieht, ist Marx hinsichtlich der Rezeption seiner *Kritik* recht skeptisch geworden. Er spricht nur vor einem *»ausgewählten«* Kreis von »Knoten«, die es zu in-

teressieren »scheint«. Die Erfahrungen mit der »Geschichte«, auf die er ja sehr große Hoffnungen gesetzt hatte, müssen deprimierende gewesen sein.

Die gestörte Kommunikation zwischen Marx und Engels über die Grundbegriffe der Politischen Ökonomie und die Eigentümlichkeit der »dialektischen Methode« führt acht Jahre später zu einem ebenso merkwürdigen Dialog.

§ 6

Als der Verfasser des gerade im Druck befindlichen ersten Bandes des *Kapital* Engels die Korrekturbogen übersendet, schlägt dieser vor, Marx möge im Nachtrag die logische Entwicklung der Wertform durch eine historische ergänzen: »Höchstens würde das hier dialektisch Gewonnene etwas weitläufiger historisch nachzuweisen, sozusagen aus der Geschichte die Probe darauf zu machen sein, obgleich dafür das Nötigste auch schon gesagt ist; Du hast aber so viel Material darüber, daß Du gewiß noch einen ganz guten Exkurs darüber machen kannst, der dem Philister auf historischem Wege die Notwendigkeit der Geldbildung und den dabei stattfindenden Prozeß nachweist. Du hast den großen Fehler begangen, den Gedankengang dieser abstrakteren Entwicklungen nicht durch mehr kleine Unterabteilungen und Separatüberschriften anschaulich zu machen. (...) Das Ding würde etwas schulmeisterlich ausgesehen haben, das Verständnis für eine sehr große Klasse Leser aber wesentlich erleichtert worden sein.« (31/303)

Dieser Vorschlag gibt den Anstoß, daß Marx 1867 für die *erste* Auflage von den vulgarisierten Anhang »Die Wertform« (II.5/626 ff.) verfaßt, der dann seiner Neufassung des ersten Kapitels für die *zweite* Auflage des *Kapital* als Vorlage dient. Der zitierte Brief verdient also allein schon deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil er am Anfang einer Entwicklung steht, die über den vulgarisierten und historisierten Text der zweiten Auflage in letzter Konsequenz zur Theorie der einfachen Warenproduktion und damit zur Preisgabe des Konzepts einer dialektischen Wert- und Geldtheorie führen sollte.

Wir sahen schon, daß Engels das »dialektisch Gewonnene«, also die >logische< Entwicklung des Geldes, anhand des Textes der Erstausgabe

des *Kapital* weit besser verstanden haben muß als während der Ausarbeitung seiner *Rezension* von 1859. Wie sich noch zeigen wird, gibt er 1867 sogar eine vorzügliche Kennzeichnung der >logischen< Entwicklung des Übergangs von der Ware zum Geld. Um so mehr müssen die Gründe dafür interessieren, daß er in augenscheinlicher Anlehnung an seine früheren Überlegungen erneut >Historisches< ins Spiel bringen möchte.

Es ist wiederum nicht zu übersehen, daß er hinsichtlich des »dialektisch Gewonnenen« ähnliche Skrupel wie Marx empfindet. Beide beschäftigt immer wieder das für ihre Begriffsbildung zentrale Problem, wie sich auf der Basis einer nichtidealistischen, »wissenschaftlichen« Theorie »dialektisch Gewonnenes« begründen läßt. Man könnte die Frage auch so formulieren: nach welchen Kriterien läßt sich beurteilen, ob »dialektisch Gewonnenes« empirische Gültigkeit besitzt oder aber lediglich einer »idealistischen Manier der Darstellung« entsprungen ist?

Wenn Marx nun die methodologischen Passagen der *Rezension* nicht »zerrissen« oder »zurechtgemacht« hat, so dürfte Engels acht Jahre später das Marxsche Schweigen wohl so gedeutet haben, daß vom Verfasser der *Kritik* diese Darstellung des Widerspiegelungsverhältnisses von >logischer< und >historischer Entwicklung< stillschweigend als adäquate Formulierung des gemeinsamen methodologischen Programms akzeptiert worden ist. War dort die »logische Entwicklung« bloß als »korrigiertes Spiegelbild« des »geschichtlichen Verlaufs«, letzterer dann umgekehrt als bloße »Illustration« der »logischen Entwicklung« bestimmt worden, so gelangen wir hier zu ähnlichen Ungereimtheiten. Die alte These, daß die »logische Entwicklung« einer fortwährenden »Berührung« mit der Wirklichkeit »bedarf«, gewinnt zwar scheinbar eine konkretere Fassung: die »Geschichte« fungiert nicht nur als »Illustration« des »dialektisch Gewonnenen«, sondern gilt sogar als dessen »Probe«. Doch wiederum ergibt sich ein ähnliches Dilemma: die »Geschichte« soll einmal als »Probe« des »dialektisch Gewonnenen« bedeutsam sein, letzteres dann aber bloß als »korrigiertes Spiegelbild« der »Geschichte« gelten.

Ob der »Geschichte« die Rolle der »Illustration« oder auch der »Probe« zugedacht ist - für die »logische Entwicklung« der Kategorien wird in beiden Fällen eine eigentümliche Struktur der »Entwicklung« und

ein eigentümlicher Geltungsgrund unterstellt; der Sinn dieser Begriffe impliziert, daß dasjenige, *was* »illustriert« und *worauf* die »Probe« genommen werden soll, etwas anderes ist als ein »korrigiertes Spiegelbild« dessen, *womit* »illustriert« und *womit* die »Probe« genommen wird.

Wir sahen schon, daß die »logische Entwicklung« als solche keiner Illustration »bedarf«. Auch die »Probe« scheint überflüssig. Inhäriert der »logischen Entwicklung« ökonomischer Kategorien wirklich eine »Logik« eigentümlicher, dem »eigentümlichen Gegenstand« adäquaten Art, so »bedarf« sie durchaus keiner »Probe« durch die »Geschichte«. Im Gegenteil, das historische Material bedarf selbst erst einer Interpretation durch »dialektisch Gewonnenes«, setzt es voraus und ist allein schon deshalb als »Probe« ungeeignet. Die »Probe« scheint mithin ebensowenig wie die »Illustration« geeignet, eine »Berührung« zwischen dem »abstrakten Gedankenprozeß« und der »Wirklichkeit« herzustellen.

Gibt es so etwas wie eine eigentümliche Sachlogik, so wäre eine wie immer geartet empirische Verifizierung ganz deplaziert. Existiert sie aber nicht, dann sollte man das »dialektisch Gewonnene« besser *Hypothese* nennen. In diesem Fall ist aber nicht recht einzusehen, warum das empirische Material erst zur »Probe«, zur Begründung der Hypothese, statt schon zu ihrer Gewinnung herangezogen werden soll.

Der Engelssche Versuch, in anderer Weise als in der *Kritik* >logische< und »historische Entwicklung« irgendwie miteinander zu koppeln, verwickelt nur in neue Schwierigkeiten. Dasjenige, was zwischen dem >Logischen< und dem »Historischen« scheinbar einen begrifflichen Zusammenhang stiftet, entpuppt sich immer mehr als ein bloß *zweideutiges* Wort: »Entwicklung«. Nimmt man die historische »Entwicklung« des Geldes ernst, dann verschwindet die »eigentümliche Logik« seiner begrifflichen »Entwicklung« - so, wenn letztere als »korrigiertes Spiegelbild« der historischen deklariert wird. Nimmt man aber die logische »Entwicklung« des Geldes ernst, den Versuch nämlich, eine Wesensdefinition des Geldes zu gewinnen, dann verschwindet die theoretische Relevanz der historischen »Entwicklung« - so, wenn letztere bloß noch der »Illustration« oder der »Probe« dienen soll.

Engels scheint in seinem Ratschlag diese Widersprüche selbst gespürt zu haben; weist er doch in dem folgenden Satz dem »Historischen« wieder eine bloß didaktische Rolle zu: die »Notwendigkeit der

Geldbildung« und der dabei stattfindende Prozeß könne dem an abstraktes Denken nicht gewöhnten »Philister« auch auf »historischem Wege« klargemacht werden.

Hier offenbart sich erstmals mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß Engels die *ökonomische* Intention der »logischen Entwicklung«, den geldtheoretischen Sinn der Formanalyse nicht begriffen haben kann. Engels, und mit ihm nicht bloß die gesamte Sekundärliteratur, sondern auch der Hauptstrom der akademischen Ökonomie, stellt sich eigentlich immer nur die Frage nach der bloßen *Existenz* des Geldes, seinem *Daß*-Sein. Man fragt in der Geldwesenslehre primär: warum existiert Geld denn eigentlich? Marx, und neben ihm nur wenige andere Autoren, wie etwa Simmel, unterscheiden sich dadurch von der Schulökonomie marxistischer, neoklassischer oder auch neoricardianischer Provenienz, daß sie der Frage nach der *Existenz* die nach der *Essenz* voranstellen. Es ist für sie ein ganz sinnloses Vorgehen, in Erfahrung bringen zu wollen, warum eine Sache existiert, wenn niemand so recht zu sagen weiß, *was* das eigentlich ist, dessen Existenz problematisiert werden soll. Engels und die herrschende Theorie setzen stillschweigend voraus, sie wüßten, wonach sie fragen, wenn sie die Ursachen für die Entstehung jenes abstrakten Etwas aufspüren möchten, das sie »Geld« nennen. Die Frage nach dem *Was*-Sein geht der nach dem *Daß*-Sein deshalb voraus, weil sich sonst gar nicht recht entscheiden läßt, ob man es bei einer bestimmten historischen Erscheinung schon mit *Geld*, einem *Geldsurrogat* oder aber noch mit einer *Vorform* des Geldes zu tun hat.

Auf die Frage nach dem *Wesen* des Geldes vermag aber nur die >*logische*< Entwicklung eine Antwort zu geben, keineswegs die >historische<. Wenn das Verhältnis dieser beiden Formen der »Entwicklung« von Marx auch ganz unbefriedigend diskutiert worden ist, so war er sich doch völlig darüber im klaren, daß eine Wesensdefinition des Geldes nicht auf dem Wege seiner »historischen Entwicklung« sich gewinnen läßt.

Anders Engels. Sein Ratschlag, »auf historischem Wege die Notwendigkeit der Geldbildung« nachzuweisen, läuft ja darauf hinaus, die >logische Entwicklung< zu streichen und durch eine >historische< zu ersetzen. Im zweiten Abschnitt seines Ratschlags gewinnt daher die >Geschichte< eine ausgezeichnete Funktion: sie dient nicht mehr zur

»Probe« des »dialektisch Gewonnenen«, sondern tritt an dessen Stelle. Kommt es nämlich lediglich darauf an, die »Notwendigkeit der Geldbildung« nachzuweisen und läßt dieser Nachweis sich auch auf »historischem Wege« erbringen, so ist zumindest unter geldtheoretischem Aspekt nicht mehr recht einzusehen, wozu es der dialektischen Finessen jener »logischen Entwicklung« noch bedarf.

Möchte Engels im ersten Teil seines Ratschlags das »dialektisch Gewonnene« durch eine historische »Probe« nur vervollständigt wissen, so bringt er im zweiten Teil unbeabsichtigt seine Überzeugung zum Ausdruck, daß sich das »Gewonnene« auch anders denn »dialektisch« nachweisen läßt. Wie wir noch sehen werden, erkennt Engels recht scharf die dialektischen Konturen der Marxschen Konstruktion; da er jedoch ihre geldtheoretische Funktion nicht recht verstanden haben kann, dürfte er schon damals den Eindruck gewonnen haben, daß es einer >logischen Entwicklung< gar nicht bedarf. Engels wäre konsequenter verfahren, hätte er schon 1867 Marx vorgeschlagen, was er 1894/95 selbst tun sollte, die Theorie der einfachen *Zirkulation* durch eine Theorie der einfachen *Warenproduktion* zu ersetzen.

Die Marxsche Reaktion auf den Engelsschen Ratschlag ist überaus merkwürdig: er deutet die Differenzen mehr an, statt sie klar und unmißverständlich erörtern; sodann verleugnet er sie nach einigen Tagen, obwohl er dennoch an seiner >logischen Entwicklung< festhält.

Die erste Antwort lautet: »Was die Entwicklung der *Wertform* betrifft, so habe ich Deinen Rat befolgt und *nicht* befolgt (...). D. h., ich habe 1. einen *Anhang* geschrieben, worin ich *dieselbe Sache* so einfach als möglich und so schulmeisterlich als möglich darstelle, und 2. nach Deinem Rat jeden Fortschrittssatz in §§ etc., *mit eignen Überschriften* eingeteilt. In der *Vorrede* sage ich dann dem >*nichtdialektischen*< Leser, daß er Seite x-y überschlagen und statt dessen den Anhang lesen soll. Es handelt sich hier nicht nur um Philister, sondern um die wissenslustige Jugend usw. Außerdem ist die Sache zu entscheidend für das ganze Buch.« (31/306)

Marx erkennt also deutlich, daß der Engelssche Ratschlag darauf hinausläuft, die »logische Entwicklung«, nämlich die »Entwicklung der Wertform«, rigoros zu streichen. In dieser Hinsicht hat er ihn »nicht befolgt«; denn es ist *»dieselbe Sache«,* nämlich die Entwicklung der Wertform, die er aus didaktischen Gründen nochmals in einem Anhang

darstellt; und nur in der äußerlichen Darstellungsweise der »logischen Entwicklung« folgt er dem Engelsschen Rat.

Fünf Tage später informiert er Engels detaillierter über diesen Anhang, will sich aber nicht mehr erinnern, daß er in einer Hinsicht den Engelsschen Rat *»nicht* befolgt« hat: »Damit Du siehst, wie genau ich Deinem Rat in Behandlung des Anhangs gefolgt bin, schreibe ich Dir hier die Einteilung, §, Titel etc. desselbigen Anhangs ab.« (31/314)

Historisches »Material« sucht man in diesem Anhang vergeblich; es wird keineswegs »aus der Geschichte die Probe« auf das »dialektisch Gewonnene« gemacht; und von einem Versuch, auf »historischem Wege die Notwendigkeit der Geldbildung« nachzuweisen, kann schon gar nicht die Rede sein. Marx verwirft also die inhaltlichen Anderungsvorschläge, somit das, worauf es Engels wohl in erster Linie angekommen sein dürfte, akzeptiert nur Sekundäres, möchte aber dennoch Engels und wohl auch sich selbst einreden, dessen Rat »genau« befolgt zu haben.

Die wenigen Engelsschen Sätze hätten Marx schlagartig vor Augen geführt haben müssen, daß Engels die Bedeutung der Formanalyse nicht erkannt haben kann. Man bedenke: im Vorwort zum *Kapital* deklariert Marx seine Analyse der »Wertform, deren fertige Gestalt die Geldform« (23/11), als eine epochale Entdeckung; denn nur so läßt sich die Feststellung verstehen, daß »der Menschengeist sie seit mehr als 2000 Jahren vergeblich zu ergründen gesucht« habe (23/12); er sieht in dieser Analyse den entscheidenden Schritt über die »politische Ökonomie«, über Smith und Ricardo hinaus, die nicht einmal die »Frage« nach dieser Form gestellt, sondern sie vielmehr »als etwas ganz Gleichgültiges« behandelt hatten. (23/95 u. Fn.) Und plötzlich kommt Engels mit dem unglaublichen Vorschlag, sie durch einen »Exkurs« zu ergänzen, »der dem Philister auf historischem Wege die Notwendigkeit der Geldbildung« klarmachen soll.

Marx versteht auch, daß Engels im Grund gar nicht eine Ergänzung, sondern eine Ersetzung im Sinn hat; betont er doch, daß er *»dieselbe Sache«* im Anhang zu behandeln gedenke. Es ist auch gar nicht zu überhören, daß Marx recht ungehalten reagiert: es handle »sich hier nicht nur um Philister«. Engels ist schließlich im Begriff, die Bedeutung einer »Sache« zu verkennen, die für Marx »zu entscheidend für das ganze Buch« ist.

Wiederholt sich hier nicht in ähnlicher Weise das, was Marx schon 1859 erleben mußte, daß nämlich die engsten Mitarbeiter nicht sehen »à quoi bon« (29/463), wozu die »Sache« eigentlich nützlich sei? Wozu bedürfte es sonst des energischen Hinweises, daß das Verständnis dieser »Sache« schließlich »zu entscheidend« für das Verständnis des »ganzen« *Kapital* sei? Und handelt es sich nicht wiederum um »die Lösungen der kitzligen Geldfragen«, die offenbar nicht bloß für Liebknecht »reiner Dreck« geblieben sind? Wenn es richtig ist, daß die Analyse der Wertform auf eine Wesensdefinition des Geldes abzielt, dann wird man diese Fragen bejahen müssen. Der in den Engelsschen Vorschlägen zum Ausdruck kommende Historizismus - deutlich genug sind hier die Weichen für seine Theorie der einfachen Warenproduktion gestellt - wird überhaupt nur unter der Annahme verständlich, daß eben nicht bloß für Liebknecht, sondern auch für Engels und somit auch für die ältere Orthodoxie »diese Fragen gar nicht existieren«.

Auch die Marxsche Reaktion ist der von 1859 vergleichbar. Zwar reagiert er zunächst etwas unwirsch, doch keineswegs in einer Weise, die jener für »das ganze Buch« so »entscheidenden« Sache angemessen wäre. Er insistiert auf der entscheidenden Bedeutung der »Sache«, doch über die Gründe hierfür schweigt er sich aus. Er beläßt Engels im Unklaren darüber, warum sein Vorschlag, eine »Probe« auf das »dialektisch Gewonnene« zu machen und »auf historischem Wege die Notwendigkeit der Geldbildung« nachzuweisen, der methodologischen Eigentümlichkeit der Formanalyse nicht gerecht wird. Mehr noch, Engels sieht seine Vorschläge zurückgewiesen und soll dennoch glauben, daß Marx »genau« seinem »Rat in Behandlung des Anhangs gefolgt« sei. Engels mag das Marxsche Verhalten als ein Mißverständnis empfunden haben. Und es ist anzunehmen, daß gewisse Mißverständnisse tatsächlich im Spiel gewesen sind; doch dürfte sich hierauf diese sonderbare Kommunikation nicht reduzieren lassen. Marx hatte mehr oder weniger klar empfunden, daß Engels die »Sache« nicht ganz richtig verstanden haben konnte. Sein Schweigen von 1859, das sich jetzt ex post als keineswegs zufälliges erweist, zusammen mit seiner widersprüchlichen Reaktion von 1867, verraten eine gewisse Unsicherheit über die adäquate »Behandlungsweise« des Stoffs. Marx hatte keinerlei Veranlassung, Engels nicht offen und ehrlich seine Meinung mitzuteilen. Sein zweiter Brief mag den Eindruck erwecken, Engels etwas

beschwichtigen zu wollen; es scheint mit angemessener, eher eine gewisse Selbstbeschwichtigung Marxens zu vermuten.

§ 7

Mit seinem Insistieren darauf, die »Notwendigkeit der Geldbildung« nachzuweisen, dürfte Engels auch das im Sinn gehabt haben, was Marx einmal den »polemischen Zweck« seiner *Kritik* nannte: es sollte »der Proudhonsche (...) Sozialismus, der (...) die *Ware* will, aber das *Geld* nicht will, in der Grundlage kaputtgemacht« werden. (29/573) Diese Kritik an den »Stundenzettlern« verdient heute bloß noch historisches Interesse. So schob sich denn ein anderer »polemischer Zweck« der Formanalyse in den Vordergrund. Die Aufmerksamkeit der orthodoxen Interpreten konzentriert sich fast ausschließlich auf jenen Satz des Fetischkapitels, wonach durch die Formanalyse die »bürgerliche Produktionsweise (...) als eine besondere Art gesellschaftlicher Produktion und damit zugleich historisch charakterisiert« werde. (23/95 Fn.)[7]

Die Engelssche Aussage, daß seine These über die Historizität der Wertform im *Kapital* ihre »wissenschaftliche Begründung« (20/289 Fn.) erhalten habe, kann man in einer Marxschen Wendung auch so formulieren: die Formanalyse vermag die Frage zu beantworten, »warum dieser Inhalt jene Form annimmt, warum sich also die Arbeit im Wert (...) darstellt«. (23/95) Marx gewinnt den Begriff der »gesellschaftlichen Arbeit« und konstatiert einen Gegensatz zwischen dieser Form der Arbeit und der »wirklichen« Arbeit, die einen »privaten« Charakter besitzt. Es ist dieser Gegensatz, der von Marx als Ursache dafür angesehen wird, daß sich »die Arbeit im Wert darstellt«, anders ausgedrückt: daß Geld existiert. Die Aufhebung dieses Gegensatzes ist demnach ex definitionem identisch mit der Aufhebung des Geldes und umgekehrt ist ex definitionem die Fortexistenz von Geld identisch mit der Fortexistenz des Gegensatzes von privater und gesellschaftlicher Arbeit.

Wie man sieht, muß bei einer Untersuchung des methodologischen Status der Marxschen Formanalyse auch die wirtschaftspolitische Problematik ihrer Aussagen in Betracht gezogen werden. Hierbei geht es vor allem um die Frage, ob die Marx-Engelsschen Vorstellungen über die Substituierung der Wertrechnung durch eine Arbeitszeitrechnung

durch die sowjetischen Erfahrungen >falsifiziert< worden sind oder nicht. Diese Problematik soll hier jedoch nicht erörtert werden. Im Zusammenhang unserer Erörterung der Formanalyse interessiert allein das Problem, ob die »Begründung« der Engelsschen bzw. linksricardianischen »Stundenzettel«-Doktrin den wesentlichen Inhalt der Formanalyse ausmacht oder nur als deren Konsequenz zu begreifen ist. Es ist mit der Frage verwandt, ob Marx primär nach dem historischen Existenzgrund oder aber nach dem Wesen des Geldes fragt.

Daß die Frage nach den Ursachen des Geldes bzw. nach den Bedingungen der Möglichkeit seiner Abschaffung gar nicht den eigentlichen Gegenstand der Formanalyse ausmacht, sondern nur als eine ihrer Konsequenzen zu begreifen ist, als ihr »polemischer Zweck«, geht schon aus der Gliederung des Stoffs hervor. Erst in dem dogmenhistorischen Anhang zum ersten Abschnitt des zweiten Kapitels, also zur Lehre vom Maß der Werte, und auch nur im letzten, theoretisch anspruchslosesten Teil dieses Anhangs, setzt sich Marx mit diesen Fragen auseinander. »Einige gelegentliche Hiebe auf die Proudhonisten« (29/315) - so charakterisiert er im Frühjahr 1858 den Inhalt dieser Passage. Er rechnet damit, »daß, abgesehn von allen praktischen Zwekken, das Kapitel über das Geld für Sachkenner interessant sein wird«. (29/383) Erst als Liebknecht erklärte, daß »noch nie ein Buch ihn so *enttäuscht«* habe (29/463), empfiehlt er Engels, den »praktischen« oder »polemischen« Zweck herauszustellen: »1. daß der Proudhonismus in der Wurzel vernichtet ist, 2. daß gleich in der einfachsten Form, der der Ware, der *spezifisch* gesellschaftliche, keineswegs *absolute* Charakter der bürgerlichen Produktion analysiert ist«. (29/463) Der Hinweis auf diese beiden zusammengehörigen Thesen, von denen die erste nur beiläufig, die zweite nicht einmal explizit formuliert worden ist, sollte das Buch tür ein breiteres Publikum interessant machen. Es kann aber keine Rede davon sein, daß ihnen der eigentliche Zweck der Untersuchung gegolten hätte.

§ 8

In dem Satz, der die Zerstörung des Proudhonismus als einen »polemischen« Zweck der *Kritik* charakterisiert, stellt Marx dieser Aufgabe

eine andere gegenüber: »die Analyse der einfachen Geldformen«. Er zeichnet sie gegenüber der ersteren dadurch aus, daß sie von ihm als »der schwierigste, weil abstrakteste Teil der politischen Ökonomie« (29/573) herausgestellt wird.

Die historizistische Trivialisierung der Marxschen Ökonomie dürfte ihren wichtigsten Grund wohl in der mangelnden Einsicht haben, daß sich, wie die zitierte Aussage andeutet, für Marx das *Einfachste* als das *Schwierigste,* die Analyse der »einfachen«, selbstverständlichsten Form als der »schwierigste Teil« seiner Ökonomie darstellt.

Daß die Formanalyse auf eine Wesensdefinition des Geldes abzielt, geht deutlich genug auch aus der bekannten Passage des Fetischkapitels über die »Grundmängel der klassischen politischen Ökonomie« hervor. Die Sekundärliteratur zum *Kapital,* inklusive der marxistischen, scheint hiervon keinerlei Kenntnis nehmen zu wollen. Sofern sie sich überhaupt an der Differenz zwischen der klassischen und der Marxschen Ökonomie interessiert zeigt, reduziert sie fast ausnahmslos die Marxsche Kritik auf den Satz, daß die bürgerliche Produktionsweise »für die ewige Naturform der gesellschaftlichen Produktion« angesehen werde. Doch erst in dem folgenden Satz, der in der einschlägigen Literatur nicht mehr der Zitierung oder gar Kommentierung wert befunden wird, formuliert Marx die eigentliche Problemstellung der Formanalyse: »Man findet daher bei Ökonomen, welche über das Maß der Wertgröße durch Arbeitszeit durchaus übereinstimmen, die kunterbuntesten und widersprechendsten Vorstellungen von Geld (...). Dies tritt schlagend hervor z. B. bei der Behandlung des Bankwesens, wo mit den gemeinplätzlichen Definitionen des Geldes nicht mehr ausgereicht wird.« (23/95 Fn.)

Die wirtschaftswissenschaftliche Werttheorie, sowohl in ihrer klassischen, marxistischen oder neoklassischen Variante, läßt sich dadurch charakterisieren, daß sie »keinen Zusammenhang mit dem Wesen des Geldes« sucht. Um sie von der Marxschen abzuheben, die einen solchen »inneren Zusammenhang« zwischen der Wert- und der Geldtheorie behauptet, habe ich sie daher als *prämonetäre* gekennzeichnet.

Vor einer detaillierteren Behandlung dieser Fragen ist noch ein anderer Aspekt der Formanalyse anzusprechen, den die Literatur - die kritische ebenso wie marxistische - gleichermaßen hartnäckig zu ignorieren pflegt; im Unterschied zur Marxschen Ricardo-Kritik besitzt er

den Vorzug, daß er sich auch noch auf die moderne Ökonomie beziehen läßt. Marx kritisiert nämlich nicht bloß die Vertreter der klassischen Arbeitswerttheorie, also jene, die bloß den »Inhalt«, d. h. die »Substanz« des Werts analysieren, die »Form« hingegen »als etwas ganz Gleichgültiges« behandeln - als ihr Gegenstück wird vielmehr auch jene Richtung kritisiert, die »im Wert nur die gesellschaftliche Form sieht oder vielmehr nur ihren substanzlosen Schein«. (23/95 Fn.)

Was das eigentlich besagen soll, versteht sich keineswegs von selbst; unmittelbar plausibel ist lediglich, daß diese Kritik sich umgekehrt zur ersten verhält und daher als ihr Korrelat zu begreifen ist. Man wird auch nicht behaupten wollen, daß die anschließenden Darlegungen geeignet wären, diesen zweiten Aspekt zu erläutern: wenn ich recht sehe, sind in der Literatur die berühmten Formulierungen über den Unterschied zwischen der »klassischen politischen Ökonomie«, die den »inneren Zusammenhang« erforsche, und der »Vulgärökonomie«, die sich nur im »scheinbaren Zusammenhang« (23/95) herumtreibe, denn auch nirgendwo auf die in den vorangegangenen Sätzen behauptete unterschiedliche Behandlungsweise des Verhältnisses von »Form« und »Substanz« des Werts bezogen worden.

Es ist auch nicht einzusehen, wie sich ein solcher Bezug herstellen ließe. Der Begriff des »inneren Zusammenhangs« im Unterschied zum »scheinbaren« wird hier zur Kennzeichnung der klassischen Ökonomie verwandt. Wir sahen aber, daß Ricardo deshalb kritisiert wird, weil es ihm nicht gelang, einen »Zusammenhang« der »Arbeit mit dem Geld«, der »Werttheorie und dem Wesen des Geldes« herzustellen. Auch hier handelt es sich um einen »inneren«, im Sinne eines verborgenen »Zusammenhangs«, der auf der Unterscheidung von »Wesen« und »Erscheinung« beruht. So ist denn auch ausdrücklich die Rede davon, daß der »innere Zusammenhang« der Kategorien untersucht werde; der »abstrakteste Teil der politischen Ökonomie«, nämlich die Entwicklung der drei Kategorien Ware, Geld und Kapital, soll dies leisten - die »Ökonomie als Wissenschaft im deutschen Sinn«. (29/567) Gäbe es nicht so etwas wie den »inneren Zusammenhang« der Kategorien, wozu bedürfte es sonst noch dessen, was Marx die »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) nannte.

Wenn es sich nun als richtig erweisen sollte, daß zwischen Wäre und Geld, Wert- und Geldtheorie ein »innerer Zusammenhang« existiert,

dann läßt sich in methodischer Hinsicht kein prinzipieller Unterschied zwischen der »klassischen« und der »vulgärökonomischen« Analyse des Werts und des Gelds feststellen. Beide Theorien ignorieren deren »inneren Zusammenhang« und sind dann gleichermaßen als »Vulgärökonomie« zu klassifizieren. Beide Richtungen unterschieden sich methodologisch darin von der Marxschen, daß sie Form und Inhalt des Werts nicht zu vermitteln vermögen. Behandelt die eine die »Form als etwas ganz Gleichgültiges«, so charakterisiert es die andere, daß sie »nur die gesellschaftliche Form« sieht. Beide Richtungen ergänzen, ja fordern einander.

Die Unterscheidung von »klassischer« Ökonomie und »Vulgärökonomie« in der Sphäre der einfachen Zirkulation war insofern ganz irreführend. Die wesentliche Differenz der Theorien ist nach Marxens eigenen Maßstäben daran festzumachen, ob die Vermittlung von Form und Substanz des Werts gelungen ist oder nicht. Es stehen sich dann »klassische« und »Vulgär«-Ökonomie einerseits, die Marxsche Wertformanalyse andererseits gegenüber. Erst in der Sphäre der Kapitalzirkulation gewinnt dann die Unterscheidung von »klassischer« und »Vulgär«-Ökonomie Relevanz.

Die unangebrachte Entgegensetzung in der Sphäre der einfachen Zirkulation hat sicher mit dazu beigetragen, daß die »klassische« und die Marxsche Werttheorie identifiziert worden sind und so die Eigentümlichkeit der Marxschen Formanalyse ignoriert worden ist; auch die mangelnde Aufmerksamkeit der Literatur für die konstitutiven Merkmale der »Vulgärökonomie« in der Sphäre der einfachen Zirkulation - ihr Befangensein im »substanzlosen Schein« - hat zumindest teilweise hierin ihren Grund.

Dieser zweite Aspekt der Formanalyse, also die Kritik jener Theorien, die »nur die gesellschaftliche Form« des Werts sehen und somit die Substanz eskamotieren, rangiert in der eigentlichen Formanalyse, also im dritten Teil des ersten Kapitels, als ihr primärer Aspekt. Er erscheint sogar als ihr einziger Sinn: »Unsere Analyse bewies, daß die Wertform oder der Wertausdruck der Ware aus der Natur des Warenwerts entspringt, nicht umgekehrt Wert und Wertgröße aus ihrer Ausdrucksweise als Tauschwert.« (23/75)

In der ersten Ausgabe des *Kapital* schließt Marx die Analyse der Wertform mit derselben resümierenden Feststellung ab: »Das entschei-

dend Wichtige aber war, den inneren nothwendigen Zusammenhang zwischen Werth*form,* Werth*substanz* und Werth*große* zu entdecken, d. h. (...) zu beweisen, daß die Werth/bmz aus dem Werth*begriff* entspringt.« (II.5/43) Eine diesem Satz beigefügte Fußnote deckt sich Wort für Wort mit jener soeben diskutierten aus der zweiten Ausgabe des *Kapital,* die dort der kritischen Feststellung sich anschloß, daß die »politische Ökonomie (...) niemals auch nur die Frage gestellt« habe, »warum sich (...) die Arbeit im Wert (...) darstellt«. (23/94 f.)

Man dürfte jetzt recht deutlich erkennen, was die formale Bedeutung der Wertformanalyse ausmacht. Es geht in ihr um die Herausarbeitung eines »inneren nothwendigen Zusammenhangs« zwischen der »Form« und der »Substanz« des Werts; die ihr immanente Kritik ist eine doppelte: sie richtet sich sowohl gegen die »klassische« als auch gegen die »Vulgär«-Ökonomie. Es ist also nicht gerechtfertigt, das obige Zitat so zu interpretieren, wie es der Text der Zweitausgabe (23/75) nahelegt, daß die Formanalyse primär oder gar ausschließlich die Vulgärökonomie kritisiert; dies wäre ebenso einseitig, wollte man ihren Zweck ausschließlich darin sehen, dem Ricardianismus einen »inneren Zusammenhang« zwischen der Arbeit und dem Geld, der »Werttheorie und dem Wesen des Geldes« nachweisen zu wollen. Es handelt sich vielmehr nur um zwei Aspekte derselben Sache, wobei die »klassische« Ökonomie offenbar so definiert wird, daß sie nur die Substanz sieht und die Form ignoriert, während das konstitutive Merkmal der »Vulgärökonomie« offenbar darin bestehen soll, daß sie nur die Form sieht und die Substanz ignoriert.

Damit ist freilich bloß die formale Bedeutung angezeigt. Der »innere Zusammenhang« dürfte erst im Fortgang deutlicher erkennbar werden. Was mit dem Nachweis dieses Zusammenhanges bezweckt wird, wurde schon angedeutet: es geht positiv um die Ausarbeitung einer Wesensdefinition des Geldes und negativ um die Kritik gewisser Geldtheorien und der ihnen korrespondierenden Werttheorien. Das soll weiter unten in einem ersten Anlauf konkretisiert werden.

Die formanalytische Kritik der Vulgärökonomie läßt sich freilich nicht von dieser Zwecksetzung her begreifen. Das oben angeführte Zitat (23/75) und die ihm folgenden Sätze vermögen allerdings keine klare Vorstellung darüber zu vermitteln, was Marx mit dieser formanalytischen Kritik eigentlich bezweckt. Es nimmt daher nicht wunder,

daß - soweit ich sehe - nicht einmal die mit der Kommentierung der Formanalyse befaßte Literatur diese Sätze jemals zur Kenntnis genommen hat. Nimmt man sie wörtlich, so hätten es Engels und in seiner Nachfolge die mehr als achtzigjährige marxistische Lehrtradition versäumt, in ihrer Auseinandersetzung mit der »Vulgärökonomie« sich der wichtigsten von Marx geschmiedeten Waffe zu bedienen.

Doch was könnte es heißen, daß die »Vulgärökonomie« im Wert »nur die gesellschaftliche Form sieht«? - Was soll es heißen, daß sie gar nur den »substanzlosen Schein« dieser Form sehen soll? Diese der Literatur ganz ungeläufige Charakterisierung eines bestimmten Teils der »Vulgärökonomie« ist nicht zuletzt deshalb so ungewöhnlich, weil sie sich von der in der Zweitausgabe des *Kapital* (23/75) vorgenommenen Charakterisierung dieser Ökonomie nicht unmittelbar herleiten läßt. Doch selbst dann, wenn sich ihr Zusammenhang mit der ersten Charakterisierung besser verstehen ließe, wären wir nicht viel weiter gekommen. Auch die erste Charakterisierung der verschiedenen Richtungen der »Vulgärökonomie« ist eben recht dunkel ausgefallen. Diese Passage und die ihr entsprechende aus der Erstausgabe (II.5/43) charakterisiert die »Vulgärökonomie« - und das heißt ja: die *moderne Wirtschaftswissenschaft* - in zweierlei Weise:

1. Sie ignoriere den »inneren nothwendigen Zusammenhang« zwischen der »Form« und der »Substanz« des Werts; dies verbinde sie mit der »klassischen« Ökonomie.

2. Sie stelle die durch die Formanalyse widerlegte Behauptung auf, daß der Wert und die Wertgröße, der Warenwert aus seiner Ausdrucksweise als Tauschwert, aus der Wertform entspringe; dies unterscheide sie wiederum von der »klassischen« Ökonomie.

Zunächst ist klar, daß im zweiten Halbsatz, der die »Vulgärökonomie« charakterisieren soll, sinnvollerweise nur *vom Schein* des »Werts« die Rede sein könnte. »Wert«, hier deutlich unterschieden von »Tauschwert«, ist Wert im Sinne der Arbeitswerttheorie - in der Terminologie Ricardos: »absoluter Wert«. Die »Vulgärökonomie« negiert diesen »absoluten Wert« und kennt nur den »relativen Wert« oder »Tauschwert«. Sie ließe sich also nur so charakterisieren, daß ihr der »Schein des absoluten Werts« aus der »Wertform entspringt«. Man müßte ihr sonst den Satz unterstellen, daß der Tauschwert aus dem Tauschwert entspringt. Unterstelle ich ihr die einzig sinnvolle Formulierung, daß der

»Schein des absoluten Werts der Wertform entspringt«, so bleibt nur noch zu klären, wie hier der Begriff »Wertform« zu verwenden ist.

Marx begreift bekanntlich *Geld* als die »fertige« Gestalt der Wertform. Kann man aber sagen: die moderne Wirtschaftswissenschaft läßt den Schein des absoluten Werts der Existenz des Geldes entspringen? Sie sagt es nicht, aber sie hätte es zu sagen. Sie müßte sagen: gewiß, in der Kapitaltheorie sind wir fortwährend genötigt, von einem »Wert« im Sinne eines »absoluten Werts« zu reden; doch handelt es sich hier um ein Sprachparadoxon; nicht der »absolute Wert«, sondern nur der *Schein* eines solchen existiert; dieser Schein ist mit der Existenz des Geldes gesetzt. In Wahrheit existiert ein Wert nur im subjektiven Sinn, wobei der Tausch, bzw. das, was man den »realisierten« Tauschwert nennen könnte, die Größe dieses subjektiven Werts offenbart.

Der Satz: »der Schein des absoluten Werts entspringt der Wertform« charakterisiert also tatsächlich die subjektive Werttheorie - damit aber die eine Komponente dessen, was Marx »Vulgärökonomie« nannte. Zu ihrer anderen Komponente oder Subtheorie führt die sich hieran anschließende Frage, was es wohl heißen kann, die Wertform oder das Geld sei ein Primäres oder Ursprüngliches, also das Gegenteil eines Abgeleiteten, der »Natur« oder Substanz des Warenwerts »Entsprungenen«. Es ist leicht einzusehen, daß mit einem solchermaßen gefaßten Begriff der Wertform oder des Geldes die andere Komponente oder Subtheorie der »Vulgärökonomie« angesprochen ist: der geldtheoretische Nominalismus. Diese Doktrin läßt sich treffend in der Weise charakterisieren, daß sie Geld als etwas Ursprüngliches, Autarkes, nicht der »Natur des Warenwerts« Entsprungenes begreifen will. Die nominalistische Geldtheorie negiert die non-nominalistische Marxens, die sich durch den folgenden Satz charakterisieren läßt: »Die Hauptschwierigkeit in der Analyse des Geldes ist überwunden, sobald sein Ursprung aus der Ware selbst begriffen ist.« (13/49) Für die nominalistische Theorie ist das Geld ein Ursprüngliches, für die Marxsche Formanalyse hingegen die »Ware«.

Die Frage, ob die Wertform aus der Natur des Warenwerts entspringt oder aber umgekehrt der Schein des absoluten Werts aus der Wertform - ob also das Geld oder die Ware als Ursprüngliches zu begreifen ist, gewinnt plastischere Bedeutung in der Formulierung, ob das Geld die Waren kommensurabel mache oder aber umgekehrt die

Kommensurabilität der Waren dem Geld den Schein verleiht, die Waren kommensurabel zu machen: »Die Waren werden nicht durch das Geld kommensurabel. Umgekehrt.« (23/109) Es ist »bloßer Schein des Zirkulationsprozesses, als ob das Geld die Waren kommensurabel mache. Es ist vielmehr nur die Kommensurabilität der Waren (...), die das Gold zu Geld macht.« (13/52) Der nominalistischen Behauptung, das Geld als »abstrakte Recheneinheit« oder »Generalnenner« mache die heterogenen Gebrauchswerte kommensurabel, steht die non-nominalistische Marxens gegenüber, daß die Waren als Werte »an und für sich kommensurabel sind«. (23/109)

Hierbei sollte eines nicht übersehen werden: der »Schein des Zirkulationsprozesses« ist ein *objektiver.* Dem geldtheoretischen Nominalismus liegt nicht eine fixe Idee, sondern der *objektive Schein* zugrunde, daß die an und für sich inkommensurablen Gebrauchswerte durch das Geld kommensurabel, irgendwie »gleich« gemacht werden. Mit gewissen Einschränkungen kann man auch dem geldtheoretischen Nominalismus das Recht zubilligen, das, was wiederum er als Schein deklarieren muß, nämlich die Existenz eines »absoluten Werts«, als *objektiven* Schein zu charakterisieren. Von seiner Position her ließe sich also in gewisser Weise die Formulierung rechtfertigen: mit der Existenz des Geldes ist der objektive Schein gesetzt, daß die Waren einen »immanenten« oder »absoluten« Wert besitzen. Die Überzeugungskraft jeder der beiden Positionen wäre daran zu messen, ob es ihr gelingt, die jeweils entgegengesetzte aus einem objektiven Schein herleiten zu können.

Definiere ich die »Ware« als »Einheit von Wert und Gebrauchswert«, so wird der Begriff »Wert« - und das unterscheidet ihn vom »Tauschwert« oder »relativen Wert« - im Sinne von »absolutem«, »immanentem« Wert oder Wert »schlechthin« gebraucht. Eine solchermaßen definierte Ware existiert demnach nur für die *Arbeitswerttheorie.* Die subjektive Wertlehre meidet konsequenterweise den Begriff »Ware« und bevorzugt den allgemeiner gefaßten Begriff *»Gut«,* der außer Arbeitsprodukten all jene Objekte des Handels umfaßt, die einen Tauschwert im Sinne eines nichtabsoluten oder relativen Werts besitzen.

Gehe ich davon aus, daß mit dem Begriff »Ware« als Einheit von Wert und Gebrauchswert der Wert als »absoluter« oder »immanenter« und somit im Sinne der *Arbeitswerttheorie* gesetzt ist, so läßt sich re-

sümierend die Aufgabe der Marxschen Formanalyse auch folgendermaßen charakterisieren: es war zu beweisen, daß der *Begriff* des Geldes aus der Ware und nicht umgekehrt der Scheinbegriff Ware aus dem Geld »entsprungen«, sprich: herleitbar ist. Wert und Geldtheorie sind für Marx so ineinander verschränkt, daß nur unter der Voraussetzung einer adäquat, nämlich formanalytisch entwickelten Arbeitswerttheorie das »Wesen des Geldes« sich adäquat erkennen läßt: dies war dem Ricardianismus nachzuweisen. Die Verschränkung, der »innere nothwendige Zusammenhang« von Substanz und Form des Werts, von Wert- und Geldtheorie äußert sich andererseits darin, daß sich nur unter der Voraussetzung einer falschen Geldtheorie, der nominalistischen, eine falsche Werttheorie, die subjektive, widerspruchsfrei konstruieren läßt: dies war der Vulgärökonomie nachzuweisen. Es gibt zwischen der nominalistischen Geldtheorie und der subjektiven Werttheorie eine gewisse Affinität, die sich mit dem »inneren nothwendigen Zusammenhang« vergleichen läßt, den Marx für das Verhältnis zwischen der nonnominalistischen, »metallistischen« Geldtheorie und der objektiven Werttheorie behauptet.[8]

§ 9

Die These, daß die durch die Formanalyse kritisierte »Vulgärökonomie« von Marx als ein eigentümliches Amalgam von subjektiver Werttheorie und nominalistischer Geldtheorie verstanden wird, läßt sich einmal vom Fetischabschnitt und zum andern vom Wertformabschnitt des ersten Kapitels her belegen. Im Fetischabschnitt heißt es, das »restaurierte Merkantilsystem (Ganilh usw.)« sehe »im Wert nur die gesellschaftliche Form (...) oder vielmehr nur ihren substanzlosen Schein«. (23/95 Fn.) Wenn Marx in seiner Auseinandersetzung mit Ganilh im ersten Teil der *Theorien über den Mehrwert* auch nur den subjektiven Charakter dieser neomerkantilistischen Theorie kritisiert, so zeigt die Formulierung, Ganilh sehe nur den »substanzlosen Schein« der gesellschaftlichen Form, d. h. des Geldes, daß er sie auch als nominalistische begreift. Es ist diese Formulierung, an die sich dann seine bekannte Charakterisierung der »Vulgärökonomie« anschließt.

Im Wertformabschnitt scheint er zwar auch nur den subjektiven Charakter der »Vulgärökonomie« zu kritisieren (23/75); es wurde aber schon darauf hingewiesen, daß die kritisierte These, der Schein des Werts entspringe der Wertform, sich nicht allein durch ihren anti-klassischen, subjektiven Charakter auszeichnet, sondern vor allem durch ihren nominalistischen - die Wertform, d. h. das Geld werde hier als etwas Primäres gesetzt. Man kann das auch so ausdrücken, daß die »Vulgärökonomie« das Geld als ein *logisch Erstes* setzt.

Es geht also letztlich um das Problem der logischen Priorität in der Rangfolge der ökonomischen Kategorien - wenn man so will: um das Problem des Anfangs. Marx setzt die Ware als ein *logisch Erstes,* die Vulgärökonomie hingegen das Geld. Und nur von dieser Disjunktion her wird man die Problemstellung der Formanalyse verstehen können, ob das Geld aus der Ware oder aber umgekehrt der Schein der Ware aus dem Geld abzuleiten.

Hat man die Frage, ob das Geld aus der Ware - letztere verstanden als Einheit von Wert und Gebrauchswert - oder aber umgekehrt der Schein einer so gefaßten Ware aus dem Geld abzuleiten ist, im Sinne des geldtheoretischen Nominalismus entschieden, so stellt sich ein weiteres Mal das Problem des Anfangs. Es wiederholt sich dann, wenn das Verhältnis von Geld und Kredit auf dem Boden der modernen Kredittheorie - begründet von dem im Kapital erwähnten (z. B. 23/75) Vertreter der »Vulgärökonomie« Macleod - problematisiert wird; das geschieht in der Weise, daß die Frage nach der Priorität von Geld und Kredit gestellt wird. Man kann also fragen, ob der Kredit aus dem Geld oder aber umgekehrt das Geld aus dem Kredit abzuleiten ist.

Es geht hier nicht um die inhaltliche Erörterung dieser Theoreme, um die Frage, ob die Marxsche Geld- und Kredittheorie nach Ansicht dieser Ökonomen einer gründlichen Revision bedarf. Im Zusammenhang der Frage, ob der »Anfang« des *Kapital* »historisch« oder »logisch« zu interpretieren ist, interessiert hier lediglich, ob die historizistisch orientierte ältere Orthodoxie imstande ist, dem geld- und kredittheoretischen »Revisionismus« ernstzunehmende Argumente entgegenzusetzen.

§10

Eine knappe Bemerkung Marxens zu Beginn des zweiten Abschnitts, bzw. des vierten Kapitels des ersten Bandes charakterisiert schlaglichtartig das in den vorhergegangenen Kapiteln angewandte Verfahren: »Sehn wir ab vom stofflichen Inhalt der Warenzirkulation, vom Austausch der verschiednen Gebrauchswerte, und betrachten wir nur die ökonomischen Formen, die dieser Prozeß erzeugt, so finden wir als sein letztes Produkt das Geld.« (23/161) Es dürfte auffallen, daß »Austausch« und »Warenzirkulation« in einer nicht näher spezifizierten Weise unterschieden werden. Hier soll uns jedoch zunächst beschäftigen, wie Marx die methodische Eigentümlichkeit seiner Theorie der Ware und des Geldes charakterisiert. Man erfährt: in den drei ersten Kapiteln »betrachten wir nur die ökonomischen Formen«. Wenn eine ausführliche Untersuchung der Marxschen Formanalyse auch zurückgestellt werden muß, so ist doch zumindest auf zwei wesentliche Merkmale hinzuweisen. Sie unterscheidet sich auf den ersten Blick von dem Vorgehen der akademischen Wirtschaftswissenschaft, der Konstruktion von Modellen, einmal dadurch, daß Kategorien, daher »Daseinsformen, Existenzbestimmungen« (42/40) oder »objektive Gedankenformen« (23/90) untersucht werden; zum anderen dadurch, daß sie »die reellen Verhältnisse nicht entwickelt, innerhalb deren der wirkliche Produktionsprozeß vorgeht« (26.2/493) - nicht einmal in extrem vereinfachter Form. Es ist zu vermuten, daß ein solches Verfahren bei den Vertretern der akademischen Wirtschaftswissenschaft auf pure Verständnislosigkeit stoßen muß, soll doch paradoxerweise zwar etwas Reelles analysiert und dennoch keine reellen Verhältnisse untersucht werden, innerhalb deren der wirkliche Tausch und die wirkliche Produktion vonstatten gehen.

Die Frage, welche Überlegungen Marx motiviert haben, eine derartige Kategorialanalyse zu entwickeln, und ob sich dieser Versuch überzeugender durchführen läßt, kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang lediglich die Feststellung, daß für eine solche Form- oder Kategorialanalyse die Dispositionen der handelnden Wirtschaftssubjekte ganz irrelevant sind.

Die im strikten Sinn objektive Analyse ist konsequent allerdings nur in der *Kritik* durchgeführt worden: Hier wird es offenkundig, daß in der Marxschen Kategorialanalyse durchaus nicht irgendwelche »idealtypischen Modellsituationen« konstruiert, »fingiert« werden; schon gar nicht solche, »in welcher Gebrauchswerte Bemessungsgrößen und Maßeinheiten zur Bewertung anderer Gebrauchswerte sind«.[9] Entgegen allen landläufigen Vorstellungen über das Wesen der Marxschen Werttheorie kann hier von keinem Subjekt die Rede sein, das zu »abstrahieren«, »vergleichen« und somit zu »bewerten« vermag. Hier wird es mit Händen greifbar, daß Werner Becker mit seiner These, es enthalte »jede Theorie vom Arbeitswert (...) zugleich eine Theorie des >negativen Nutzens<«, wonach den »Tauschgütern der Wert der auf sie verwandten Arbeit als >entgangener< bzw. >negativer Nutzen< innewohnen« soll,[10] den ursprünglichen Sinn der Marxschen Formanalyse ins Gegenteil verkehrt. In der streng anti-mythodologisch und anti-historizistisch[11] entwickelten Analyse der Marxschen *Kritik* geht es weder um modellierte, idealtypisch konstruierte, noch um wirkliche Austauschhandlungen in präkapitalistischen Gesellschaften agierender Wirtschaftssubjekte; in den der Untersuchung über »Das Kapital im Allgemeinen« ausdrücklich subsumierten Kapiteln über Wäre und Geld geht es vielmehr ausschließlich um die Analyse der *Struktur,* der *Form* der Ware-Geld-Relation. Die Vertreter einer mythodologischen oder historizistischen Interpretation würden hier vergeblich nach Termini Ausschau halten, deren Sinn auf intentionale Akte, auf ökonomische Dispositionen und die ihnen zugrunde liegenden Bewußtseins- und Unbcwußtsemsinhalte mit oder gegeneinander agierender Individuen gerichtet ist.

Eine strikt >logische< Analyse, die es wesentlich mit dem *qualitativen* Gehalt der *»Form« zu* tun hat, gelangt natürlich auch zu quantitativ bedeutsamen Aussagen oder »Gesetzen«. Da nun aber Handlungszusammenhänge nicht das Objekt einer Formanalyse bilden können, war es allein schon aus diesem Grund ganz ausgeschlossen, innerhalb der beiden ersten Kapitel auch den Realisierungsmechanismus dieser Gesetze zu beschreiben, die »reellen Verhältnisse« also, innerhalb derer die wirklichen Zirkulationsprozesse vor sich gehen. Dies betrifft jedes der drei in den beiden ersten Kapiteln der *Kritik* entwickelten Gesetze:

a. Das Problem, »wie sich auf Grundlage des Tauschwerts ein von ihm verschiedener Marktpreis entwickelt oder richtiger, wie das Gesetz des Tauschwerts nur in seinem eignen Gegenteil sich verwirklicht, (...) wird gelöst in der Lehre von der Konkurrenz«. (13/48) Die Rücksicht auf das Verhältnis von Marktpreis und Wert »ist der einfachen Zirkulation fremd und gehört einer ganz andern, später zu betrachtenden Sphäre an«. (13/73 Fn.) Diese Aussagen sind mit einer historizistischen, aber ebenso einer mythodologischen Interpretation der Manischen Werttheorie ganz unvereinbar. Wird doch ausdrücklich festgestellt, daß in dem der »einfachen Zirkulation« gewidmeten Kapitel nicht gezeigt wird, mittels welcher Mechanismen sich z. B. »das Gesetz des Tauschwerts (...) verwirklicht«. Es wird offenkundig, daß in der *Kritik* die »einfache Zirkulation« eine bestimmte Betrachtungsweise, einen *»Standpunkt«* darstellt, eine Etappe der Untersuchung, deren Objekt die Zirkulation kapitalistisch produzierter Waren ausmacht.

b. Der Prozeß, wie sich die Wertänderungen derjenigen Ware, die das Maß der Werte bildet, auf das Weltpreisniveau übertragen, »kann nicht in der Sphäre der einfachen Zirkulation erörtert werden«. (13/51) »Die Entwickelung dieses Prozesses gehört ebensowenig hierher wie die Art und Weise, worin überhaupt innerhalb der Schwankungen der Marktpreise der Tauschwert der Waren sich durchsetzt.« (13/136)[12]

c. Auch die Realisierungsmechanismen des Umlaufgesetzes des Geldes können innerhalb der einfachen Zirkulation nicht diskutiert werden: »Der oberflächliche und formelle Charakter der einfachen Geldzirkulation zeigt sich eben darin, daß alle die Anzahl der Zirkulationsmittel bestimmenden Momente (...) abhängen (...) von Umständen, die alle *außerhalb* der einfachen Geldzirkulation liegen und sich in ihr nur abspiegeln.« (13/85 f.) Aus dem Umlaufgesetz folgt bekanntlich, daß »das Gold bald als Zirkulationsmittel in den Prozeß eintreten, bald wieder aus ihm ausscheiden muß. Wie der Zirkulationsprozeß selbst diese Bedingungen verwirklicht, werden wir später sehn.« (13/87)[13]

Marx hat es freilich auch »später« unterlassen, die Realisierungsbedingungen des Umlaufgesetzes zu untersuchen, was zur Folge hatte, daß mit seinem Umlaufgesetz sowohl Anhänger wie Gegner der Marxschen Theorie recht abstruse Vorstellungen zu verbinden wußten.[14] Diese Unterlassung ist merkwürdigerweise den marxistischen Theo-

retikern offenbar nie so recht bewußt geworden; sie haben jedenfalls keine Anstrengung unternommen, die Realisierungsbedingungen des Umlaufgesetzes zu entwickeln.

Die Feststellungen der *Kritik,* daß in der »einfachen Zirkulation« nicht gezeigt werden kann, wie die von diesen »Standpunkt« her entwickelten Gesetze ihre empirische Wirksamkeit gewinnen, wird man wohl auch auf die modifizierte Darstellung derselben Gesetze im *Kapital* inclusive seiner historisierten zweiten Fassung beziehen dürfen. Hätte Marx tatsächlich ernsthaft den Gedanken erwogen, die Theorie der »einfachen Zirkulation« in eine Theorie der »einfachen Warenproduktion« zu transformieren, so hätte er sich nicht darauf beschränken dürfen, »nur die ökonomischen Formen« zu betrachten; er hätte sich der Aufgabe nicht entziehen können, neben der Untersuchung der »ökonomischen Formen« vor allem die »reellen Verhältnisse« des prämonetären Tauschs und der einfachen Warenproduktion zu analysieren, d. h. das Analogon zur Sphäre der Konkurrenz und der Realität der vielen Kapitalien in der Theorie der kapitalistischen Warenproduktion auch für die Sphäre der »einfachen Warenproduktion« darzustellen. Marx hätte also gewisse Handlungsmechanismen konstruieren und zeigen müssen, wie sich mittels ihrer das Gesetz des Tauschwerts verwirklicht.

Daß auch der späte Marx diese Aufgabe nie aus den Augen verloren hat, den Wirkungszusammenhang etwa des zweiten Gesetzes zu untersuchen, beweist die Wiederholung seiner schon 1859 an Hume geäußerten Kritik:[15] »Die eigentliche wissenschaftliche Frage aber: ob und wie eine vermehrte Zufuhr der edlen Metalle, bei gleichbleibendem Wert derselben, auf die Warenpreise wirkt - diese Frage stellt er sich nicht und wirft *jede* >Vermehrung der edlen Metalle< mit ihrer Depreziation zusammen.« (20/223)

Zwar hat auch Marx die »eigentlich wissenschaftliche Frage« nirgendwo behandelt; dies wird man ihm aber deshalb kaum vorwerfen können, weil die Untersuchung dieser Frage einer separaten Abhandlung über die »reellen Verhältnisse« vorbehalten war. Hätte er sich jedoch mit der Absicht getragen, die Theorie der einfachen Zirkulation in eine Theorie der einfachen Warenproduktion zu transformieren, so dürfte er wohl kaum versäumt haben, die Lösung dieser »eigentlich wissenschaftlichen Frage« schon im dritten Kapitel vorzutragen.

Die folgenden Feststellungen und Zitate lassen sich als Beweis dafür ins Feld führen, daß Marx auch in der zweiten Ausgabe des *Kapital* an der >logischen< Konzeption der Erstausgabe und in gewisser Weise selbst an der >idealistischen< Darstellungsmanier des *Rohentwurfs* noch festgehalten hat.

a. Einen gewissen Indizcharakter kann man der Tatsache zusprechen, daß Marx nirgendwo den Terminus »einfache Warenproduktion« verwendet. Den Ausdruck >einfache Warenproduzenten< gebraucht er lediglich ein einziges Mal; charakteristischerweise im Kontext seiner ideologiekritisch gehaltenen Darstellung von Adam Smith' »paradise lost des Bürgertums«, wo die Menschen sich »nur als einfache Warenproduzenten« (13/44 f.) gegenübertraten. In den einschlägigen Kapiteln des *Kapital,* also im 22. und 24. Kapitel des ersten Bandes, sowie im 20., 36., 37. und 47. Kapitel des dritten Bandes meidet Marx den Ausdruck »einfacher Warenproduzent«; er spricht statt dessen einerseits vom »kleinen« (25/608), »unmittelbaren« (25/802), »nichtkapitalistischen Produzenten« (25/614), vom »Einzelproduzenten« (25/816) und »selbstwirtschaftenden Bauern« (25/814), andererseits von »kleinbäuerlicher und kleinbürgerlicher Produktion« (25/610) sowie von »vorkapitalistischen Produktionsweisen« (ebd.). Bedenkt man, daß nicht einmal in jenen Kapiteln des *Kapital,* in denen angeblich die »einfache Warenproduktion« unmittelbar thematisiert wird, den drei ersten Kapiteln also, dieser Terminus verwendet worden ist, so ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß Marx sogar bewußt seine Verwendung unterlassen hat; vielleicht ging es ihm bewußt darum, einer Verwechslung von »einfacher Zirkulation« und »einfacher Warenproduktion« vorzubeugen.

b. Es wurde schon eingangs hervorgehoben, daß Marx auch noch im *Kapital* sich der auf die »einfache Zirkulation« bezogenen Begriffe »Standpunkt« und »Sphäre« bedient - Begriffe, die dem *Rohentwurf* entstammen und die »einfache Zirkulation« als einen der »logischen Entwicklung« zugehörigen Begriff charakterisieren.[16]

c. Marx hat zwar die Konstruktion des »Übergangs« von der dritten Bestimmung des Geldes zum Kapital ungleich einfacher als im *Rohentwurf* konstruiert; daß er bei der Abfassung des *Kapital* die »dialektische Entwicklungsmethode« des *Rohentwurfs* keineswegs aufgegeben, sondern an dieser Konzeption auch noch in der zweiten Ausgabe des

Kapital prinzipiell festgehalten hat, geht klipp und klar aus dem folgenden Zitat hervor: »Qualitativ oder seiner Form nach ist das Geld schrankenlos (...). Aber zugleich ist jede wirkliche Geldsumme quantitativ beschränkt (...). Dieser Widerspruch zwischen der quantitativen Schranke und der qualitativen Schrankenlosigkeit des Geldes treibt den Schatzbildner (...) zur Akkumulation.« (23/147) Unter der Voraussetzung, daß »Widerspruch« nicht bloß metaphorisch gemeint ist, läßt sich diese Konstruktion nur vom *Rohentwurf* her als dialektischer Übergang explizieren.

d. Marx wirft Condillac vor, daß dieser »wahrhaft kindlich einer Gesellschaft mit entwickelter Warenproduktion einen Zustand unterschiebt, worin der Produzent seine Subsistenzmittel selbst produziert und nur den Überschuß über den eignen Bedarf, den Überfluß, in die Zirkulation wirft«. (23/174) Es versteht sich, daß Marx diese »wahrhaft kindliche« Konstruktion, die auch der modernen subjektiven Ökonomie als Basis ihrer Theoriebildung dient, nicht so kritisiert haben könnte, wenn er ähnlich eine »kleinbäuerliche und kleinbürgerliche Produktion«, also die sogenannte »einfache Warenproduktion«, seiner Werttheorie zugrunde gelegt hätte.

Es handelt sich in den beiden ersten Abschnitten des ersten Kapitels um einige grundlegende Begriffe und Theoreme, die sich sinnvoll nur auf jene Gesellschaft beziehen lassen, »deren Produkte allgemein die Form der Ware annehmen«. (23/57) Ein wesentliches Merkmal der in den ersten Kapiteln untersuchten >Waren< sieht Marx denn auch tatsächlich darin, daß sie als »Nicht-Gebrauchswerte für ihre Besitzer, Gebrauchswerte für ihre Nicht-Besitzer« (23/100) zu gelten haben. Nun »verallgemeinert sich die Warenproduktion« erst von dem Zeitpunkt an, wo »die Arbeitskraft durch den Arbeiter selbst als Ware frei verkauft wird«; und »erst von da an wird jedes Produkt von vornherein für den Verkauf produziert« (23/613), besitzt es keinen Gebrauchswert mehr für den Besitzer. Bildet eine solchermaßen definierte Ware das Untersuchungsobjekt des ersten Kapitels, so kann es sich mithin nur um die Ware der kapitalistischen, keineswegs um jene der »einfachen« Warenproduktion handeln.

e. Im zweiten Kapitel des *Kapital* findet sich die wichtige Feststellung: »Der unmittelbare Produktenaustausch hat einerseits die Form des einfachen Wertausdrucks und hat sie andrerseits noch nicht. Jene

Form war x Ware A = y Ware B. Die Form des unmittelbaren Produktenaustausches ist: x Gebrauchsgegenstand A = y Gebrauchsgegenstand B.« (23/102)

Es ist leicht zu sehen, warum dieser Satz in der marxistischen Lehrtradition, insbesondere in der historizistisch und mythodologisch orientierten, vollständig ignoriert werden mußte: weist er doch buchstäblich ins Leere, nämlich auf die von Marx eliminierten >logischen< Konstruktionen des ersten Kapitels der Erstausgabe von 1867, deren Sinn - und bis vor wenigen Jahren auch deren Existenz - den Interpreten der Marxschen Ökonomie unbekannt geblieben ist.

Von den historizistischen Interpreten könnte dieser Passus allenfalls so gedeutet werden, daß die im ersten Kapitel dargestellte historische Abfolge der Formen durch das zweite Kapitel ergänzt, in gewissem Sinn auch modifiziert worden sei: dem archaischen *Warentausch* mit der Gleichung »x Ware A = y Ware B« habe Marx im zweiten Kapitel eine noch ursprünglichere >Form< des Tausches vorgeordnet, den unmittelbaren *Produkten*tausch; die Analyse der ihm zugeordneten Gleichung habe Marx jedoch einer anderen Arbeit vorbehalten.

Die Verfasser historizistischer Interpretationen müßten die erste Gleichung etwa so kommentieren: die Gleichung »x Halskette = y Steinäxte« »hat« die Form des einfachen Wertausdrucks »und hat sie andrerseits noch nicht«. Allmählich entwickelt sich das >Produkt< zur >Ware< und erst von diesem Zeitpunkt an wird im Sinne des einfachen Wertausdrucks die >Ware< Halskette der Ware< Steinaxt gleichgesetzt.

Eine solche Deutung ist aus zweierlei Gründen nicht sonderlich plausibel. Einmal besitzt selbst der »Produktentausch« noch einmal eine historische »Vorhalle« (23/102 Fn.), setzt also schon eine gewisse Regelmäßigkeit und Rationalität in der Entwicklung des Tauschs voraus; zum anderen hat Marx hinsichtlich der frühen Stufen des Tauschs niemals streng zwischen >Produkt< und Ware< unterschieden.

So heißt es schon wenige Sätze später: »Der Warenaustausch beginnt, wo die Gemeinwesen enden«. (23/102) »Im unmittelbaren Produktenaustausch ist jede Ware unmittelbar Tauschmittel«. (23/103) <Produkt< und prämonetäre >Ware< werden durchweg synonym gebraucht, was gewiß zu fatalen Mißverständnissen führen mußte; wie sich sogleich zeigen wird, geht es hierbei nur um das Verhältnis von prä-

monetärer und preisbestimmter >Ware<. Der terminologischen Klarheit wegen soll aus noch darzulegenden Gründen das >Produkt< oder die >Ware< der archaischen Gesellschaften künftig >prävalore< Ware genannt werden.

Wenn nun aber das >Produkt< oder die prävalore Ware archaischer Gesellschaften nur in gewisser Hinsicht die »Form des einfachen Wertausdrucks« besitzt, dann stellt sich die von einer historizistischen Position nicht mehr beantwortbare Frage, wie jene Gleichung »x Ware A = y Ware B« zu begreifen ist; es soll sich bei dieser Gleichsetzung nicht um prävalore Waren handeln, doch ebensowenig um preisbestimmte. Was ist dann aber die Wirklichkeit der Gleichung und des »einfachen Wertausdrucks«, wenn wir sie nicht als Modell, sondern als Daseinsbestimmung, als objektive Gedankenform begreifen sollen? Wie man diese Frage auch beantworten mag, eine historizistische Lösung ist nicht zuletzt auch deshalb ausgeschlossen, weil sich diese merkwürdige Passage des zweiten Kapitels so verstehen lassen muß, wie sie ursprünglich, nämlich im Kontext der >logisch< konzipierten Werttheorie der Erstausgabe zu begreifen war.

f. Historizistische Interpreten dürften wohl kaum den >logischen< Sinn der hier herangezogenen Zitate aus der zweiten Ausgabe des *Kapital* bestreiten wollen. Man wird sich statt dessen auf die Behauptung beschränken müssen, daß die auf das >logisch< konzipierte erste Kapitel der Erstausgabe verweisenden Begriffe und Konstruktionen der folgenden Kapitel als Residuen einer längst überwundenen Konzeption zu verstehen sind, die Marx bei der ins Auge gefaßten zweiten Überarbeitung des Textes für die dritte Auflage zweifellos getilgt hätte.

Wenn Marx mit dem Gedanken einer historizistischen Transformation sich ernsthaft beschäftigt und in der zweiten Ausgabe nur die ersten Schritte auf einem Weg unternommen hätte, den Engels konsequent zu Ende gegangen wäre, dann ist nicht einzusehen, warum er nur diese und jene Passage, statt des gesamten ersten und zweiten Abschnitts des *Kapital* umgearbeitet hat. Es liegt auf der Hand, daß diese beiden Abschnitte in einer an den Engelsschen Vorstellungen orientierten Theorie der einfachen Warenproduktion keinen Platz mehr hätten. Ein Blick in die historizistisch oder mythodologisch aufgebauten Lehrbücher über die Marxsche Wert- und Kapitaltheorie vermag rasch zu belehren, wie eine konsequente Transformierung ausgefallen wäre:

Marx hätte sich darauf beschränken müssen, einige Geschichten zu erzählen, sowie einige Axiome und Begriffe zu definieren.

Wie schon angedeutet wurde, existiert nun aber ein klarer Beweis dafür, daß auch der späte Marx nie ernsthaft daran gedacht haben kann, die Begriffe Ware und Geld historizistisch zu entwickeln. Es ist hier nochmals an seine letzte ökonomische Arbeit zu erinnern, die *Randglossen zu Adolph Wagner*, wo es kurz und bündig heißt: »Wovon ich ausgehe, ist die einfachste gesellschaftliche Form, worin sich das Arbeitsprodukt in der jetzigen Gesellschaft darstellt, und dies ist die >*Ware*<.« (19/369) Ferner: »Herr Wagner hätte (...) die Differenz zwischen mir und Ricardo kennenlernen können, der sich in der Tat mit der Arbeit nur als *Maß der Wertgröße* beschäftigte und deswegen keinen Zusammenhang zwischen seiner Werttheorie und dem Wesen des Geldes fand.« (19/358)

Die Ware der »jetzigen Gesellschaft« ist natürlich die der kapitalistischen und nicht die der >einfachen< Warenproduktion. Da es recht unwahrscheinlich ist, daß Marx von der kapitalistisch produzierten Ware ausgegangen ist, um dann zu der von archaischen Gesellschaften produzierten fortzuschreiten, vermag sich eine >logische< Rekonstruktion durchaus auf das Marxsche Selbstverständnis dessen zu stützen, was er im ersten Kapitel dargestellt zu haben glaubte.

§ 11

Es wurde herausgestellt, daß sowohl die historizistischen als auch die mythodologischen Rezeptionsweisen am traditionellen Begriff der Werttheorie orientiert sind, die als *prämonetäre Werttheorie* zu charakterisieren ist. Die >logische< Entwicklung der Kategorien - in gewisser Weise gleichbedeutend mit der Konzeption einer *Kritik der politischen Ökonomie* - impliziere aber eine *Kritik der prämonetären Werttheorien* und der ihr korrespondierenden Geldtheorien. Die kritische Darstellung dieses traditionellen Theorietypus bilde nur die Kehrseite einer dialektischen Entwicklung gewisser Wesensdefinitionen des Geldes. Es ist leicht zu erkennen, daß es sich hierbei nur um den Nachweis des »inneren Zusammenhangs« zwischen der »Werttheorie und dem Wesen des Geldes« handeln kann.

Eine ausführliche Erörterung dieses »esoterischen Teils« der Marxschen »Werttheorie« bleibt einer umfassenderen Arbeit vorbehalten. Da hier allein die Problematik des Verhältnisses von >Logischem< und >Historischem< interessiert, genügt der Nachweis, daß selbst noch in der zweiten, historisierten Fassung der Werttheorie das >Logische< den eigentlichen Sinn der Wertformanalyse ausmacht: ihren verborgenen oder *esoterischen* Inhalt. Damit wäre nachgewiesen, daß die »Keimzellenmetapher« einen rationellen Kern besitzt.

Die Marxsche Kritik prämonetärer Werttheorien besitzt drei erheblich voneinander abweichende Varianten, deren Verhältnis von Marx nicht zufriedenstellend geklärt ist. Da auch dieses Problem zurückgestellt werden muß, kann nur die einfachste Variante der Kritik skizziert werden.

Ihr Grundgedanke läßt sich schon aus den ersten Bestimmungen der Wertformanalyse ableiten. Man erinnere sich: die als Äquivalent figurierende Ware »kann sich nicht gleichzeitig in relativer Wertform befinden«, wie auch umgekehrt die in relativer Wertform befindliche Ware nicht gleichzeitig als Äquivalent zu figurieren vermag. Es resultiert hieraus die Feststellung: »Dieselbe Ware kann also in demselben Wertausdruck nicht gleichzeitig in beiden Formen auftreten. Diese schließen sich vielmehr polarisch aus.« (23/63) Aus dieser elementaren Bestimmung folgt unmittelbar, daß sich *immer nur eine Ware,* dagegen nicht eine Vielzahl von Waren in der »totalen oder entfalteten Wertform«, *in der Form II* befinden kann. Weil nun in dem Modell einer prämonetären und doch zugleich arbeitsteilig organisierten Naturaltauschwirtschaft eine Vielzahl von Waren muß gedacht werden können, die sich alle in der prämonetären Form II befinden sollen, ist ein solches Modell eine *Denkunmöglichkeit:* jede Ware müßte sonst »gleichzeitig in beiden Formen auftreten« können.

In diesem Modell soll jede Ware einen als prämonetäre Form gedachten »Tauschwert« besitzen. Die Tauschwerte scheinen dann irgendwie um den Wert oszillieren zu können. Das Geld kann von dieser Konzeption einer prämonetären Naturaltauschwirtschaft her dann bloß noch als ein »zur technischen Bequemlichkeit in den Austausch äußerlich hereingebrachtes Instrument« (13/42), als »pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel« (13/36) zur Überwindung gewisser »Schwierigkeiten« des unmittelbaren Tauschhandels begriffen werden.

Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob die aus einer Formanalyse des Begriffs »Tauschwert« resultierende Kritik des Modells einer prämonetären Naturaltauschwirtschaft auch die auf der Grundlage der subjektiven Wertlehre ausgearbeiteten Naturaltauschwirtschaftsmodelle und somit diese selbst destruiert. Im Zusammenhang unserer Fragestellungen interessiert zunächst nur die Feststellung, daß die auch bei marxistischen Ökonomen übliche Konstruktion von Naturaltauschwirtschaftsmodellen im Lichte der Marxschen Wertformanalyse sich als eine *Denkunmöglichkeit* entpuppt. Man kann dies auch so ausdrücken: nur der *»unmittelbare Tauschhandel«* von *Produkten* oder prävaloren Waren ist ein sinnvoller Begriff - die Konstruktion eines *»Austauschprozesses«* prämonetärer *Waren* muß hingegen *scheitern.*

Die hier aus einigen elementaren Bestimmungen der einfachen Wertform abgeleiteten Konsequenzen dürften eine gewisse Überraschung hervorrufen; stehen sie doch in offenkundigen Widerspruch zu jener dem Abschnitt über die entfaltete Wertform entnommenen Passage, in der Marx einen »Mann seine Leinwand mit vielen andren Waren« (23/79) austauschen läßt; sie widersprechen weiterhin der Aussage, die entfaltete Wertform komme »tatsächlich vor, sobald ein Arbeitsprodukt (...) schon gewohnheitsmäßig« (23/80) ausgetauscht werde.

Es handelt sich dennoch um Konsequenzen, die von Marx selbst erkannt und auch expliziert worden sind, freilich in einer recht merkwürdigen und schwer durchschaubaren Weise. Marx entwickelt sie nämlich in Gestalt eines Paradoxons: der im zweiten Kapitel beschriebene »Austauschprozeß« prämonetärer Waren ist einer, der nicht stattfindet und auch gar nicht stattfinden kann.

Den dort beschriebenen »Warenbesitzern« verwandelt sich nämlich unversehens ihre »Ware« in ein »Produkt«: Es »gilt jedem Warenbesitzer jede fremde Ware als besondres Äquivalent seiner Ware, seine Ware daher als allgemeines Äquivalent aller andren Waren. Da aber alle Warenbesitzer dasselbe tun, ist keine Ware allgemeines Äquivalent und besitzen die Waren daher auch keine allgemeine relative Wertform, worin sie sich als Werte gleichsetzen und als Wertgrößen vergleichen. Sie stehn sich daher überhaupt nicht gegenüber als Waren, sondern nur als Produkte oder Gebrauchswerte.« (23/101)

Es ist leicht zu sehen, daß hier nicht vom *wirklichen* Urfischer und vom *wirklichen* Urjäger die Rede ist, sondern von der arbeitswerttheo-

retischen *Konstruktion* des Urfischers und Urjägers. Und schon gar nicht ist hier die Rede von den Besitzern preisbestimmter Waren, da diese die Existenz von Geld voraussetzen, das in diesem Stadium der »logischen Entwicklung« der Kategorien noch nicht eingeführt worden ist.

Der soeben geschilderten Aporie stellt Marx noch eine andere voran, die weit schwieriger zu begreifen und deshalb in diesem Kontext nicht detaillierter diskutiert werden kann: »Die Waren müssen sich daher als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können. Andrerseits müssen sie sich als Gebrauchswerte bewähren, bevor sie als Werte realisieren können.« (23/100)

Diese beiden antithetischen Aussagen, die in der orthodoxen wie in der kritischen Sekundärliteratur permanent ignoriert worden sind, bilden den Inhalt eines recht umfangreichen, aber nichtsdestoweniger überaus dunklen Abschnitts in der *Kritik* von 1859. Dort werden sie als »ein Ganzes widersprechender Forderungen« charakterisiert, »indem die Erfüllung einer Bedingung unmittelbar gebunden ist an die Erfüllung ihres Gegenteils«. (13/30) Engels hat nun in seiner *Rezension* von 1859 diese Problematik mit einem bestimmten Stichwort treffend gekennzeichnet: er spricht dort von »Unmöglichkeiten« des »unmittelbaren Austauschverhältnisses«. (13/476) Präzisieren wir diesen Begriff als den von *Denk*unmöglichkeiten, so läßt sich mittels seiner der Grundgedanke auch des zweiten Kapitels des *Kapital* stichwortartig, doch treffend charakterisieren: das Kapitel »Austauschprozeß« handelt von den *Denkunmöglichkeiten* des Austauschprozesses *prämonetärer Waren.*

Dies wird dort auch noch in einfacherer Weise formuliert: »Sie können ihre Waren nur als Werte und darum nur als Waren aufeinander beziehn, indem sie dieselben gegensätzlich auf irgendeine andre Ware als allgemeines Äquivalent beziehn. Das ergab die Analyse der Ware.« (23/101) »Ein Verkehr, worin Warenbesitzer ihre eignen Artikel mit verschiednen andren Artikeln austauschen und vergleichen, findet niemals statt, ohne daß verschiedne Waren von verschiednen Warenbesitzern (...) mit einer und derselben dritten Warenart ausgetauscht und als Werte verglichen werden.« (23/101)

Wenn »Waren nur (...) als Waren aufeinander« bezogen werden können, sofern sie auf eine Geldware bezogen werden, und wenn man sie

mit anderen Waren nur unter der Voraussetzung »austauschen und vergleichen« kann, daß sie mit der Geldware ausgetauscht und verglichen werden, dann ist die *wirkliche* Ware immer nur die preisbestimmte oder aber die Geldware. Diese der Marxschen Terminologie häufig widersprechende These - Marx gebraucht durchaus nicht konsequent den Ausdruck »Produktentausch« oder »Tauschhandel von Produkten« - soll sich erstaunlicherweise aus der »Analyse der Ware« ergeben haben.

Soweit ich sehe, sind bisher nicht einmal die an einer »logischen Entwicklung« orientierten Interpreten durch die »Analyse der Ware« - so wie sie im ersten Kapitel der zweiten Ausgabe vorliegt - veranlaßt worden, das Tauschobjekt der Urjäger und Urfischer prinzipiell als *Produkt* im bewußten Gegensatz zum Begriff der *Ware zu* kennzeichnen. Besieht man sich den Text des ersten Kapitels etwas näher, so findet man tatsächlich zwei Sätze, die sinngemäß ähnliches besagen. In dem Abschnitt über die allgemeine Wertform liest man nämlich: »Erst diese Form bezieht daher wirklich die Waren aufeinander als Werte oder läßt sie einander als Tauschwerte erscheinen.« (23/80) »In der Form II kann immer nur je eine Warenart ihren relativen Wert total entfalten oder besitzt sie selbst nur entfaltete relative Wertform, weil und sofern alle andren Waren sich ihr gegenüber in der Äquivalentform befinden.« (23/82).

Es bedarf keiner längeren Ausführungen für den Nachweis, daß diese Zitate ein historizistisches und selbst ein mythodologisches Verständnis der Wertformen ausschließen. Es dürfte auch unmittelbar einleuchten, daß sie sich in voller Übereinstimmung mit den aus den elementaren Bestimmungen der Wertform resultierenden und im zweiten Kapitel explizierten Konsequenzen befinden. Andererseits ist es offenbar kein Zufall, daß sowohl von den orthodoxen als auch von den kritischen Interpreten diese beiden Sätze des ersten Kapitels ebenso ignoriert worden sind wie analoge Formulierungen im zweiten Kapitel. Wie ist der Satz also zu begreifen: »Das ergab die Analyse der Ware«?

Das Rätsel löst sich, sobald man den Text des ersten Kapitels austauscht, nämlich an die Stelle der überarbeiteten Fassung der zweiten Ausgabe wieder die ursprüngliche Fassung der ersten Ausgabe von 1867 rückt. Hier ist die »Analyse der Ware« tatsächlich so geartet, daß sich aus ihr die *Denkunmöglichkeit* eines Austauschprozesses prämonetärer Waren unmittelbar ergibt.

Schon die Überschrift des dritten Abschnitts der Formanalyse stellt klar, daß die zweite und die dritte Form keinesfalls als voneinander separierbare oder gar als zeitlich aufeinanderfolgende Formen zu begreifen sind: »III. *Dritte, umgekehrte oder rückbezogene zweite Form des relativen Werths«.* (II.5/36) Die dritte Form ist also gar nichts anderes als die zweite - dies freilich in rückbezogener Form.

Der Text der Erstausgabe enthält nun ebenso wie die historisierte Fassung der zweiten Ausgabe einen vierten Abschnitt der Formanalyse. Die Überschrift verrät auf den ersten Blick keinen Unterschied des Inhalts. In der zweiten Ausgabe lautet sie »D) Geldform« (23/84) und in der ersten »Form IV« (II.5/43). Die unter systematischem Aspekt recht ähnlichen Titel befassen inhaltlich jedoch ganz Disparates.

Die vierte »Form« ergibt sich in der ersten Ausgabe aus der Feststellung: »Was von der Leinwand, gilt von jeder Waare. (...) Wir erhalten daher schließlich: *Form IV«.* (II.5/42 f.) Nun folgt nicht etwa die Geldform, sondern eine der traditionellen Interpretation gänzlich unbekannte Konstruktion:

»20 Ellen Leinwand = 1 Rock *oder* — u Kaffee *oder* = v Thee *oder* — x Eisen *oder* = y Weizen *oder* = u. s. w.

1 Rock = 20 Ellen Leinwand *oder* = u Kaffee *oder* = v Thee *oder* = x Eisen *oder* = y Weizen *oder* = u. s. w.

u Kaffee = 20 Ellen Leinwand *oder* = 1 Rock *oder* = v Thee *oder* = *x* Eisen *oder* = y Weizen *oder* = u. s. w.

v Tee = u. s. w.« (II.5/43)

Die dritte ist nur die rückbezogene zweite Form, und von der Bestimmung der Formen als Warenformen ausgehend muß es statthaft sein, diese Formen von einer Vielzahl von Waren zu prädizieren. Nun ergibt jedoch jede dieser Gleichungen rückbezogen Rock, Kaffee, Tee usw. als allgemeines Äquivalent. Hieraus ergibt sich nun jener Widerspruch, der anhand des Textes der zweiten Ausgabe aus den elementaren Bestimmungen der Wertform extrapoliert werden mußte, in der Erstausgabe jedoch expressis verbis formuliert worden ist: »Die allgemeine Aequivalentform kommt immer nur einer Waare zu im Gegensatz zu allen anderen Waaren; aber sie kommt jeder Waare im Gegensatz zu allen andern zu. Stellt aber jede Waare ihre eigne Naturalform allen andern Waaren gegenüber als allgemeine Aequivalentform, so schließen alle Waaren alle von der allgemeinen Aequivalentform aus

und daher sich selbst von der gesellschaftlich gültigen Darstellung ihrer Werthgrößen.« (II.5/43) Diese Überlegungen finden ihren folgerichtigen Abschluß in jenem Gedanken, der uns aus dem zweiten Kapitel bekannt ist: die Waren »stehn sich daher überhaupt nicht gegenüber als Waren, sondern nur als Produkte oder Gebrauchswerte«. (23/101)

Es ist jetzt leicht zu erkennen, daß und warum die »Entwicklung« der Wertformen als eine »logische« konzipiert worden ist und auch konzipiert werden mußte: *Die Ware des ersten Kapitels ist wirklich nur als Geld.*

Diese Quintessenz der Formanalyse ist nun paradoxerweise nicht etwa von Verfechtern einer >logischen< Interpretation der Marxschen Ökonomiekritik erkannt worden, sondern von Friedrich Engels. In seinen Rezensionen und seinem *Konspekt* über die erste Ausgabe des *Kapital* von 1867 gibt Engels einige überaus treffende, in der mehr als hundertjährigen Rezeptionsgeschichte des Kapital nichtsdestoweniger permanent ignorierte oder unbekannt gebliebene Kennzeichnungen der »logischen Entwicklung« der werttheoretischen Kategorien: er hebt die »dialektische Anlage des Ganzen« hervor, nämlich »die Weise, wie in dem Begriff der Ware bereits das Geld als an sich existierend dargestellt (...) wird«. (16/208) Statt der fragwürdigen Marxschen Kennzeichnung des Objekts der anfänglichen Untersuchung als »Ware« - eine Überschrift, die Mißverständnisse geradezu provozieren mußte - wählt Engels den weitaus angemesseneren Titel *»Ware an sich«.* (16/245)

Wer geneigt ist, derartige Begriffe als »dialektische Sprachspielereien«[17] zu bagatellisieren, dürfte zu einer nachdenklicheren Beurteilung gelangen, wenn er sich mit Engels scharfsinnigen Resümee der Formentwicklung auseinanderzusetzen hätte: »eine bestimmte Ware muß die Rolle [des allgemeinen Äquivalents; d. Verf.] übernehmen (...), und erst dadurch wird die Ware vollständig Ware. Diese besondre Ware (...) ist *Geld.«* (16/246)

Daß diese auf die >logisch< konzipierte Formentwicklung der ersten Ausgabe bezogene Aussage sich in vollständiger Übereinstimmung mit den *esoterischen* Partien der zweiten Ausgabe befindet, bezeugen die schon herangezogenen Zitate, wonach erst die dritte Form »wirklich die Waren aufeinander als Werte« (23/80) bezieht und die Warenbesitzer »ihre Waren nur als Werte und darum nur als Waren aufeinander

beziehn« (23/101), wenn sie dieselben gegensätzlich auf eine dritte Ware beziehn.

Ist die »Ware an sich« gar keine wirkliche Ware, so versteht es sich nunmehr von selbst, daß der im Anschluß an eine solche bloß an sich seiende Ware konstruierte »Austauschprozeß« ebensowenig etwas Wirkliches vorstellt; er sollte daher keinesfalls mit dem wirklichen Austauschprozeß verwechselt werden.

Es stellt sich jetzt natürlich die Frage ein, wo denn Marx den wirklichen Austauschprozeß behandelt haben könnte, wenn es nicht in dem »Austauschprozeß« überschnebenen zweiten Kapitel geschehen ist und wie das Verhältnis dieses Kapitels zum wirklichen Austauschprozeß zu denken ist. Marx hat den Begriff des Austauschprozesses immer nur implicite definiert. Der zweite Abschnitt des dritten Kapitels beginnt unvermittelt mit einer Behauptung, die zwar die hier vorgetragene Interpretation des zweiten Kapitels bestätigt, ihrer lapidaren Form wegen aber ganz ungeeignet war, dem auf eine exoterische Lektüre eingestellten Leser den Sinn dieses Kapitels zu vermitteln: »Man sah, daß der Austauschprozeß der Waren widersprechende und einander ausschließende Beziehungen einschließt. Die Entwicklung der Ware hebt diese Widersprüche nicht auf, schafft aber die Form, worin sie sich bewegen können.« (23/118)

Sehen wir zunächst einmal davon ab, daß die Herausstellung oder besser: Behauptung von »widersprechenden Beziehungen« sich nur auf eine Konstruktion beziehen läßt, nicht aber auf einen wirklichen Prozeß, der in diesem Zusammenhang verwandte Begriff der »Entwicklung« aber Faktisches vorspiegelt, womöglich gar Prähistorisches, so wird in den folgenden Sätzen doch immerhin so viel deutlich, daß es die *»Zirkulation«* ist, die den *wirklichen* Austauschprozeß darstellt. Geld- und Preisform, diese »gegensätzlichen Formen der Waren«, sind »die wirklichen Bewegungsformen ihres Austauschprozesses«. (23/119)

In dem parallelen Abschnitt der *Kritik* heißt es noch klarer: es werde »die Zirkulation die Widersprüche, die der Austauschprozeß der Waren einschloß, zugleich darstellen und lösen. Der wirkliche Austausch der Waren, d. h. der gesellschaftliche Stoffwechsel, geht vor in einem Formwechsel (...). Die Darstellung dieses Formwechsels ist die Darstellung der Zirkulation.« (13/69)

Vergegenwärtigt man sich noch einmal das folgende Zitat: »Sehn wir ab vom stofflichen Inhalt der Warenzirkulation, vom Austausch der verschiednen Gebrauchswerte, und betrachten wir nur die ökonomischen Formen« (23/161), so dürfte kaum noch zweifelhaft sein, daß mit dem Begriff des »Austauschprozesses« der suprahistorische gesellschaftliche *Stoffwechsel* gemeint ist. Bloß der inkonsequenten Verwendung des Terminus »Ware« wird man die von dieser Definition etwas abweichende Formulierung aus dem zweiten Rohentwurf von 1861-1863 zuschreiben dürfen: »Waarenaustausch oder weiter bestimmt die *Circulation der Waaren«.* (II.3.1/241) Faßt man freilich die »Ware« des Begriffs »Warenaustausch« so, wie er auch im zweiten Kapitel verwandt worden ist, nämlich als »Ware überhaupt«, so wäre es zulässig, den Begriff »Zirkulation« als *»Weiterbestimmung«* des Begriffs »Austauschprozeß« so zu begreifen, wie er im zweiten Kapitel verwandt worden ist.

Sofern er sich auf den suprahistorischen Stoffwechsel bezieht, kann der Begriff »Austauschprozeß« auch als Gattungsbegriff verwandt werden: »Der unmittelbare Tauschhandel, die naturwüchsige Form des Austauschprozesses« (13/35); ferner: die Ökonomen hielten »am Tauschhandel als adäquater Form des Austauschprozesses der Waren fest«. (13/36) Bedenkt man, daß Marx die *»Zirkulation«* als seine *»adäquate Form«* begreift, so kann man den Begriff des »Austauschprozesses« auch als den Gattungsbegriff von »Tauschhandel« oder »Produktentausch« und »Zirkulation« definieren. Dies ist freilich insofern unbefriedigend oder zumindest sehr erläuterungsbedürftig, als man dann das zweite Kapitel als die Erörterung des Gattungsbegriffs und das dritte als Erörterung des Artbegriffs beschreiben müßte. Es könnte leicht übersehen werden, daß im zweiten Kapitel ja nicht der »Austauschprozeß im Allgemeinen« diskutiert wird, sondern das *Paradoxon* des Austauschprozesses von »Waren«, die keine *wirklichen* Formen besitzen.

Der »Austauschprozeß« geht also nur in bestimmten historischen »Formen« vonstatten, er vollzieht sich mithin nur als »unmittelbarer Tauschhandel« oder aber als »Zirkulation«. Man kann das auch so ausdrücken: der »Austauschprozeß« - isoliert von seinen »wirklichen Bewegungsformen« - ist eine bloße Abstraktion, ein ens rationis und daher ebenso »an sich« wie sein Objekt, die »Ware an sich«. Und wie die bloß an sich seiende Ware des ersten Kapitels »wirklich« ist nur als

preisbestimmte Ware und als *Geldware,* so ist der bloß an sich seiende Austauschprozeß des zweiten Kapitels »wirklich« nur als Zirkulation. Die Bestimmungen der beiden ersten Kapitel, mithin die Bestimmungen der Werttheorie gewinnen also realen Sinn erst im dritten Kapitel, mithin erst als geldtheoretische.

Dies ist der von Marx gesuchte »Zusammenhang zwischen der Werttheorie und der Geldtheorie« - ein Zusammenhang, der freilich nur von dem Text der ersten Ausgabe des *Kapital* her durchsichtig wird und durch die fatale Überarbeitung der Wertformanalyse der Erstausgabe bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist; es ist jetzt leicht zu erkennen, daß die von Marx selbst bewirkte Vulgarisierung seiner Werttheorie, ihre Regression zur ricardianischen vor allem durch die Ersetzung des Abschnitts »Form IV« der Erstausgabe durch den Abschnitt »D) Geldform« hervorgerufen worden ist.

Wie mir scheint, stellen sich nunmehr sämtliche Probleme der Manschen Werttheorie in einem neuen Licht. Die Details einer dialektischen Rekonstruktion gehören freilich nicht hierher. Nur auf dem Boden der »Keimzellenmetaphorik« dürfte sich ein Weg finden lassen, die subjektivistische Verkehrung und Trivialisierung des Formbegriffs, die hier noch nicht aufgezeigte Trivialisierung des Begriffs »abstrakte Arbeit« sowie die Trivialisierung des Begriffs »Fetischcharakter der Ware« zu überwinden.

Die Eliminierung des ersten Kapitels in der vulgarisierten Fassung der zweiten Ausgabe darf nun freilich nicht als Rückkehr in eine heile werttheoretische Welt der ersten Ausgabe des *Kapital* oder der *Kritik* gedeutet werden. Die Pseudodialektik von »Logischem« und »Historischem« hat auch dort zu einigen fatalen Kontaminationen geführt. Hinsichtlich der Begriffe »Ware« und »Verdopplung« wurde dies schon dargelegt. Besonders drastisch läßt sich die Vermengung von gänzlich Heterogenem am Beispiel des Begriffs »Austauschprozeß« und der mit ihm gesetzten aporetischen Konstruktionen demonstrieren.

In der zweiten Ausgabe des *Kapital* tritt die Befrachtung dieses Begriffs mit historizistischen Inhalten natürlich besonders kraß zutage: »Der Geldkristall ist ein notwendiges Produkt des Austauschprozesses, worin verschiedenartige Arbeitsprodukte einander tatsächlich gleichgesetzt und daher tatsächlich in Waren verwandelt werden. Die historische Ausweitung und Vertiefung des Austausches« etc. (23/101 f.)

Wenn Marx in der Erstausgabe im Unterschied zum obigen Text der zweiten Ausgabe noch davon Abstand genommen hat, selbst dem Begriff der Gleichsetzung einen historizistischen Inhalt zuzusprechen, so findet sich doch immerhin auch schon hier eine historizistische Umdeutung des Begriffs »Austauschprozeß« und ebenso des Begriffs »Verdopplung«: »Der Geldkrystall ist *notwendiges* Produkt des Austauschprozesses der Waaren. Der immanente Widerspruch der Waare (...) ruht und rastet nicht, bis er sich zur *Verdopplung der Waare in Waare und Geld* gestaltet hat.« (II.5/54)

Die Kontamination von Heterogenem erstreckt sich in der Erstausgabe schließlich auf den Begriff der »allgemeinen Äquivalentform«, die im ersten Kapitel nicht als eine eigenständige Form gegenüber den bloß >logisch< früheren Formen und schon gar nicht gegenüber der Geldform fixiert werden konnte. Im krassen Widerspruch zum Momentcharakter der »allgemeinen Äquivalentform« in der >logisch< entwickelten Formanalyse des ersten Kapitels wird diesem Begriff ganz unvermittelt im zweiten Kapitel ein historischer Inhalt zugeordnet, so daß mit demselben Begriff einmal das bloß in der »logischen Sekunde« existierende »Moment« dieser Form und zum andern eine selbständige historische Stufe bezeichnet wird. Es ist insofern die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß dieser Widerspruch zwischen dem »logischen«, *esoterischen* Charakter des ersten Kapitels und den historizistischen, *exoterischen* Passagen des zweiten Kapitels Marx veranlaßt haben könnte, durch die Einfügung der Geldform die »allgemeine Äquivalentform« des ersten Kapitels zu hypostasieren und dadurch im historizistischen Sinn eine einheitliche Verwendung dieses Begriffs im ersten und im zweiten Kapitel zu gewährleisten.

Doch nicht erst im *Kapital,* und zwar bereits in seiner ersten Fassung, führt die Pseudodialektik von »Logischem« und »Historischem« zu einer Kontamination heterogener Konstruktionen, sondern schon in der *Kritik.* Man erinnere sich in diesem Zusammenhang, daß schon im *Rohentwurf* Marx das »logisch« entwickelte »Werden« des Geldes in höchst befremdlicher Weise mit gewissen »a-priori-Vorstellungen«[18] über sein historisches »Werden« in Verbindung zu bringen suchte. Es sei auch nochmals darauf hingewiesen, daß Marx einer sehr ausführlichen »logischen« Entwicklung des aporetisch gearteten »Austauschprozesses« der Ware und des Geldes einen Abschnitt hinzufügt, der

einige triviale und historisch nicht verifizierbare Behauptungen über die »historische« Entwicklung des »Austauschprozesses« und des Geldes enthält. Daß Marx nicht bloß im *Rohentwurf,* sondern auch noch in der *Kritik* sich mit dem Gedanken beschäftigt haben muß, die »logische« und die »historische« Entwicklung des »Austauschprozesses« aus erkenntnislogischen Gründen aufeinander zu beziehen, nämlich ein Verhältnis der Widerspiegelung zu konstruieren, bringt ein sehr bemerkenswerter Passus der von ihm akzeptierten Engelsschen *Rezension* von 1859 zum Ausdruck: »Nachdem nun Gebrauchswert und Tauschwert entwickelt sind, wird die Ware als unmittelbare Einheit beider dargestellt, wie sie *in den Austauschprozeß* eintritt. Welche Widersprüche sich hier ergeben, mag man (13/29 f.) nachlesen. Wir bemerken nur, daß diese Widersprüche nicht bloß theoretisches, abstraktes Interesse haben, sondern zugleich die aus der Natur des unmittelbaren Austauschverhältnisses, des einfachen Tauschhandels, hervorgehenden Schwierigkeiten, die Unmöglichkeiten widerspiegeln, auf die diese erste rohe Form des Austausches notwendig hinausläuft. Die Lösung dieser Unmöglichkeiten findet sich darin, daß die Eigenschaft, den Tauschwert aller andern Waren zu repräsentieren, auf eine spezielle Ware übertragen wird - das *Geld.«* (13/476)

Schlaglichtartig treten hier alle Widersinnigkeiten hervor, in die jene Pseudodialektik von »Logischem« und »Historischem« Marx verwickeln mußte. Beginnen wir mit der Frage, was das eigentlich heißen soll, es existiere eine Eigenschaft der Waren, die den Tauschwert aller anderen Waren repräsentiere, um dann schließlich auf eine bestimmte Ware übertragen zu werden. Die Ware als prämonetäre ist ja gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie als »Eigenschaft« lediglich den Gebrauchswert und den Tauschwert besitzt und nicht außerdem irgendeine dritte Eigenschaft, die - man weiß nicht, wie dies geschehen soll - auf eine bestimmte Ware übertragen werde. Die »Eigenschaft«, den Tauschwert der anderen Waren zu repräsentieren, kommt bekanntlich ausschließlich dem Geld zu, nicht aber den Waren, und ist daher nicht erst auf jene dritte Ware zu übertragen. Der Engelssche Satz läuft auf die widersinnige Formulierung hinaus: die Eigenschaft der Ware, als Geld zu fungieren, wird auf Geld übertragen.

Diese Ungereimtheit ist aber bloß ein Symptom tieferliegender Probleme, die nirgendwo offener zutagegetreten sind als in den vorange-

henden Sätzen: es wird Heterogenes kontaminiert in der eine Konvertibilität vortäuschenden, in Wahrheit widersinnigen Zusammenstellung der beiden Begriffe »Schwierigkeiten« und »Unmöglichkeiten«. Der Begriff der »Schwierigkeiten« läßt sich offenkundig nur auf einen faktischen Prozeß beziehen, den archaischen »einfachen Tauschhandel« nämlich. Es gehört zum Begriff der »Schwierigkeiten«, daß sie prinzipiell überwindbar sind. Ist der einfache Tauschhandel ein »schwieriger«, so ist er also kein »unmöglicher«. Der Begriff »Unmöglichkeit« hingegen läßt sich in diesen Zusammenhang nicht auf ein Faktisches, sondern nur auf eine logische Konstruktion beziehen. Er meint eine *Denk*unmöglichkeit. Während ein »schwieriger« Prozeß unter gewissen Bedingungen scheitert, unter anderen jedoch Wirklichkeit gewinnt, ist dies bei einem »unmöglichen«, also denkunmöglichen Prozeß per definitionem ausgeschlossen. Der »schwierige« Prozeß ist demnach per se ein prinzipiell möglicher, dem also nicht zugleich das kontradiktorisch entgegengesetzte Prädikat »unmöglich« zugesprochen werden kann.

Es ist unschwer zu erkennen, daß die Widersinnigkeit der Engelsschen Sätze in einer ganz elementaren Kontamination wurzeln: den »Austauschprozeß« sowohl als >logische< wie auch als >historische< Genesis des Geldes analysieren zu wollen. Er muß daher einmal als eine aporetische Konstruktion entwickelt werden - als »fehlerhafter Zirkel von Problemen« und als »ein Ganzes widersprechender Forderungen« (13/30) zum andern aber als ein prähistorisches Faktum. Diese Kontamination ist wiederum Ausdruck des Versuchs, die »idealistische Manier der Darstellung« gleichsam materialistisch zu »korrigieren«: die »Widersprüche« der >logischen< Genesis, die sich in der Denkunmöglichkeit eines Austauschprozesses prämonetärer Waren manifestieren, sollen »nicht bloß theoretisches, abstraktes Interesse haben«, sondern wirkliche Widersprüche »widerspiegeln«, nämlich die vermeintlichen »Widersprüche« oder genauer »Schwierigkeiten« des dem »einfachen Tauschhandel«, der »ersten rohen Form des Austausches«, bedenkenlos gleichgesetzten »unmittelbaren Austauschverhältnisses«. Es kommt zu der grotesken Behauptung, daß sich in der »Entwicklung« der durch die Analyse einer kapitalistisch produzierten Ware gewonnenen Widersprüche die vermeintlichen Widersprüche der prähistorischen Entwicklung des Tauschhandels der Urfischer und Urjäger »widerspiegeln« sollen.

Marx hat dies alles sicher nicht so naiv formuliert wie Engels. Es scheint mir aber, daß gerade diese naive Kommentierung das ungelöste Problem der Marxschen werttheoretischen Konstruktionen an den Tag gebracht hat. Die verschiedenartigen Darstellungen der Werttheorie können daher als immer wieder neue Versuche gedeutet werden, ein irgendwie beschaffendes Korrespondenz- oder gar Widerspiegelungs-verhältnis von >Logischem< und>Historischem<zu konstruieren.

Was Adam Smith von Marx vorgeworfen wurde, daß in dessen Werttheorie ein »esoterischer« und ein »exoterischer Teil« zu unterscheiden sei, wiederholt sich in anderer Weise in der Marxschen Werttheorie: ebenso wie bei Smith laufen die beiden Darstellungsweisen »nicht nur unbefangen nebeneinander, sondern durcheinander und widersprechen sich fortwährend«. (26.2/162) Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer kritischen Rekonstruktion. Sie kann nur bedeuten, daß man die Marxsche Theorie »auseinandernimmt und in neuer Form wieder zusammensetzt, um das Ziel, das sie sich gesetzt hat, besserzuerreichen«.[19]

Anmerkungen

1 Siehe hierzu E. Mandel, *Marxistische Wirtschaftstheorie,* Bd. 1, 68 ff

2 E. Dühring, zit. n. 20/187.

3 W. Gerloff, *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens,* 198.

4 F. v. Gottl-Ottlilienfeld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 47.

5 Siehe hierzu auch Teil III, 183 f.

<> R. Rosdolsky, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen iKapitah,* Bd. 3, 663.

7 Siehe hierzu auch Teil III, 169-174.

k Siehe hierzu auch Teil III, 181-189.

1 W Bcckcr, *Kritik der Marxschen Wertlehre,* 51.

10 Ebd., 27.

" Es ist hier daran zu erinnern, daß Marx das erste Kapitel nicht mit »Die Ware« überschreiben wollte, sondern mit »Tauschwert überhaupt« (42/240) oder einfach »Wert« (29/315).

12 Siehe ferner 42/84 u. 102, II.2/23 f.

13 Siehe ferner 42/568 f. u. 681, II.2/25 u. 31 f., 26.1/306.

[14] Ganz abwegige Vorstellungen über das Marxsche Umlaufgesetz tragen vor: K. Wicksell, *Vorlesungen über Nationalökonomie,* Bd. 2, 170 f.; H. Block, *Die Marxsche Geldtheorie,* 81. Einer recht oberflächlichen Lektüre der Marxschen Geldtheorie wird man auch das ganz unzutreffende Referat der Marxschen Lehre vom Maß der Werte bei J. Schumpcter *(Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1340) zuschreiben müssen.

[15] Siehe hierzu die detaillierte Darstellung dieser Problematik durch Marx in der *Kritik:* 13/135 f.

[16] Siehe hierzu 23/128, 171 u. 176, 25/366, 42/146 f.

[17] J. Ritsert, *Problerne politisch-ökonomischer Theoriebildung,* 98.

[18] M. Mauss, *Die Gabe,* 83.

[19] J. Habermas, *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus,* 9.

Zur Marxschen »Revolutionierung« und »Kritik« der Ökonomie: die Bestimmung ihres Gegenstandes als Ganzes »verrückter Formen«

Die Marxschen Texte zur Ökonomie scheinen nicht bloß dem wirtschaftswissenschaftlichen, sondern generell dem analytisch orientierten Denken kaum überwindbare Schwierigkeiten der Aneignung entgegenzusetzen. Nur vordergründig geht es hierbei darum, daß die Terminologie oft genug der philosophischen Begriffswelt entstammt und zumal dem Ökonomen kaum vertraut ist; gewichtiger scheint mir die Verständnislosigkeit jener Problemstellung gegenüber, die gerade aus der Perspektive Marxscher Deskriptionen m. W. am schärfsten von Theodor W. Adorno gekennzeichnet worden ist: man habe mit »Sachverhalten zu rechnen, die an sich alles andere als klar, die an sich verworren sind«; es sei die gegenwärtige Gesellschaft so strukturiert, daß »sie mit ihrem immanenten Rationalitätsanspruch unvereinbare Züge (trägt). Diese veranlassen allenfalls zur Anstrengung, Nichtklares klar zu denken; nicht aber kann das zum Kriterium der Sache selbst gemacht werden«, schon gar nicht zu einem ökonomischen Sinnkriterium. Dem Wittgensteinschen »Postulat von Klarheit« wird entgegengehalten, daß es auf das »Denken eines an sich Unklaren« ankommen muß.[1] Rechnet nämlich zur »objektiven Gesetzlichkeit von Gesellschaft« nicht bloß ihr »widerspruchsvoller Charakter«, sondern gerade auch ihre »Irrationalität«, so stellt sich der dialektischen Theorie der Gesellschaft die vordringliche Aufgabe, »diese mitzureflektieren, womöglich (...) abzuleiten«, statt in analytischer Manier sie »wegzudisputieren«.[2]

Eben diese »Ableitung« einer objektiven »Irrationalität« hat Marx im Sinn, wenn er darauf insistiert, daß eine »Irrationalität der Sache selbst« wesentliche Strukturen der Ökonomie auszeichnet; sie werde »verfälscht«, sofern es dem Ökonomen darum zu tun ist, »sie rational zu machen«. (26.3/509) In den »Sprachparadoxen« der Ökonomie manifestiere sich ein »Paradoxon der Wirklichkeit« (26.3/134); und zweifel-

los läßt sich die wirtschaftswissenschaftliche Methodologie heute wie damals auf die Formel bringen, daß sie »die in den widersprechenden Bestimmungen der Dinge selbst liegenden Schwierigkeiten gern als (...) Widerstreit der definitions wegschwatzen will« (26.3/129) - »wegzuklären« (23/72), »wegzuraisonniren« (II.3.1/88) suche. Jenes »Wegdisputieren« von Paradoxien und realen Widersprüchen ist auch für Max Horkheimer über die Ökonomie hinaus ein essentielles Merkmal dessen, was er im Gegensatz zur »kritischen« als »traditionelle«, am mathematischen Klarheitspostulat des Descartes orientierte Theorie kennzeichnete; von ihr heißt es, daß sie durch Steigerung der »logischen Prägnanz«, durch Formalisierung etc. auf sozialwissenschaftlichem Gebiet nur »scheinbar exaktere Definitionen«[3] zu gewinnen vermag, sofern sie in Wahrheit Reales wegdefiniere, nämlich den »irrationalistischen Zug«[4] der bürgerlichen Gesellschaft. Jener am mathematischen Exaktheitsideal orientierte »traditionelle Begriff von Theorie« kann so charakterisiert werden, daß als deren Elemente »immer weniger Namen für erfahrbare Gegenstände« fungieren, »sondern mathematische Symbole«.[5] Man entzieht sich dann aber beispielsweise dem »Problem, der Quantität von >Kapital< einen Sinn zu geben (...). K ist Kapital. *A* K ist Investition. Was aber ist K? Was soll das heißen? Kapital natürlich.«'' Die ironischen Bemerkungen Joan Robinsons enthüllen, daß die Reduktion des wirtschaftswissenschaftlichen Verfahrens auf ein analytisches letztlich dazu führen muß, daß der wirtschaftswissenschaftliche Gegenstand selbst verschwindet.

Die wirtschaftswissenschaftliche Verfehlung des Marxschen Problemhorizonts ist sicher nur ein Sonderfall analytischer Fehlinterpretation der grundlegenden Kapitel des *Kapital,* doch eben ihr wichtigster und einflußreichster. Es ist faszinierend zu beobachten, daß zumindest im deutschen Sprachbereich in der mehr als hundertjährigen wirtschaftswissenschaftlichen Thematisierung des ersten Bandes nicht ein einziges mal die Marxsche Bestimmung des wirtschaftswissenschaftlichen Gegenstandes als »verrückte Form« (23/90) auch nur zur Kenntnis genommen worden ist.

Wenn ich recht sehe, ist der Terminus »verrückte Form« und sind zumindest einige der mit diesem Terminus angezielten Sachverhalte erstmals 1976 von einem Ökonomen, dem Neoricardianer Bertram Schefold, verwandt und ansatzweise thematisiert worden. Wie wir se-

hen werden, läßt sich aber gerade an seinem Beispiel demonstrieren, daß der mathematischen Ökonomie der Impetus des Marxschen Denkens gänzlich fremd geblieben ist. Keineswegs »beginnt erst nach der Transformation« von Werten in Produktionspreise, also erst im dritten Band das »Reich« der »verrückten Formen« und deren »Mystifikation«;[7] es ist zwar richtig, daß im dritten Band, genauer in der Theorie des zinstragenden Kapitals das Problem der »verrückten Form« sich am handgreiflichsten demonstrieren läßt; doch es kommt alles auf die Einsicht an, daß Marx nicht bloß die »Form« des zinstragenden Kapitals, sondern die ökonomischen Kategorien generell als »verrückte Formen« charakterisieren will. Folgerichtig wird dieser Begriff bereits im *ersten* Kapitel des ersten Bandes eingeführt.

Tatsächlich wird denn auch an anderen Stellen in Erinnerung gerufen, daß er »bereits bei den einfachsten Kategorien (...), bei der Ware und dem Geld den mystifizierenden Charakter nachgewiesen« (25/835) habe; es sei »jedes, selbst das einfachste Element, wie z. B. die Ware, schon eine Verkehrung«. (26.3/498) Da Marx und Engels jene »einfache Form« als »Zellenform« (II.5/28 u. Fn.) oder »An-sich der ganzen bürgerlichen Schmiere« (31/308) begreifen, so ist ein Verständnis des Marxschen Werks als »Kritik« der Ökonomie überhaupt davon abhängig, daß gerade jene »Keimform« des Ganzen, die »unentwickelte Form des Tauschwerths« (II.2/52) als »reelle Mystifikation« (13/35) begriffen wird.

Zwar kann Schefold als Verdienst beanspruchen, im Kontext zinstheoretischer Probleme erstmals das Problem einer »verrückten Form« zur Sprache gebracht zu haben; doch seine Restriktion dieses Begriffs muß selbst noch zu einem verkürzten Verständnis der *»Verkehrung* und *Verrücktheit* des Kapitals als zinstragendes Kapital« (26.3/448) führen: der eigentliche Grund dafür, warum der »Zins als Preis des Kapitals (...) ein durchaus irrationeller Ausdruck« sein soll, wird von Schefold ganz übersehen: daß nämlich als Leihkapital »eine Ware einen doppelten Wert« hat und dann die Frage sich erhebt, wie denn »nun eine Wertsumme einen Preis haben« kann neben und »außer ihrem eignen Preis« (25/366); dabei hat Marx in zahlreichen Passagen immer wieder dieses Problem als einen wesentlichen Grund dafür herangezogen, warum ihm die »Verrücktheit (...) als ein Moment der Ökonomie und das praktische Leben der Völker bestimmend« (42/194) gelten muß:

daß in der »Form« des zinstragenden Kapitals ein »Wert mehr Wert sein soll, als er wert ist« (25/825); es wird »dasselbe auf dasselbe bezogen, Tauschwert auf Tauschwert, und der Tauschwert soll als von sich Verschiednes sein eigener Preis sein«. (26.3/471) Sofern hier eine ökonomische Kategorie als Selbstverhältnis erscheint - »Verhältnis des Dings (Geld, Ware) zu sich selber« (26.3/447) - und nur insofern wird die Marxsche These durchsichtig, daß das zinstragende Kapital als »Mutter aller verrückten Formen« (25/483) zu gelten hat.

Daß Marx immer wieder die Dringlichkeit seines Programms bestätigt fand, den Ökonomen »nachzuhelfen suchen, daß sie ihre Sätze sich klarmachen«, mußte ihm gerade auch bei Smith aufgegangen sein, der geradeheraus das Ware-Geld-Verhältnis als eine dunkle Beziehung charakterisierte.[8] Jene Mysterien der Ökonomie dürften Marx schon vor Beginn seiner nationalökonomischen Lektüre vertraut gewesen sein. Das Studium von Smith, Ricardo und Say inspirierte nämlich erstmals Hegel, jene dunklen Beziehungen der Ökonomie auf ihren dialektischen Begriff zu bringen. Marx dürften jene rechtsphilosophischen Passagen Hegels, die unmittelbar auf dessen Studium der ökonomischen Klassiker verweisen, recht gut vertraut gewesen sein: »der Weg der Vermittlung (...) bringt den Anschein der Verschiedenheit hervor, wozu die Weise kommt, in welcher der *Wert* bei dem Austausche mannigfaltige Gestalten (!) erhält, ob er gleich an sich derselbe (!) ist«[9]; »so wird (...) an die Sache (...) der Unterschied der (...) spezifischen Beschaffenheit derselben von dem *Substantiellen* derselben, dem *Werte,* gesetzt, in welchem jenes Qualitative sich in quantitative Bestimmtheit verändert; ein Eigentum wird so vergleichbar (...) und kann qualitativ ganz Heterogenem gleichgesetzt werden. So wird es überhaupt als abstrakte, *allgemeine* Sache gesetzt«.[10]

Die »Revolutionierung« der Wert-, Geld- und Kapitaltheorie beginnt mit den dialektischen Analysen Hegels; sie legen den Grundstein der Marxschen Formanalyse des Werts. Dabei führen die einschlägigen Passagen der Marx unbekannt gebliebenen *Jenenser Realphilosophie* in einer Weise an jene »neue Stellung« der ökonomischen Fragen heran, daß sich Marx unmittelbar auf Hegel als den Vorläufer seiner Wert- und Geldtheorie hätte berufen können: wird doch überzeugend nachgewiesen, daß jene »dunkle Beziehung« von Ware und Geld eine dialektisch strukturierte ist.

Hegel vollzieht freilich nur den ersten Schritt zu jener von Marx intendierten »Revolutionierung« der Ökonomie. Wie schon Lukács zeigte, kontaminiert Hegel fortgesetzt subjektive und objektive Bestimmungen des Werts;[11] es mißlingt ihm daher, seine Lehre vom dialektischen Doppelcharakter der Ware - wie die *Pariser Manuskripte* zeigen, liegt sie der Marxschen Theorie vom Doppelcharakter zugrunde - und seine Entdeckung der dialektischen Struktur der Ware-Geld-Beziehung zu einer konsistenten Wert- und Geldtheorie fortzubilden.

Dies liegt einmal daran, daß es immer nur unzulänglich gelang, die Lehre vom Doppelcharakter der Ware in einer Lehre vom Doppelcharakter der Arbeit zu fundieren; er ahnt diese Zusammenhänge, doch hindern ihn die subjektiven Elemente seiner Werttheorie daran, das dialektische Verhältnis von allgemeiner und besonderer Arbeit systematisch zu entwickeln. Den Hauptmangel seiner Werttheorie teilt er jedoch mit den vordialektischen Werttheorien sowohl objektiver wie subjektiver Provenienz: die Blindheit gegenüber dem, was Marx im Anschluß an Feuerbachsche Argumentationsfiguren als die »Verrücktheit« des Werts begreift und die hieraus resultierende Notwendigkeit, die »Genesis (...) des Werts selbst« (26.3/155) auszuarbeiten - ein merkwürdiges Versagen, wenn man bedenkt, daß sein Programm einer »Kritik der Kategorien« nahezu alle Argumentationsfiguren bereitgestellt hatte.

Gerade am Beispiel Simmeis läßt sich zeigen, daß die Einsicht in die dialektische Struktur von Ware und Geld keinen Schritt aus dem »Chaos der Werttheorien« herauszuführen vermag, wenn an der Illusion festgehalten wird, aus den Elementen einer subjektiven Werttheorie die objektiven Strukturen von Ware und Geld entwickeln zu wollen.

Der Briefwechsel Simmeis mit Heinrich Rickert vermittelt wertvolle Aufschlüsse darüber, daß und warum auf der Basis einer subjektiven Wertlehre jeder Versuch zum Scheitern verurteilt ist, das zu explizieren, was Marx die »allgemeinen Charaktere des Werts« nennt, und aus dem »Widerspruch« mit »seinem stofflichen Dasein in einer bestimmten Ware« die »Kategorie des Geldes« zu entwickeln. (29/315) »Über meine Werththeorie stöhne und verzweifle ich. Gerade das Allerelementarste (!!!) macht mir bisher unüberwundene Schwierigkeiten.«[12] Er fühlt sich »recht deprimiert«, weil »ich in meiner Arbeit

auf einen toten Punkt - in der Werth-Theorie! - angelangt bin und weder vorwärts noch rückwärts kann. Der Werthbegriff scheint mir nicht nur denselben regressus in infinitum, wie die Kausalität, sondern auch noch einen circulus vitiosus zu enthalten (...). Damit würde ich mich schon zufrieden geben und es für eine Grundform des Vorstellens erklären, die mit der Logik eben nicht auszuschöpfen ist - wenn nicht, ebenso thatsächlich, absolute und objektive Werthe Anspruch auf Anerkennung machten.«[13]

Jenes »Allerelementarste«, das »unüberwundene Schwierigkeiten« macht, füllte in den zwanziger Jahren, vor allem im Kontext des Nominalismusstreits, die Bibliotheken der Ökonomie - eine Literatur, die dem heutigen Ökonomen die Augen öffnen würde, daß er sich nur auf der dünnen und brüchigen Decke einer Scheinrationalität zu bewegen vermag, unterhalb derer sich das Chaos der »Rätsel« und »Paradoxien« auftut - eine Literatur, die den Ökonomen zwingt, die eigene Vergangenheit zu verdrängen und zu verleugnen. Die Mysterien der akademischen Ökonomie, des Neoricardianismus wie der Neoklassik: das sind vor allem jene »thatsächlich« gegebenen »absoluten und objektiven Werthe« des Geldes und des Geldkapitals.

Reflektierte Ökonomen wie Eduard Lukas waren noch unbefangen genug, das von Marx als »reelle Mystifikation« gekennzeichnete Wesen des Geldes zu charakterisieren: »Im Geldzeichen wird - so paradox es klingen mag - *abstrakter wirtschaftlicher Wert* zu realer Erscheinung gebracht. Und das Geld >als Geld< ist nunmehr solcher wirtschaftlicher Wert schlechthin: Während sonst der wirtschaftliche Wert eines Gebrauchsgutes als *konkreter* wirtschaftlicher Wert an die Voraussetzung eines sog. Gebrauchswerts wenigstens anknüpft (...) trifft das für das Geld nicht mehr zu (...). Eine nachdenkliche Angelegenheit für so manche, die in jeder Art von Abstraktion eine (...) Abkehr von der Wirklichkeit sehen und dem >Abstrakten< keinerlei Art von Existenz zubilligen möchten.«[14]

Wie in einem Brennpunkt konzentrieren sich in diesen Formulierungen all jene Grundprobleme der Wert- und Geldtheorie, in denen sich die ganze Bodenlosigkeit der nationalökonomischen Grundbegriffe manifestiert; hier läßt sich handfest die Stichhaltigkeit der frühen Thesen von Marx und Engels demonstrieren, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, jene Grundbegriffe vom »Standpunkt der Nationalöko-

nomie« her zu thematisieren: im Geld werden »absolute und objektive Werthe« existent, »erscheint« der »abstrakte Wert«.

Es sind diese »reellen Mystifikationen« (13/35), die die unreflektierten und ökonomisch auch gar nicht reflektierbaren »Voraussetzungen« der mathematischen Ökonomie neoklassischer oder neoricardianischer Provenienz ausmachen; die Unhaltbarkeit ihres wissenschaftlichen Anspruchs tritt zutage, sobald man sich die Konsequenzen jener resignierenden Erkenntnis vor Augen führt, zu der Simmel als Anhänger der subjektiven Wert- und Geldtheorie gelangte: geht es um jenes »Reich von Werten, das mehr oder weniger vollständig von seinem subjektiv-personalen Unterbau gelöst ist«,[15] so ist das, »was wir durch Wert*beweise* einsehen, immer nur die Überleitung eines bestehenden Wertes auf neue Objekte (...), dagegen weder das Wesen des Wertes selbst noch der Grund, weshalb er ursprünglich an denjenigen Gegenstand geheftet wurde, der ihn nachher auf andere ausstrahlt. Gibt es erst einmal einen Wert, (...) ist seine Weiterentwicklung verstandesmäßig zu begreifen (...). *Daß* es ihn aber gibt, ist ein Urphänomen.«[16]

Die Analyse der unreflektierten »Voraussetzungen« des Neoricardianismus - die Formen »relativer Preis«, »Wertstandard«, »Wertaggregate«, »Preis« überhaupt würde rasch zu ähnlichen Resultaten führen; er wie seine Zwillingsschwester, die Neoklassik, sind in unmittelbarer Nähe einer Metaphysik angesiedelt, die ihren wissenschaftlichen Selbstverständnis Hohn spricht: das, womit sie es tagtäglich zu tun haben, das sie in einem fort berechnen, sind »Urphänomene« - »Sachen außer dem Menschen« - die sich wirtschaftswissenschaftlich jeder >reductio ad hominem< entziehen; dem aus analytischer Sicht erhobenen Vorwurf »mathematizistischer Pseudowissenschaft« wird man aus der Perspektive der Formanalyse kaum widersprechen können.

Dabei sind die Reflexionsdefizite des Neoricardianers weit frappierender als die des Neoklassikers: fühlt letzterer irgendwie die Notwendigkeit einer Werttheorie, so meint ersterer allen Ernstes des Nachdenkens über das Objekt seiner Berechnungen, des Wertdings, enthoben zu sein. Dabei führt gerade bei Joan Robinson die Denunziation der Werttheorie als »Metaphysik« zu groben Formen der Verdinglichung, Selbstwidersprüchen und Scheinsätzen.

So gilt ihr Geld als ein »Wertspeicher« - es soll geeignet sein zur »Speicherung von Wert«;[17] ausdrücklich betont sie, daß in ihren Dar-

legungen »jedes Symbol einen Wert darstellt«[18] - und dies in einem Lehrbuch, demzufolge die Werttheorie »keinerlei faktische Informationen vermittelt«, noch »logische Beziehungen beschreibt«[19]. Wenn jedes wirtschafts->wissenschaftliche< Symbol »einen Wert darstellt«, wird sich der Neoricardianer ebenso bewußtlos solcher Termini bedienen wie der Neoklassiker: »Wertstrom«, »Wertvolumina«, »Wertbreiten«, »Wertgleichung«, »Wertsumme«, »Wertprodukt« etc. - kurzum durchweg »metaphysische Begriffe«.

So kann man nur zu der frappierenden Feststellung gelangen, daß der anti-werttheoretische Neoricardianer weit hinter das Reflexionsniveau jener anti-werttheoretischen Attacken zurückgefallen ist, die seinerzeit den Ricardianer in Bedrängnis brachten und Marxens Überzeugung bekräftigten, daß vom »Standpunkt der Nationalökonomie« dieser Disziplin nicht mehr auf die Beine zu helfen ist: »Wert (...) wird nicht bloß absolut gebraucht, statt relativ, als eine Eigenschaft von Dingen, sondern (...) von manchen im Sinne einer meßbaren Ware benutzt. >Einen Wert besitzen<, >einen Teil des Werts übertragen< (...) >die Summe oder Gesamtheit der Werte< usw. - ich weiß nicht, was das alles sagen will.«[20]

Da der Neoricardianer über keine eigene Geldtheorie verfügt, dürfte er sich bedenkenlos jener Beschreibung der Geldfunktionen anvertrauen, die wir einem modernen Lehrbuch der »monetären Theorie« entnommen haben. Dort läßt sich allerlei »Metaphysisches« erfahren: »Geldfunktionen lassen sich in drei Komplexen zusammenfassen: Geld als Wertmesser, Geld als Wertspeicher und Geld als Wertüberträger«. Es »besagt die Wertmesserfunktion (...), daß der Wert aller in einem Jahr erzeugten Güter (...) zusammenaddiert und (...) deren Gesamtleistung als Sozialprodukt ermittelt werden kann.«[21] Der »Wert«, jenes mysteriöse Etwas, wird also »gemessen«, »gespeichert«, »übertragen«, und zu Mengen, Breiten oder Volumina »addiert«; ja er pflegt sogar »im Kreis« zu »laufen«. Statt nun mit Bailey hartnäckig zu konstatieren, »ich weiß nicht, was das alles sagen will«, fühlt sich hier auch der Neoricardianer ganz in seinem Element und erweist sich wie jeder Ökonom als Repräsentant des »Fetischismus« anders gesprochen: als Anhänger einer obskurantistischen Metaphysik des Werts.

Die interessanteste Funktion läßt der Ökonom jedoch das Geld als »Wertmesser« oder »abstrakte Recheneinheit« ausüben. Schon Gottl pro-

testierte gegen jene »Fabeleien« der Ökonomie, wonach das Geld ein »Messendes« sei, denn es drängt sich die Frage auf: »wer soll da eigentlich messen, wann soll es geschehen, und was in aller Welt soll da erst aus einer Messung hervorgehen?«[22] *»Alle Messung kommt da längst zu spät, wo das Ausmaß gleich zahlenhaft geboren wird.«*[23]

Doch diese treffliche Feststellung, die die neoklassische Ökonomie ebenso als eine gigantische »Fabelei« entlarvt, wie sie auch den Eckstein der neoricardiamschen Modellschremerei - ihren ominösen »Wertstandard« - zerstört, vermag in jener Disziplin, die sich zu Unrecht als Wissenschaft begreift, nur noch Ratlosigkeit zu hinterlassen: geht es hier doch um die von Soda, Ohno und Lederer herausgestellte Funktion des Geldes als des »Apriori« aller ökonomischen Grundbegriffe, kurzum um das Problem der Konstitution des Wertdings.

Dem Apologeten der etablierten Ökonomie stellt sich diese Konstitution bloß noch in Gestalt kindlicher »Fabeleien« dar: »Durch das Geld wird es möglich, ungleiche Dinge - wie Apfelsinen, Lehrbücher und Flugreisen - zu addieren. Alle Güter und Dienste lassen sich in Geld ausdrücken und damit auf einen Nenner bringen«, einen »Generalnenner«.[24] Es sei dessen Funktion, »die ungleichen realen ökonomischen Werte (...) durch die *Recheneinheit«* zu »addieren, vergleichen und zueinander in Beziehung« zu setzen.[25] Da in Wahrheit »niemand mißt und nichts gemessen wird«,[26] sondern wir quasi—apriorisch die Dinge immer schon als gleiche vorfinden, versperrt sich die mathematische Ökonomie mit dergleichen »Fabeleien« den Zugang zu jenen Grundproblemen der Ökonomie, die im Gegensatz zum »ökonomischen plebs« immer schon die »tieferen Oekonomen« befaßt haben. (II.3.5/1630)

So weiß Wicksell, daß »niemals eine völlig durchgeführte Theorie des Geldes und seiner Funktionen aufgestellt worden ist«; er konstatiert, daß dieses Gebiet »zu den am wenigsten erforschten innerhalb der ganzen theoretischen Nationalökonomie gehört«;[27] für Schumpeter ist die Gemeinplätzlichkeit, die völlige Interesselosigkeit (...) ein Charakteristiken geldtheoretischer Arbeiten«;[28] klipp und klar wird hier festgestellt, daß »die Nationalökonomie weder über eine Geldtheorie verfügt, noch jemals verfugt hat«;[29] es waren nicht zuletzt diese Probleme, die den späten Schumpeter, der sich nicht entschließen konnte, sein Manuskript über das *Wesen des Geldes* zu publizieren, zu der Frage

führten, ob die »Wirtschaftslehre überhaupt eine Wissenschaft« zu werden vermag.[30]

Ich übergehe die Diskussionen der zwanziger Jahre, die im Grunde von jener bemerkenswerten These des Mitbegründers der modernen, akademischen Geldtheorie, Georg Friedrich Knapp, ausgelöst worden sind, daß wir es im Fall des Geldes mit einem letztlich Unergründlichen, also einem »Urphänomen« zu tun haben: »Eine wirkliche Definition des Zahlungsmittels dürfte schwerlich zu geben sein; ebenso wie man in der Mathematik nicht sagen kann, was eine Linie oder was eine Zahl ist«.[31] Wiederum zeigt sich, daß die akademische Ökonomie genötigt ist, den Wert oder eine Form des Werts als »Sache außer dem Menschen« zu behandeln: Geld wird jenen mathematischen Gebilden gleichgesetzt, deren menschliche Genesis als fragwürdig behauptet werden kann. »Wenn man etwa sagen wollte: Zahlungsmittel ist (...) Trägerin von Werteinheiten, - so wäre dies ganz in unserem Sinne gesprochen. Aber es sei ferne, dies als eine Definition auszugeben«. Jene Definition ist dem modernen Ökonomen zumeist kaum noch »ferne«; weit eher Knapps Begründung, warum sie als eine Leerformel zu beurteilen ist: »denn dabei wird die Werteinheit als eme selbstverständliche Vorstellung behandelt - was sie gar nicht ist«. (!!!)[32]

Gottls lapidare Feststellung, daß »niemand mißt und nichts gemessen« wird, da wir quasi-apriorisch Heterogenes je schon als Homogenes, Abstraktes und so »Gemessenes« vorfinden, gibt der etablierten Ökonomie jene »Rätsel« auf, die sich eben bloß als die wundertätige Funktion eines »Wertstandards« beschreiben lassen, Ungleiches gleich zu machen - eine jener »intellektuellen Verwirrungen« der modernen Ökonomie, die Joan Robinson als Fundament der eigenen Theorie, als die »dull Störy« oder das »Mythologem«[33] nicht bloß der Neoklassik, sondern auch des Neoricardianismus zu charakterisieren vermöchte; Walras oder Sraffa, beide lassen sie mit dem »Zauberstab«[34] des »Numéraire« oder »Wertstandards« Meßoperationen durchführen, die Gottl zu Recht als »schlechten Witz«[35] abzufertigen vermochte; beide wissen nicht wovon sie reden: nämlich von Wert qua Wertstandard im Sinne jenes Werts, der sich im geldtheoretischen Kontext von Simmel gar nicht anders als ein »tatsächlich« gegebener, »objektiver« und »absoluter« beschreiben ließ, der weder im neoklassischen, noch im neoncardianischen Sinn zu existieren vermag; was im werttheoretischen

Kontext sowohl von der subjektiven wie von der neoricardianischen Schule dezidiert zurückgewiesen wird - die Existenz von »absoluten« und »objektiven« Werten -, wird durch eine Hintertür, nämlich sowohl im geld- wie im kapitaltheoretischen Kontext in die ökonomische Theorie wieder eingeschmuggelt.

Das neoklassisch-neoricardianische »Mythologem« vom »Wertstandard« deckt sich im Wesentlichen mit jener geldtheoretischen Doktrin, die Marx in einem Kapitel der *Kritik* als »Lehre von der *idealen Maßeinheit des Geldes«* (13/59 f.) als prägnantesten Ausdruck der ökonomischen »Sache außer dem Menschen«, anders ausgedrückt: des ökonomischen »Fetischismus« kritisiert hat. Dieser Abschnitt verdient deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil hier die Ökonomie noch in methodologischer Naivität gedankenlos das ausplaudert, was sie sich bewußt oder bewußtlos vorzustellen pflegt, wenn sie ihre »abstrakte Recheneinheit« jene ominösen Akte der Gleichsetzung des Ungleichartigen vollziehen läßt. Heute wie damals hält sie sich dabei an die »*Erscheinung* des Geldes in der Zirkulation als *Maßstab der Preise«* (13/63); heute wie damals findet »Verwechslung« statt »zwischen Maß der Werte und Maßstab der Preise« (13/62), wobei wie damals Berkeley und Steuart heute Walras und Sraffa[36] in der modernen Theorie mit ihrem »Numeraire« oder »Wertstandard« sich buchstäblich *»nichts,* nämlich den abstrakten Wertbegriff vorstellen«. (Ebd.)

Es sei dem Neoklassiker wie dem Neoricardianer als den modernen Vertretern jener »tollsten Theorien« daher empfohlen, sich recht genau mit dem Ursprung ihres »Mythologems« vertraut zu machen, das als Eckstein ihren Modellen zugrunde liegt, die insofern zu Recht als »mathematizistisch-pseudowissenschaftlich«[37] gekennzeichnet worden sind: »Sir Robert Peel (...) fragt: Was wird eure Pfundnote repräsentieren? Was ist ein Pfund? ... Was (...) ist zu verstehen unter der gegenwärtigen Maßeinheit des Wertes? (...) 3 Pfd (...), bedeuten sie eine *Unze Gold* oder ihren *Wert?* (...) Wenn eine Unze = 3 Pfd. St. (...), warum war sie zu verschiedenen Zeiten bald 5 Pfd. St. (...) bald 3 Pfd. St. (...) wert? (...) Das Pfund ist eine *ideale Einheit«.*[38]

Diese von Marx zitierte Zusammenfassung der antagonistischen Positionen im englischen Währungsstreit von 1819 bis 1845 vermag auch den Gegenstand der deutschen, von Georg F. Knapp ausgelösten Nominalismus-Metallismus-Kontroverse zu charakterisieren: die »ideale

Einheit« der englischen Kontroverse deckt sich völlig mit der abstrakten »Werteinheit« der deutschen: in beiden Fällen geht es um das Wesen der »Maßeinheit des Wertes«, also des »Wertstandards« oder »Numéraire«.

Es ist leicht zu erkennen, daß den eigentlichen Gegenstand dieses Streits eine Gleichung bildet: »eine Unze Gold ist wert 3 Pfd. St.«, oder sie vermag auch mehr oder weniger als »3 Pfd. St. (...) wert« zu sein. Die Unze Gold wird demnach »gemessen« an einer »idealen Einheit«, »Pfund Sterling« genannt, bzw. »Mark« oder »Dollar«. Die der etablierten Geldtheorie zugrundeliegende Gleichung - handle es sich um den sog. Münzpreis oder die »Normierungsgieichung« der neoklassischen und neoricardianischen Modelle - ist nun allerdings eine Gleichung eigentümlicher Art, die, obwohl eine Wertgleichung, sich dennoch der werttheoretischen Analyse entzieht. Dies ist um so merkwürdiger, als das eine Glied der Gleichung die sog. »Werteinheit« darstellt, die Einheit also jenes Wertes, der selbst von den Anhängern der subjektiven Werttheorie wie Simmel und Lukas als »abstrakter«, »objektiver« und »absoluter« Wert charakterisiert werden muß - eben als »Wert schlechthin«.[39]

Wie Ernst Wagemann und Gottl zeigten, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, diesen »abstrakten wirtschaftlichen Wert«[40] auf der Grundlage der subjektiven Wertlehre österreichischer oder Lausanner Provenienz zu thematisieren; Wagemann und Gottl folgern hieraus zu Recht die nationalökonomische Untauglichkeit jener sog. Werttheorien: sie setzen in Gestalt des »Wertstandards« immer schon das voraus, was es abzuleiten gälte.

Ihr Unvermögen verbirgt Wicksell hinter einem methodologischen Trick. Während Marx die »Analyse der einfachen Geldformen« - des »schwierigsten, weil abstraktesten Teils der politischen Ökonomie« (29/573) - als den terminus ad quem der Werttheorie qua Wertformanalyse begreift, meint Wicksell aus seiner werttheoretischen Not eine methodologische Tugend machen zu können. Es müsse gelegentlich selbst von solchen »Verhältnissen« abstrahiert werden, »die an sich außerordentlich wichtig sind; und zwar aus dem Grunde, weil das betreffende Problem infolge seiner komplizierten Natur auf andere Weise keine rationelle Behandlung gestattet. So sehen wir in der Wertlehre zunächst von den Funktionen des Geldes ab, die doch (...) in gewisser

Hinsicht eine wesentliche (!!!), nicht nur eine sekundäre Bedeutung haben«.[41]

Nirgendwo wird Wicksell oder irgendein anderer maßgeblicher Repräsentant der subjektiven Ökonomie den Versuch unternehmen, den hier expressis verbis als »wesentlich« erkannten Zusammenhang von Wert und Geld, genauer: zwischen Wert und den Funktionen des Geldes vom »Standpunkt der Nationalökonomie« zu analysieren. Wohlgemerkt, es handelt sich hier nicht um jenes Problem, das unter dem Titel »Dichotomie von Wert- und Geldtheorie« den subjektiven Ökonomen immer wieder neue Lösungsversuche ersinnen läßt; es geht also nicht um das kontroverse Verhältnis von »relativen« und »absoluten« Preisen, sondern um das von relativem und absolutem Wert. Simmel und Wilken werden diesen Versuch unternehmen, doch gewannen beide die Erkenntnis, daß sich nur von einem »Standpunkt jenseits der Nationalökonomie« das nationalökonomisch eminent bedeutsame Verhältnis von Ware und Geld kategorial auch nur benennen läßt.

Und was den Neoricardianer betrifft, so treffen ihn analog jene Vorwürfe, die Marx der anti-werttheoretischen Position Baileys vorhielt; interessierte sich Bailey ebenso wie später Gustav Cassel bloß für das, »was fertig vorliegt«, die Geldpreise nämlich, so der Neoricardianer ebenso für bloß »Fertiges«, den »Wertstandard«, den »Preis der Arbeit«, für »Wertaggregate« etc.; analog läßt sich also gegen den Neoricardianer formulieren: »Wir finden« den Wertstandard und damit auch die »values gemessen, ausgedrückt in den prices vor. Wir können uns also damit begnügen, (...) *nicht* zu wissen, was der Wert ist. Die Entwicklung (...) des Geldes als Maßstab der Preise verwechselt er mit dem Auffinden des *Begriffes des Werts* selbst«. (26.3/160 f.)

Nun ist in nichtmarxistischer Sicht der ominöse »Wertstandard« nur in Gestalt jener ominösen Wertgleichung gegeben: »x Unzen Gold sind wert y Pfund Sterling, z Dollar etc.« Sehen wir einmal davon ab, daß Geld hier doppelt gegeben ist - einmal als Tauschmittel und sodann als »ideale Einheit« - und Wilkens Nachweis zufolge das Verhältnis beider, damit die Struktur jener Gleichung ökonomietheoretisch unfaßbar bleibt, so drängt sich doch immer wieder die Frage auf, was sich der Neoklassiker wie der Neoricardianer denn eigentlich zu denken pflegt, wenn von »Wertstandard« qua »Werteinheit« die Rede ist? Was begreifen

sie in diesem Kontext unter »Wert«? Wird man also mit Marx tatsächlich sagen dürfen, daß sie sich »damit begnügen (...) nicht zu wissen, was der Wert ist«? Marx fand seinerzeit bloß zwei Antworten vor - eben jene, die ihm als »tollste Theorien« galten: die »ideale Einheit« Pfund, Dollar etc. war für Castlereagh »a sense of value in reference to currency as compared with commodities«.[42] Es ist nicht recht zu sehen, ob und wie der Neoklassiker eine solche oder ähnlich geartete Definition der *Wert*einheit werttheoretisch zu thematisieren vermöchte; dem Neoricardianer sind solcherlei »Wertempfindungen« ohnehin suspekt.

Die zweite Antwort auf die Frage nach dem Wesen der abstrakten »Werteinheit« - im Marxschen Sinn die zweite Version jener »tollsten Theorien« (13/55) - dürfte dem Neoricardianer wie dem Neoklassiker zunächst einmal ganz und gar inakzeptabel erscheinen: es seien »Pfd. St., sh. usw. (!!) Namen für eine bestimmte Summe, Wertatome (!!)« (13/66), »Pfund Sterling, Mark, Dollar usw.«, als sog. »Werteinheiten« in der Tat bloß als »ideale Einheiten« beschreibbar, sollen »ideale Wertatome« (13/60) repräsentieren. Dies scheint auf den ersten Blick »verrückt«; da sich aber auf die Frage nach der »Substanz« dieser Einheiten offenkundig weder Arbeit noch Nutzen erkennen läßt, kann es nicht verwundern, daß ähnliche Antworten tatsächlich gesucht worden sind.

Wir sahen, daß jener Autor, der im 20. Jahrhundert die Diskussion über die abstrakte »Werteinheit« der Geldtheorie erst wieder in Gang gebracht hat, sich der unergründlichen Tragweite jener Problematik voll bewußt war; das die Ökonomie seiner Zeit das »Rätsel« der Werteinheit verdrängte, ließ ihn in der an Marx erinnernden Weise vom »Spatzengehirn«[43] der Nationalökonomen reden. Tatsächlich waren es gerade philosophisch gebildete Nationalökonomen wie vor allem Folkert Wilken, die sich der Knappschen Tendenz zum geldtheoretischen Agnostizismus zunächst einmal widersetzten, um ihn späterhin freilich doch noch mehr oder weniger stillschweigend zu akzeptieren.

Den Ausgangspunkt all jener »tollsten Theorien« der deutschen Geldtheorie bildet die nominalistisch kaum bestreitbare Feststellung: »Wenn Geld nichts Materielles sein kann, muß es wohl oder übel etwas Immaterielles sein, wenn man nicht seine Existenz überhaupt abstreiten will«.[44] In der Tat, Gold als Gold und Papier als Papier ist kein Geld; als »Wert« ist es jedoch sinnlicher Wahrnehmung unzugänglich - Geld und Geldkapital lassen sich weder sehen noch riechen: bekannt-

lich stinken sie nicht. Insofern trifft die Redeweise von der »Immaterialität« des Geldes zweifellos etwas Richtiges. Ausnahmslos ist in der einschlägigen Literatur von ähnlichem die Rede: es seien »die Geldobjekte eine Art geistiger Objekte«;[45] sie stellen eine »rein geistige Seinsart« dar;[4''] es »ist die Geltung, welche jedem geistigen Sein aus sich heraus innewohnt«, und daher sei Geld ein rein *»gedankliches Sein,* eine *ideale Gegebenheit«,*[47] eine »geistige Tatsache von eigenem Sein«.[48]

Die Ware-Geld-Relation hat zahlreiche Aspekte, die hier nicht einmal ansatzweise einigermaßen vollständig referiert werden können; unter kredittheoretischen Aspekt sei hier vor allem auf die exzellente Arbeit Valentin Wagners verwiesen, der den überzeugenden Nachweis zu führen vermag, daß die »grundlegendsten Elemente« der Kreditlehre von Marx bestehen bleiben und bei ihm »die mannigfaltigsten und ausgebildetsten Ansätze einer umfassenden Grundlegung vorhanden sind«.[49] Diese »Grundlegung« hätte sich um eine umfassende Bestandsaufnahme all jener »Paradoxien«[50] und »Anomalien«[51] der Geldpolitik zu kümmern, die fachkundigen Aussagen zufolge der »Substanz« nach mit den Kontroversen des 19. Jahrhunderts »vergleichbar sind«:[52] »Die >Quantitätstheorie< ist die älteste nationalökonomische Theorie, und der *Streit* um die Quantitätstheorie ist so alt wie sie selbst und wird (...) so lange weitergehn, (...) als es freie Preisbildung (...) gibt«.[53] Hier ist also das Gebiet, wo oft unumwunden ausgesprochen wird, daß es ein Wesensmerkmal des Ökonomen ausmacht, daß er »von Gegensätzen lebt« (1/501), »sich in Gegensätzen herumtreibt«. (1/505 f.) Und niemand wird noch bezweifeln wollen, daß dieser ewige Streit über den Faktor U, die Priorität entweder der Geld- oder der Güterseite etc. seinen Grund letztlich in der paradoxen Verfaßtheit der geldtheoretischen Grundbegriffe selbst hat. Tatsächlich ist hierzu längst schon alles Nötige von Marx gesagt worden, und mir ist kein etablierter Geldtheoretiker bekannt, der sich der Marxschen Argumentation jemals ernsthaft gestellt hätte:[54] Im Sinne ihres Begründers, David Hume, »begnügt« sich die Quantitätstheorie mit dem, was Marx als eine »begriffslos dumpfe Vorstellung« geißelt, daß nämlich »jede Ware als aliquoter Teil der gesamten Warenmasse sich gegen einen (...) Teil der Goldmasse austauscht. Die prozessierende Bewegung der Waren (...) ist (...) ausgelöscht, und an ihre Stelle tritt die (...) mechanische Gleichsetzung zwischen der Gewichtsmasse der (...) edeln Metalle und der (...) Waren-

masse« (13/139 f.); sie stellt »mechanisch die Waren auf die eine und das Geld auf die andre Seite« (13/140), so daß »sich dann ein aliquoter Teil des Warenbreis mit einem (...) Teil des Metallbergs austausche«. (23/138) »Wie aber (...) inkommensurable Gebrauchswerte sich en masse mit der in einem Land befindlichen Gold- oder Silbermasse austauschen sollen, ist völlig unbegreiflich.« (23/138 Fn.)

Die Frage, wie jenes Verhältnis von »Warenbrei« und »Metallberg« zu interpretieren sei, ob als Gleichung oder Tautologie, wie die einzelnen Faktoren zu präzisieren und welche Variable womöglich als unabhängige auszuzeichnen ist, dieser Rattenschwanz von Problemen füllt die Bibliotheken der Ökonomie. Sofern sich die Probleme jeder monetären Konjunkturtheorie in der Interpretation dieser Gleichung konzentrieren, ist es sicher gerechtfertigt, wenn Simmel von der »ungeheuren Wichtigkeit jener absoluten und fundamentalen Gleichung«[55] spricht.

Das ist vom Standpunkt der etablierten Ökonomie zweifellos richtig: einmal deshalb, weil sie als vordialektische genötigt ist, »mechanisch die Waren auf die eine und das Geld auf die andre Seite« zu setzen; zum andern weil sie sowohl in ihrer neoklassischen als auch in ihrer neoricardianischen Variante genötigt ist, »Waren ohne Preis und Gold und Silber ohne Wert« (13/139) einander »mechanisch« gegenüberzustellen. Wie anders soll sich der absolute Preisstand denn auch sonst ermitteln lassen?

Wir sahen, daß schon Simmel dieses Verhältnis als ein solches begriff, daß »mit der Logik eben nicht auszuschöpfen« sei, ist doch »der Werth von A auf den von B, oder der von B nur auf den von A gegründet«.[56] Gottl spricht hier trefflich von einem »wirtschaftlichen Zirkel«: »Zählgeld und Wirtschaftliche Dimension bedingen sich im Grund und Wesen gegenseitig. Ohne Zählgeld gibt es keine Wirtschaftliche Dimension, doch wieder nur dadurch, daß es Wirtschaftliche Dimension stiften hilft, steht etwas als Zählgeld in Kraft.«[57] »Offenkundig muß doch wieder die Wirtschaftliche Dimension heran, um die Deutung der Einheit zu gewähren, aus der sie selber sich aufbaut«.[58] Die »Zwickmühle« ist für ihn die »Quadratur des wirtschaftlichen Zirkels«[59] und als eine solche Quadratur für Simmel, Gottl und Marx gleichermaßen einer der tieferen Gründe, den »Standpunkt der Nationalökonomie« transzendieren zu müssen.

Für den Sachverhalt der »Wirtschaftlichen Dimension« wäre »eigentlich Wert< der sprachrichtige Name«. Gottl meidet diesen Begriff oder sucht ihn vielmehr in all seinen mannigfaltigen Aspekten zu durchleuchten; er meidet ihn jenes »gräßlichen Durcheinanders« wegen, »das von der Theorie eines ganzen Jahrhunderts um dieses Wort >Wert< herum angerichtet wurde«.[60]

Dabei sei der Tatbestand dessen, was die Ökonomie als ihr Existenzmedium, ihre »Dimension« zu begreifen hätte, »förmlich mit den Händen zu greifen«, obwohl er eben bei »schärferem Zusehen«, das die Ökonomie wohlweislich meidet und nach Schumpeter auch meiden soll, nur so »von Problemen starrt«: Allen ökonomischen »Objekten steht ja irgendwie eine Länge zu, oder ein Gewicht, oder eine Temperatur, oder ein Alter. Nun, gar nicht anders heftet sich an diese Objekte gemäß ihrem Verhältnis zur Wirtschaft eine *charakteristische Zahl,* vom Sinn einer *geltenden Größe.«*[61] »Die Wirtschaftliche Dimension (...) kommt zwar auch vom Persönlichen, soweit sie nämlich auf Preise zurückführt; sie geht auch wieder zum Persönlichen, soweit sie den Willen der Tauschenden bestimmt. Sie selber jedoch löst sich von der Person, hebt sich über die Person hinaus, besagt in diesem Sinne etwas *Uberpersönliches.«*[62]

Die »Wirtschaftliche Dimension«, das ist eben jene Qualität, die bewirkt, daß aus »reinen Zahlen«, aus den Objekten der Mathematik, »benannte Zahlen werden«, Objekte der Ökonomie; die sich an die sinnlichen, naturwissenschaftlich meßbaren Objekte »heftenden«, quasi-apriorisch gegebenen »charakteristischen Zahlen« sind eben jene »kabbalistischen Zeichen« DM, Dollar, Pfund Sterling etc. Wer wollte bezweifeln, daß sie im Gegensatz zu den Realobjekten der Naturwissenschaften »vom Persönlichen« herkommen, von Menschen produziert und beständig reproduziert werden; doch jene Zahlen als »benannte« heben sich über die Person hinaus, das mit ihnen behaftete Ding wird zu einer »Sache außer dem Menschen«, einem Fetisch. Es findet ein »Umkippen« des »Persönlichen« in »Unpersönliches« statt; und an der Klärung dieses »Umkippens« scheitere der Versuch, aus dem »Atomismus«, dem »Gegenspiel vereinzelter Handlungen«, die »Wirtschaftliche Dimension« begreifen zu wollen.

Hier sieht Gottl den eigentlichen Grund, warum der »methodologische Individualismus« in der Sozialwissenschaft scheitern muß.[63] Wie

bei Marx und Simmel sind es Sachgründe, ist es die »eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes« (1/296), sind es also keine mathematischen, weswegen allein der sog. »Holismus« oder »Essentialismus« die Sozialökonomie als eigenständige Disziplin zu begründen vermag.

Das Problem der »Quadratur des wirtschaftlichen Zirkels« - das Paradebeispiel einer künftigen ökonomischen Aporienlehre - bildet im Anschluß an die Hegeische Logik das ursprüngliche Problemfeld der Marxschen Werttheorie. Die Aufgabe, die von Simmel, Gottl etc. aufgezeigten Aporien aufzulösen, andererseits die Grundlagen der wirtschafts-»wissenschaftlichen« Wert- und Geldtheorie, inclusive der neoricardianischen Theorie der »relativen Preise« zu destruieren, könnte man so formulieren, daß Marx das Problem des »wirtschaftlichen Zirkels« - von Simmel und Gottl als Verhältnis von preisbestimmter Ware und Geld, somit als monetäres gefaßt - logisch ursprünglicher, auf der Ebene einer »niederen Form« ansetzt: auf der prämonetären Ebene des Verhältnisses von »relativer Wertform« und »Äquivalentform«; auf der Ebene nicht der »Zirkulation«, sondern eines *formunterbestimmten »Austauschprozesses« formunterbestimmter Waren:* »Relative Wertform und Äquivalentform sind zueinander gehörige, sich wechselseitig (!!) bedingende (!!), unzertrennliche Momente (!!), aber zugleich (!!) einander ausschließende (!!) oder entgegengesetzte Extreme, d. h. Pole desselben Wertausdrucks«. (23/63)

Hier wird exakt jene Verschränkung ökonomischer Dinge formuliert, die dem Ökonomen bewußtlos vorschwebt und von Simmel und Gottl mehr oder weniger vage beschrieben worden ist. Was jedoch weder von den einen, noch von den anderen bedacht worden ist, sind die letztlich selbstaufhebenden Konsequenzen dieser Struktur, die dann zutage treten, wenn nicht bloß in obiger Weise der »Inhalt der Form selbst«, also der »Formgehalt des relativen Werthausdrucks« (II.5/32 Fn.) untersucht, sondern diese Wertform verallgemeinert und als das formale Gefüge des Modells einer Naturaltauschwirtschaft bestimmt wird. Es geht dabei näher um die Erkenntnis, daß auch im Fall des Modells einer Naturaltauschwirtschaft, in der jeder für alle und alle für jeden arbeiten, die »relative Wertform« einer Ware »unterstellt (...), daß irgendeine andre Ware sich ihr gegenüber in der Äquivalentform befindet. (...) Diese andre Ware, die als Äquivalent figuriert, kann sich

nicht gleichzeitig in relativer Wertform befinden. (...) Dieselbe Ware kann also (...) nicht gleichzeitig in beiden Formen auftreten.« (23/63)

Tatsächlich besteht eine der unreflektierten »Voraussetzungen« der nationalökonomischen Konstruktion prämonetärer, naturwirtschaftlicher Tauschmodelle eben darin, daß jede Ware eine aktive und zugleich deren Gegenteil, eine passive Rolle spielen soll: jede Ware bezieht sich auf eine andere als ihre Äquivalentform und dient doch selbst einer anderen Ware als Äquivalent; sie soll sich also zugleich in »relativer Wertform« und in »Äquivalentform« befinden können. Dies ist die absurde Konsequenz, die mit der Verallgemeinerung der »Form II« zum Modell einer prämonetären Naturaltauschwirtschaft gesetzt ist. Eine Pluralität von Formen des Typus II ist jedoch eine Denkunmöglichkeit. »In der Form II kann immer nur je eine Warenart ihren relativen Wert total entfalten«. (23/82) In diesem Modell »gilt jedem Warenbesitzer jede fremde Ware als besondres Äquivalent seiner Ware (...). Da aber alle Warenbesitzer dasselbe tun, ist keine Ware allgemeines Äquivalent (...). Sie stehn sich daher überhaupt nicht gegenüber als Waren, sondern als Produkte oder Gebrauchswerte.« (23/101)

Der Begriff »Austauschprozeß« bezeichnet lediglich den »Stoffwechsel der gesellschaftlichen Arbeit« (23/120) und ist als solcher eine Abstraktion. »Wirklich« ist der Austauschprozeß von Waren, im Unterschied zum Austauschprozeß von »Produkten« immer nur in zwei Formen: entweder als »unmittelbarer Tauschhandel« - »die naturwüchsige Form des Austauschprozesses« (13/35) oder aber als »Zirkulation«. Der im zweiten Kapitel thematisierte »Austauschprozeß« ist aber weder das eine noch das andere. Marx will zeigen, daß er daher »Widersprüche«, »widersprechende und einander ausschließende Bestimmungen einschließt«. (23/118) Tatsächlich besteht das Paradoxe der Marxschen Thematisierung des »Austauschprozesses« im zweiten Kapitel offenkundig darin, daß er scheitern soll. Dies tritt noch deutlicher in dem einschlägigen Abschnitt der *Kritik* hervor, wo es heißt, daß er ein »Ganzes widersprechender Forderungen« darstellt, »indem die Erfüllung einer Bedingung unmittelbar gebunden ist an die Erfüllung ihres Gegenteils«. (13/30)

Dieses in der Geschichte der Marx-Rezeption und Marx-Kritik fast durchweg unterschlagene oder ganz unzulänglich[64] behandelte Kernstück der Marxschen Dialektik und in gewisser Weise seiner ökonomi-

schen Dialektik überhaupt, ist offenkundig nicht bloß gegen Proudhon gerichtet; in dieser polemischen Einstellung wäre es heute auch ganz antiquiert. Sein adäquates Verständnis hat zunächst einmal davon auszugehen, daß hier keineswegs der prämonetäre Austauschprozeß in Gestalt des »unmittelbaren Produktenaustausche« thematisiert wird; denn hierzu heißt es eindeutig: er »hat einerseits die Form des einfachen Wertausdrucks und hat sie andrerseits noch nicht. Jene Form war x Ware A = y Ware B. Die Form des unmittelbaren Produktenaustausches ist: x Gebrauchsgegenstand A = y Gebrauchsgegenstand B.« (23/102)

Welches sind also jene Prozesse des Austauschs, die im zweiten Kapitel nicht zustande kommen, und was sind das für »Warenbesitzer«, deren Handlungen einander »widersprechen«? Wenn es sich weder um »Käufer« und »Verkäufer«, aber ebensowenig um die Repräsentanten arkadischer Gemeinwesen handeln kann, so muß es sich um formunterbestimmte Konstruktionen der ökonomischen Theorie handeln, die hier einer Formkritik unterzogen werden, also um Modellfiguren. Eine Passage in der Erstausgabe des *Kapital* bringt am klarsten zum Ausdruck, daß die Fortbildung und Verallgemeinerung prämonetärer Warenformen schließlich zu ihrer Selbstaufhebung führen muß: »Die allgemeine Aequivalentform kommt immer nur einer Waare zu im Gegensatz zu allen andern Waaren; aber sie kommt jeder Waare im Gegensatz zu allen andern zu. Stellt aber jede Waare ihre eigne Naturalform allen andern Waaren gegenüber als allgemeine Aequivalentform, so schließen alle Waaren alle von der allgemeinen Aequivalentform aus und daher sich selbst von der gesellschaftlich gültigen Darstellung ihrer Werthgrößen.« (II.5/43)

Auch hier wird gezeigt, daß der Versuch, einen Austauschprozeß prämonetärer Waren zu konstruieren, scheitern muß; auch hier kann nicht von archaischen Prozessen die Rede sein, da immer schon »Waren« und nicht »Produkte« den Ausgangspunkt der Formentwicklung bilden; dabei stellt sich dasselbe Resultat ein, daß die Warenform »verschwindet« und sich bloß noch Produkte gegenüberstehen.

Es ist hier nicht der Ort, die Marxsche Dialektik von Ware, Geld und Austauschprozeß ausführlicher zu diskutieren; es geht mir allein darum, Sinn und Zweck dieser Operationen zu verdeutlichen. Und da es Marxens erklärte Absicht ist, eine »Kritik der ökonomischen Kate-

gorien« (13/10) und ihrer vordialektischen Thematisierung zu erarbeiten, liegt die Vermutung nahe, daß die Explikation dieser Widersprüche das Ziel verfolgt, die unreflektierten »Voraussetzungen« akademischer Theoriebildung bloßzulegen, speziell die Grundlagen der ihrer Natur nach prämonetären Werttheorien, sowie der ihnen korrespondierenden Geldtheorien zu destruieren; gleichzeitig muß der Dialektiker Marx zeigen können, daß und warum der Wert- und Geldtheoretiker sich notwendig in »Gegensätzen herumtreibt« und einem objektiven Schein aufsitzt.

Simmel und Gottl waren die beiden ersten Theoretiker nach Marx, die erstmals und ganz unabhängig von Marx die antinomische Verfaßtheit der akademischen Wert- und Geldtheorie aufgedeckt haben; weit tiefer als Böhm-Bawerk erfassen sie das, was jener Repräsentant der subjektiven Werttheorie als das »Werträtsel«[65] bezeichnete. Der Fortschritt der Problemaufhellung ist offenkundig Knapp zu verdanken, der erkannte, daß das eigentliche Problem die abstrakte »Werteinheit« darstellt, insbesondere das Verhältnis von »Wert«- und Geldeinheit. Erst die Vereinigung beider Problemkomplexe führte dazu, daß man eben nicht bloß ein »gigantisches Chaos« in der Geldtheorie zu konstatieren hatte, sondern erneut und nunmehr jenseits des Gegensatzes von subjektiver und objektiver Ökonomie, also erst im wahrsten Sinn des Wortes von einem von einem »Chaos der Wertlehre«[66] sprechen mußte; dabei ist zu bedenken, daß die große Mehrheit der Ökonomen ihre Disziplin als ganze öfter einfach als »Wissenschaft vom Wert« bezeichnet hatten.[67] So hatte sich denn nicht bloß bei Knapp die Vorstellung herausgebildet, daß der »Begriff des Werts überhaupt nicht klar gedacht werden könne«; er stelle »eine durchaus irrationale Größe dar, deren Bedeutung für die wirkliche Preisbildung sich einer »exakten Nachweisung« entzieht«[68]

Dieser letztlich agnostizistischen Haltung vermochte sich die große Mehrheit der Ökonomen offenbar nur deshalb zu entziehen, weil sie die Problematik brutal vereinfachten und immer noch zu vereinfachen pflegen. Wir sahen, daß schon Wickseil die herrschende Wertlehre so charakterisierte, daß in ihr »zunächst von den Funktionen des Geldes«, abstrahiert werde; es wird damit abstrahiert vom Problemkomplex des »wirtschaftlichen Zirkels«, von dem keineswegs bloß »zunächst«, sondern definitiv abstrahiert wird.

Tatsächlich setzt das Problem der Abstraktion, damit der wirtschafts»wissenschaftlichen« Modellbildung überhaupt ein Vorwissen vom Wesentlichen voraus, von dem im Prozeß der Vereinfachung eben nicht abstrahiert werden darf; es ist nun aber durchaus nicht einzusehen, wie eine Disziplin, die sich als »quantitative Wissenschaft« versteht, dennoch des »Zauberstabs« des Gedankenexperiments mangels der Möglichkeit realer nicht entbehren kann, sich dieses Vorwissens vom Wesentlichen zu versichern vermag. Die »Methode der Gedankenbilder (...), die nie der Erfahrung gegenübergestellt und an ihr gemessen werden, (...) müssen auf einem Boden helfen, auf dem die Erfahrung nichts zu bieten vermag. (...) So gelangen wir zum Begriff der Urzinses aus einem Gedankenbild (...). Die Methode (...) führt über einen messerscharfen Grat; links und rechts gähnt die Tiefe des Unsinns und Widersinns. Nur strenge Selbstkritik kann vor dem Absturz in diese Abgründe bewahren.«[69]

Nun läßt sich der Punkt sehr genau benennen, wo zwischen der Marxschen Theoriebildung einerseits, der neoklassischen und neoricardianischen andererseits ein unüberbrückbarer Gegensatz darüber aufbricht, welcher methodische Fehltritt am Beginn der ökonomischen Begriffsbildung notwendig in die »Tiefe des Unsinns und Widersinns«, zu einem »Absturz« in diese »Abgründe« führen muß: im Anschluß an die Pionierarbeit Hegels ist für Marx das Verhältnis von Wert und Geld, Tausch- und Geldtheorie ein dialektisches; es wird klipp und klar erkannt, daß hier in der Tat »die Erfahrung nichts zu bieten« vermag und eben daher sich das Problem des Verhältnisses von Wesen und Erscheinung in einer Weise stellt, die den Naturwissenschaften ganz unbekannt ist.

In der Tat, welches Experiment vermöchte der Sozialwissenschaft über das Problem Aufschluß zu geben, an dem sich immer noch die Geister scheiden: das Problem des »Urzinses« oder der »Quellen des Zinses« - marxistisch gesprochen des »Mehrwerts«; welches Experiment vermöchte exakten Aufschluß zu vermitteln über das Verhältnis von realer und monetärer Sphäre. Der ominöse »Geldschleier« läßt sich tatsächlich nur auf dem Wege der »Gedankenbilder« abheben. Marx erkennt in aller Klarheit: hier »kann (...) weder das Mikroskop dienen noch chemische Reagentien. Die Abstraktionskraft muß beide ersetzen.« (23/12)

Indem beide Sparten der akademischen Ökonomie ihren Ausgang von Naturaltauschwirtschaftsmodellen nehmen, betreiben sie methodologisch bewußtlos das, was für Marx jenes methodologische Zentralproblem darstellt, das im Grunde alle inhaltlichen Resultate der Wert-, Geld- und Kapitaltheorie präjudiziert: Wesensanalyse. »Die elementare Wert- und Preislehre muß ihre Sätze unter der Annahme entwickeln, als ob die wirtschaftlichen Güter und Dienste im direkten Tausche umgesetzt würden. Diese Annahme ist (...) notwendig, um zu erkennen, daß in letzter Linie die Wertungen der Verbraucher über die Austauschverhältnisse entscheiden.«[70] »Die Theorie der Katallaktik muß damit beginnen, die Vorgänge des Marktes unter der Annahme zu studieren, daß nur direkt getauscht wird, weil (!!!) direkter Tausch der allgemeinere Fall (!), indirekter Tausch ein besonderer Fall (!) ist. (...) Was dann noch folge, sei eine Annäherung (!!) der Ergebnisse an die Wirklichkeit durch Einfügung des Geldausdrucks der Umsätze.«[71]

Mag der Neoricardianer auch die »Annahme« ablehnen, »daß in letzter Linie« - also eingestandenermaßen als empirisch unüberprüfbare Behauptung - »Wertungen« der Verbraucher über die Tauschrelationen entscheiden - mit seiner Theorie der relativen Preise betreibt er eine methodologisch ebenso unreflektierte Wesensanalyse wie der Neoklassiker: ist für Marx »Warenzirkulation (...) nicht nur formell, sondern wesentlich vom unmittelbaren Produktenaustausch unterschieden« (23/126), so abstrahiert sowohl der Neoricardianer wie der Neoklassiker von diesen »wesentlichen Unterschieden; Geld gilt ihnen daher ebenso als bloß »pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel« (13/36), als bloße Konvention. Wenn der neoricardianisch-keynesianisch orientierte Ökonom sich auch als Gegner der Quantitätstheorie begreift, der adäquate Ausdruck seines vordialektischen Verständnisses der Ware-Geld-Gleichung ist letztlich ein quantitätstheoretisches: der »Ersatz von Ware durch andre Ware«, also der »Austauschprozeß« - erscheint ihm »nicht durch ihren eignen Formwechsel vermittelt«, sondern durch das Geld, »welches die an und für sich bewegungslosen Waren zirkuliert«. (23/130)

Die permanente und notwendige Verwechslung von »Ware« und »Produkt« - Produkt im Sinne von »an sich bewegungsloser Ware« - versperrt ihm den Blick dafür, daß die »Bewegung« des Geldes gar nicht anders denkbar ist als die der eigenen »Formbewegung« der Wa-

re; wie der Quantitätstheoretiker und der Neoklassiker generell, sieht er nur das »sinnfällige Phänomen« nämlich den »Hände- oder Stellenwechsel« (23/122) von Ware und Geld als bloßer »Produkte«.

Zwar pflegt man die Lehre vom »Geldschleier« meist mit der These von der »Neutralität« des Geldes zu verbinden, doch in einem weiteren Sinn vermag jede vordialektische Theorie vom »Tausch« der Güter das »Zwischentauschmittel« Geld nur als »Schleier«, die »Zirkulation« nur als »Tausch«, nämlich als »indirekten« zu fassen: daß der Neoricardianer eine Theorie der relativen Preise als eine abgeschlossene Theorie entwickeln möchte, die bloß noch der »Ergänzung« durch eine Geldtheorie bedarf, demonstriert, daß er den »Kreislauf« der Güter und »Dienste separieren muß von dem des Geldes; es liegt in der Konsequenz dieser vordialektischen Konzeption, daß die »beiden Kreise, wenn auch in gewissen Beziehung voneinander abhängig, dennoch als prinzipiell isoliert betrachtet werden« müssen - ganz im Sinn der quantitätstheoretischen »Theorie des Doppelstroms«;[72] er entwickelt eine in sich geschlossene Theorie des Güterkreislaufs und wird folglich sagen müssen: »was dann noch folge, sei eine Annäherung der Ergebnisse an die Wirklichkeit durch Einfügung des Geldausdrucks der Umsätze«.

Es ist keineswegs bloß eine Eigentümlichkeit noch der modernsten Fassungen der Quantitätstheorie, sondern aller vordialektischen Konzeptionen der Ware-Geld-Relation, daß die Bestimmung der Funktionen und des Wesens des Geldes letztlich nur so vor sich gehen kann: »Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Bestimmung der >wesentlichen< Eigenschaften des Geldes; diese wird analytisch aus dem Vergleich einer Geldwirtschaft mit einer Tauschwirtschaft gewonnen.«[73]

Das »analytische« Verfahren ist auch das des Neoricardianismus, und man beschreibt es mit Mises besser als das der »Gedankenbilder«, von denen man sich immer wieder fragen müsse, ob sie in die »Abgründe« des »Unsinns und Widersinns« führten. Es ist klar, daß die Thematisierung des »wirtschaftlichen Zirkels«, der dialektischen Verschränkung von Ware und Geld, diesem Verfahren den Garaus machen muß. Gottl kann daher von dem »besonderen Widersinn jener Ausmalung« sprechen, »die über den >indirekten< Tausch das Geld sich förmlich einschleichen läßt«.[74]

Die schärfste Kritik an der für den Neoricardianismus wie für die Neoklassik unentbehrliche »Fiktion« der Naturaltauschwirtschaft von

»Waren« als »heuristisch unentbehrliches und logisch notwendiges Gedankengebilde«[75] resultiert freilich aus der Marxschen Formanalyse: indem gezeigt wird, daß es ein ganz sinnloser Gedanke ist, eine Ware in der Form des »relativen Preises«, d. h. der »relativen Wertform« setzen zu wollen, ohne dabei zu unterstellen, daß eine »andre Ware sich ihr gegenüber in der Äquivalentform befindet« (23/63); sofern diese Form für jede Ware gelten soll, befände sich jede Ware in der »relativen Wertform« und zugleich in der »allgemeinen Äquivalentform«.

Hierdurch »schließen alle Waren alle« von der einen wie von der anderen Form aus. Obwohl doch für einen Markt produziert werden soll, der, soll er noch irgendeinen Bezug zur Wirklichkeit haben, letztlich als anonymer begriffen werden muß - obwohl es letztlich also um den Austausch von »Waren« und nicht von »Produkten« gehen soll, stehen sich in den neoklassischen wie in den neoricardianischen Modellen der Naturaltauschwirtschaft die Waren »überhaupt nicht gegenüber als Waren, sondern als Produkte oder Gebrauchswerte«; das ökonomische Verhältnis »verschwindet«: es ist das des »wirtschaftlichen Zirkels« und besteht nur zwischen »Waren« und nicht zwischen »Produkten oder Gebrauchswerten«. Ein ökonomisches und nicht bloß technisches Verhältnis von gesamtwirtschaftlich erzeugten Produkten läßt sich auf der prämonetären Ebene gar nicht sinnvoll zu Ende denken; »wirklich« und nicht auf dem Wege neoricardianischer Modellschremerei bloß »gedacht«, existiert es nur als Ware-Geld-Relation, deren Analyse für die quantitative Ökonomie jedweder Machart in der Tat die »Quadratur des wirtschaftlichen Zirkels« bedeuten muß. Die Marxsche Dialektik des »Austauschprozesses« prämonetärer Waren aktualisiert, enthüllt die »Gedankenbilder« der etablierten Ökonomie neoklassischer oder neoricardianischer Provenienz als »Abgründe« des »Unsinns und Widersinns«.

Will man das für Smith dunkle Verhältnis von Ware und Geld gegenüber seinen Gliedern nicht im Sinne Simmeis als »nicht gewußtes Apriori«[76] verstanden wissen, so ergibt sich ein neuer Widerspruch. Einerseits ist offenkundig, daß Ware und Geld bloß »füreinander da«, die bloß »gegensätzlichen Momente« (II.5/43) derselben Wertform sind. Andererseits kann es nicht gleichsam drei Aprioris geben, nämlich das Verhältnis selber und daneben die »Werteinheit«, sowie die »Geldeinheit«. Damit drängt sich das »Problem des Anfangs«[77] auf, das mit der

Frage gegeben ist: »Was ist das Primäre, die Ware oder das Geld« - die Werteinheit oder die Geldeinheit?

Wird das eine Glied der Relation als »logischer Anfang« gesetzt, das als solches vor und unabhängig vom andern Glied zu existieren vermag, so ist das »Moment« oder »Extrem« der Relation gar nicht mehr ein solches, sondern »Element«, gar Konstituens der Relation. »Die Hauptschwierigkeit in der Analyse des Geldes ist überwunden, sobald sein Ursprung aus der Ware selbst begriffen ist.« (13/49) In dieser Passage der *Kritik* wird die »Ware« offenkundig nicht als »Moment« oder »Extrem« einer Relation begriffen; sofern das Geld hier noch nicht »entwickelt« ist, kann es sich offenkundig auch gar nicht um eine »preisbestimmte« Ware handeln; handelt es sich also um eine »tauschwertbestimmte«, in »relativer Wertform« befindliche? Dann wäre jedoch von vornherein eine Vorform des Geldes mitgesetzt, nämlich die Äquivalentform; die Ware wäre strenggenommen gar keine, sondern »Moment« einer Relation, die insofern als das Ursprüngliche, als ein Apriori zu begreifen wäre. Tatsächlich spricht Marx von einer »Ware überhaupt« und beschreibt sie keineswegs in Termen der Form, sondern als existierenden Widerspruch, als dialektisches Prinzip. Man erinnere sich: »Aus dem Widerspruch der allgemeinen Charaktere des Werts mit seinem stofflichen Dasein in einer bestimmten Ware etc. - diese allgemeinen Charaktere sind dieselben (!), die später (!!) im Geld erscheinen (!!!) - ergibt sich die Kategorie des Geldes.« (29/315) Die Rede ist von »allgemeinen Charakteren« des Werts, und als solche müssen sie so beschaffen sein, daß ihre Existenz weder vom subjektiven Werttheoretiker, noch vom anti-werttheoretischen Neoricardianer bestritten werden kann; von ihnen heißt es, daß sie erst im Geld »erscheinen«, also existieren oder »wirklich« sind; an der Ware, also an der »Ware überhaupt« waren sie folglich bloß »an sich oder für uns« als Analytiker, nicht hingegen für den »Warenbesitzer« oder allenfalls bloß in seinem Kopf als »isoliertem Einzelnen«. Die »Ware überhaupt« war folglich bloß das, was Engels in seinem *Konspekt* trefflich »Ware an sich« (16/245) nennen sollte. Eine solche »Ware an sich« läßt sich nicht austauschen; die Konstruktion eines solchen »Austauschprozesses« jener prämonetären »Waren an sich« oder »Waren überhaupt« führt notwendig zu »Widersprüchen«. (23/118) Engels spricht in seiner Rezension der Marxschen *Kritik* von 1859 von der »Unmöglichkeit« (13/476) je-

nes Austauschprozesses, die man adäquat freilich nur als *Denk*Unmöglichkeiten zu begreifen vermag.

Es kann sich hier nicht darum handeln, Marxens »Anwendung der dialektischen Methode auf die politische Ökonomie« (31/379) detaillierter darzustellen; die beiden Grundgedanken der »dialektischen Entwicklungsmethode« in Marxens Werttheorie sind im Grunde einfach: bei der Analyse der Ware wird ein »Widerspruch« gefunden, ein »Widerspruch (...), den die Wäre als solche einschließt, als besonderer Gebrauchswert zugleich (!!!) (...) allgemeiner Gebrauchswert zu sein«. (13/34) Der Terminus »allgemeiner Gebrauchswert« steht hier für »allgemeines Äquivalent«, »allgemeines Produkt« - oder eben: »Wert«, der Ubergang von der prämonetären und prävaloren Ebene ist also gleitend. Marx ist nicht etwa zu einem neuen »Urphänomen« oder »Apriori« gelangt, der »Ware überhaupt« als Einheit von Gebrauchswert und Wert - er ist also nicht genötigt, das Rätsel des Geldfetischs« lediglich auf ein anderes »Rätsel« zu verschieben, auf das »Rätsel des Warenfetischs« (23/108), der »Warenfetisch« ist vielmehr »dechiffrierbar« auf einer »menschlichen Basis«: nämlich als Einheit von besonderem und allgemeinen Gebrauchswert, besonderem und allgemeinen Produkt, besonderer und allgemeiner Arbeit - somit von Individuellem und Uberindividuellen, Sinnlichem und Übersinnlichem.

Der zweite, aus dem ersten unmittelbar resultierende Grundgedanke dessen, was Engels einmal ausdrücklich als die »dialektischen Sachen aus der Geldtheorie« (32/252) bezeichnete, besteht nun darin, daß erst als Geld die Ware »wirklich« Ware ist; folglich bloß als »Zirkulation« der Austauschprozeß »wirklicher« Austausch, der Warenbesitzer« des zweiten Kapitels erst als der »Käufer« des dritten Kapitels »wirklicher« Warenbesitzer ist; also mehr als die »bloß gedachte« Modellfigur der beiden Besitzer von »Waren«, sondern von »Produkten« sind. Wenn Engels die Ware der ersten Abschnitte »Ware an sich« nennt, so folgte aus dieser Bestimmung notwendig die Fortentwicklung: »eine bestimmte Ware muß die Rolle (des allgemeinen Äquivalents; d. Verf.) übernehmen (...), und erst dadurch wird (!!) die Ware vollständig (!!) Ware. Diese besondre Ware (...) ist *Geld.«* (16/246) So sind erst »jetzt (!) die Waren füreinander da oder erscheinen einander als Tauschwerte (...), als (...) nur verschiedene Quanta *desselben* Gegenstandes« (13/33) - in der Goldwährung des Goldes; als die prämonetären, bloß tauschwert-

bestimmten Waren der Naturaltauschwirtschaftsmodelle waren sie noch nicht »füreinander da«, existierte noch nicht jene dreistrahlige Relation Ware-Geld-Ware, in der sich die Glieder wechselseitig konstituieren, der »wirtschaftliche Zirkel«. Die prämonetäre Ware, formanalytisch untersucht, erweist sich als »Ware überhaupt«; die einen »Widerspruch« einschloß; im Geld als »die Ware« ist er nun »gelöst«: es ist eben dies, »als besonderer Gebrauchswert zugleich (...) allgemeiner zu sein. Folglich sind jene »allgemeinen Charaktere des Werts«, die jedermann im Falle des Geldes zugestehen muß - nach Simmel »absolute und objektive Werte«, die »Anspruch auf Anerkennung« machen - im »Grunde« die der Ware: »alle Eigenschaften, die als besondre Eigenschaften des Geldes aufgezählt werden, sind Eigenschaften der Ware (!!) als Tauschwert; des Produkts als Wert im Unterschied vom Wert als Produkt«. (42/77)

Die hanebüchene Verfehlung der Marxschen Werttheorie in der über hundertjährigen Geschichte der akademischen Marx-Kritik, gegenwärtig die komplette Unfähigkeit des Neoricardianismus, den Grundgedanken des vermeintlich Kritisierten auch nur ansatzweise zu erfassen, läßt sich darauf zurückführen, daß die etablierte Ökonomie in ihrer »brutalen Interessiertheit für den Stoff« die »Form« des Werts ignoriert oder als »Apriori« stehen läßt und sich immer nur für das interessiert hat, was Marx »Substanz« des Werts nannte, also für den Wert als den Gravitationspunkt der Preise; daß die etablierte Ökonomie also Wert mit einem seiner »Momente« identifiziert, der Substanz »des« Werts. In Wahrheit ist das Schwergewicht des Marxschen Werkes auf die Frage gerichtet, wie die »verschiednen Momente in der Begriffsbestimmung des (!!) Werts, die bei Ricardo nicht entwickelt sind, sondern nur faktisch vorkommen und durcheinander laufen« (26.2/169), sich zueinander verhalten, wie der Wert demnach als ein »Ganzes« seiner »Momente« zu begreifen ist; dabei drängt sich schon rem sprachlich die Problematik von »Form« und »Inhalt« auf: spreche ich von der »Substanz« oder dem »Inhalt« des Werts, identifiziere ich Wert und »Form«; spreche ich hingegen von der »Form« des Werts, so identifiziere ich umgekehrt Wert und »Substanz«. Vom Wert als ein Ganzes seiner »Momente« ist die Rede etwa in der Wortverbindung »Wertding« oder in jener Wendung von den »allgemeinen Charakteren des Werts«, die erst im Geld »erscheinen« oder »wirklich« sind: es ist leicht einzu-

sehen, daß hier Wert nicht als Bestimmungsgrund oder Gravitationspunkt der Preise begriffen wird.

Die zentrale Fragestellung des *Kapital* als »Kritik der ökonomischen Kategorien« ist nun aber gerade dem vom »Standpunkt der Nationalökonomie« unlösbaren Problem gewidmet, wie die »Konstitution« oder »Genesis« des ökonomischen Objekts, nämlich des »Wertdings in seinen Gestalten als »Ware«, »Geld« oder »Kapital« zu begreifen ist: wie aus einer »menschlichen Basis«, der sozialen, überindividuellen »Substanz« des Werts seine scheinbar »außer dem Menschen« existierende »Form« zu »entwickeln« ist, seine »Verrücktheit«.

Anmerkungen

1 Th. W Adorno, Einleitung zum *Positivismusstreit in der deutschen Soziologie,* 63 f.

2 Ebd., 53 f.

[3] M. Horkheimer, *Traditionelle und kritische Theorie,* 204.

4 Ebd., 213.

5 Ebd., 164.

[h] J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 85; sie fährt fort: »Es muß einen Sinn haben, also wollen wir mit der Analyse fortfahren und uns nicht mit spitzfindigen Pedanten abplagen, die zu wissen begehren, was gemeint ist.« Die moderne Ökonomie vermag tatsächlich die Qualität jener Quantitäten nicht zu bestimmen: daß es sich nicht um »abstrakte Nutzengrößen« handeln kann, liegt auf der Hand; doch die von J. Robinson vcrfochtcnc ncoricardianischc Ökonomie vermag ebensowenig die Qualität des Kapitalwerts zu benennen: »vergegenständlichte« oder »autgehäufte« Arbeit ist ebensowenig per sc »Wert« wie »vorgctanc«.

[7] B. Schcfold, Nachwort zu P. Sraffa, *Warenproduktion mittels Waren,* 199.

[s] A. Smith, *Der Wohlstand der Nationen,* 239. Zum Begriff der »Form« bei Smith siehe z. B. ebd., 229.

9 G.W F. Hegel, *Enzyklopädie,* Bd. 3, § 486 A.

Kl Ebd., §494.

1[1] G. Lukäcs, *Der junge Hegel,* Bd. 2, 521.

12 G. Simmcl, Brief an H. Rickcrt (15. August 1898), in: K. Gassen/M. Landmann (Hg.), *Buch des Dankes an Georg Simmel,* 96.

13 G. Simmcl, Brief an H. Rickcrt (10. Mai 1898), in: ebd., 94.

14 E. Lukas, *Geld und Kredit,* 14.

15 G. Simmcl, *Philosophie des Geldes,* 55.

Ii' Ebd., 27.

17 J. Robinson, *Die Akkumulation des Kapitals,* 38.

•[8] J. Robinson/J. Earwcll, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre,* 144.

19 Ebd., 6.

20 S. Bailcy, zit. n. 26.3/129.

21 P. Schaal, *Monetäre Theorie und Politik,* 17.

22 F. v. Gotd-Otdilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 43.

[23] Ebd., 45. Die trefflichen Argumente Gottls destruieren die subjektive Wcrtlehrc, verfehlen hingegen die Marxschc, die er mit ihrer ökonomistischen Rezeptionsform verwechselt; tatsächlich ist Gottls Arbeit neben dem Simmclschcn Werk die einzige Analyse von Wert und Geld, die der Marxschcn Formanalysc kommensurabel ist.

[24] *A. Wo\\, Allgemeine Volkswirtschaftslehre,* 263.

25 E. Bcchler, *Geld und Währung,* Bd. 1, 16.

2[f'] F. v, Gottl-Ottlilienfeld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 145.

27 K. Wicksell, *Vorlesungen über Nationalökonomie,* Bd. 1, 10.

28). A. Schumpctcr, *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 283.

2» Ebd., 286.

•[,0] J. A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 35; vgl. Bd. 2, 1446.

31 G. F. Knapp, *Staatliche Theorie des Geldes,* 6.

32 Ebd., 6 f.

33 Als »dull Störy« kritisieren Nordhaus und Tobin, als »letztes Mythologcm der Nationalökonomie« Struvc die walrasianische Theorie. (Zit. n. H.W Holub, *Der Konßikt-ansatz als Alternative zur makroökonomischen Gleichgewichtstheorie,* 7)

[,4] Hans Peter zufolge (*Einführung in die politische Ökonomie,* 71) vermag nur »der Zauberstab der Abstraktion« die elementaren Modelle der Ökonomie zu schaffen; die Rede vom »Zauberstab« schcint mir ein treffendes Bild, nicht bloß die ökonomische Modcllbildung qua »Gedankenexperiment« zu charakterisieren, sondern generell das Verfahren der Wirtschafts-iwissenschafo, insbesondere ihre Einführung des »Numcraire«.

35 F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 224

36 Siehe hierzu generell die Arbeiten von Gcorgios Stamatis, insbesondere seine umfangreiche Untersuchung *Sraffa und sein Verhältnis zu Ricardo und Marx;* einige Grundgedanken seiner Kritik konvergieren weitgehend mit den hier skizzierten; so u. a. seine Feststellung, daß Sraffa »das Geld als etwas unmittelbar Gegebenes voraussetzt« (ebd., 9); damit hat Sraffa aber »keine Prcisthcoric (...). Denn Geld ist die Substanz der Preise, und ohne Geld ist eine Prcisthcoric undenkbar.« Selbst wenn man ohne Gcldthcoric die Preise qualitativ erklären könnte, würde man nicht sagen können, was Preise sind« (*Zur Entmythologisierung Sraffas,* 179 f.); daß sich analog eine Kritik der Ncoklassik formulieren läßt, dürfte sich von selbst verstehen.

37 F.-J. Clauß, *Wissenschaftslogik und Sozialökonomie,* 6.

38 Zit. n. 13/65.

y> E. Lukas, *Geld und Kredit,* 18.

[40] Ebd., 14; in seiner Arbeit *Aufgaben des Geldes* formuliert Lukas, »daß Geld allgemeinen, d. h. noch nicht konkretisierten wirtschaftlichen Wert schlechthin darstelle« (ebd., 9). An diesem Beispiel läßt sich die Marxschc These verifizieren, daß es möglich sein muß, jenseits des Gegensatzes von subjektiver oder objektiver Bestimmung der Ursachen des Werts zunächst einmal dessen »allgemeine Charaktere« (29/315) herauszuarbeiten, d. h. den Wert als Form zu beschreiben; obwohl Lukas die subjektive Wertlehrc vertritt, beschreibt er formanalytisch den Wert ganz richtig als Totalität; im Marxschcn *Rohentwuif* finden sich bekanntlich ähnliche Beschreibungen der »allgemeinen Charaktere des Werts«.

[4'] K. Wickscll, *Vorlesungen über Nationalökonomie,* Bd. 1, 11 f.

42 Zit. n. 13/64.

[43] G. F. Knapp/F. Bendixen, *Zur staatlichen Theorie des Geldes,* 54.

[44] P. Kehl, *Materielles oder ideelles Geld?,* 717.

[45] J. F. Feilen, *Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes,* 79 f.; Feilen beruft sich hierbei auf gewisse Äußerungen von Andreas Voigt, der seine spiritualistische Sicht des Geldes jedoch nicht konsequent durchhält; auch für Oswald Spengler handle es sich beim Geld um einen »Gegenstand des idealen Seins«. (Ebd., 39)

[4,1] F. Wilken, *Die Phänomenologie des Geldwertbewußtseins,* 442.

[47] Ebd., 423.

[4]« Ebd., 425.

[49] V. F. Wagner, *Geschichte der Kredittheorien,* 494. Wagners umfassende Untersuchung scheint mir auch deshalb eine so ungewöhnliche Leistung, weil ihr Verfasser weder wert- und geldtheoretisch, noch politisch in der Nähe der Marxschcn Theorie anzusiedeln ist.

511 J. Dobrctsbcrger, *Das Geld im Wandel der Wirtschaft,* 47, 91 u. 94.

[51] Ebd., 23 u. 53. Es geht hierbei um das von Edwin Cannan als »Anomalie der Geldmengen« gekennzeichnete Phänomen, wonach bei fallenden Preisen der Geldbedarf viel größer ist als bei steigenden - eine »Anomalie«, die Marx von Tookc her wohl vertraut war und ihn mitbestimmte, die Ricardoschc Gcldtheoric qua Quantitätstheorie prinzipiell zu verwerfen.

[52] E.-M, Claasscn, *Grundlagen der Geldtheorie,* 16.

A. Amnion, *Der Streit um die »Quantitätstheorie« und die Möglichkeit inflationistischer Preissteigerungen, 1.*

[54] In seiner 41 Seiten umfassenden Arbeit *Grundsätzliches zur Marxschen Kritik an der Quantitätstheorie* meidet es Siegfried Wendt, den in methodologischer Hinsicht zentralen Einwand Marxens herauszuarbeiten und systematisch zu thematisieren. Er vermerkt ihn kommentarlos lediglich in einer kurzen Randnote. (Ebd., 106) Eine ausführliche Darstellung findet man lediglich bei Siegfried Budge (*Lehre vom Geld,* Bd. 1), der sich denn auch sogleich in Widersprüche verwickelt: Auf Seite 136 begnügt er sich noch mit einem Verweis auf die in methodologischer Hinsicht ganz inakzeptable Kritik Wicksells, der sich ebensowenig wie Wendt auf den konstitutionsthcoretischen Kern der Marxschcn Kritik einzulassen vermag. Auf Seite 217 stellt er sich in ernstzunehmender Weise

schließlich doch noch die Frage, »ob Marx nicht doch Recht gehabt« habe. Es erscheinen ihm die »Schwierigkeiten zunächst rein unüberwindlich« und er stellt sich nunmehr die Frage, wie man »aus diesem Dilemma (...) einen Ausweg finden« könne. Er erwägt verschiedene Alternativen, um schließlich zu bekennen, daß »jene Komplikationen keineswegs leicht zu überwinden sind«. Auf Seite 265 nimmt er die Problematik selbst nochmals auf und räumt ein, daß auch die Statistik hier »von einer nahezu unmöglichen Aufgabe« gestellt sei.

Es wird die Feststellung nicht verwundern, daß auch im Kontext der quantitätstheoretischcn Problematik Georg Simmel die scharfsinnigsten Argumente gegen Marx ins Feld geführt hat (*Philosophie des Geldes,* 139-153): Allein dieser Abschnitt ist von den Repräsentanten der etablierten Gcldthcoric - von der Ausnahme Schmollers einmal abgesehen - einer diskussionswürdigen Behandlung unterzogen worden. Karl Hclffcrich, erklärter Gegner der Quantitätsthcoric, vermag mit stichhaltigen Argumenten nachzuweisen, daß die Simmelschc Argumentation letztlich nicht zu überzeugen vermag, *(Geld und Banken,* Bd. 1, 528-531) Hero Mocllcr schließt sich dieser Kritik mit dem Argument an, daß mit der behaupteten Äquivalenz von Gesamtwarenmenge und Gcsamtgcldmcngc »Geld sowohl wie Ware mit der Eigenschaft des Werts gedacht werden« muß. »Es ergibt sich dann also das Umgekehrte von dem, was Simmel hat beweisen wollen.« (*Die Lehre vom Gelde,* 155)

55 G. Simmel, *Philosophie des Geldes,* 147.

5f> G. Simmel, Briefan H. Rickcrt (10. Mai 1898), in: K. Gassen/M. Landmann (Hg.), *Buch des Dankes an Georg Simmel,* 94.

57 F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 83.

58 Ebd., 170.

59 Ebd.

«> Ebd., 19.

6« Ebd., 17.

62 Ebd., 21.

63 Ebd., 12.

64 Gerhard Göhlcr kann in Anspruch nehmen, daß von ihm erstmals die einschlägigen Passagen der Kritik detaillierter thematisiert worden sind. Er stellt zu Recht heraus, daß hier »eine derart dichtc und gewichtige dialektische Entwicklung« von Marx vorgetragen worden ist, daß sie fast schon ein Paradigma von Dialektik als wissenschaftlichem Begründungszusammenhang ergibt. Trotzdem ist sie gerade unter diesem Aspekt bisher nicht als eigenständiger Zusammenhang konsequent und detailliert untersucht worden«. Dieser »Versuch einer außergewöhnlich umfassenden und komplexen dialektischen Entwicklung in konzentrierter Form« begegnet in der Tat »großen Vcrständnisschwicrigkcitcn«. Das gilt freilich auch für die auf knapp einer Seite resümierte Wiederholung dieser Entwicklung auf der zweiten Seite des zweiten Kapitels des *Kapital.* Auch von diesen Passagen wird man sagen dürfen, daß eine adäquate Interpretation »noch nicht einmal in Ansätzen unternommen wurde«. *(Die Reduktion der Dialektik durch Marx,* 87) Der von mir in dieser Arbeit mehr stichwortartig skizzierte Lösungsvorschlag wurde im vierten Teil der *Materialien* (in diesem Band) ausführlich dargestellt.

Ein wcscntlichcr Unterschied zur Göhlerschen Interpretation besteht darin, daß ich den Austauschprozeß des zweiten Kapitels keineswegs als >dic historische Urform des unmittelbaren Produktionsaustauschs« (G. Göhlcr, *Die Reduktion der Dialektik dufch Marx,* 118) behandelt wissen möchte, sondern als eine fortnunterbestimmte Gestalt des Zirkulationsprozesses. Der »unmittelbare Tauschhandel« wird als »Form« des »Austauschprozesses« (13/36), und zwar als inadäquate, von diesem selbst unterschieden. Er ist lediglich seine »naturwüchsige Form« (13/35). Als bloßer »Stoffwechsel« ist der »Austauschprozeß« formindifferent.

Ungeachtet dieser Kritik ist nachdrücklich auf Göhlers Arbeit als bislang einzig plausiblen Versuch hinzuweisen, die Marxsche Dialektik der beiden ersten Kapitel zu formalisiercn. Die in Vorschlag gebrachte Argumentationsfigur des »Chiasmus« bedarf im Kontext einer »dialektischen Entwicklung« des Geldes noch einer gründlichen Untersuchung. Siehe hierzu: J. Ritsert, *Zur Struktur der Anerkennungsbeziehung bei Hegel.*

[65] E. V. Böhm-Bawcrk, *Wert, Kosten und Grenznutzen,* 341: Die Preistheorie sei »nicht die Lösung des Werträtsels, sondern selbst ein Stück dieses Rätsels«. In dieser Debatte mit Heinrich Dietzel hatte dieser auf Komorzynskys uncingclösten Anspruch verwiesen, die »endliche Entschleierung des ungelösten Rätsels« erarbeitet zu haben. Dietzel war zu jener Zeit noch der »Meinung, daß dieses Rätsel längst gelöst - daß das Problem des Werts seine (...) endgültige, unangreifbare Beantwortung durch Ricardo erhalten« habe. (*Die klassische Werttheorie und die Theorie vom Grenznutzen,* 561 ff.) Dietzel sollte sehr bald resignieren und jede Werttheorie überhaupt verwerten. Im letzten Abschnitt des dritten Bandes des *Kapital* hätte sich Dietzel davon überzeugen können, daß einige zentrale Argumente Böhm-Bawcrks gegen die Kostcnthcorie, die ihn offenbar aus der Bahn geworfen hatten, längst schon von Marx vorgetragen worden waren.

Sic beruhen letztlich auf eine Verwechslung Ricardos, die weder Böhm-Bawcrk noch Dietzel zu analysieren verstanden: der von Wert und Kosten - ein zentrales Argument der Marxschcn Ricardo-Kritik. Dies als Anmerkung zu jener Debatte, die Schumpetcr als die »wichtigste polemische Leistung der österreichischen Schule« charakterisiert hat. *(Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, 116)*

[M]> F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension, 22.*

[67] O. V. Gömöry, *Der Preis als selbständige Kategorie,* 177. Ebenso ist für Ludwig Stephinger »der *Grundgedanke* der ganzen Wirtschaftsichre die Lehre vom wirtschaftlichen Wert« *(Wert und Geld,* 2) - »der *Grundgedanke* der etablierten Ökonomie ist somit ein »Rätsel«.

68 Hcro Moeller, *Die sozialökonomische Kategorie des Wertes,* 258 u. 266.

[69] L. v. Mises, *Nationalökonomie,* 227 f.

7» Ebd., 241 f.

[71] Ebd., 357. - Die österreichische These, daß »in letzter Linie« die »Wertungen der Verbraucher« die Ökonomie regieren, folglich im Mittelpunkt der kapitalistischen Ökonomie immer nur der Mcnsch stehe, charakterisiert die Grcnznutzenthcoric als eine »subjektive Ökonomie«, die sich zur Marxschcn als einer »objektiven« im diametralen Gegensatz befindet. Böhm-Bawcrk will nicht leugnen, daß eine große Zahl von »objektiven« Faktoren natürlicher, technischer und sozialer Art den Preis mitbestimmen, doch

er insistiert von seinem Standpunkt her ganz konsequent darauf, daß es einen »kausalen Vorgang« gibt und keineswegs »kausale Parität«, sondern vielmehr »letzte« und »primäre Ursachen«, einen »Urquell«. (*Kapital und Kapitalzins,* Abt. 2, Bd. 2, 181 u. 184)

Es ist einigermaßen frappierend, daß, wie sich im Juni 1983 auf dem Bielefelder Kolloquium »Zur Marxschcn Theorie heute« herausstellte, mittlerweile selbst in die Kreise progressiver Autoren die These eingeschlichen hat, es sei nicht mehr gerechtfertigt, die ncoklassischc Ökonomie als eine »subjektive« zu kennzeichnen. Tatsächlich sind dergleichen Behauptungen immer wieder von der »subjektiven Ökonomie« walrasianischcr Prägung vorgetragen worden. So kann man etwa bei Schumpeter (*Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1120 Fn.) erfahren, daß die »Kontroverse über den Subjektivismus und Objektivismus« in der Ökonomie eine ganz »sinnlose Kontroverse« sei - eine These, die sich zweifellos des lebhaften Beifalls aller Eklektiker erfreuen dürfte -, also bloß ein Streit um ein »Scheinproblcm«. Und zwar deshalb, weil »die »subjektive« Theorie immer auf >objcktive< Fakten (Daten) anwendbar sein (...) und jede »objektive* Theorie (...) immer Postúlate oder Lehrsätze über ein »subjektives* Verhalten voraussetzen oder implizieren (müsse). (...) Jede vollständige subjektive Theorie muß auch objektiv sein und umgekehrt«.

Stillschweigend setzt hier Schumpctcr voraus - und zwar ganz im Widerspruch zu seinen richtigen Ahnungen über die Marxschc Werttheorie -, daß sich diese ebenso wie die ricardianischc charakterisieren lasse, nämlich »Mikroanalyse« sogenannter Tauschhandlungcn. (Ebd., 1213) Die Schumpctcrschc These schcint mir nicht allein deshalb so bemerkenswert, weil sich in ihr der Kardinalirrtum der akademischen Marx-Kritik, sowie all jener Ökonomen ausdrückt, die wie Hans Peter oder gegenwärtig Winfried Vogt und seine Schüler Marx und Walras zu synthetisieren suchcn; er artikuliert vielmehr weit darüber hinaus den Glaubenssatz des methodologischen Individualismus in der Sozialwisscnschaft überhaupt. Eine im strikten Sinn »objektive« Theorie ist jedoch allein dann schon gefordert, wenn man sich die methodologischen Konsequenzen jener trcfflichcn Feststellung Gottls vor Augen führt, daß in der Ökonomie »niemand mißt und nichts gemessen wird«, weil wir die ökonomischen Dinge immer schon als gemessene vorfinden: über den Sinn und den Ursprung dieser quasi-apriorischcn »Formen« oder »Verkehrungen« vermögen keinerlei Postúlate oder Lehrsätze über ein »subjektives Verhalten« Klarheit zu verschaffen. Weil jeder beispielsweise Geld als Geld gebrauchen kann, ohne zu wissen, was Geld ist - gleichermaßen Waren und Kapital - ist es ein Ding der Unmöglichkeit, den Sinn dieser »Formen« sowie den Prozeß ihrer bewußtlosen Reproduktion dadurch analysieren zu wollen, daß man auf jene »Postúlate oder Lehrsätze« rekurriert. Die im strikten Sinn »objektiven« Formen oder ökonomischen »Fctischc« müssen von der ncoklassischcn Theorie denn auch immer schon vorausgesetzt werden. Weder sieht sich die objektive Theorie als Formanalysc in der Lage, auf Aussagen über subjektives Verhalten zu rekurrieren, noch vermag die subjektive Ökonomie aus ihren »Postulatcn«, besser »Fabeleien« über subjektives Verhalten die dem Handelnden immer schon vorgegebenen »Formen« zu entwickeln.

Es sei dabei dahingestellt, ob Schumpeter tatsächlich das »Selbstverständnis« der funktionellen Preistheorien adäquat formuliert hat oder ob nicht auch für den Walrasiancr die Böhm-Bawcrkschc These zutrifft, daß die Austauschverhältnisse »in letzter Instanz«

aufsog. »Wertungen«, eben auf »Subjektives« zurückzuführen sind.

Die auf der Bielefelder Tagung seitens der Anhänger und Sympathisanten des Regensburger Kreises vcrfochtcne Schumpetcr-Thesc offenbart jedenfalls ihre komplette Unfähigkeit, auch nur das ABC der Marxschen Formanalysc, damit des Kcrngehalts der Marxschcn Ökonomickritik zu begreifen. Daß der peinliche Synkretismus dieses Kreises - ein kunterbuntes Allerlei von Adorno, Walras und Marx bietet das Editorial zu *Ökonomie und Gesellschaft* - eine Marx-Kritik impliziert, die weit hinter das Niveau des späten Schumpeter zurückfällt, offenbaren die Marx-Kritiken von Johannes Schneider.

72 J. F. Feilen, *Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes,* 58.

73 F. v. Gottl-Ottlilicnfeld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 88.

74 L. v. Miscs, *Nationalökonomie,* 221.

75 J. F. Feilen, *Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes,* 47.

76 Siehe J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1350.

77 »Logisch gesehen steht es jedoch keineswegs fest, daß es die vorteilhafteste Methode ist, die Münze als Ausgangsbasis zu nehmen, (...) um zu den Kredittransaktionen (...) fortzuschreiten. Es könnte vorteilhafter sein, von diesen auszugehen (...). Praktisch wie auch analytisch ist möglicherweise eine Kreditthcoric des Geldes einer Gcldthcoric des Kredits vorzuziehen.« (J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 876.) Wie man sieht, hat, sich Schumpeter exakt jene Position zu eigen gemacht, die das Geld »aus seiner entwickeltsten Form« entspringen läßt, der des »Zahlungsmittels« und damit des Kredits. Tatsächlich beruft er sich ausdrücklich auf Maclcod: »Die Umrisse einer Kreditthcoric des Geldes können wir in den Werken von Maclcod feststellen.« (Ebd. Fn.)

Es kann nicht überraschen, daß auch dieser Theorie und ebenso den ihr verwandten Lehren unrcflckticrte Voraussetzungen zugrunde liegen, die da glauben, im Begründungszusammenhang der »Gcldschöpfungs«-Thcoricn »Modelle des bargeldlosen Zahlungsverkehrs« als sinnvolle Abstraktionen charakterisieren zu können, die eine sukzessive Annäherung an die Realität erlauben sollen: die Voraussetzung nämlich, daß das Geld als »konkrete Geldmenge« und Geld als »abstrakte Geldeinheit« zwei angeblich »grundverschiedene Erkenntnisgegenstände« bilden sollen, »die >das< Geld besitzt (!?)«. (E.-M. Claasscn, *Grundlagen der Geldtheorie,* 35 f.) Wir sahen, daß sich dieses Mythologcm der modernen Geldtheoric jenen unlösbaren Problemen gegenübersieht, die Wilken in seiner Studie über die *Phänomenologie des Geldwertbewußtseins* überzeugend dargelegt hat.

Zum Problem des Geldes als Konstituens oder Apriori der ökonomischen Gegenständlichkeit

1. Die moderne Nationalökonomie: Wissenschaft oder Metaphysik?

Der Titel des Aufsatzes ist geeignet, sogleich den Unwillen des Ökonomen hervorzurufen: steht er methodologisch doch meist in der Nachfolge des frühen Schumpeter, der die Ökonomie als eine autonome, von der Philosophie ganz emanzipierte Fachwissenschaft zu etablieren suchte und daher nachdrücklich warnte, »zu tief (zu) sein, namentlich unsere Voraussetzungen *begründen* zu wollen«.[1] In ihrem methodologischen Selbstverständnis durchweg analytisch orientiert, werden moderne Ökonomen ganz im Sinne der neopositivistischen Anleitungen des frühen Schumpeter doch schon dazu tendieren, solche in der älteren Ökonomie gängigen Wendungen wie »die Kosten seien die Ursache des Preises« oder auch nicht die »Ursache« des Preises »irgendwie« zu »umgehen«, »sozusagen« zu »neutralisieren«. Wenn sie also schon »den Ursachenbegriff überhaupt eliminieren möchten«,[2] dann natürlich erst recht solch philosophische, ja metaphysische Begriffe wie »Apriori« und »Konstituens«.

Nun ist es aber eben dieses neopositivistisch-analytische Selbstverständnis einer großen Mehrheit der modernen Ökonomen, das von einer Minderheit als Selbst*miß*verständnis radikal in Frage gestellt wird. »Unvertretbar« sei »die Forderung, die naturwissenschaftliche Denkart (...) in der Nationalökonomie (...) durchzusetzen«,[3] denn es sei unbestreitbar, »daß die bisher bekannte Theorie den Maßstäben« des empiristisch-analytischen Programms »nicht entspricht und nach dessen Kriterien Metaphysik ist«,[4] nämlich »Modellplatonismus«, das also, »was aus positivistischer Sicht eine vornehme Umschreibung für einen metaphysischen Unsinn bedeutet«.[5] In weitläufigen Untersuchungen methodologischer Art wird die These erhärtet, daß wir es im Falle der modernen Ökonomie mit einem geistigen Prozeß zu tun haben, der

klipp und klar als »Flucht in mathematizistische Pseudowissenschaft«[6] angeprangert werden kann.

In Konkurrenz zur Marxschen scheint sich also eine *neue* »Kritik der politischen Ökonomie« herauszubilden - einer Disziplin, die sich heute bekanntlich »Wirtschaftswissenschaft« nennt -, in der jedoch »dazu aufgefordert« wird, die »Frage nach der Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen zu verdrängen«.[7]

Die 1972 im Grunde bloß rhetorisch verstandene Frage: »Sind die Wirtschaftswissenschaften am Ende?« wurde schon kaum fünf Jahre später nicht bloß in der methodologischen Literatur definitiv in bejahendem Sinn beantwortet. So hält Thomas Balogh die theoretischen »Schwierigkeiten für unüberwindlich«, und es ist ihm daher eine ausgemachte Sache, daß »die Volkswirtschaftslehre keine Wissenschaft«[8] ist, sondern lediglich eine Kunstlehre. Auch Alfred S. Eichner insistiert darauf, »daß der Anspruch nicht aufrechterhalten werden konnte, eine moderne Wissenschaft zu sein«.[9] Andere Autoren sprechen von einem »Irrweg«[10] oder davon, daß die Ökonomie »in eine Art Sackgasse«[11] geraten sei. Befand sich Kaldor 1972 mit seiner These, daß in der Ökonomie »nichts mit ausreichender Sicherheit bekannt ist«, ihre Geschichte gar die »eines ständigen *Rück*schritts, nicht Fortschritts«[12] gewesen sei, noch in der Position eines provokanten Außenseiters, so nimmt sich bloß neun Jahre später nahezu die gleiche These gar nicht mehr sonderbar und exzentrisch aus: »wir wissen nicht, was wir wissen. (...) Wenn eine Disziplin nach zweihundert Jahren intellektueller Aktivitäten immer noch nicht weiß, was sie weiß, dann kann man nicht sagen, sie (...) basiere auf einem soliden Fundament.«[13]

Will man die »Ökonomen vor Arbeitslosigkeit (...) schützen«, so kann das »sehnsüchtige« Warten »auf einen Adam Smith den Zweiten« nur ebenso in die Irre führen wie die Erwartung, die »zerbrochene Theorie« restaurieren, »ausbessern«[14] zu können. Ist es nämlich richtig, daß »das Schiff (...) heute viel weiter vom Strand entfernt« ist »als für seine Erbauer im neunzehnten Jahrhundert«, so scheint alles auf einen »bedeutsamen Akt der Zerstörung« anzukommen, darauf also, »daß man den grundlegenden Begriffsrahmen niederreißt«,[15] eine Art tabula rasa macht.

Der wiederaufgeflammte Streit zwischen den naturwissenschaftlich und den geisteswissenschaftlich orientierten Methodologen der Öko-

nomie - die Mehrzahl der methodologischen Arbeiten plädiert jetzt für eine hermeneutische Rückbesinnung - bestätigt nur das, was Gottl schon 1928 als die »methodologische Tragödie« der Ökonomie bezeichnete, die gelegentlich ins »Burleske« umschlägt. Die Hinwendung zur mathematischen Ökonomie wird von ihm als ein Fluchtphänomen interpretiert: aus einem »hellen Grausen« über das Chaos der Diskussion um die »Quelle der Urbegriffe«, um die »allerersten, fundamentalsten Erwägungen« sei es zu einer »Flucht in die Mathematik« gekommen und nur ein »grotesk falsch verstandener Drang nach »Exaktheit« entschuldigt dies«.[16]

Zur Disposition steht heute aber nicht nur die mathematische Ökonomie, der mathematische Modellplatonismus neoklassischer oder neoricardianischer Version. Wenn sie selbst nur als eine Reaktionsbildung auf das Scheitern der qualitativen Ökonomie zu begreifen ist, so trifft dies sicher nicht deren oft stichhaltig formulierten Einwände gegenüber der Möglichkeit einer quantitativen Ökonomie[17] - diese Einwände haben sich vielmehr als allzu berechtigt erwiesen. Andererseits sind aber die im »zweiten Methodenstreit« von Albert und Kade vorgebrachten Einwände gegenüber der Möglichkeit einer geisteswissenschaftlich orientierten Ökonomie nicht schlechthin falsch, es zeichnet sich vielmehr eine methodologische Aporie ab, die auf die Unmöglichkeit sowohl der quantitativen wie der qualitativen Ökonomie traditioneller Version hinausläuft. Wenn etwa der Nobelpreisträger Gunnar Myrdal die Abschaffung des Nobelpreises für Ökonomie mit der Begründung vorgeschlagen hat, die Disziplin sei gemessen an der »harten« Physik nur eine »weiche« Wissenschaft, so wird man sich zwar nicht wie die FAZ mit dem Hinweis beruhigen, es gebe ja auch einen Nobelpreis für schöne Literatur,[18] doch es drängt sich die Frage auf, was denn eigentlich die Wissenschaftlichkeit einer »weichen« Wissenschaft zu begründen vermöge.

Kein Ökonom, doch ebensowenig ein Vertreter der selbst in sich hoffnungslos zerstrittenen Wissenschaftstheorie vermochte hierauf eine plausible Antwort zu erteilen. Immerhin muß es nachdenklich stimmen, daß die Systematik divergierendster Wissenschaftstheorien für die *Makroö*konomie im Grunde keinen Raum bietet: Habermas etwa vergißt sie in seiner »Logik der Sozialwissenschaften« ebenso wie Apel; Husserl und Dilthey reduzieren sie ebenso auf Psychologie wie

die Positivisten Mill und Schlick. Nach Auskunft der Wissenschaftstheorie ist die Ökonomie mithin eine unmögliche Wissenschaft. Selbst Albert kommt nicht so recht mit ihr ins Reine und spricht von ihr daher als einer »merkwürdigen Wissenschaft«.[19] Es ist zwar richtig, daß mit der von Gottl geforderten »Kritik in methodologischer Absicht«, im Prozeß »jener Selbstbesinnung, die in der Suche nach dem Grundproblem (!!) gipfelt, (...) das Denken allerdings heraus(tritt) aus dem Rahmen der Nationalökonomie«![20] Gewiß ist die problematische Disziplin Ökonomie zu transzendieren, doch wohin soll es treten, wenn, worauf der frühe Schumpeter nicht müde wird hinzuweisen, auch die in sich zerstrittene Philosophie keinen Zufluchtsort bietet? Gottls Beantwortung der Frage, wie finden sich »jene allerersten, fundamentalsten Erwägungen«, »was >setzt< (...) jene Urbegriffe?« ging eben hiervon aus: »Philosophie? Das möchte dafür zu allgemein klingen«. Die geforderte »Metasoziologie« als »Quelle der Urbegriffe« blieb freilich auch nur Entwurf.[21] Das Elend der Ökonomie geht Hand in Hand mit dem Elend der Sozialwissenschaften überhaupt.

Haben also jene recht, die nicht bloß den »Bankrott« der Ökonomie registrieren, sondern darüber hinaus überzeugt sind: »Die Ökonomie ist keine Wissenschaft, sondern eine Philosophie gespickt mit Zahlen«, wie es 1984 im *Spiegel* stand? »Philosophie« steht hier offenkundig für >Glaubenssystem< oder gar >Ideologie<. Und diese Charakterisierung ist so unberechtigt nicht, denkt man daran, daß Galbraith, Robinson, Albert und andere Repräsentanten der akademischen Methodologie und Ökonomie die sog. Wirtschaftswissenschaft genau so kritisiert haben. Freilich haben sich diese Autoren immer noch ein Hintertürchen offengelassen, um ihre eigenen Theorieentwürfe als das Nonplusultra zu behaupten. Worauf gründete sich ihre Hoffnung? Darauf, daß es gelingen könnte, die »metaphysischen Grundbegriffe der Nationalökonomie«[22] zu eliminieren und sie in den Rang einer echten Erfahrungswissenschaft zu erheben.

Dem steht nun seit eh und je, schon seit den ersten Anfangen der neueren Ökonomie, die Überzeugung jener entgegen, daß diese »verschwommene und launenhafte«, »unsichere« und »falsche« Wissenschaft nur eine »Verwirrung der Vernunft« zu bewirken vermöge, wie es von Fourier[23] drastisch formuliert wurde. Proudhon fragte ähnlich: »Wie käme sie dazu, eine Wissenschaft zu sein? Wie können sich zwei

Nationalökonomen ansehen, ohne zu lachen? (...) sie weiß nichts, sie erklärt nichts«.[24]

Im Gefolge des Neopositivismus verschärfte sich die Kritik - einer der Gründe, warum sich Lenin herausgefordert sah, das Werk *Materialismus und Empiriokritizismus* zu verfassen. Erklärte doch ein Schüler von Avenarius »der Metaphysik in der politischen Ökonomie den Krieg«: er wollte zeigen, daß »alle bisherige Nationalökonomie (...) mit metaphysischen Voraussetzungen operiert (...). Mit allen ihren bisherigen Theorien steht die Nationalökonomie auf metaphysischem Boden, alle ihre Theorien sind (...) wertlos für die Erkenntnis«.[25]

Die scharfsinnigsten und konsequentesten Angriffe in der BRD der fünfziger und frühen sechziger Jahre führte Friedrich Jonas. Die Überzeugung von der Haltlosigkeit der Ökonomie überhaupt führte ihn von der Ökonomie zur Soziologie. Hier wird klipp und klar festgestellt, daß die Ökonomie als Totaltheorie gezwungen ist, nach »letzten Ursachen« und einer »inneren Einheit der Volkswirtschaft« zu fragen, mit diesen Problemstellungen aber die Grenzen einer Erfahrungswissenschaft überschreite. Ein hiatus irrationalis besteht zwischen der »logischen Richtigkeit« der Modelltheorie und der »faktischen Wirklichkeit«, der nicht durch »zusätzliche Annahmen übersprungen« werden kann. Die Modelle der Theorie erzeugen einen »realistischen Schein«, dabei stehen sie nur in einem »schwer definierbaren Ähnlichkeitsverhältnis zur Realität«.

Hier wird der seit Max Weber, Werner Sombart und Erich Reigrotzki immer wieder erörterte, von Hans Albert zugespitzte Haupteinwand der akademischen Kritik der »naturwissenschaftlichen« oder »zweiten Nationalökonomie« gleichfalls mit der »scharfen Trennung« begründet, die »zwischen Objektsätzen und logischen Sätzen« durchzuführen sei. Die zentrale Frage, »Wie ist ökonomische Theorie als Wissenschaft möglich?«, ist für Jonas weitgehend identisch mit der »Frage, wie synthetische Urteile in der ökonomischen Theorie möglich sind«. Sie sind zulässig als aposteriorische und zwar als nur qualitative Aussagen innerhalb eines zudem äußerst begrenzten Bereichs, so daß Ökonomie lediglich als Kunstlehre, nicht als Wissenschaft möglich ist - eine plausible Erklärung dafür, daß in der akademischen Ökonomie offenbar nur »Glaubenssysteme« entwickelt und folglich auch nur »Glaubenskriege« geführt werden können.

Zu Ende gedacht führt der ökonomietheoretische Agnostizismus zu einem gesellschaftstheoretischen: die Lehre von der »invisible hand<, wortwörtlich genommen, besagt eben, daß die »Wirklichkeit (...) in einem >undurchsichtigen Dunkel< bleibt«, durch ein »unbekanntes Prinzip regiert« werde. Die Existenz einer »Grenze für die Erkenntnis«, für die Ökonomie- und gesellschaftstheoretische im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Erkenntnis, wird ganz in Kantischer Manier begründet: »Was die Vernunft nicht nach eigenem Entwurf hervorbringt kann sie auch nicht rational durchschauen«.

Der Markt ist kein Produkt der reinen Vernunft, ergo ist er auch nicht erkennbar. Alle Modelltheorie, die irgendwelche Gleichgewichte konstruiert, bleibt ein müßiges Unterfangen, weil »man den Zusammenhang, der in der Wirklichkeit ein Problem ist, einfach voraussetzt« und mit modelltheoretischen Mitteln sowie auf der Basis einer extrem individualistischen und nominalistischen Theorie auch voraussetzen muß. Bleibt die Struktur der sozialökonomischen Bewegung grundsätzlich unbekannt, so ist es auch ein Ding der Unmöglichkeit, die für ein realitätsgerechtes Modell unabdingbare Isomorphie zu begründen. Die »causa efficiens« der sozialökonomischen Realität, »durch die allein etwas geschehen und (!!) begriffen (!!) werden kann«, sind »Kräfte, die vom einzelnen ausgehen«. Und von diesen heißt es nun streng nominalistisch-individualistisch, daß sie »nur ihrem Begriff nach, nicht in der Wirklichkeit allgemein« sind. Und »erst diese Wirklichkeit (...) kann« - worauf für die Konstruktion einer realitätsisomorphen Theorie alles ankommt - »dem Begriff des Gleichgewichts eine reale Bedeutung geben«.[26]

Freilich geht es nicht um die *»reale Bedeutung«* bloß des Gleichgewichtsbegriffs, sondern jedes modelltheoretischen Konstrukts. Was die Durchschlagskraft der Modellkritik von Jonas erheblich beeinträchtigt, ist das mangelnde Gespür dafür, daß das Zentralproblem der »realen Bedeutung« modelltheoretischer Begriffe sich primär gerade bei den allerelementarsten zeigt. Stellt man nämlich etwa im Fall der neoricardianischen Theorie die allerelementarsten Begriffe in Frage, so bricht bereits mit den allerelementarsten Operationen zugleich das Ganze der Theorie zusammen: in Frage zu stellen ist die »reale Bedeutung« der Begriffe »relativer Preis« oder »Tauschwert«, »Ware« im Unterschied zu Produkt oder Erzeugnis, ferner »Kapitalmenge« etc.

Jener Prozeß nun, der diese Objekte hervorbringt und in Bewegung hält, ist offenbar ein sozialer und jene Bestimmungen sind insofern soziale, allgemeine. Wie läßt sich nun aber ihre »allgemeine Bedeutung« herleiten, wenn der nominalistische Gehalt der akademischen Modellkonstruktionen, natürlich auch der neoricardianischen, die Referenz auf eine solche causa efficiens der sozialökonomischen Realität ausschließt, die »allgemein« ist? Die Marxsche »Gesamtarbeit« oder eben »allgemeine Arbeit« erfüllt zwar diese Bedingung, doch nicht bloß dem neoklassischen Ökonom ist der Rückgriff auf solch allgemeine »Kräfte« verwehrt, da die Analyse ihrer Struktur notwendig zu realdialektischen Bestimmungen und letztlich zu einem *qualitativen* Wertbegriff führt, der den ausschließlich quantitativen Bezugsrahmen des neoricardianischen Modells aufsprengen muß.

Andererseits ist dem Neoricardianer im Unterschied zum Neoklassiker der Rekurs selbst auf jene Kräfte versagt, die in tatsächlicher oder fingierter Weise »vom Einzelnen ausgehen«, wie dies bei den Wertschätzungen der subjektiven Ökonomie der Fall ist. Es bleibt daher ganz schleierhaft, wie denn eigentlich jene sozialökonomischen Handlungen beschaffen sein sollen, die das Ganze der sozialökonomischen Realität produzieren, was als causa efficiens anzusetzen ist, »durch die allein etwas geschehen und begriffen werden kann«.

Da ihm der Prozeß der sozialökonomischen Realität ein X bleibt, vermag der Neoricardianer auch das Verhältnis seines Modells zu jener Realität nicht zu bestimmen. In ihr werden im Unterschied zu bloß technischen und physiologischen Prozessen eben nicht bloß Produkte und Produktionsmittel, also physische Dinge hervorgebracht, sondern diese als »soziale Dinge«, als »Formen«, nämlich als »Waren« und »Kapital«, als »Wertmengen«. Die Bestimmung des quantitativen Verhältnisses zwischen diesen Dingen ist ganz sekundärer Natur und es bleibt vorerst ganz unausgemacht, ob diese und damit *ob quantitative Ökonomie überhaupt möglich ist.*

Der Prozeß der sozialökonomischen Realität bleibt dem Neoricardianer deshalb ein in undurchdringliches Dunkel gehülltes X, weil ihm bereits die Beschreibung dieser »Formen« vor ein ganz unbekanntes und mit modelltheoretischen Mitteln auch ganz unlösbares Problem stellt. Wie vermöchte er also jenen sozialökonomischen Prozeß zu thematisieren, der diese »Formen« hervorbringt? Er muß sie wie noch

jeder Ökonom »voraussetzen«. Freilich muß man bei diesem Punkt nun zwei Richtungen der Ökonomie scharf voneinander unterscheiden. Die eine Richtung folgt dem frühen Schumpeter und hält sich strikt an die von ihm formulierte Maxime, man müsse sich »davor hüten, (...) Voraussetzungen *begründen* zu wollen«.[27] Ökonomie wäre dann ihrem »methodologischen und erkenntnistheoretischen Wesen nach eine >Naturwissenschaft< und ihre Theoreme >Naturgesetze<«.[28] Wie jede »exakte Disziplin« untersuche sie die in »gegenseitiger Abhängigkeit voneinander« befindlichen »Quantitäten« in der Weise, daß die »Veränderung einer derselben eine solche aller nach sich zieht«. Es handelt sich um *»ökonomische Quantitäten«,* die so die »Elemente eines Systemes bilden«.[29] Ware, Geld und Kapital sind also nichts weiter als *»Elemente«* eines formalen Systems ebenso wie Atome und Moleküle. »Alle exakten Disziplinen« seien »nicht nur wesensgleich«, nein, sie »sind« dem frühen Schumpeter zufolge »eigentlich nur ein- und dasselbe (...): ein- und dasselbe Gleichungssystem nämlich«. Folglich gibt es für ihn nur einen »einzigen Unterschied«, nämlich den »der Interpretation der einzelnen Glieder der Gleichungen«.[30] So geschrieben im Jahre 1908. Freilich bemerkte Schumpeter schon damals einige gravierende Schönheitsfehler jener zur »exakten Wissenschaft« erhobenen Ökonomie: »daß die Nationalökonomie weder über eine Geldtheone verfügt, noch jemals verfügt hat«.[31] »Die Gemeinplätzlichkeit, die völlige Interesselosigkeit (...) ist ein Charakteristiken geldtheoretischer Arbeiten«.[32]

Was erkennt Schumpeter nun als eines der zentralen, ungelöst gebliebenen Probleme? Das der »Werteinheit« oder des »Wertmaßes«? In der Konstruktion der Einheit liegt der *eine* Grundstein der Geldtheorie. Hier wie in der Zinstheorie tauchen wie aus der Pistole geschossen »metaphysische« Begriffe wieder auf: »Wesen« und »Ursache«. Es geht ihm um »das >Wesen< und die Bewegungsgesetze des Wertes des Geldes«[33] und vor allem auf dem Gebiet der Zinstheorie um das *»Wesen* der Erscheinung«.[34]

Schumpeter wird sich fortan intensiv mit jenen Fragen der »Interpretation« der Gleichungsglieder auseinandersetzen und schließlich resignieren: das mehrfach angekündigte Buch über das Geld sollte niemals erscheinen, so daß das im Nachlaß vorgefundene Manuskript unter dem Titel *Das Wesen des Geldes* erst nach seinem Tode publiziert

werden konnte. Gleiches gilt für das »monumentale Werk« (H. Albert) seiner Dogmengeschichte. Die nachdrücklich gestellte Frage: »Ist die Wirtschaftslehre überhaupt eine Wissenschaft?«[35] bleibt in der Schwebe: »Wir sind noch nicht über den Berg, ja wir sind noch lange nicht (!!!) darauf.«[36]

Nun hatte der frühe Schumpeter nur das artikuliert, wovon die Begründer der mathematischen Ökonomie zutiefst überzeugt waren, daß »die Volkswirtschaftslehre, wenn sie überhaupt eine Wissenschaft sein soll, eine mathematische Wissenschaft sein muß«.[37] Walras geht über diese These von Jevons konsequenterweise noch hinaus und behauptet gar, daß die »Physiokraten der Volkswirtschaftslehre schon ganz den Charakter einer physischen (!!!) Wissenschaft« gegeben hätten. Folglich begreift er seine ökonomische Theorie als »physisch-mathematische Wissenschaft«.[38] Wickseil hofft, daß es nach dem Vorbild der Physik gelingen könnte, »schwankenden Begriffen (...) mathematische Bestimmtheit zu verleihen«.[39] Wie Schumpeter sieht er sich jedoch genötigt, in der Zinstheorie sein eigenes Programm zu desavouieren und essentialistisch zu verfahren, nämlich nach dem »Urgrund des ganzen Zinsphänomens« und dem »eigentlichen Wesen des Kapitals«[40] und der »Ursache« seiner »Kraft«[41] zu fragen, die er im eklatanten Widerspruch zu seiner subjektiven Wertlehre gar als »wertbildende« bezeichnet. Es ist sicher zu bezweifeln, ob den Vertretern der »physischen Wissenschaft« jemals derartige Kräfte unter dem Mikroskop begegnen werden.[42]

Jene andere Richtung möchte nun im Gegensatz zur Ökonomie als »quantitativer Wissenschaft« - so der Schumpeter-Schüler Erich Schneider - überindividuelle und qualitative Strukturen fixieren. Sombart insistiert darauf, daß das Verständnis »wirklicher Wirtschaft« auf reale Zusammenhänge »überindividueller« Natur führen muß. Notwendig werde die »Frage erörtert (...): >was< denn eigentlich der »Kapitalismus«, ob er eine »Realität« (...) sei«. Sombart und andere Vertreter der »dritten« oder »geisteswissenschaftlichen Nationalökonomie« sind überzeugt: »Es ist nun einmal so: hier steckt etwas hinter der Einzelerscheinung, das kein Nominalismus aus der Welt wegdeuten kann. Es ist außerordentlich schwierig, es zu bestimmen; aber da ist es«.[43]

Max Scheler verficht dezidiert dieselbe Position, doch besonders auf geldtheoretischem Gebiet läßt sich ein fließender Übergang von öko-

nomischen in philosophische Erwägungen nachweisen. Amonn kritisiert trefflich die Unbehaglichkeit des Schumpeterschen Versuchs die Frage nach der *Qualität* der »ökonomischen Quantitäten« zu eliminieren: »Es handelt sich hier nämlich nicht um *reine* Quantitätsverhältnisse (...) oder *rein mathematische* Größenbeziehungen, sondern um Beziehungen zwischen realen, empirischen Größen, und da muß man sich beim mathematischen Ausdruck immer fragen: *Was* wird ausgedrückt? und: entspricht der Ausdruck dem, was durch ihn ausgedrückt werden soll, ist der Ausdruck dem Ausgedrückten adäquat (!!), sind alle Bedingungen, auf die es im Objekt (!!) ankommt, im Ausdruck berücksichtigt?«[44]

Sombart stellt nur in recht allgemeiner Weise die Frage nach der »Realität« des Ökonomischen, speziell der Struktur »Kapitalismus«; er fragt genauer »von welcher Art diese >Realität< sei«, also die eines »realen Zusammenhanges« im Unterschied zum konstruierten des Modells. Doch wie ist nun das Verhältnis beider zueinander zu beurteilen? Der »relatio rationis« des Modells und der »Beziehung zwischen den realen, empirischen Größen«, die selbst etwas Reales vorstellt, eine »relatio realis«?

Sombart verkennt nämlich ebenso wie Max Scheler, daß die Frage, »ob und von welcher Art diese »Realität« sei«, nicht nur im Hinblick auf die Realität des »realen Zusammenhangs« Kapitalismus zu stellen ist - und zwar in der Auseinandersetzung mit der Idealtypenlehre Webers sondern bereits in bezug auf Ware und Geld.

Der Kardinalirrtum von Walras und Schumpeter - gleiches gilt für Sraffa - besteht nun offenkundig in der unreflektierten Annahme, in der *Physik* wie in der *Ökonomie* seien die »Beziehungen zwischen (den) realen, empirischen Größen« strukturell identisch und eben deshalb auch das »Gleichungssystem« strukturell »ein und dasselbe«. Wird diese Behauptung unmittelbar auf die »einzelnen Glieder der Gleichungen« übertragen, so wird im Falle der ökonomischen Fundamentalgleichung der Irrtum offenbar: in den Beziehungen zwischen den realen empirischen Größen der Physik existieren die einzelnen Elemente prinzipiell unabhängig voneinander; es ist nicht einmal ausgemacht, ob es zulässig ist, ihr Verhältnis anders als ein kausales, etwa als das eines *realen* Gegensatzes oder gar Widerspruchs zu begreifen; jedenfalls wird es niemand einfallen, einen »inneren und notwendigen« (25/235) oder gar

»lebendigen Zusammenhang« (13/159) zwischen den normierten und den zu messenden Größen physischer oder chemischer Qualität zu behaupten. Doch eben dies gilt für die Glieder der ökonomischen Fundamentalgleichungen im Unterschied zu den in Gestalt von Gleichungen ausgedrückten Gleichgewichtsbedingungen der Kreislaufschemata.

Wie wir noch sehen werden, besteht in einem zentralen Punkt volle Übereinstimmung zwischen dem ökonomisch-philosophischen Denker Marx einerseits und einer Reihe philosophischer Denker und ökonomischer Theoretiker andererseits, daß nämlich Ware und Geld keineswegs sich ebenso als »Elemente eines Systems« behandeln lassen wie Atome und Moleküle. Mitnichten besteht der »einzige Unterschied« zwischen der Physik und der Ökonomie lediglich in einer unterschiedlichen »Interpretation der einzelnen Glieder der Gleichung«: die Glieder sind vielmehr in dem einen Fall *»Elemente«,* im andern dagegen etwas ganz andersartiges, nämlich sich wechselseitig durchdringende und bedingende *»Momente«* einer dialektischen Struktur. Dies ist von Marx auch in Gestalt eines indirekten Beweises demonstriert worden, indem er überzeugend die Aporien der nichttautologisch verstandenen Quantitätsgleichung aufgezeigt hat: zeichnet diese sich doch dadurch aus, daß der Ökonom »mechanisch die Waren auf die eine und das Geld auf die andre Seite stellt«. (13/140)

2. Geld oder Numéraire-Wirtschaft?

Zur Kennzeichnung der prinzipiellen Mängel dessen, was heute als »mathematizistische PseudoWissenschaft« angegriffen wird, dürfte sich eine Marxsche These bewähren, die generell die atömistische Denkweise der akademischen Sozialökonomie anprangert: »Die Roheit und Begriffslosigkeit liegt eben darin, das organisch Zusammengehörende zufällig aufeinander zu beziehn, in einen bloßen Reflexionszusammenhang zu bringen.« (42/23)

Die »Roheit und Begriffslosigkeit« der Walras und Sraffa besteht genau darin, das »organisch Zusammengehörende«, nämlich »Ware« und »Wertstandard« zufällig aufeinander zu beziehen, in den »bloßen Refle-

xionszusammenhang« der Modellrelation zu bringen. Bloße *»Momente«* einer Totalität - »Die Zirkulation als erste Totalität unter den ökonomischen Kategorien« (42/127) - werden im ökonomischen Modellplatonismus zueinander gleichgültig gegenüberstehenden *»Elementen«* hypostasiert. Man könnte gegen diesen Befund einwenden, daß sich der Anfang des Sraffa-Modells gar nicht als »Zirkulation«, sondern nur als »Produktentausch« interpretieren lasse, folglich auch gar nicht »Waren«, sondern lediglich Produkte, bloße »Erzeugnisse« getauscht würden. Doch dies ist sowohl bei Walras als auch bei Sraffa bloßer Schein. Es wird nämlich von vornherein unterstellt, daß für einen anonymen Markt produziert wird und Interdependenz der Produktionszweige besteht. Mehr noch, Sraffa unterstellt gar die Existenz von Lohnarbeit und eine hochentwickelte Arbeitsteilung nämlich die Aufteilung der gesellschaftlichen Produktion in Abteilung I und II. Walras und in seiner Nachfolge Sraffa glauben sich berechtigt, am Anfang der Konstruktion von der Existenz des Geldes zu abstrahieren, um dann in einem zweiten Schritt zwecks Gewinnung der unentbehrlichen n-2. Gleichung den mysteriösen »Wertstandard« einzuführen, eine *denaturierte* Gestalt der ersten Bestimmung des Geldes.

Wir werden uns noch damit zu befassen haben, welche unreflektierten Voraussetzungen diesen Naturaltauschwirtschaftsmodellen zugrunde liegen, und bekanntlich haben ihnen auch akademische Kritiker widersprochen, so vor allem Gustav Cassel. Ein trefflicher Einwand Marxens sei jedoch hier schon vorgetragen. James Mill hatte zum Zweck des Nachweises des prinzipiellen Gleichgewichts kapitalistischer Produktion eine naturaltauschwirtschaftliche Argumentation vorgetragen, die später unter dem Namen »Saysches Prinzip« bis in unsere Gegenwart hinein die bürgerliche Ökonomie zu erbauen vermochte. Marx durchschaute die logische Unhaltbarkeit dieser Konstruktion, da Mill hierbei »den Zirkulationsprozeß in unmittelbaren Tauschhandel verwandelt, in den unmittelbaren Tauschhandel aber wieder die dem Zirkulationsprozeß entlehnten Figuren von Käufer und Verkäufer hineinschmuggelt« (13/78), womit das Geld, das später wie überall in den akademischen Modellkonstruktionen als »pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel« (13/36) eingeführt wird, in Wahrheit immer schon unreflektiert vorausgesetzt wird. Auch bei Sraffa werden die anfänglichen Begriffe der »Totalität« Zirkulation »entlehnt«, obwohl,

wie sich noch zeigen wird, außerhalb der Zirkulation jene ersten Begriffe zu Scheinbegriffen geraten: da für die prämonetäre Naturaltauschwirtschaft ein »Handel« postuliert wird und auch postuliert werden muß - Sraffa unterstellt die unkoordinierte Produktion vereinzelter Einzelner -, so wechselt folglich das jeweilige Angebot von und die Nachfrage nach »Weizen«, »Eisen« etc., und ebenso die Nachfrage nach und das Angebot von Lohnarbeit. Es müßten folglich Gleichgewichtstauschwerte und um sie oszillierende Markttauschwerte konstruiert werden, und dies, obwohl Nutzwertschätzungen wie in den neoklassischen Modellen ausgeschlossen sind.

Man möge nicht einwenden, daß auch Marx genötigt sei, am Anfang der Entwicklung von der Konkurrenz, also von Angebot und Nachfrage zu abstrahieren. Diese Replik beruht auf dem fundamentalen Mißverständnis der Marxschen Werttheorie als *Tauschtheorie;* es ist noch zu zeigen, daß sie vielmehr etwas prinzipiell anderes darstellt, nämlich eine Analyse der elementaren »Formen« oder »Kategorien«. Als solche Kategorialanalyse untersucht sie »reale Relationen«, wie etwa die Ware-Geld-Relation, ein »existierendes (...) Verhältnis von Gegenständen«. (23/86)

In dieser Eigentümlichkeit hat sie durchaus nichts gemein mit den Tauschtheorien der Walras und Sraffa, sondern ist allein den *Kategorialanalysen* des Geldes durch Hegel, Simmel und Liebrucks kommensurabel, sowie den Kategorialanalysen von *Ware*, *Geld* und *Kapital* seitens einiger Ökonomen wie Amonn, Gottl, Horn, Wilken, Elster, Hero Moeller und anderer. Der traditionelle Typus der Kapitaltheorie ist durchweg der Kategorialanalyse zuzurechnen: man denke nur an die Explikation des Kapitalbegriffs durch Smith, Sismondi und Say, wie sie von Marx vor allem im *Rohentwurf* untersucht wurden, sowie an die bis heute ungeschlichtet gebliebene Kapital-Kontroverse zwischen dem Begründer der Grenzproduktivitätstheorie Clark und Böhm-Bawerk. Wie unbefriedigend die Stellungnahmen der »modernen« Ökonomie ausfallen, mag man bei Robinson/Eatwell[45] nachlesen.

Damit ist schon gesagt, daß sich die »moderne« Ökonomie durch eine merkwürdige Mischung von mathematizistischer Tauschtheorie und kruder Kategorialanalyse auszeichnet. Dies, sowie die prinzipielle Differenz zur Marxschen Kategorialanalyse tritt besonders deutlich bei Wicksell hervor, einem der Pioniere der »modernen« Ökonomie. Hier

wird ausgesprochen, was durchweg für alle Grundlegungen der subjektiven Ökonomie gilt: man sieht »in der Wertlehre zunächst von den Funktionen des Geldes ab«.[46] Wertlehre und Geldtheorie gelten als gänzlich, disparate Gebiete, was sich besonders anschaulich am Hauptwerk von Jevons demonstrieren läßt: in seiner *Theorie der Politischen Ökonomie* finden sich zwar umfangreiche Kapitel über Nutzen, Tausch etc. und auch über Kapital, doch keines über Geld; gleiches gilt für Marshalls Hauptwerk, auch Walras verliert in seiner Begründung der Gleichgewichtstheorie kaum ein Wort über Geld; Menger behandelt auf 250 Seiten Wert, Tausch, Preis, Ware etc., und erst im letzten Kapitel findet sich einiges über die Funktionen des Geldes. Hier wie für die separaten Abhandlungen über Geld bei Jevons, Walras und Marshall gilt das Urteil Schumpeters, daß das »Gebotene« durch »Gemeinplätzlichkeit« und »völlige Interesselosigkeit« sich auszeichnet.

Die *entscheidende* Frage lautet nun: läßt sich *vor* und *unabhängig* von der Analyse der Geldfunktionen tatsächlich eine Preistheorie und gar eine Kapitaltheorie entwickeln, wie dies in jenen klassischen Grundlegungen der »modernen« Theorie, inclusive der Wickseils, geschehen ist? Wird man ernsthaft behaupten können, die Begründung der Wertlehre und die der Geldfunktionenlehre hätten nichts miteinander gemein? An eben diesem Punkt gabeln sich die Wege zwischen der Marxschen Theorie einerseits, der neoklassischen und der neoricardianischen andererseits.

In all diesen Werken, das Sraffas eingeschlossen, tauchen urplötzlich, wie aus der Pistole geschossen, unabgeleitet und unexpliziert die dunklen Begriffe »Wertstandard«, »Wertmesser« und »Werteinheit« auf Dabei wissen zumindest einige dieser Autoren oder zumindest ihre prominenten Nachfolger, daß es sich um überaus problematische Begriffe handelt.

Wir verwiesen bereits auf Schumpeter, und auch Wicksell konstatiert, daß »niemals eine völlig durchgeführte Theorie des Geldes und seiner Funktionen aufgestellt worden ist«.[47] Joan Robinson operiert hart an der Grenze intellektueller Redlichkeit, wenn sie einerseits zu der frappierenden Feststellung gelangt: »Geld und Zinssatz erweisen sich wie Güter und Kaufkraft als unfaßliche Begriffe, wenn wir wirklich versuchen, sie festzuhalten«,[48] andererseits die Explikation dieser »Unfaßlichkeit«, den Nachweis der ökonomischen Aporien unterläßt

und stattdessen ein Lehrbuch mitverfaßt, dessen grundbegrifflich relevante Abschnitte eben diese wundersamen Paradoxien verschweigen. Wie lassen sich noch ökonomische Lehrbücher verfassen, wenn man es unausgesetzt mit »unfaßlichen Begriffen« zu tun hat? Ist man also hier an den tieferen Grund des Vorwurfs gelangt, daß wir es im Falle der »modernen« Ökonomie mit einer »mathematizistischen Pseudowissenschaft« (Clauß) zu tun haben?

Kein Neoricardianer vermag uns mitzuteilen, was ihr Meister im Anschluß an den subjektiven Werttheoretiker Walras in der Wortverbindung »Wertstandard« denn eigentlich unter »Wert« versteht, wenn »Tauschwert«, also ein »relativer Wert«, nicht gemeint sein kann, die Verwendung der Begriffe »absoluter Wert« oder »Wert überhaupt« ausgeschlossen werden soll. Stellt man diese Frage, so kann man erleben, daß der Neoricardianer dann allen Ernstes im Originaltext fahnden möchte, ob Sraffa vielleicht den Begriff »value« vermieden haben könnte und lediglich ein unglücklicher Übersetzungsfehler vorliegt. Nun, um das Wort ist es nicht zu tun, denn auch der Begriff »abstrakte Recheneinheit« oder irgendeine Wörterfindung enthebt ihn nicht der Autgabe, über die »wirtschaftliche Dimension« der Dinge *nachzudenken* statt lediglich zu rechnen, da hier nun einmal *qualitative* Dinge ins Spiel kommen. Doch vor allem kommt es auf die sog. *Funktion* an, auf die ganz und gar mysteriöse Funktion des mysteriösen Subjekts oder besser *Fetischs* Geld, die heterogenen Gebrauchswerte homogen, »gleich« zu »machen«. Dies für Marx zentrale Problem der Werttheorie wird von Walras und Sraffa dadurch *wegräsoniert,* sofern es in das Problem der n-2. Gleichung *verwandelt* wird, was sich dann so anhört: »Eine der Waren wird zum Wertstandard erhoben und ihr Preis als Einheit gewählt.«[49]

Die »Einheit« qua »Wertstandard« ist natürlich eine »*Wert*einheit«, was Sraffa unterschlägt, doch Wicksell redlicherweise denn auch so benennt. Der Neoklassiker mag den Neoricardianer sodann belehren, daß dergestalt aus den *»physischen* Mengen (...) *bewertete* Größen«[50] werden und der Neoricardianer es folglich überall mit *»bewerteten* Größen« zu tun hat, was über den Prozeß der »Bewertung« allerdings nichts aussagt. Wie seinerzeit Bailey vermag er dann bloß noch zu antworten: der »gemeinsame Nenner« der »zu messenden Waren« ist etwas, »was fertig vorliegt«.

Die Genesis jenes *sozial*ökonomisch »Fertigen«, das den Subjekten des Austauschs immer schon vorgegeben ist, vermögen die Tauschtheorien à la Bailey, Cassel und Sraffa durchaus nicht zu thematisieren; der Marxsche Aufweis der Gedankenlosigkeit Baileys ist daher verallgemeinerungsfähig und charakterisiert auch die Wertvergessenheit der Cassel und Sraffa: »Hier haben wir den Burschen. Wir finden die values gemessen, ausgedrückt in den *prices* vor. Wir können uns also damit begnügen (...) - *nicht* zu wissen, was der Wert ist«. (26.3/160) Jedoch: »Geld ist selbst schon *Darstellung* des Werts, supponiert ihn.« (26.3/161)

Marx leugnet nicht, daß die »physischen Mengen« zwar nicht »bewertet«, aber je schon quasi-apriorisch »gleich« sind: »sie sind in fact schon verglichen«. (26.3/161) Das enthebt aber nicht der Aufgabe, die Bedingungen der Möglichkeit dieses *anonymen* Prozesses zu untersuchen. Marx stellt in der *Kritik* im Kapitel »Maß der Werte« klar heraus, daß die Analyse ein »qualitatives und ein quantitatives Moment (...) zu unterscheiden« (13/50) hat, wobei das »*qualitative* Moment« des monetären Maßes den eigentlichen Gegenstand der Marxschen Werttheorie qua Formanalyse ausmacht - ein Punkt, den übrigens Petry völlig verkennt, der erstmals, jedoch ganz irreführend von »qualitativer Werttheorie« gesprochen und so in der Literatur, etwa bei Sweezy und Nutzinger, heillose Verwirrung gestiftet hat. Das Wertproblem bei Marx ist primär ein *qualitatives* und als solches das Problem des »*qualitativen* Moments« des Geldes. Aus heterogenen oder »physischen« Mengen »werden« homogene, soziale Dinge. Dieses rätselhafte »Werden« nennt Marx »qualitative Verwandlung« oder eben »Metamorphose«.

Bekanntlich war es dieses Phänomen, das bereits Aristoteles beschäftigte: »Das Geld macht (!!), einem Maße gleich (!!), (...) die Dinge kommensurabel«[51]. Es ist im Grunde kein naturwissenschaftlich konstatierbares Maß, sondern diesem nur »gleich«, analog; physisches und soziales Maß, daher generell Physisches und Soziales, erste und zweite Natur sind also prinzipiell geschieden - eine Einsicht, die dem analytisch orientierten Ökonomen verschlossen bleibt, wenn ihm die *physische* Größe »Länge in cm« und die *soziale* Größe »Preis in Dollar« als gleichartige Beispiele für »quantitative Begriffe«[52] gelten. Dabei bringt dieses exzellente Beispiel für den »Fetischismus der (!!) politischen Ökonomie« der *Identifizierung* von *erster* und *zweiter* Natur, nur das naiv

zur Artikulation, was jeder Walrasianer oder Sraffianer bewußtlos praktiziert. Ignoriert wird Allerelementarstes: keinem Physiker wird jemals die absurde Behauptung in den Sinn kommen, das Pariser Urmeter oder irgendein Längenmaß besitze die »Funktion«, das zu Messende größenhatt kommensurabel zu »machen«: die den heterogenen Dingen *a priori* gemeinsame Dimension der Größe ist Voraussetzung, keineswegs Resultat der Messung.

Immer wieder ist auf die bloß metaphorische Bedeutung der Redeweise von der »Messung« des Werts der Waren durch den »Wertmesser« Geld hingewiesen worden. Morgenstern macht ausdrücklich darauf aufmerksam, es würden in der Ökonomie fortgesetzt »Sprachausdrücke« besonders aus »der Physik verwendet? wobei der ihnen *dort* gegebene Sinn nicht beibehalten wird bzw. überhaupt nicht genau bekannt ist, z. B.: Messen«.[53]

Ein Blick gerade in die analytischen Darstellungen der Regeln für die Einführung quantitativer Begriffe und für den Meßprozeß genügt, um sich von der gänzlichen Inkommensurabilität physikalischer und ökonomischer Messung eine erste Vorstellung zu verschaffen: Zumal der subjektiven Werttheorie inclusive der Gleichgewichtstheorie ist ein für allemal der Garaus gemacht, wenn man sich Gottls treffliche Kritik der »Fabeleien von einer Wertmessung<, (...) einem Wertmesserdienst< des Geldes«[54] vor Augen führt. Die sog. Wertschätzungen sind »Fabeleien« der subjektiven Ökonomie, der Gottl die lapidare Feststellung entgegensetzt: »Niemand mißt und nichts wird gemessen«,[55] »wer soll da eigentlich messen, (...) und was in aller Welt soll da erst aus einer Messung hervorgehen?«[56] *»Alle Messung kommt da längst zu spät (!!), wo das Ausmaß gleich zahlenhaß geboren wird. «*[57]

Nimmt man diese Feststellungen ernst, so hat dies nicht nur bedeutsame ökonomietheoretische, sondern zugleich methodologische und gesellschaftstheoretische Konsequenzen. Es wird zum einen offenbar, daß man die analytischen Vorstellungen von einer Einheitswissenschaft definitiv zu verabschieden hat; und es dürfte jetzt zum anderen einleuchten, daß der Handlungsbegriff ganz unbrauchbar ist, die Ausgangspunkte der Sozialwissenschaft zu begründen.

Zwar hat sich auch Max Weber diesem Sachverhalt genähert, daß hier unleugbar anonyme und überindividuelle Sozialprozesse ins Spiel kommen, solche also, die sich »hinter dem Rücken« der Individuen

vollziehen und mitnichten sich als »Nebenfolgen« intentionalen Handelns begreifen lassen. Zu einer klaren Einsicht vermag sich jedoch auch Weber nicht durchzuringen, als er 1919 im Kontext seiner Darlegungen über die »zunehmende Rationalisierung« der Welt durch die Wissenschaft, ihre »Entzauberung«, die Ökonomie demonstrativ herausfordernd konstatierte: »Wenn wir heute Geld ausgeben, so wette ich, daß, sogar wenn nationalökonomische Fachkollegen im Saale sind, fast jeder (!!) eine andere Antwort (!) bereit halten wird auf die Frage: Wie macht (!!) das Geld es, daß man dafür etwas - bald viel, bald wenig - kaufen kann?«[58] Das Beispiel beweist weit mehr, als es beweisen soll und beweisen darf, daß nämlich die »zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung« gerade *nicht* eine »zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen« bedeute, sondern nur dies, daß man, »wenn man *nur wollte,* es jederzeit erfahren *könnte,* daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, (...) man vielmehr alle Dinge (...) durch *Berechnen beherrschen* könne«.[59]

Weber war natürlich mit den heftigen Kontroversen um das grundlegende Werk der neueren akademischen Geldtheorie, Knapps *Staatliche Theorie des Geldes,* ebenso vertraut wie mit Gottls »in hohen Maße geistvoller (...) Hauptleistung«, nämlich seiner »Kritik der Nationalökonomie«, in der er seine eigne »in nuce« antizipiert sah.[60] Und in Knapps Hauptwerk dürften Weber die resignierenden Thesen des Mitbegründers der »modernen« Geldtheorie - Keynes sollte sich ausdrücklich auf ihn berufen - nicht entgangen sein: »Eine wirkliche Definition des Zahlungsmittels dürfte schwerlich zu geben sein; ebenso wie man in der Mathematik nicht sagen kann, was eine Linie oder was eine Zahl ist (...). Wenn man etwa sagen wollte: Zahlungsmittel ist (...) Trägerin von Werteinheiten, - so wäre dies ganz in unserem Sinne (...). Aber es sei ferne, dies als eine Definition auszugeben; denn dabei wird die Werteinheit als eine selbstverständliche Vorstellung behandelt - was sie gar nicht ist. (!!!)«[61]

Wir sahen, bei Bailey, Walras, Cassel, Wickseil etc. war sie eben die, eine »selbstverständliche Vorstellung«, und nach den resultatlosen Diskussionen der zwanziger Jahre in Anschluß an Knapp und Simmel sollte sie es auch wieder werden - generell und nicht bloß bei Sraffa -, oder wurde zumindest trotz aller Mentalreservationen wie bei Joan Robinson wieder so behandelt: Werteinheit als »Maß« gleich Län-

geneinheit, *erste* gleich *zuleite* Natur. Doch Knapp wußte, daß die Nominaldefinition lediglich eine Chiffre bezeichnet, die sich jeder rationalen Bestimmung zu entziehen scheint. Was soll das schließlich heißen, daß ein Etwas als »Trägerin« jener mysteriösen Einheit fungiert? *»Hat«* eine solche Trägerin bloß den Wert oder »ist« sie selbst »der« Wert, also Wert schlechthin? »Repräsentiert« diese Trägerin bloß den Wert der Waren oder »repräsentieren« umgekehrt die Waren als Preise bloß den »Wert schlechthin« des Geldes? Ist Geld also »Repräsentant« oder »Repräsentierendes«, und welche Seinsweise kommt diesem »Repräsentationsverhältnis« eigentlich zu? Wie hat man sich jenen Theorietypus zu denken, der solcherlei Fragen zu thematisieren vermag, wie die Begründungsmöglichkeit seiner Aussagen?

Weber mißtraute offenkundig der Ökonomie, die grundlegenden Probleme der sozialökonomischen Reproduktion beantworten zu können. Man darf ihm unterstellen, daß er ganz bewußt dem scheinbar ganz trivialen Problem der Bestimmungsgründe der Kaufkraft eine paradoxe Wendung gegeben hat: »wie macht es das Geld«, eine bestimmte Wirkung hervorzurufen und keine andere? Ein soziales Produkt gerät hier zu einem Subjekt, dessen Wirkungsweise eigengesetzlich geregelt ist. Mag sein, daß diese essentialistische Formulierung nur provozieren sollte, die konstatierte Ohnmacht der Ökonomie läßt sich indes schwerlich mit seiner Rationalisierungsthese vereinbaren, bezeugt vielmehr den formalen Charakter der ökonomischen Rationalität und die Begrenztheit des »Entzauberungsprozesses« der sozialökonomischen Realität.

Die Zurückweisung des methodologischen Individualismus erlaubt Sombart eine weit unbefangenere Sicht des »kapitalistischen Wirtschaftssystems«, das ihm »als Ganzes irrational bleibt«. Im Gegensatz zu Weber erkennt Sombart gerade in dem »Nebeneinander höchster Rationalität und höchster Irrationalität«[62] eine »prinzipielle Eigenart« jenes Systems. Das sich hieran anschließende Problem der Eigengesetzlichkeit der ökonomischen Realität vermag Sombart freilich ebensowenig zu analysieren wie Weber. Mit der Konstatierung »realer Zusammenhänge« und der Frage »von welcher Art diese >Realität< sei«, scheint er sich bewußt von der Idealtypenlehre abgrenzen zu wollen, die mit ihrer Konstruktion von bloß *»gedachten* Zusammenhängen« jene »realen« ignorieren muß. Die Unhaltbarkeit der Weberschen Behaup-

tung, es seien »alle (!!) sogenannten »Grundbegriffe« der Nationalökonomie (...) in *genetischer* Form nur als Idealtypen (!!) zu entwickeln«/'[3] eine Behauptung, mit der Weber seine eigene These von der Eigengesetzlichkeit des Geldes desavouiert, mag Sombart auch nicht implizit zu thematisieren. Dabei hatten Simmel und Gottl den »Grundbegriff« Geld längst als Geld-Ware-Relation, somit als *»realen* Zusammenhang«, also nicht in dem bloß *»gedachten* Zusammenhang« Weberscher Behandlungsart thematisiert.

Damit ist zugleich schon angedeutet, warum Sombart seine Frage nach der »Realität« und »Irrationalität« des »Systems« Kapitalismus, damit seine zur Weberschen Idealtypenlehre und zur ökonomischen Modelltheorie überhaupt quer stehende Problemstellung nicht zu konkretisieren und damit zu präzisieren vermochte.

Das Problem der »Realität« und »Irrationalität« des Systems war in Anschluß an Sombart zunächst einmal am Problem des »Grundbegriffes« Kapital festzumachen, genauer an dessen Eigengesetzlichkeit, was Max Scheler richtig erkennt. Da Kapital immer nur als Geld- und Realkapital existiert, war jedoch im Gegensatz zu Sombart *und* Scheler der »reale Zusammenhang« Kapitalismus zunächst einmal auf der Ebene seiner einfachsten »Formen« oder denen der »einfachen Zirkulation« zu thematisieren, also des »realen Zusammenhangs« von Ware und Geld. Diesen eigengesetzlichen, »realen Zusammenhang« von repräsentierenden und repräsentierten »Wertdingen« bezeichnet man nun im Gegensatz zum idealtypisch bloß konstruierten und so bloß »gedachten« als »Kategorie«. Die Sombartsche, dem »System« Kapitalismus geltende Frage, »von welcher Art diese »Realität« sei« wird man demnach als die Frage konkretisieren, »von welcher Art die >*Realität*< von Ware und Geld, generell von >*Wertdingen*< ist«. Sofern Sombart »Kapital« als »ein Abstraktum: das Sachvermögen« oder auch als »Tauschwertvorrat«[64] charakterisiert, ist nach der »Realität« jenes »Abstraktums« oder »abstrakten Vorrats« zu fragen.

Tatsächlich ist denn auch schon mehrmals der Versuch unternommen worden, diese mysteriöse »Realität« zu bestimmen - doch die hierbei hervorbrechenden Paradoxien, zumal die von Amonn aufgezeigten, ließen die Ökonomie diese fundamentale Fragestellung immer wieder verdrängen. Schon die auf den ersten Blick einfachere Frage nach der Realität von Ware und Geld, von »Wertdingen« also, verstrickt

nicht bloß die akademische Ökonomie, sondern nicht minder die traditionelle Philosophie in unlösbare Schwierigkeiten.

Um Fundamentales geht es deshalb, weil diese Frage letztlich auf die Frage nach dem *»Gegenstand«* der Ökonomie abzielt. Auch hier ist wieder auf die Amonnsche Monographie zu verweisen, deren Resultate freilich ebenso umstritten blieb wie die dort kritisierten Positionen. Das Sombartsche Methodenbuch beginnt daher mit dem Satz: »In der (...) Nationalökonomie (...) ist alles, was bestimmt sein sollte, unbestimmt: sogar der Gegenstand«[65]

Jonas macht nun darauf aufmerksam, daß zum Wissen nicht nur gehört, »daß man etwas weiß, sondern auch, daß man weiß, wovon (!!) man etwas weiß«. Dies, sowie die »Methode der ökonomischen Theorie« werde durch die »Bestimmung des Gegenstandes«[66] festgelegt. Wenn nun aber »das Objekt ihrer Erkenntnis nicht mit hinreichender Deutlichkeit klar ist«[67], weiß man demnach nicht, *»wovon* man etwas weiß« und besitzt kein wirkliches Wissen. Die gegenwärtige Klage, daß die Ökonomie »nach zweihundert Jahren immer noch nicht weiß, *was* sie weiß«, scheint der Feststellung äquivalent, daß ihre Gegenstandsbestimmung gescheitert ist oder eben nicht weiß, *»wovon* man etwas weiß«.

Ignoriert wird das für die Marxsche Werttheorie zentrale Problem der »Qualität des Maßes«. (13/63) Die Robinsonsche Frage: »Quantität wovon?« ist zu verallgemeinern und zu präzisieren als die Frage nach dem *Substrat* oder der *Qualität* jener »Quantitäten«, die in der problemverschleiernden Manier des frühen Schumpeter »ökonomische« genannt wird. Sofern der Neoricardianer mit Schumpeter nichts als »ökonomische Quantitäten« kennt, »ohne die geringste Angabe darüber« zu machen, was denn nun das »Ökonomische« dieser Quantitäten ausmacht, mag ihm dann auch die Werttheorie generell, zumal die Marxsche als »redundant« erscheinen. Doch seine »kritiklose Einstellung zum Rechnen« läßt ihn Allerelementarstes vergessen, daß, worauf Nicolai Flartmann in seiner Auseinandersetzung mit der neopositivistischen Formel: »wirklich ist, was meßbar ist«, immer wieder hinweist, »auch der Gegenstand der exakten Wissenschaften (...) in der mathematischen Struktur nicht aufgeht. Es liegt im Wesen der Quantitätsbestimmung, daß sie die Quantität »von etwas< (!!) ist. Es muß immer ein Substrat (!!) der Quantität vorhanden sein, sonst ist sie

Quantität von nichts (!!), ein inhaltsleeres Größenverhältnis ohne Realität. (...) Es liegt ein nicht quantitatives Etwas zugrunde, und erst >an ihm< haftet die Größenbestimmung«.[68]

Ein »Denken, das es nicht denkt«, nennt Adorno »verschnitten und uneins mit sich«. Jenen »Mangel an Selbstbesinnung«[69] wird man exemplarisch für den Neoricardianismus an dem Robinsonschen Vorwurf demonstrieren können, die Neoklassik entziehe sich »dem Problem, der Quantität von Kapital einen Sinn (!!) zu geben«. Der Vorwurf selbst ist sinnlos vom Standpunkt einer Autorin, die sich als Neopositivistin und als Verächterin werttheoretischer Reflexion vorstellt. Sie vermag nicht zu reflektieren, daß sie mit ihrer Vorstellung von einem »Sinn« ökonomischer Größen selber eine »metaphysische« Position bezieht und insofern in die Nähe solch phänomenologisch orientierter Ökonomen wie Werner Sombart und Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld rückt, die von ihrer Position her durchaus legitim nach dem »Sinn (!!) dieser Größen« fragen dürfen. Schon ihre Beobachtung, Grundbegriffe wie Geld, Gut etc. seien letztlich »unfaßlich«, impliziert die verbotene Frage nach einem objektiven »Sinn«, einer gleichsam ontologischen Struktur. In der Ökonomie qua »quantitativer Wissenschaft« ist sie deplaziert.

3. Die »ontologische« Rückbesinnung des späten Schumpeter

Die vom jungen Schumpeter intendierte »Erkenntnistheorie der Ökonomie«[70] war als neopositivistische orientiert »an Problemen der exakten Naturwissenschaften«,[71] war er doch überzeugt, daß die Ökonomie ihrem »methodologischen und erkenntnistheoretischen Wesen nach (...) eine »Naturwissenschaft« und ihre Theoreme »Naturgesetze«« seien. Soziologie und Philosophie gegenüber soll so »eine Art Monroedoktrin der Ökonomie«[72] begründet werden.

Fühlt sich Hans Abert gedrängt, hinsichtlich des Spätwerks »von »angewandter Wissenschaftstheorie« zu sprechen«,[73] so dokumentiert es doch eher Unschlüssigkeit und Resignation. Etwa vierzig Jahre nach seinem ersten Anlauf scheint es ihm jetzt »weder möglich noch wünschenswert«, sich »auf eine Erkenntnistheorie der Wirtschaftswissen-

schaft«[74] einzulassen. Der Grund ist methodologische Ratlosigkeit. An drei Punkten läßt sie sich aufzeigen.

1. Da ist zunächst die von der Sekundärliteratur bis heute ignorierte, gänzlich veränderte Charakterisierung der Marxschen Analyse gegenüber seiner ganz unhaltbaren Darstellung etwa sieben Jahre früher. Galt ihm damals noch die Werttheorie als »die Ricardianische« und die Marxsche Argumentation bloß als »weitschweifiger und »philosophischen im schlimmsten Sinne des Wortes«,[75] erfährt Marx dort noch das fragwürdige Lob, er habe nirgendwo die »positive Wissenschaft« - gemeint ist hier allen Ernstes die Ökonomie - »an die Metaphysik verraten«,[76] so gerät jetzt zusehends die Vorstellung von der Ökonomie als autonomer und »exakter Disziplin« ins Wanken. Eine offenbar neue und ernsthaftere Marx-Lektüre führt Schumpeter jetzt zu Einsichten, die nicht bloß seinem früheren Marx-Verständnis, sondern darüber hinaus seiner Vorstellung von der Ökonomie als »positiver Wissenschaft« strikt zuwiderlaufen. Schumpeter entdeckt für ihn Paradoxes. Der Vergleich zwischen der Marxschen und der Ricardoschen »Arbeitsmengentheorie« führt ihn nicht bloß zu gewissen Selbstverständlichkeiten: »auch nichtmarxistische Historiker hätten erkennen müssen - was sie in den meisten Fällen nicht taten (!!) -, daß es einen noch grundsätzlicheren Unterschied (...) gibt. Ricardo, der am wenigsten von der Metaphysik beeinflußte aller Theoretiker, hatte die Arbeitsmengentheorie (...) als Hypothese eingeführt (...). Für Marx aber, dem am stärksten von der Metaphysik beeinflußten aller Theoretiker (!!!!), war die Arbeitsmengentheorie nicht nur eine Hypothese über die relativen Preise.«[77] »In Wirklichkeit (...) ist die Marxsche Werttheorie durchaus nicht mystisch oder metaphysisch.« Beim »absolute(n) Wert (...) handelt (es) sich lediglich um den logisch zu Ende gedachten und konsequent angewandten Ricardoschen Realwert.«[78]

Schumpeter spürt, daß hier vom Standpunkt der traditionellen »positiven Theorie« her so einiges nicht mehr mit rechten Dingen zugeht - ausgerechnet der »am stärksten von der Metaphysik beeinflußte« aller Ökonomen konstruierte eine Arbeitswerttheorie, die »vielleicht die einzige (ist), die jemals gründlich durchkonstruiert wurde« (!!)[79] - doch mag er die methodologischen Konsequenzen des entdeckten Paradoxons nicht recht wahrhaben. Daß hier ganz neue und unaufgearbeitete Probleme vorliegen, hat er jedoch unumwunden zugestanden: es sei

ihm im »Rahmen dieses Buches unmöglich, das ganze Problem zu klären« (!!!). Der Ökonomie schien es längst geklärt und Schumpeter vermerkt nachdenklich: »die Werttheorie (...) wurde zu sehr im Ricardoschen Sinn interpretiert. Dies aber war ein Irrtum, der auf ein Mißverständnis des wesentlichen (!!!) Punktes der Marxschen Werttheorie hinweist (!!)«.[80] Mit der Zurückweisung der traditionellen Identifizierung beider Werttheorien ist auf den »wesentlichen Punkt« lediglich »hingewiesen«, so daß seine eigentliche Untersuchung noch aussteht! Überflüssig zu erwähnen, daß die bemerkenswerte Selbstkritik Schumpeters in der akademischen Ökonomie und Methodologie ausnahmslos ignoriert worden ist.

2. Dies gilt freilich auch für den zweiten Punkt jener Selbstkorrektur, die ihn schließlich von seinen frühen Positionen ganz abrücken ließ: Der späte Schumpeter konstatiert im Hinblick auf die »Jevons-Menger-Walrassche Theorie« ein »Versagen der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips«.[81] In seinem Geld-Manuskript tritt dieses Prinzip ganz in den Hintergrund und methodologisch dominieren essentialistische Überlegungen, da seine Grundthese lautet, »daß sich im Geldwesen eines Volkes alles spiegelt, was dieses Volk tun will, tut, erleidet, *ist* (!!!)«. Die Grundfrage ist die nach dem *»Wesen des sozialen Instituts (...), das wir Geld nennen«.*[82] Doch Schumpeter nennt andere »Beispiele« für das »Versagen« des Prinzips: die Zinstheorie und den Begriff »Kapital«. Wiederum treten hier essentialistisch-hermeneutische Vorstellungen in den Vordergrund, die dem Neopositivismus seiner frühen Maximen strikt widersprechen. Die »Methodologie« Böhm-Bawerks will er gegenüber den »mathematischen Ökonomen« verteidigen, sofern diese sie »verachten«. Diesem sei es darum gegangen, »das Phänomen des Zinses zu »erklären« oder zu »verstehen« (!!) (...), die »Ursache« (!) oder die »Quelle« oder das »Wesen« (!!) des Zinses zu erforschen. (...) Da das ökonomische System nicht als Komplex Undefinierter Dinge behandelt werden kann, müssen wir (...) zunächst definieren, was (!) seine Elemente (...) bedeuten (!!) sollen, ehe wir (!!) die exakten Probleme (...) in Form von (...) Eigenschaften der Funktionen (...), die diese Bedeutung beinhalten (!!!), formulieren können. (...) Wenn wir all dies getan haben, können wir sagen, daß wir (...) die Elemente »erklärt« oder »verstanden« (!!) haben, (...) die wir »erklären« oder »verstehen« (!!) wollten.«[83]

Wie man sieht, brachte die schroffe Zurückweisung seines methodologischen Frühwerks durch seine Lehrer Wieser und Böhm-Bawerk offenkundig das zustande, was man eine »geisteswissenschaftliche« Kehre nennen könnte. Bezeichnete es doch Wieser als die eigentliche Aufgabe der Wirtschaftstheorie den »wahren Sinn« der »Urworte« und »Namen« zu »deuten«, den »Sinn (!!) der Wirtschaft auch in solchen (...) Zusammenhängen zu verstehen (!!), die über die Erfahrung des einzelnen hinausgehen. (...) Die (...) Geisteswissenschaften, zu denen die Wirtschaftstheorie gehört, erforschen den »Geist der Grundwortes.[84]

Tatsächlich hatte Schumpeter bereits in seinem ersten geldtheoretischen Versuch von 1917/18 die Unzulänglichkeit analytischer Methoden für die geforderte »Arbeit an den Grundbegriffen« erkannt. Es geht ihm um das Geld »seinem sozialen Sinn (!!) nach« und zwar »nicht nur für den die Erscheinungen deutenden (!!) Forscher«,[85] also um ihren *objektiven* Sinn. Dasjenige, was wir »Kauftraft« bloß »nennen«, gilt ihm als eine »Erscheinung sui generis«, in seinem eigentümlichen Realitätscharakter also offenbar grundsätzlich von Naturphänomenen zu unterscheiden oder ein Etwas, das seinem »Wesen« nach zu bestimmen ist.[86] Im Spätwerk wird er dann programmatisch formulieren, daß die formalisierbaren Beziehungen aus dem »Uberblick über die >Bedeutung< eines Phänomens«[87] abzuleiten sind.

Die Begriffe »Sinn«, »Bedeutung«, »Wesen«, »Ursache«, »Verstehen« etc. setzt Schumpeter häufig in Anführungsstriche; offenbar will er demonstrieren, daß er sich der Problematik dieser Begriffe durchaus bewußt ist, doch vom »Hohnlächeln«[88] der »mathematischen Ökonomen« oder strikten Positivisten sich keineswegs beeindrucken läßt.

3. Der dritte Punkt der Selbstkorrektur resümiert und klassifiziert nur das Vorangegangene. In dem zweiten Kapitel seines Spätwerks, überschrieben >Die Methode der ökonomischen Analyses findet sich nämlich expressis verbis die Distanzierung von jenen neopositivistischen Physikalismus, durch den sich sein methodologisches Frühwerk auszeichnete. Der Ökonomie »fehlt jede Möglichkeit von Laboratoriumsversuchen, aus der die Physik so großen Nutzen zieht (...), statt dessen schöpft die Wirtschaftswissenschaft aus einer Erkenntnisquelle, die der Physik versagt ist (!!), nämlich dem weitgehenden (!) Wissen des Menschen um den *Sinn* (!!!) der wirtschaftlichen Handlungen. Diese Erkenntnisquelle (!!) ist aber zugleich eine Quelle von Kontro-

versen (...). Diese Erklärung hat hoffentlich dazu beigetragen, mich von dem Verdacht zu befreien, daß ich zum Scientismus neige.«[89] Er insistiert darauf, »daß »Erklären« in den Naturwissenschaften etwas ganz anderes (!!!) bedeutet als in den Sozialwissenschaften«.[90]

Im Grunde bleibt es bei dieser *negativen* Bestimmung: Schumpeter mißtraut allen philosophischen Entwürfen »verstehender« Sozialphilosophie und verwirft begründungslos auch Simmeis Analyse von Wert und Geld. Lediglich seine späte Entdeckung, die »philosophische« Struktur der Marxschen Werttheorie, scheint ihn zutiefst zu irritieren: »Die (...) Arbeitsmenge war nicht nur ein bloßer »Regulator« ihres Wertes. Sie *war* ihr Wert (dessen »Wesen« oder »Substanz«), (...) Möglicherweise sind nun unsere weniger metaphysisch orientierten Leser davon nicht sehr beeindruckt; deshalb will ich sofort auf den praktischen Unterschied hinweisen« etc.[91]

Seine Verdeutlichungsversuche bleiben hilflos, und er spürt es: »Für den Nationalökonomen ist Marx einer der schwierigsten Autoren«[92] - ein in seiner Offenheit sympathisches Eingeständnis und zugleich eine nur allzuwahre Feststellung. Im Gegensatz zu den heutigen Vertretern seines Fachs, die wie etwa Jürgen Kromphardt immer noch an der anachronistischen Gleichsetzung von klassischer und Marxscher Werttheorie festhalten, war der späte Schumpeter auf dem Weg zu einem adäquaten Marx-Verständnis. Der eigentliche Sinn der prinzipiellen Differenz beider Werttheorien mußte dem *Ökonomen* Schumpeter verborgen bleiben. Wie über hundert Jahre nach dem Erscheinen des *Kapital* immer noch ausnahmslos jeder Ökonom, vermochte sich auch Schumpeter über dessen Untertitel und damit über die prinzipielle Differenz zwischen der klassischen und der Marxschen Analyse generell keine Klarheit zu verschaffen: als *»Kritik«* ist sie bis heute etwas der Ökonomie ganz Unbekanntes geblieben, nämlich *»Kritik der ökonomischen Kategorien«,* also keine quantitative Ökonomie, der vielmehr ebenso wie der klassischen »die kritiklose (!!!) Annahme der Kategorien« (23/561) als gleichsam unreflektierte Bedingung ihrer Möglichkeit zugrunde liegt.

So vermag Schumpeter denn auch nicht die Ricardo-Kritik Baileys als positivistischen Vorläufer der Marxschen »Kritik des Gesamtsystems der ökonomischen Kategorien« (26.3/250) zu durchschauen. Zwar bemerkt er trefflich, daß Bailey einen »schicksalhaften Schlag gegen den

Ricardiamsmus«[93] geführt habe, doch kommt es ihm nicht in den Sinn, die Marxsche Werttheorie in der ihm allein vertrauten Fassung des *Kapital* als Metakritik der Ricardo-Kritik Baileys zu begreifen. So vermag er denn auch nicht zu sehen, daß das Zuendedenken dieser Kritik zu einer prinzipiellen Kritik der Ökonomie überhaupt führen muß. Bezeichnenderweise hat er methodologisch gegen den Theorieansatz Ricardos denn auch gar nichts einzuwenden, den er anschaulich als »fragmentarische Mikroanalyse«[94] charakterisiert. Im Grunde kann er sich eine andere als die einer mikroökonomischen Begründung der ökonomischen Theorie auch gar nicht vorstellen. Daß schon der junge Marx anläßlich seiner ersten Lektüre von Smith und Ricardo jene »fragmentarische Mikroanalyse« kurz und treffend als »erdichteten Urzustand« kritisierte, der in der »Form der Geschichte« das zu erklärende »Faktum« der Ökonomie »unterstellt«, statt es zu »deduzieren«, übersteigt den ökonomischen Fachhorizont Schumpeters. Wie das letzte Zitat zeigt, sucht er sich an den eigentlichen Sinn der Marxschen Verwendung »metaphysischer« Begriffe und damit an den Kern der Marxschen Werttheorie heranzutasten; doch die positive Bestimmung dessen, was Marx als seine »Revolutionierung« der Ökonomie, somit auch der Werttheorie verstanden hat, will ihm nicht gelingen: ihre neue Begründung als *Konstitutionstheorie* des Werts und der ökonomischen »Gegenständlichkeit« überhaupt im strikten Gegensatz zu den *Tausch-Handlungs*theorien der Ökonomie, die nach dem Wort Gottls zu den »Fabeleien« der subjektivistischen oder auch objektivistischen Wert-»Messung« Zuflucht nimmt. Es ist durchaus richtig gesehen: Bei Marx war die Arbeitsmenge der Produkte »nicht nur ein bloßer »Regulaton ihres Werts«, für Marx *ist* sie vielmehr »ihr Wert (dessen >Wesen< oder >Substanz<)«. Freilich kommt alles darauf an, diesen Satz in seiner widersprüchlichen Struktur zu entfalten, statt sogleich »unter dem rohen Einfluß des (...) Bürgers« (23/64 Fn.) nach dem »praktischen« Unterschied zwischen Marx und Ricardo zu fragen.

Immerhin ist es frappierend, daß der späte Schumpeter, statt in ökonomietheoretischer Weise einige banale Phrasen über den angeblich »metaphysischen«, gar »scholastischen« Substanzbegriff bei Marx zu murmeln - eine Manier, die sich bekanntlich auch in der analytischen Marx-Kritik und Marx-Rezeption eingebürgert hat nunmehr, in gleichsam »wirtschaftswissenschaftlicher« Selbstverleugnung, seine Be-

obachtung ernstzunehmen beginnt. Dies führt nun zu einem zentralen Problem speziell der Methodologie Schumpeters doch letztlich der Sozialwissenschaft überhaupt. Es geht dabei um das, was der Herausgeber des Schumpeterschen Geld-Manuskripts, Fritz Karl Mann, als die ihm zugrundeliegende »erkenntnisphilosophische Annahme« verstanden wissen will: »nämlich, daß die empirische Analyse (...) nur die Oberfläche der Vorgänge - oder den Abglanz der transzendenten Realität (!!) in der Sinnenwelt - zu erkunden vermag, während >das Wesen der Dinge< oder >der Sinn der Erscheinungen« nur durch die Intuition (!!) - oder durch die >Vision< (!!), wie sie Schumpeter meistens nannte - erfaßt werden kann«.[95] Mann stützt seine Interpretation ausschließlich auf die essentialistischen Formulierungen des Geld-Manuskripts, wo er gewisse »erkenntnisphilosophische Skrupel« Schumpeters aufzeigen will, die dieser »zu beschwichtigen« suchte.

Einige zentrale Aussagen des methodologischen Spätwerks vermögen die Mannsche These vollauf zu bestätigen: daß der »empirischen Analyse trotz ihrer Unentbehrlichkeit« im Grunde nur sekundäre Bedeutung zukommt, die Ökonomie folglich nicht als »Erfahrungswissenschaft« im Sinn des Logischen Empirismus begriffen werden kann. Da ist zunächst seine Zurückweisung des heute bekanntlich auch in der Ökonomie vertretenen »instrumentalistischen« Wissenschaftsbegriffs sowie die Definition der Wissenschaft »nach dem Schlagwort Wissenschaft ist Messung««. Die Ökonomie wäre dann »zwar auf gewissen Teilgebieten (!!) wissenschaftlich, nicht aber in ihrer Gesamtheit«.[96]

Und dies soll sie irgendwie eben doch sein. Die erörterte These, Ökonomie ist eine »von Natur aus quantitative Wissenschaft«, wäre also erheblich einzuschränken und gälte bloß für »gewisse Teilgebiete«. Es gibt andere, nichtquantitative Teilgebiete, die positiv nur als *»qualitative«* bestimmt werden können.

Schumpeter geht jedoch noch einen Schritt weiter. Wenn die Kritischen Rationalisten den Ökonomen im Hinblick auf die »Anwendung methodologischer Prinzipien (...) kein besseres Buch empfehlen«[97] mögen als Schumpeters Spätwerk, so müßte eine exaktere Lektüre besonders sie schockieren, da hier der gepriesene Autor sich expressiv verbis weigert, »Wissenschaft« und »moderne« oder »empirische Wissenschaft« gleichzusetzen. Er wirft letzterer vor, daß sie »Fakten« in

problematischer Manier »reduziere«. Der für den Kritischen Rationalismus oder die »erfahrungswissenschaftliche Methode« reklamierte Autor will sich zwar bei der Beurteilung der »Techniken der Analyse« auf den »Standpunkt der empirischen Wissenschaft stellen«, doch ist dieser eben nur ein »Gesichtspunkt« (!) unter anderen. Daher sei zu bedenken: »selbst wenn wir unter diesem Gesichtspunkt irgendwelche Lehrsätze oder Methoden für unhaltbar erklären (...), so schließen wir sie damit noch nicht aus dem Bereich wissenschaftlichen Denkens (...) aus, (...) wir sprechen ihnen nicht den wissenschaftlichen Charakter ab«.[98] Schumpeter weiß, daß er sich auf schwankendem Boden bewegt: dem »Niemandsland des Zweifels«.[99] In einer Randnote fügt er daher sogleich hinzu: »All diese Erklärungen reichen bei weitem nicht aus und werden den tiefgründigen Problemen (!!!), die wir hier nur oberflächlich streifen, in keiner Weise gerecht.«[100]

Man begreift hier allmählich, warum ein Autor, der als jugendlicher Wissenschaftler wähnte, eine *»Erkenntnistheorie der Ökonomie«*[101] verfaßt zu haben, nach Ablauf einer vierzigjährigen Forschung schließlich das Scheitern dieses Unternehmens eingestehen mußte und nachdrücklich warnte, sein Werk als »Erkenntnistheorie der Wirtschaftswissenschaft«[102] mißzuverstehen. Und dies, obwohl es doch gerade auch als »Methodengeschichte«[103] konzipiert worden war.

Dabei waren es natürlich von Anbeginn *materielle* Probleme, deren Unlösbarkeit sich in der Aporetik der späten Methodologie und ihrer Tendenz zur Skepsis manifestieren sollte. Schumpeter suchte ein Problem zu lösen, das der Quadratur des Zirkels gleichkommt: die Synthesis von Walrasianischer Preistheorie und österreichischer Kapitaltheorie. So heißt es denn schon im Frühwerk, daß »L. Walras und v. Wieser jene Autoren sind, denen der Verfasser am nächsten zu stehen glaubt«.[104] Konnte sich Walras der Illusion hingeben, die Ökonomie als »physisch-mathematische Wissenschaft« zu bestimmen, so zeigt Wieser, daß der Begriff des Kapitals notwendig zum Begriff des *»Gesamt*kapitals« führt, damit aber das Problem der »innerlichen Einheit« (!!), genauer der volkswirtschaftlichen »Einheit« in der »Vielheit« gestellt ist. Konsequenterweise wird eine »Übertragung der Methoden der mathematischen Physik« verworfen und Ökonomie als »Geisteswissenschaft« bestimmt. Meint der Kritische Rationalist, die Ökonomie verfahre »im großen und ganzen« nach der »naturwissenschaft-

lichen Methode«,[105] so tendiert der warmherzig empfohlene Wieser-Schüler Schumpeter vielmehr dazu, die Ökonomie den »Geisteswissenschaften«[106] zuzuzählen - folgerichtig, wenn er die Bedeutung der *»empirischen* Wissenschaft« im Bereich der Ökonomie relativiert und im *»Sinn* der wirtschaftlichen Handlungen« die eigentliche, freilich »kontroverse«, damit problematische »Erkenntnisquelle« erkennen will.

In dem Gegensatz zwischen dem »physisch-mathematisch« orientierten Walras und dem »Geisteswissenschaftler« Wieser drückt sich freilich noch ein andres Problem aus, das vermutlich den tieferen Grund der Irrungen und Wirrungen Schumpeters ausmacht: die ihn offenbar zutiefst irritierende Erkenntnis des »Versagens der *unifizierenden* Kraft des Grenznutzenprinzips«. Wollte er doch bekanntlich das Walras-System als »Magna Charta der ökonomischen Theorie«[107] verstanden wissen. »Mehrfach« hatte er »festgestellt, daß das Wertproblem immer die Schlüsselposition innehaben muß, und zwar als das Hauptwerkzeug der Analyse in jeder reinen Theorie, die mit einem rationalen Schema arbeitet«.[108] Das »Versagen der unifizierenden Kraft« jenes Prinzips war für Schumpeter also identisch mit dem *Versagen* des *»Hauptwerkzeugs«* der *rationalen* Theorie.

Die für unsere gegenwärtigen Diskussionen entscheidenden Fragen lauten offenbar, ob sich die Schumpetersche *Hauptthese* so verallgemeinern läßt, daß sie sich in Wahrheit auf die »mathematizistische« Modelltheorie der Preise überhaupt bezieht, also auch auf den Neoricardianismus. Mir scheint, daß die Schumpetersche Hauptthese eine zweite Frage nach sich zieht, die nämlich, ob das partielle Versagen jenes Prinzips nicht etwa auf dieses selbst zurückschlägt.

Die Verallgemeinerung scheint mir zulässig, weil m. E. Sehumpeter unmittelbar sich gar nicht herausgefordert sah, den Anwendungsbereich des Grenznutzenprinzips zu restringieren; lediglich der durch dieses Prinzip angezielte Aufbau einer quasi-axiomatischen, »exakten« Theorie schien ihm am Ende seines Lebens definitiv in Frage gestellt, d. h. die Ökonomie als primär »quantitative Wissenschaft«. Und von dieser Problematisierung scheint auch der Neoricardianismus betroffen. Grob gesprochen wird man sagen dürfen: lediglich die Theorie der relativen Preise, nicht aber gewisse Teile der Geld- und Kapitaltheorie schienen ihm einer den Erfordernissen der »exakten« und »empirischen« angemessenen Behandlungsart zugänglich.

Da Schumpeter die »tiefgründigen Probleme« nur »oberflächlich streifen will«, ist auf den Text allein kein Verlaß; die Formulierung verweist auf jene verwandte im Wertkapitel, das er gleichfalls sehr spät verfaßt hatte. Mit der erörterten Selbstkritik widerrief er nun nicht bloß die auch in einem früher verfaßten Kapitel erneut vorgetragene These, daß »Marx ein Schüler Ricardos war (...) und mit vorgefundenen und nicht mit selbstgeschaffenen Werkzeugen arbeitete«,[109] sondern zugleich den ihr korrespondierenden Theoriebegriff Dort glaubt er nämlich noch jene Interpreten verspotten zu dürfen, die da meinten, daß die Marxschen »Lehrsätze sozusagen einen Astralleib besitzen, der sich den üblichen Regeln (!) des wissenschaftlichen Verfahrens entzieht. (...) Marx wendet die Methoden der empirischen (!) Analyse an, wenn er über die empirische (!) Welt urteilt; folglich haben seine Lehrsätze (...) entweder die übliche empirische (!) Bedeutung oder gar keine (!!).«[110] Dies im methodologischen Selbstverständnis der heutigen Ökonomen dominierende Bekenntnis soll sich also - wie etwa auch Jonas behauptet - bei näherem Hinsehen als Selbstwißverständnis erwiesen haben; der Spott kehrt sich gegen das eigne Unternehmen oder die eigne Zunft. Sie vermag über den eignen »Astralleib« sich keine hinreichende Klarheit zu verschaffen.

Das aufkeimende Interesse an der Marxschen Theorie des »Werts (dessen Wesen< oder >Substanz<)« bleibt zwar oberflächlich - jenes *Moment* der Marxschen Realdefinition wird sogleich konventionalistisch wegräsoniert doch Schumpeter dürfte sich gewiß erinnert haben, daß hier ein zentrales Problem der *Kapital*theorie oder genauer der Kapital*wert*theorie vorliegt und die Analyse des Kapitalbegriffs generell keine bloßen Nominaldefinitionen zuläßt. Hatte er doch selbst im Frühwerk hiergegen zu Recht eingewandt, es müsse »das Bemühen mancher Theoretiker, auf eine Konvention (!!) über den Inhalt des Kapitalbegriffes hinzuarbeiten, (...) notwendig resultatlos bleiben, solange und soweit Kapital und Zins untrennbar verbunden sind«."[1] Mehr noch, auch die Hauptthese zur »unifizierenden Kraft« des Grenznutzenprinzips wird hier in aller Prägnanz so beschrieben, daß wir den Prozeß der Kapitalentstehung aus Arbeit und Boden im Sinn der österreichischen Theorie im Rahmen des »exakten Systemes« (!!) »nicht beschreiben *können* - daß uns die reine Tauschtheorie (...), ihr Apparat dieses Problem ausschließt«.'[12]

Das Spätwerk erläutert genauer, daß Walras »die Existenz« des Kapitalzinses als »unbestreitbare Tatsache hinstellte, ohne (...) sie zu beweisen«[113] und beweisen zu können; wenn es richtig ist, daß aus der Theorie der Interdependenz der Größen sich das bloße Dasein des Zinses nicht erklären läßt, dann muß in der Tat zwischen dem »Problem der Existenz des Zinses« und dem »Problem der seine Rate bestimmenden Faktoren«[114] unterschieden werden; das eine ist dann offenbar Sache der österreichischen, das andere die Problemstellung der Walrasianischen Theorie; ist hier die *quantitative* Theorie gefordert, so dort eine ganz anders geartete, eine *qualitative,* die - was Schumpeter freilich nicht sehen will - ganz analog zur Metaphysik nach dem »zureichenden Grund« von Etwas fragt. Eine *Dichotomie* der Erklärungsprinzipien tritt so hervor, und es scheint, daß sich der Neoricardianismus derselben Kalamität aussetzt.

Hier sei die Frage ganz zurückgestellt, ob und wie jene Theorien diese arbeitsteiligen Aufgaben zu lösen vermögen; es interessiert vielmehr ausschließlich die Frage nach ihrer logischen Struktur. Und dabei wiederum beschäftigt uns jenes Problem, das Schumpeter methodologisch ursprünglich gar nicht thematisieren mochte: das »Phänomen des Zinses zu >erklären< oder zu >verstehen< (...), die >Ursache< oder die >Quelle< oder das >Wesen< des Zinses zu erforschen«.[115] Es geht um das Problem des Kapitalzinses im umfassenden Sinn, marxistisch gesprochen um »Quelle« und »Wesen« des Profits bzw. seiner Bestandteile »Zins« und »Unternehmergewinn«. Empirisch gegeben ist die »Rate« des Kapitalzinses als monetäre; nicht empirisch gegeben, sondern konstruiert ist die *»natürliche«* oder *»reale* Rate«, auch »natürlicher Zins« genannt, in dem die österreichische Theorie die »Quelle« oder das »Wesen« des Profits sehen will.

4. *Wertvergessenheit und Wertobskurantismus der Nationalökonomie*

Wir vermerkten, daß der neopositivistisch orientierte Oskar Morgenstern im »natürlichen Zins« nichts anderes sieht und von seinem Standpunkt auch nichts anderes sehen kann als eine *»mystische* Angelegenheit«, somit einen »*Un*begriff«.[116] Es ist schließlich klar, daß er sich

keineswegs als »theoretischer Begriff« fassen läßt, denn es ist nicht einzusehen, wie sich Korrespondenzregeln zum »monetären« als gleichsam »empirischen Begriff« ermitteln ließen. Eine mit »*Un*begriffen« operierende Theorie ist nun freilich eine pseudowissenschaftliche.

So erklärt sich denn auch das auf den ersten Blick als paradox anmutende Phänomen, daß die fast durchweg *empiristisch* orientierten Ökonomen der Gegenwart durchaus keine Neigung zeigen, sich auf eine *empiristische* Beurteilung der Kapitaltheorie einzulassen. Doch auch zu Schumpeters Zeiten war es ein heterodoxer Ökonom der eindringlich darauf hinwies, daß die Verteilungstheorie ein »methodologisch aufs äußerste umstrittenes Gelände (...) beschreiten« müsse. Dabei bilde die »Erklärung des Zinses (...) das Kernproblem aller Verteilungslehre, die Zinstheorie ist angesichts der Schwierigkeit der Beziehung des Zinsbegriffs auf den produktionstheoretischen des Kapitals das Kriterium für die systematische Qualität einer Wirtschaftstheorie überhaupt«.[117]

Angesichts des immer wieder beklagten »Chaos« der ökonomischen Systeme müßte es als ein wirklicher Fortschritt gefeiert werden, sollte sich ein derartiges Kriterium gewinnen lassen; Ökonomie begänne sich als Wissenschaft zu etablieren. Die Zinstheorie soll ins Zentrum der Ökonomie vermutlich deshalb rücken, weil der »reale Zins« offenbar nicht bloß als ein Element der Preistheorie à la Walras/Sraffa zu begreifen ist, sondern weit über deren Aussagekapazität hinaus als Faktor der Wertschöpfung gelten soll. In diesem Fall hätten wir es freilich nicht mehr mit einer Modelltheorie, sondern mit einem gleichsam ontologischen Aussagesystem, einer Kategorialanalyse zu tun.

Freilich ist deren Geltungsanspruch nicht minder schwierig zu begründen. Die »methodologische Tragödie« der Ökonomie zeigt sich dann gerade hier. Was bei jenen Thesen Hero Moellers aufhorchen läßt, ist das unumwundene beim Namen Nennen des *methodologischen Zentralproblems* der Ökonomie: es wird klipp und klar ausgesprochen und nicht mehr wie bei Schumpeter bloß wortreich umschrieben, daß wir es hier im Zentrum der Ökonomie mit einer »nichtempirischen (!!!) Lehre«[118] zutun haben. Was anderes ist der Sinn der Schumpeterschen Feststellung, daß die Kapitaltheorie nach der »Ursache« oder der »Quelle« oder dem »Wesen« eines Empirischen zu fragen habe, der Erscheinung Zins?

Zwar hat Moeller das Tabu gebrochen, doch lediglich Jonas rückt den für das »erfahrungswissenschaftliche« Selbstverständnis der Ökonomie katastrophalen Befund ins grelle Tageslicht, und zwar als eine generalisierte Feststellung. Er stellt heraus, die »Naturgesetze« der Ökonomie »sind nicht empirisch nachprüfbare Gesetze wie in den Naturwissenschaften, sondern Aussagen über den Grund eines Geschehens (...). Dieser Grund ist eben als Grund nicht Erscheinung (...); und jede Allgemeinheit an Erkenntnis (...) ist nicht wie in den Naturwissenschaften durch die Anschauung (!!), sondern nur im Begriff (!!) nachzuprüfen.«[119] »Die Frage nach dem Warum eines Geschehens (...) kann nicht aus der äußeren Anschauung abgelesen werden wie die Zeitabfolge in einem Experiment. Der zureichende Grund eines Geschehens wird daher in der Theorie immer irgendwie vorausgesetzt (!!)«.[120]

Schumpeter weiß und verdrängt dennoch, daß es gerade die zentralen Lehrsätze der *akademischen* Theorie sind, denen »sozusagen ein *Astralleib«* zukommt und die durchaus nicht die »übliche empirische Bedeutung« zu besitzen vermögen; gilt nun aber seine Alternative, daß sie dann eben »gar keine« besitzen?

Wie man diese Gretchenfrage der Ökonomie auch beantworten mag, soviel ist jetzt schon sicher, daß die akademische Ökonomie den Rubikon ihres vordergründig rationalen Feldes überschritten und metaphysisches, oder sagen wir doch besser: *vulgärmetaphysisches* Gebiet betreten hat, sobald sie mit kapitaltheoretischen Begriffen operiert; es ist durchaus nicht zu sehen, wie sie Wesen und Erscheinung zu *vermitteln* vermöchte, etwa den »realen« oder »natürlichen« Zins mit dem monetären. Das erscheint auf den ersten Blick nur deshalb anders, weil sie den Sinn der verwandten Begriffe und Größen nicht zu reflektieren vermag.

Nur wenige mögen sich eingestehen, daß sie hier genötigt sind, mit »*Un*begriffen« zu operieren: »Substanz« und »Form«; auch von »konkreter Naturalform« und ebenso von ihrer Gegenform, der »Geldform«, ist recht häufig die Rede; gar von der »Doppelnatur (!!!) des (!!) Kapitals«: »Kapital hat nämlich eine Geldform und eine Naturalform, wie dies bereits Wieser festgestellt hat.«[121]

Wieser und einige andere Ökonomen wagten sich sogar noch einen Schritt weiter und sprachen exakter nicht von den Formen »des« Kapitals, sondern der *»Substanz«* des Kapitals und gelegentlich sogar des

Kapital-»*Werts«*. Doch eben hier ahnt der Ökonom Schlimmes und läßt es bei diesen »Unbegriffen« sein Bewenden haben. Lediglich der auf Wiesers »Schultern« stehende Schumpeter robbt sich noch ein klein wenig an die verbotene Zone heran - dem »Niemandsland des Zweifels« - und spricht im Kontext seiner Analyse der von ihm hoch geschätzten Physiokraten vom »Januskopf (!!) des nichtmonetären Kapitals«, des sog. »Real«-Kapitals, »das auf der einen Seite Wert (...) und auf der anderen Seite physische Güter darstellt«, wobei die »Kapitalkosten (...) in den Wertbegriff eingehen, nicht aber in den physischen Kapitalbegriff«.[122] Zwar wird hier alles dunkel und Bailey hätte gewiß seinen Finger auf die Wunde des dem Ricardianischen allzu Verwandten gelegt - »ich weiß nicht, was das alles sagen will«[123]; - Schumpeter spricht bloß noch in Metaphern und mag ihren »Sinn« nicht reflektieren; seine »Erkenntnisquelle« - der »Sinn der wirtschaftlichen *Handlungen«* - muß hier schließlich versagen, und so kommt es abrupt zum Abbruch jeglicher Reflexion. Ohne es zu wissen und zu wollen, demonstriert uns nämlich Schumpeter, daß der Kapitalbegriff den Ubergang zu einer *dialektischen* Arbeitswerttheorie erzwingt: was er hier *»Januskopf«* nennt, ist nämlich gar nichts anderes als das, was Hegel »Doppelwesen« oder »Gedoppeltes«, Marx ähnlich »Doppeltes«, »Doppelnatur«, »Zwieschlächtiges«, »Doppelexistenz«, »Doppelsein« etc. nennt.

Die unreflektierte Bedingung der akademischen Ökonomie enthüllt sich als ein *Denkverbot:* die mangelnde Einsicht, daß die Erkenntnis des »Januskopfs des nichtmonetären Kapitals«, des sog. »Real«-Kapitals, nur dann einer rationellen Formbestimmung zugänglich wird, wenn man zugleich den »Januskopf« der *»Ware überhaupt«* thematisiert; den existierenden »Widerspruch« also, »den die Ware als solche einschließt, als (!) besonderer Gebrauchswert zugleich (!!) allgemeines Äquivalent (...), allgemeiner Gebrauchswert zu sein«. (13/34) Es soll die »Ware als solche«, nämlich als Gegenbegriff zum »Produkt« oder zum Sraffaschen »Erzeugnis«, auszeichnen, daß sie diesen »Widerspruch« hat, »einschließt«; dabei erfährt der Begriff »Wert« hier eine *qualitative* Bestimmung: »allgemeines Äquivalent (...) Gebrauchswert für jeden (!), allgemeiner (!!) Gebrauchswert«. Mit diesen Begriffen ist schon die Marxsche »Revolutionierung« der Ökonomie angedeutet: der Ubergang vom »Fetischismus« der scheinbar *extra*mundanen Größe »Wert« zu

seiner *reductio ad hominem,* dem eigentlichen Sinn der Marxschen Wertanalyse.

Soviel ist schon deutlich, daß es hierbei auf die Thematisierung eines »Allgemeinen« ankommen muß, eines *sozial* Allgemeinen oder eben *intersubjektiv* Gültigen, das freilich als solches nicht »erscheint«, sondern nur in der »verkehrten« oder »verrückten« (23/90) Form des Werts. Die »qualitativen« Bestimmungen des Werts, das, was Marx auch seine *»allgemeinen Charaktere«* nennt, widersetzen sich einer konventionalistischen Bestimmung der »Substanz«, anders gesprochen, des »Grunds« oder »Inhalts« des Werts. Als »Grund« hat der Marxsche »Inhalt« des Werts *Prinzip*funktion. Das Schumpetersche Diktum, es gebe »keine Regel der Logik, die uns hindern könnte, die verkörperte Arbeit als Tauschwert zu *definieren* (...). Grundsätzlich können wir jedenfalls die Dinge nennen, wie wir wollen«,[124] widerspricht nicht nur seinen eigenen Einsichten in die Notwendigkeit ökonomischer *Real*definitionen, sondern verrät, daß er selbst noch in den späten Reflexionen meilenweit von einer Erkenntnis der Marxschen Wertanalyse entfernt blieb.

Dabei hätte ihm die Definition des Zinses als »Preis für zeitlichen Gebrauch einer Wertmenge«, so wie der vielerörterte Gegensatz von »physischer und *Wert*produktivität«, vor allem aber die Wendung, »daß >Wert< hin und hergehe«,[125] aufmerksam machen müssen, daß im Interesse der von der Ökonomie reklamierten Wissenschaftlichkeit alles darauf ankommen muß, den »Sinn« ihrer Größen, mithin die »allgemeinen Charaktere des Werts« zu eruieren und zu dechiffrieren. Solange man jedoch den »hin und hergehenden« Wert in Gänsefüßchen setzen muß, gesellt sich zur »Vulgär*ökonomie«* allergröbste Vulgär*metaphysik,* d. h. Obskurantismus - sei es im neoklassischen oder neoricardianischen Lager; die subjektive Werttheorie oder die anti-werttheoretische Preistheorie der Sraffianer schlägt um in allergröbsten *Wertobjektivismus* oder eben *Wertobskurantismus;* die auf dem Gebiet der Wert- oder Preistheorie unterbliebene Formanalyse des Werts rächt sich dann in diesem »Fetischismus« der makroökonomischen Gespenster.

So kann man dann erleben, daß die »moderne« Ökonomie gelegentlich die obskurantische Katze aus dem mathematizistischen Sack läßt, indem Kapital oder eben der »hin- und hergehende«, nämlich Kreise

»laufende« Wert der Makroökonomie allen Ernstes als »eine Art Lebewesen«[126] beschrieben werden kann.

Diese grobe Gestalt des Fetischismus findet sich beim Neoricardianer wohl kaum, doch sehr wohl der verfeinerte und generell das, was man *Wertvergessenheit* nennen kann; keine nichtdialektische Theorie der Ökonomie kann sich hiervon freihalten. Nehmen wir Joan Robinson. Wie jeder Ökonom sieht auch die Vertreterin der anti-werttheoretischen Preistheorie sich genötigt, den Begriff >Wert< unausgesetzt zu verwenden. Dem Gegenstand »Wert« können auch bei ihr die seltsamsten Schicksale widerfahren. Da er aus einer »Schaffung«[127] hervorgehen soll - eine durchaus »mystische Angelegenheit« - kann er auch »vernichtet«, »aufgezehrt«, freilich auch »auf ewig erhalten werden«.[128] Der »Wert« soll angeblich etwa in Silber von irgendwem auch »gemessen«[129] werden können. Es gibt »Wertspeicher« und ein »dauerhaftes Gut« ist ihr etwas, »das einen Speicher für Wert abgibt«;[130] man kann hieraus nur schließen, daß hier ein Wert als ein *mengenhaftes* Etwas begriffen wird, da es nur als solches speicherungsfähig in einem andern Etwas ist, dem Gut.

Das »Janusgesicht« der Ware blieb auch Joan Robinson nicht verborgen und verleitet sie gar zu Dialektik: «Jede tauschbare Ware stellt gleichzeitig (!) sich selbst und eine bestimmte Menge (!) Kaufkraft dar.«[131] Em Gegenstand wird zum Subjekt, das »sich darstellt« und obendrein noch als ein anderes; und all dies »gleichzeitig«. So muß man sich nicht wundern, daß Robinson auch übersinnliche Vorräte kennt: die »aufgespeicherte Kaufkraft« ist ein »Vorrat an Kaufkraft« - logisch, was sonst.[132]

Die logischen Schnitzer sind beim Neoklassiker Schumpeter und bei der Neoricardianerin Robinson somit ganz die gleichen. Auf die allerelementarsten dieser Art machte erstmals Samuel Bailey aufmerksam: »Wert (...) wird nicht bloß absolut gebraucht, statt relativ (...), sondern (...) sogar von manchen im Sinne einer meßbaren Ware (...). »Einen Wert besitzen«, (...) »die Summe oder Gesamtheit der Werte« usw. - ich weiß nicht, was das alles sagen will.«[133] Und ähnlich argumentiert Marx in seiner Polemik gegen Ganilh: »Die Gesamtsumme der Produkte hat (...) keinen Tauschwert, denn sie tauscht sich gegen nichts aus. Also hat die Gesellschaft, deren Reichtum aus Tauschwerten besteht, keinen Reichtum. (...) Ferner verliert die Summe (die

gesellschaftliche Summe der Tauschwerte) ihre Natur, Tauschwert zu sein, im selben Grad, wie sie Summe von Tauschwerten wird.« (26.1/178 f.) Marx zeigt hier freilich nur die notwendige, aber inakzeptable Konsequenz der heute Neoklassikern und Neoricardianern *gemeinsamen* Grundposition auf, daß es nur »relative Werte« geben kann.

Es geht freilich nicht allein darum, daß, wie auch Joan Robinson vermerkt, der »zentrale Begriff« der Nationalökonomie, das »Volkseinkommen«, nichts als »eine Ansammlung von Widersprüchen«[134] darstellt, sondern prinzipiell jede *»Tauschwertgesamtheit«* oder *»Summe* der Werte«, wenn Wert nur als »relativer«, wie bei den Neoklassikern und bei Sraffa, genommen werden kann: es gilt dies für den Begriff des *»Sozialprodukts«* bzw. des Geldes als *»Anweisung«* auf jenes ebenso wie für jede homogene und addierbare »ökonomische Quantität«, sofern sie nicht als monetäre und auch nicht als naturale, sondern als prämonetäre Wertgröße gebraucht wird; durchweg handelt es sich hierbei um »unnachvollziehbare Gedanken«, um »Scheinbegriffe«.

Dies läßt sich trefflich auch an der ominösen Quantitätsgleichung demonstrieren, der bekanntlich neben der fabelhaften Normierungsgleichung die Funktion eines zweiten Stützpfeilers der Walras/Sraffa-Systeme zugedacht ist. Nehmen wir sie in der Formulierung eines der Pioniere der »modernen« Ökonomie, Stackelberg, die mir deshalb so aufschlußreich erscheint, weil hier arglos der fetischistische Inhalt der Symbole ausgeplaudert wird, die sonst durchweg uninterpretierbar verwendet werden, was die Verschleierung des obskuren Inhalts erheblich erleichtert.

Es besteht bekanntlich »an jeder Stelle« der »Marktwirtschaft« eine »vollständige Entsprechung« zwischen dem sog. »Geldstrom« und dem »Güterstrom«, was so ausgedrückt werden muß: es »sind die Wertbreiten (!!) der beiden Ströme einander gleich. Im ganzen besteht immer eine Ubereinstimmung zwischen dem *Wertvolumen (!!) des Güterstroms,* d. h. dem Wertbetrag (!!) der (...) Gütermengen, und dem *Wertvolumen (!!) des Geldstroms.* (...) Die Wertgleichheit (!!) (...) wird durch die Gleichsetzung der entsprechenden Wertvolumina (!!) ausgedrückt. Wir erhalten so die (...) Verkehrsgleichung«.[135] Auch Zwiedineck nennt in seiner Kritik der Gleichgewichtstheorien die Dinge noch beim Namen und schildert eine ihrer Gestalten so: »es müsse wie an der Waage ein

Gleichgewicht hergestellt werden: zwei verschiedene Massen, auch Wertmassen (!!!) werden einander gegenübergestellt: *Waagetheorie«.*[136]

In der Tat, jeder Ökonom, also auch der Verfechter *subjektiver* Werttheorien, ist genötigt, »Massen«, also *objektiv* Existierendes, einander »gegenüberzustellen«. So wird denn auch begreiflich, wie die Wahnvorstellung eines Walras entstehen konnte, die Ökonomie sei eine »physische Wissenschaft«. Das mag heute zwar kaum noch jemand behaupten, doch ist es nicht so, daß hier mit dem Mut zum Absurden unfreiwillig lediglich der Schleier des Geheimnisses über dem fetischistischen Charakter »modernen« ökonomischen »Denkens« ein wenig gelüftet worden ist? Jedenfalls vermögen uns Sraffa/Robinson ebensowenig wie Walras/Arrow Auskunft darüber zu geben, was denn nun eigentlich den Unterschied zwischen den »Volumina« und »Massen« der physischen oder *ersten* Natur und jenen der ökonomischen oder *zweiten* Natur ausmacht. Die Frage nach der »Substanz« oder eben der »Natur«, bzw. dem »Begriff« und dem »Inhalt« jener Gesamtheiten haben sich die von Marx immer nur distanziert, nämlich als Objekt der ideologiekritischen Analyse betrachteten »Herrn Ökonomen« (29/315)[137] bekanntlich gerade in den anti-werttheoretischen Systemen verboten. Was für eine andere Wähl bleibt dann dem Neoricardianer noch, als dem immerhin zu System und Methode sublimierten Wahnsinn eines Walras zu applaudieren?

Doch es geht hier nicht allein um den *sozialen* Inhalt jener *sozialökonomischen* »Volumina« und »Massen«, um die schon von Smith verkannte »soziale Existenzweise« (26.1/141) jener »ökonomischen Quantitäten«; der Ökonom mag erwidern, dies falle nicht in seine »Kompetenz«, er operiere als »exakter« Wissenschaftler.

Was uns daher immer wieder beschäftigen muß, ist die Frage, ob es berechtigt ist, von einem »unifizierenden« Prinzip »der« mathematischen Ökonomie zu sprechen und zugleich von einem »Versagen« dieses Prinzips. Das Schumpeter zufolge in seiner »unifizierenden Kraft« versagende Grenznutzenprinzip wird bekanntlich von einem Teil der »modernen« Ökonomen verworfen. Doch die formale Voraussetzung der systembildenden Kraft dieses Prinzips besteht in der Verabsolutierung des »relativen Preis« genannten »relativen Werts« und in der Zurückweisung des »absoluten«. Hierin nun besteht zwischen den verfeindeten Geschwistern volles Einverständnis; ebenso darin, daß dieses

formale Prinzip einer Ergänzung durch den »Numéraire« bedarf, sowie der Unterstellung gewisser »Reichtumsbestände«.[138] Die drei formalen Entitäten finden sich in jeder Schule, und ihr Ensemble bildet das, was Schumpeter *»numéraire*-Wirtschaft« im Gegensatz zur »Geldwirtschaft« nennt.[139] Die Kritik der »kritiklosen Annahme« dieser drei Kategorien macht die gegenwärtige Kritik der politischen Ökonomie aus und bedarf daher einer sorgfältigeren und umfassenderen Ausarbeitung als die hier bloß skizzierte.

Die immanente Kritik kann dabei in der schon dargetanen Form an eine Verallgemeinerung der Schumpeterschen anknüpfen, die man dann als das *»Versagen der unifizierenden Kraft des Prinzips relativer Wert«* umformulieren kann. Dies wurde schon mehrfach angedeutet: die österreichische Kapitaltheorie verwendet etwa im Begriff der *»Wert«*-Produktivität offenkundig einen anderen Begriff des Werts als den des relativen. Ins Spiel kommt zwangsläufig der Begriff »Substanz« und beim Zins der einer ihrer Natur nach homogenen »Wertmenge«, die als »Menge« eben eine *»Summe* von Werten« darstellt. Wenn »relative« Werte nicht summierbar sind, sondern als summierte sich aufheben, kann bei derartigen »Mengen«, »Volumina« oder »Massen« des Werts offenkundig nur vom »absoluten« die Rede sein, was immer das auch besagen mag; von »absoluten« zunächst einmal nur im Sinne »absoluter Größen«.

Adam Horn verdanken wir die gewichtige These, daß die Ökonomie qua Wertschöpfungstheorie unter Wert nicht mehr den relativen des Modells verstehen kann. Ökonomische Tätigkeit ist »wertschaffend«, wobei »nur das zählt, was den verdinglichten (!) Wertbestand (!!) vermehrt (...), (so daß) nur die produktive Gruppe des Volkes die Wertmasse (!!) vermehrt«. Aus dieser Perspektive gesehen »ist der Wert-Begriff die erste (!!!) und zugleich umfassendste Realkategorie (!!!) der Wirtschaft«.[140] Wert, nicht Geld ist hier »erste Realkategorie«, also *Apriori* oder *Konstituens* der »Wertmassen« und des »vorhandenen Wertbestands, Kapital oder Vermögen«, also dessen, was Marx *»Wertgegenständlichkeit«* nennt.

Horn ist also der Seite jener Ökonomen zuzuzählen, deren Positionen Georg Simmel auf den Begriff gebracht hat, wenn er den »Wert« als unreduzierbares und somit unfaßliches *»Urphänomen«*[141] charakterisiert hat. Da der Ökonom »von Gegensätzen lebt, (...) sich (...) in Ge-

gensätzen herumtreibt« (1/505 f.), die Ökonomen also »keinen Satz aussprechen können, ohne sich selbst zu widersprechen« (26.3/316), erzwingt die »ökonomische Logik«[142] - letztlich die »Logik ökonomischer Phänomene«[143] oder »Logik des eigentümlichen Gegenstandes« (1/296) - offenbar auch den Gegensatz, wenn man etwa Emil Lederer zufolge »den Geldbegriff als logisches Apriori (!!!) aller (!) wirtschaftlichen Begriffe« anzusetzen hat;[144] Schumpeter drückt diese Antithese so aus: »Am (logischen) Anfang steht das Geld«.[145]

Da »Bewußtlosigkeit« über das Resultat der »eignen Analyse« generell ökonomisches Denken auszeichnet und selbst die klassische Ökonomie »in unauflösbare Wirren und Widersprüche« (23/561) verwickelte, muß man sich nicht wundern, wenn, vom »Spiel der Abstraktionen« getrieben, ein und derselbe Autor beide Thesen vertritt; so Alfred Amonn in seinem methodologischen Hauptwerk; einerseits soll gelten: »»Gegeben« ist der Preis nur als *Form,* nur das *Formale* des Preises ist im Preisbegriffe erfaßt. Das ist für die (...) Nationalökonomie aber auch kein Problem. Wie die Preisform (!!) entsteht, danach frägt sie nicht, sondern sie setzt die Preisform einfach als gegeben (!) voraus (!!), und in der Methodenlehre bestimmen wir, welche Voraussetzungen diese Preisform hat«.[146] Der »Begriff des objektiven Tauschwerts (...) ist sozusagen der *letzte* (oder auch »erste«) Grundbegriff, der alle übrigen logisch in sich schließt«.[147]

Wenn ich recht sehe, ist Amonn der einzige ökonomische Autor, der explizit die Notwendigkeit einer doppelten Thematisierung des Preises betont: das i. e. S. »nationalökonomische Problem ist der Inhalt des Preises, (...) eine bestimmte Größe«; daneben sollte es jedoch noch eine andere Analyse geben, die Analyse des Preises *als* Preis, des Tauschwerts *als* Tauschwert etc., d. h. der ökonomischen Kategorien als *»Form«.* Diese Kategorialanalyse nennt er Methodenlehre, wenn man so will die *»vierte* Nationalökonomie«, die in der akademischen Ökonomie freilich immer nur Fragment, Entwurf geblieben und nur von Marx energisch in Angriff genommen worden ist. Wesentlich ist die Erkenntnis, daß diese »Methodenlehre« es mit »Realkategorien« und nicht mit Modellbegriffen zu tun hat und also der mathematischen Preislehre vorausgeht. Doch verweist die Analyse des Preises oder objektiven Tauschwerts als scheinbar *»letzten* (oder auch »ersten«) Grundbegriffs« wiederum auf das Wertmaß, eine »ideelle«, sowie »soziale«

und zudem *»objektive Werteinheit«;*[148] so gelangt er zur Antithesis, denn diese »konstituiert erst die Gleichartigkeit (...), konstituiert damit zugleich erst das *nationalökonomische Preisproblem«.*[149] »Nationalökonomische Begriffe sind (...) nur, insoweit und insofern in ihnen eine Beziehung zu jener objektiven sozialen Wertmaßeinheit gelegen ist, (...) (der) allgemeine und notwendige Grundbegriff aller nationalökonomischen Erkenntnis (...). Ertrag, Einkommen, Vermögen (...) müssen (...) als *objektive soziale Tauschwertsummen* bestimmt werden (...), Summen von solchen Tauschwerteinheiten«.[150] Solcherlei »Summen« sind eben besagte »Wertmassen«, »Wertvolumina« und »verdinglichte Wertbestände« - jeweils ein Vielfaches »jener objektiven sozialen Wertmaßeinheit«, die hier als Apriori oder Konstituens jener *sozialen,* nicht etwa im Walrasschen Sinn *physischen* Gegenstände fungiert. Die Frage nach der »Substanz« oder dem »Inhalt« jener ökonomischen »Massen« und »Volumina« verlagert sich hin zum Problem der *»objektiven Werteinheit«,* stellt sich jetzt als Frage ihres Substrats.

Es versteht sich, daß der Casselianer Amonn, der später auf subjektive Elemente rekurrieren sollte, keine Antwort bereithält, ja nicht einmal das Problem zu formulieren wagt. Das »Versagen der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips« ist von Amonn klar erkannt worden, und diese Erkenntnis schlägt sich in der *dichotomischen* Behandlung des Preisproblems nieder, wobei freilich nicht zu sehen ist, wie sich *Form*- und *Größen*analyse vermitteln ließen. Auch den Grund dafür, daß die Ökonomie, doch auch seine eigene Reflexion, das Apriori der Ökonomie widersprüchlich bestimmt, scheint er irgendwie erkannt zu haben: »Die beiden Begriffe, der (...) Preisbegriff und der Begriff eines idealen Preismaßes (...), stehen zueinander im Verhältnisse einer gegenseitigen logischen Bedingtheit, einer *notwendigen Korrelation. (...)* Der eine Begriff entsteht und besteht notwendig zugleich mit dem anderen.«[151]

Daß diese »Korrelation« das ökonomische Denken zu einem unlösbaren Problem führen muß, dem von Gottl treffend als »wirtschaftlichen Zirkel« benannten, wird von Amonn nicht reflektiert. Den paradoxen Charakter dieser »Korrelation« als einer existierenden - das Marxsche »außer« den Menschen »existierende Verhältnis von Gegenständen« - hat Amonn im Gegensatz etwa zu Weber und Schumpeter klar ausgesprochen, wenn auch nur oberflächlich wahrgenommen. Der

objektive Wert ist »eine *äußere, von persönlichen Zuständen unabhängige Beziehung von Dingen aufeinander«.*[152]

Wird er also seiner *Form* nach unabhängig vom Willen fertig vorgefunden, ist er also nicht als *»Willens*verhältnis« zu begreifen, so wird man ihm doch andererseits nicht einem Reich der ewigen Werte zurechnen wollen; die Kategorien sind *»Produktionsverhältnisse«* (16/27; Herv. d. Verf.) und der Produzent ebenso wie der mathematische Preistheoretiker »setzt die Preisform« - damitjede ökonomische Form - »einfach als gegeben voraus«, also ein mysteriöses Verhältnis, nämlich »als *Verhältnis der Dinge unter sich«* (26.3/145), wo zirkelhaft das eine auf das andere »Element« verweist.

5. Die Bewußtlosigkeit der Nationalökonomie über ihren Gegenstand

Doch hier, wo die Grenzen des ökonomischen Denkens sich allzu sichtbar abzeichnen, setzt das Marxsche ein; es sind diese, auch von Jonas und Schumpeter ignorierten, von Amonn nur vage erkannten Grenzen, die schon 1844 den Marxschen Entschluß zur *»Kritik«* dieses Denkens bedingen: es sollen seine unreflektierten, ökonomietheoretisch auch gar nicht reflektierbaren *»Voraussetzungen«* analysiert werden, die scheinbar harmlosen »ökonomischen Quantitäten« in ihrer *»sinnlich übersinnlichen«,* also *widersprüchlichen* Gestalt als »Massen«, »Volumina« oder »Bestände« eines X, des »Werts«.

Wo der Ökonom stehen bleibt, beginnt erst die Marxsche Analyse als Kritik dieser *valoren* Kategorien, die auf ihren *prä*valoren, »menschlichen« oder »sozialen« Inhalt reduziert und von diesem her rekonstruiert, in ihrer »Verkehrtheit« und »Verrücktheit« dialektisch »entwickelt« werden sollen - ein Programm, das mit der akademischen »sukzessiven Approximation« abstrakter Modelle oder anderer Konstrukte an die »Realität« durchaus nichts gemein hat. Der zentrale, immer wiederkehrende Begriff in den Kapitelüberschriften des dritten Bandes des *Kapital* lautet »Verwandlung«, eine Fortbestimmung qualitativer Begriffe. Es war für die Aufgabenstellung des dritten Bandes, die *»Genesis«* der *»verkehrten«* und *»begriffslosen* Formen« des Werts, seine *qualitativen* Transformationen oder eben »Verwandlungen« aufzuzeigen,

in der Tat ganz und gar nicht der Ort, zugleich die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der *quantitativen* Transformation oder »Verwandlung« zu thematisieren. Weil jedoch das Marxsche Zentralproblem, die Existenz der »verkehrten« und »begriffslosen Formen« des Werts und dieser selbst in seiner »Verrücktheit« auch noch mehr als hundert Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes gänzlich unbekannt geblieben ist, vermag man ernstlich zu behaupten, mit seiner Feststellung, es sei für seine (formanalytische) »Untersuchung (...) nicht nötig, näher auf diesen Punkt einzugehn« (25/174), kaschiere Marx nur seinen Schiffbruch bei seinem angeblichen Versuch der quantitativen »Verwandlung« von »Werten« in Preise. Zur Diskussion stand vielmehr ausschließlich die Verwandlungsfähigkeit der »Substanz« des Werts, seines *sozialen* und *rationellen* Inhalts in die *»irrationelle«,* nämlich *»begriffslose«* oder »verkehrte« Wertform des sog. »Produktionspreises«. Diese »Genesis« jener »Form« bleibt in ihrer logischen Konsistenz völlig unberührt davon, ob seine quantitative »Verwandlung« möglich ist oder nicht. Die Marxsche *»Kritik der ökonomischen Kategorien«* - dem Ökonomen sei der einschlägige Brief vom 22. Februar 1858 an Lassalle dringlichst empfohlen (29/549 f.) - ist primär eine qualitative Analyse der bloßen *Existenz* der »Massen« etc. jenes unbekannten X, genannt »Wert«.

Daß hier eine Aufgabe allerersten Ranges vorliegt, haben philosophische oder philosophisch gebildete Autoren häufig hervorgehoben. Jonas etwa hat in seiner Auseinandersetzung mit der »modernen«, also quantitativen Ökonomie treffend ihre prinzipielle Differenz zur Naturwissenschaft so charakterisiert: letztere halte sich auf in einem »Feld (...), dessen Bekanntheit a priori seinem Wesen nach - nämlich im Kantschen Sinne als Erscheinungen, die quantitativ (!) eindeutig (!) bestimmbar sind - nicht in Zweifel gezogen wird. Für die Sozialwissenschaften ist aber das Hauptproblem (!!) nicht das Ausmessen eines bekannten Feldes, sondern die Frage nach der Realität (!!) dessen, was im alltäglichen (!) Erfahrungsbereich als bekannt (!) begegnet. Diese elementare (!) Einsicht in den Begriff der nationalökonomischen Erkenntnis wird man leider in dem gängigen Methodenstreit (...) vermissen«.[153]

Jener »gängige Methodenstreit, der Begriffe wie Theorie und Empirie unkritisch verwendet«, läßt dies, sowie die Unterscheidung von »alltäglich« bloß »Bekanntem« - wie etwa Geld und Produktionspreis -

und »Erkanntem« in der Tat »vermissen«. Doch Jonas verkennt hierbei zum einen, daß hintergründig und oft auch explizit auch in der Ökonomie die Frage nach der eigentümlichen »Realität« des Ökonomischen durchaus gestellt worden ist; wir fanden sie bei Sombart, ferner ist vor allem Gottl zu nennen, und schließlich beschäftigt sie auch Amonn und Horn, im Grunde alle heterodoxen Ökonomen; Jonas übersieht zum andern, daß die Kritische Theorie in der Thematisierung eben dieser Fragestellung eines jener wesentlichen Unterscheidungsmerkmale gesehen hat, durch die sie sich von der »traditionellen« prinzipiell geschieden wußte: es geht um den Gegensatz zwischen der für die »traditionelle Theorie« charakteristische Form der Aussage als eines »hypothetischen Urteils« - charakteristisch gerade für die traditionelle Ökonomie - und dem »Existenzialurteil«. Es geht hierbei letztlich um den »Unterschied in der Existenz von Mensch und Gesellschaft«.[154] Und die »dialektische Kritik der politischen Ökonomie« oder kritische, »dialektische Theorie der Gesellschaft«[155] ist für Horkheimer »als ganze ein einziges entfaltetes Existenzialurteil«.[156] Ganz im Sinn dieser frühen Formulierungen der »kritischen« im Gegensatz zur »traditionellen« Theorie bestimmt Adorno im 1957 erstmals erschienenen Aufsatz *Soziologie und empirische Forschung so* prinzipiell das Verhältnis von sozialer Theorie und Empire, daß die methodologischen Grundaussagen auch für das Verhältnis von *Ökonomie und empirischer Forschung* Geltung beanspruchen dürfen. Steht doch im Zentrum dieses *methodologischen Manifests* - Adorno ließ es 1969 unverändert in den Sammelband über den Positivismusstreit aufnehmen - die Marxsche Analyse der ökonomischen Gegenständlichkeit: »die Rede von der Unwirklichkeit sozialer Gesetze hat ihr Recht nur als kritisches, mit Hinblick auf den Fetischcharakter der Ware (!!). Der Tauschwert, gegenüber dem Gebrauchswert ein bloß Gedachtes (!!), herrscht über das (...) Bedürfnis (...); der Schein (!!) über die Wirklichkeit. (...) Zugleich aber ist jener Schein das Allerwirklichste«.[157]

Die »Wertmassen«, »Wertvolumina« und »Wertbestände« des Ökonomen sind weder sehbar oder hörbar, noch schmeckbar oder riechbar: Geld ist bekanntlich kein physisches Volumen, weder eine Papier- noch eine Metallmenge; die Geldmenge, von denen in den Bundesbankberichten bekanntlich fortgesetzt die Rede ist, läßt sich nicht als *Papier*masse identifizieren; die Geld-»Menge« ist nur deshalb nicht

riechbar ->stinkt< also nicht weil jene Papiermasse als Geld in ein und derselben Hinsicht noch ein Anderes ist, »Wertmasse«, es ist dieser *existierende* Widerspruch, der das Wort Geld definiert - der analytische Philosoph mag sich hierüber die Haare raufen. As sinnlich nicht Wahrnehmbares ist im empiristischen Sinn Geld und Kapital »Schein«; doch ihm wird vom Ökonomen Eigengesetzlichkeit zugesprochen, die er seit reichlich zweihundert Jahren zu erforschen vorgibt, so ist jener »Schein« nicht bloß für den Arbeitslosen, sondern auch für den Professor der Ökonomie das »Allerwirklichste«, von dem er freilich nicht zugeben möchte, daß seine »Gesetze« die »Formel« abgeben, »nach der die Welt verhext ward«.[158] Die soziale »Marktwirtschaft« ist ihm vielmehr die beste aller ökonomischen Welten, die keine Eigengesetzlichkeit kennen darf, weil in ihrem Mittelpunkt bekanntlich der Mensch stehen soll, dessen Bedürfnisse und nicht jener obskure »Schein« dem Professor der Sozialen Marktwirtschaft - die »progressiven« unter ihnen nicht ausgeschlossen - als das »Alerwirklichste« gelten. Benedetto Croces Aufforderung an die »Herren reinen und mathematischen Oekonomisten« scheint im Grunde nur Faktisches zu beschreiben zu wollen: »Rechnet und denkt nicht!«[159]

Schmoller, Knapp und Max Scheler beurteilten die Kompetenz jener Anhänger der herrschenden Lehre, kategoriale Probleme zu thematisieren, ebenso hart wie Croce und Marx. Das »Versagen der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips«, generell das des »relativen Preises«, scheint begleitet von einem »Versagen« der Reflexionsfähigkeit des bloß noch »rechnenden« Ökonomen.

Schmoller erwartet von »den Banausen unter den Nationalökonomen«, daß sie Simmeis Geldbuch »kopfschüttelnd weglegen und sagen, das verstehe ich nicht, das ist mir zu fein«.[160]

Knapp, der der Argumentationsform Simmeis nicht folgen mochte, jedoch dessen Problemhorizont anerkannte, urteilte weit schroffer über die Kompetenz der Ökonomen, eine qualitative Geldtheorie zu entwickeln: »Es ist (...) nicht Sache der Juristen, zu sagen, was (!!) Geld ist. Das sollten vielmehr die Nationalökonomen tun, die aber freilich nicht dazu imstande sind«.[161] »Die Nationalökonomen glauben den Beruf zu haben, über das Wesen (!) des Geldes nachzudenken, sie bleiben aber im Metallismus, weil ihr Spatzengehirn diese Anschauung gerade noch fassen kann!«[162] Wird über die »Intensität« berichtet, mit

der sich Knapp »mit Marx beschäftigt«[163] hat und seine »langgehegten Zweifel an den Verfahrensweisen aller bisherigen theoretischen Wirtschaftswissenschaft«,[164] so können derlei pejorative Wertungen nicht überraschen; im diametralen Gegensatz etwa zu Bortkiewicz, der Simmel nichts weiter als eine Reihe philosophischer Bonmots über Geld prägen sieht und qualitative oder Formanalysen generell als ein gegenstandsloses Philosophieren über ökonomische Grundbegriffe abzutun vermag, sucht sich Knapp von eben jenen »Bonmots« inspirieren zu lassen. Wenn Nationalökonomen den »Beruf« nicht haben, über Geld »nachzudenken« - eine Überzeugung, die sich sowohl mit Marxschen als auch mit gewissen Schumpeterschen Überlegungen deckt -, dann kann die Auseinandersetzung mit der Simmelschen *Philosophie des Geldes* dem Geldtheoretiker nicht erspart werden. Wenn er Bendixen mitteilt, daß Simmel »nach Erscheinen seines so reichhaltigen (!) Buches noch so viel für mich zu erledigen übrig läßt«,[165] so wird deutlich, daß die *Philosophie des Geldes* hierzu den Unterbau schaffen soll. Der Gegensatz zur »modernen« Ökonomie, wie sie Bortkiewicz repräsentiert, ist kaum überbrückbar.

Die Parallele zu Marx ist offenkundig: es gibt gewisse »Rätsel des Geldes«,[166] wie Bendixen in seiner Polemik gegen Bortkiewicz formuliert, und Knapp ist überzeugt, daß die »Lösung des ganzen Geldrätsels« den Ökonomen nicht gelingen kann. Meinen Knapp/Bendixen einen »Stumpfsinn«[167] der Ökonomen ausmachen zu müssen, so finden sich bei Marx ähnlich pejorative Wendungen wie »ökonomische Borniertheit« (26.3/420), »Kretinismus der Vulgärökonomie« (24/75), »Schaf von Ökonom« (26.3/268), »beschränktes Hirn« (23/594) der Ökonomen etc.

Mag die andere Seite ein wenig höflicher sein, die Verachtung ist eine wechselseitige. Die herablassende Bemerkungen von Bortkiewicz über Simmel sind nicht weniger verletzend als die Marxsche Beschimpfung der »viehmäßigen Dummheit« (26.3/488) jener Ökonomie, die auf der Basis der Sayschen Lehre von den »produktiven Diensten« und der »Produktion als einem Austausch« (23/633 Fn.) heute als »moderne« auftritt.

Es ist im Grunde unnötig, die pauschalierenden Vorurteile zurückzuweisen; Knapp selbst ist weit davon entfernt, die Ökonomen in einen Topf zu werfen, und Marx weiß durchaus, zwischen dem »öko-

nomischen Plebs« und den »tieferen Ökonomen« zu unterscheiden; jedermann weiß, daß jener unüberbrückbare Gegensatz quer zu allen Fronten verläuft, sowohl den theoretischen als auch den politischen - er durchzieht die Ökonomie selbst.

Erscheint sie dem einen den »natürlichen und physischen Wissenschaften (...) näher zu stehen als den philosophischen Disziplinen«,[168] so vermögen die andern hierin nur eine pittoreske Verirrung modernen Denkens zu erkennen; ihnen gilt die Theorie von Geld und Kapital als das, was sie bereits dem jungen Marx erschien: als eine ökonomisch-*philosophische* Disziplin; angesiedelt in einer terra incognita, dem Schumpeterschen »Niemandsland des Zweifels«.

Ökonomie erweist sich so als »eine (...) formlose, diffuse Wissenschaft; (...) angesichts dieser Unförmlichkeit erinnert man sich an Pufendorf's Seufzer: »Das Reich ist ein Monstrum««.[169] Vermag Knapp, den Ökonomen den »Beruf« abzusprechen, über Geld Klarheit zu gewinnen, so Max Scheler ihnen den, über Kapital nachzudenken; und beide können sich hierbei auf Schumpeters Feststellung des »Versagens« der »unifizierenden Kraft« des formalisierbaren, »Exaktheit« begründenden »Prinzips« berufen. Versagt nämlich dieses Prinzip, so ist in gewisser Weise den »nichtempirischen« Theorien Tür und Tor geöffnet; es ist nicht recht zu sehen, wie sich dann noch eine strikte Trennung von Ökonomie und Philosophie aufrechterhalten läßt. Wir sahen, daß dies immer wieder behauptet worden ist, doch außer von Simmel am Phänomen des Geldes ist dies in der akademischen Theorie kaum von jemandem provokanter aufgezeigt worden als von Scheler am Phänomen des Kapitals. Die Kategorien »Kapital« und »Kapitalismus« hätten »in der sozialökonomischen Fachwissenschaft (...) ganz streng genommen (...) überhaupt nichts zu suchen. (...) Kapital, Kapitalismus ist (...) nämlich etwas ganz anderes: ein *soziologischer,* ferner ein sozialphilosophischer (...) Begriff«[170]

Scheler trägt nun einige Überlegungen vor, die ihn zwar ganz von Marx wegführen, ihn andererseits an eine zentrale Problemstellung der Ökonomiekritik heranführen, die bislang noch jedem Ökonomen entgangen ist: dem Problem der ökonomischen Gegenständlichkeit: »Marx war nämlich der erste Denker (!!), der sich die eminent gescheite Frage vorlegte, die keinem seiner Vorgänger (!!) eingefallen war, in welche logische Kategorie von Gegenständen das »Kapital« gehöre.«[171]

»Auch ich frage mit Marx zuerst: Unter welche Kategorie von Denkgegenständen fällt das mit Kapital Gemeinte? Sicher ist es nicht Ding (...); aber ebensowenig ist es eine objektiv bestehende Relation zwischen Gesellschaftsschichten (...). Das vielmehr, worauf das so mysteriöse Gespenst (...) >beruht<, ist 1. ein Inbegriff von Wertungsweisen (...). >Kapitalgut< ist alles, was (...) auf einer bestimmten historischen Denk- und Anschauungsform (...) beruht (...) (vgl. mit Kant (!!). Kategorie (!!), aber historisch gewordene Kategorie)«.[172]

Was Scheler die »unsterbliche Feststellung« von Marx nennt, ist nun freilich nicht auf das »mysteriöse Gespenst« Kapital beschränkt; der Vertreter einer ontologischen Werttheorie, die auch den ökonomischen Wert am Werthimmel plazieren möchte, versperrt sich auf Grund seiner ontologischen Vorurteile die für Marx fundamentale Einsicht, daß der »abstrakteste Ausdruck des Kapitals« der Wert und »im Wertbegriff sein Geheimnis verraten« (42/667) ist und Kapital als »konkretere« Form nichts anderes sein kann »als weitere Entwicklung« (29/315) des Werts; die Gegenständlichkeit des Kapitals ist *Wert*gegenständlichkeit und gewinnt nur als solche Eigengesetzlichkeit. Gewiß, es ist nicht nur »Ding« und »umschließt nicht nur Klassenverhältnisse«, doch es ist eine »Wertbewegung«, die sich in einer beschreibbaren »Bewegungsform« (24/109) vollzieht. Es ist gewiß nicht bloß eine »objektiv bestehende Relation« von Dingen und darum nicht sogleich eine »Denk- und Anschauungsform«, eine »Kategorie« im Sinne eines konkreten Apriori phänomenologischer Provenienz. Von diesen Einsichten in den Marxschen Kapitalbegriff ist Scheler weit entfernt; auch blieb ihm verborgen, daß in der Kapitalkontroverse zwischen Eugen v. Böhm-Bawerk und John Bates Clark sowie in ihrer Amonnschen Kommentierung sehr wohl die Seinsweise des eigentümlichen Gegenstandes Kapital thematisiert, wenn auch ganz unzulänglich beschrieben worden ist. Und so dürfte Scheler denn auch erst anläßlich seiner Marx-Lektüre aufgegangen sein, daß Marx einen der Philosophie ganz unbekannten Gegenstandsbereich erschlossen hat, eine Region höchst paradoxer, nämlich *nicht*physischer *Dinge;* hierin sah er offenbar seine »unsterbliche Feststellung«, die Scheler freilich nicht zu konkretisieren vermochte.

So bleibt er denn auch reichlich unklar: einmal ist von einer »logischen Kategorie von Gegenständen« die Rede, dann aber von einer

»Kategorie von Denkgegenständen«. Doch es ist auch hier der verwirrende Sachverhalt selbst, sein »sinnlich-übersinnlicher« oder »subjektiv-objektiver« Charakter, dem die unklare Beschreibung zuzurechnen ist; daß dieses »Doppelsein« gerade auch die Existenzweise des Geldes ausmacht, ist Scheler allerdings entgangen; die Erkenntnis des *monetären* Januskopfes blieb Folkert Wilken vorbehalten, der sich hierbei mit »ungewöhnlichsten Schwierigkeiten«[173] konfrontiert sah.

An den Schelerschen Überlegungen läßt sich nun handgreiflich demonstrieren, daß und wie eine offenkundig »nichtempirische« und zwar philosophische Lehre in den scheinbar ureigensten Bezirk der Ökonomie einzubrechen vermag und seinen letztlich »sozialphilosophischen« Charakter behauptet.

Tatsächlich ergeben sich gesellschaftstheoretische Konsequenzen von beträchtlicher Tragweite: konvergiert die Schelersche Position doch mit der Wertontologie des Ökonomen Horn, der das »Wesen des wirtschaftlichen Seins als Weise geistigen (!!) Seins«[174] behauptet, als strikte Antithesis zum Historischen Materialismus. Es handelt sich hierbei um die Quintessenz nicht bloß der Schelerschen Reflexionen, sondern eigentlich aller nichtmarxistischen Versuche ökonomischer Formanalyse, der Gottls und Amonns ebenso wie jene Simmeis oder der Knapp-Schule.

Da mit der Frage nach der Gegenständlichkeit des Kapitals die Frage nach den »Quellen« oder dem »Wesen« des Zinses mitgegeben ist, wird man von der »exakten« Ökonomie keinerlei »exakte« Auskünfte erwarten dürfen. Insofern besteht die Feststellung von Jonas zu Recht, daß »die Frage nach dem Gegenstand der ökonomischen Theorie (...) normalerweise innerhalb der ökonomischen Theorie selbst nicht gestellt (wird)«.[175] Man sollte besser sagen, daß es nicht gelingen wollte, die von Sombart hervorgehobene Misere der »Unbestimmtheit« des Gegenstandes zu überwinden, worüber man die endlose Geschichte dieses Streits bei Amonn nachlesen möge.

Der klassischen Ökonomie schien das recht einfach: Gegenstand ist der »Reichtum« der Nation, so daß noch Marx die scheinbar ganz harmlose Feststellung treffen konnte: »Die politische Ökonomie hat es mit den spezifischen gesellschaftlichen Formen (!) des Reichtums (...) zu tun.« (42/741) Doch dieser Schein der Einfachheit trügt. So gelangte denn schon John Stuart Mill zu der resignierenden, heute natürlich

verschwiegenen Einsicht: »Der Begriff Reichtum ist von einem Dunstschleier verschwommener und nebelhafter Assoziationen umgeben, der alles, was man durch ihn sieht, nur unklar erkennen läßt«.[176] Die »Unbestimmtheit« des Gegenstandes erweist sich als die »Unfaßlichkeit« des Begriffs »Reichtum«. Auch hier ist es wieder der den Ökonomen fortgesetzt irritierende »Januskopf« seiner Gegenstände, so daß Marx wiederholt als eine der Grundfiguren seiner »Kritik« der Kategorien die Hegeische Lehre vom »Spiel der Abstraktionen« heranziehen konnte, wie sie in der *Phänomenologie des Geistes* in den Kapiteln >Wahrnehmung< sowie >Kraft und Verstand< am eindrucksvollsten dargelegt worden ist.

Das Hauptproblem der ökonomischen Theorien ist doch offenbar, »daß alles in ihnen doppelt (!!) gesetzt wird« (42/30), als Konkretes nämlich *und* als Abstraktes; und es gilt nicht nur in der Theorie, sondern gerade in der ökonomischen Praxis, »daß der Reichthum (!!) (...) doppelt existiere«, nämlich in seinen beiden »Existenzweisen« als »stofflicher Reichthum« *und* als »abstrakter Reichthum«. (II.2/22)

Es ist klar, daß dieser Problemkomplex der doppelten »Existenzweise« zwingend aufjene zentrale Argumentationsfigur der Marxschen Werttheorie verweist, die unmittelbar aus dem »Doppelcharakter« der Ware sich herleitet: der von Marx ausdrücklich als »Gesetz« der »Darstellung« des Produkts oder Sraffaschen »Erzeugnisses« charakterisierten »Verdopplung der Ware in Wäre und Geld«. (24/355)

Da dem akademischen Ökonomen jenes Marxsche *»Gesetz«* unbekannt geblieben ist, folgt er der Millschen Empfehlung, den dunklen Begriff »Reichtum« durch »Umschreibung« zu »ersetzen«,[177] durch den freilich nicht weniger dunklen Begriff des »Guts«, dessen Definition, wie Amonns Beschreibung seiner Geschichte zeigt, durchaus nicht gelingen will.

An einer Schumpeterschen Formulierung läßt sich zeigen, zu welch gewundenen Formulierungen der »moderne«, auf formale »Exaktheit« drängende Ökonom flüchten muß, den Gegenstand zu »umschreiben«; die ökonomische Realanalyse gehe von dem Grundsatz aus, daß alle wesentlichen »Phänomene des Wirtschaftslebens in Form von Gütern und Dienstleistungen und in Entscheidungen über sie bzw. (!!??) in Beziehungen zwischen ihnen (!??) ausgedrückt werden können«.[178] Keineswegs sind bloß technische »Beziehungen« gemeint, aber andere

als jene »zwischen Gütern«, den ominösen »Vorräten« und »Beständen« von »Wert«, vermag der Ökonom begrifflich nicht zu bestimmen. Doch Schumpeter weiß, daß die katallaktischen »Umschreibungen« nicht zureichen, den »Entscheidungen« oder »Handlungen« vielmehr objektive Strukturen vorgegeben sind. Eine ehrliche Definition ist dann eigentlich nur die etwa von Oppenheimer gegebene: »Wirtschaftliches Handeln ist Verfahren mit Wertdingen (!!) nach dem Prinzip des kleinsten Mittels«.[179] Mit dieser Definition ist jedoch die Bestimmung des »wirtschaftlichen Handelns« als Grundbegriff der Ökonomie und mit ihm der *methodologische Individualismus* der subjektiven Ökonomie und Sozialtheorie überhaupt im Grunde schon desavouiert. Nicht bloß, daß der Ökonom mit dem Begriff des »Wertdings« sich sogleich den Begriff des »Reichtums« wieder auf den Hals geladen hat, sondern auch den ihm ebenso unheimlichen Begriff der ökonomischen Eigengesetzlichkeit, nämlich der »Wertbewegung (...), die automatische, mit der Gewalt eines elementaren Naturprozesses wirkende Bewegung des verselbständigten Werts«. (24/109)

Die »Verfahren mit den Wertdingen«, die sogenannten wirtschaftlichen Handlungen, geraten angesichts jener Eigengesetzlichkeit der »Wertrevolutionen« zu bloßen Reaktionsweisen auf jene »Beziehungen zwischen« den »Wertdingen«. Die ehrliche Ökonomie vermochte sich noch offen zu einem Agnostizismus angesichts jener »Naturprozesse« der Gesellschaft zu bekennen. So wird etwa für Arthur Salz der »Kapitalismus« von einem »eigenen Gesetz bewegt. Ihm als einem Teil unseres Lebens gegenüber versagt (!!) in einem gewissen Sinn jede weitere >Erklärung<, weil er gerade dadurch charakterisiert ist, daß alles, was in ihm sich vollzieht, mit (...) quasi naturgesetzlicher Bestimmtheit geschieht«.[180]

Wenn sechsundvierzig Jahre später der mathematische Ökonom Kenneth J. Arrow zu der Feststellung genötigt ist, der »gegenwärtige Wissensstand ist unklar«,[181] so wird der Sache nach Gleiches ausgesagt; jedoch in der selbstbeschwichtigenden Manier, es gebe eben doch einen »Wissens«-Stand, von dem man hoffen dürfe, daß er sich eines lieben Tages klären werde. Daß die subjektive Ökonomie jene Eigengesetzlichkeit letztlich leugnen muß, ist der eigentliche Grund des von Jonas, Natalie Moszkowska und anderen herausgestellten Gegenstandsverlusts der »fortgeschrittenen« Ökonomie.

Und eben dies macht für Friedrich Jonas die Problematik der Ökonomie aus, denn das »Apriori einer ökonomischen Theorie qua Erfahrungswissenschaft« muß ein »eigner Erfahrungsgegenstand« sein; noch genauer: »Wissenschaftliche Theorie setzt einen Gegenstand voraus, der eine autonome Gesetzmäßigkeit hat.«[182] Präzisiert man den Begriff des Gegenstandes in diesem Sinn als eigengesetzlichen, somit als »Sache außer dem Menschen« (40/521), so wird man in der Tat sagen dürfen, daß ihn die Ökonomie »stillschweigend als gegeben vorausetzt«, und zwar im Widerspruch zu ihren subjektivistischen Axiomen; »Beziehungen zwischen« den Gütern haben in ihr keinen Platz und folgerichtig findet sich bei Josef Schumpeter denn auch die andere These, daß wir den Kapitalismus »nur« als »einen Prozeß von Wahlakten und Wertungen vor uns«[183] hätten und so lediglich von ungeplanten »Nebeneffekten« intentionalen Handelns die Rede sein kann, die gelegentlich sich unerfreulich multiplizieren und akzelerieren; Eigengesetzlichkeit kommt freilich bei jenen ominösen Vielecken ins Spiel, die sich in ihrer Eigenschaft als »magische« nicht so recht auf »Wahlakte und Wertungen«, auf die »Präferenzskalen« der »Verbraucher« reduzieren lassen.

Marx und Engels gelangten schon nach ihrer ersten Lektüre der ökonomischen Klassiker zu einer Charakterisierung »der« Ökonomie als Ganzer, die auch als »Kritik« der »modernen« Ökonomie sich zu bewähren vermag: »Die (!) Nationalökonomen machen (...) bald (...) den Schein des Menschlichen an den ökonomischen Verhältnissen geltend, bald aber (...) fassen sie diese Verhältnisse gerade in ihrem (...) *Unterschied* vom Menschlichen, in ihrem strikt ökonomischen Sinn. In diesem Widerspruch taumeln sie bewußtlos umher.« (2/34)

Es gibt den eigengesetzlichen Gegenstand und es gibt ihn wiederum auch nicht; dieser Widerspruch bilde den »Hauptgehalt der wechselseitigen Kämpfe«. Einerseits steht im Mittelpunkt der Wirtschaft nur der Mensch, andererseits gibt es jene »Sachgesetze« und »Zwänge«, die zumal von den Ärmsten der kapitalistischen Welt allergrößte Opfer für das Ganze erfordern. Die ideologiekritische Analyse wirft »den« Ökonomen keineswegs bewußte Apologie des Systems vor; es wird vielmehr die »Bewußtlosigkeit« ihres Verhaltens herausgestellt und als »Spiel der Abstraktionen« interpretiert. Es ist nämlich der Gegenstand selbst, der den Theoretiker generell, nicht bloß den Ökonomen, son-

dern ebenso etwa den Sozialphilosophen »neckt«, sich nämlich »bald« als das eine und »bald« (13/22) als anderes, als sein Gegenteil darstellt.

Faßt man nun den Wert als ein Apriori oder Urphänomen, so hat man auch das ökonomische Wertding als »Sache außer dem Menschen« zu beurteilen; die Analyse bedürfte einer ontologischen, ja metaphysischen Fundierung; gleiches gilt, wenn man Geld als ein »logisch Erstes« behauptet.

Simmel sucht die metaphysische, die Ökonomen Wilken und Ernst Schuster eine ontologisch-phänomenologische Fundierung. Diese Autoren konstatieren expressis verbis eine »Grenze« der ökonomischen Erkenntnis und erstreben folgerichtig eine *ökonomisch-philosophische* Synthese. Da auch sie der subjektiven Wertlehre zustimmen, tritt hier der Widerspruch in Gestalt eines Dualismus von ökonomischem und idealistischem Wertsubjektivismus mehr oder weniger offen eingestanden zutage. Alle drei Autoren sind gescheitert, verwandte Bemühungen blieben schon im ersten Ansatz stecken.

Dennoch zeichnen sie sich durch ein weit höheres Problembewußtsein aus als jene »reinen« Ökonomen, die, sofern sie ihre Grundbegriffe methodologisch zu klären suchen, tatsächlich im »Widerspruch bewußtlos umhertaumeln«. Dieser reproduziert sich nämlich innerhalb des werttheoretischen Subjektivismus als Gegensatz zwischen der i.e. S. subjektiven Wertlehre Mengerscher Richtung und der sog. Gleichgewichtstheorie, die, wie Quittner Bertolasi zeigen möchte, sich als *mathematisch-funktionelle* über den Gegensatz der *»kausalen«* Theorien, der objektiven und der i. e. S. subjektiven Wertlehre Mengerscher Machart, erhaben weiß.

Schumpeter der beide Richtungen zu vereinigen sucht - er begreift sich generell als Synthetiker, der selbst die Marxsche Theorie in die »Wirtschaftswissenschaft« qua »Wissenschaft« integrieren möchte - ist daher der leibhaftige Widerspruch. So vor allem in seiner Frühschrift, wo er zeigen möchte, daß »wissenschaftliche Korrektheit im Sinne des Physikers« auch in der Ökonomie »keine Unmöglichkeit« sei - *der* Glaubenssatz »moderner« Ökonomie - und daher folgerichtig deklariert: »nie erklären wir den Anfang (!) der Dinge«;[184] »wir fragen uns nicht, wie es möglich ist, daß man so verschiedene Dinge vergleichen kann, wir begnügen uns mit der Tatsache, daß (!) solche Relationen *bestehen (!!)«.*[185]

Doch im Widerspruch zu dieser Bailey/Walras/Sraffa-Position, insbesondere zur funktionellen Preistheorie, bekennt er sich noch im gleichen Buch und bald darauf in seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* zum Mengerschen Subjektivismus: »Jeder (!!) Wert bezieht sich auf ein wertendes Subjekt. (...) (Es) kann keinen >objektiven<Wert mehr geben, (...) es ist (...) irreleitend, den Preis einen objektiven Wert zu nennen. Er *scheint* (!!) nur ein solcher zu sein«.[186] »Werte müssen in (!!) einem Bewußtsein leben (!), wenn das Wort überhaupt Sinn haben soll, müssen daher (...) individuell sein.«[187] Nicht bloß, daß der Ökonom Schumpeter hier philosophisch relevante Aussagen macht - Scheler und Simmel würden ihm natürlich dezidiert widersprechen -, also seine Kompetenz überschreitet, er widerlegt zudem seine funktionelle Überzeugung, wonach jede »subjektive Theorie (...) auch objektiv sein« müsse »und umgekehrt«, somit die »Kontroverse über den Subjektivismus und Objektivismus«[188] als »sinnlose Debatte über Scheinprobleme«[189] zu charakterisieren sei - eine These, die heute von den Anhängern der theoretischen »Wende« innerhalb des progressiven Lagers nachgeplappert wird. Die Werte sollen allem »Schein« zum Trotz »im« Bewußtsein »leben«, doch gleichzeitig bestimmt er auf derselben Seite »die Kaufkraft als abstrakte (!!) Macht (...) über Güter im allgemeinen (!!)«,[190] also über einen *Inbegriff* oder eine *Totalität* von Gütern, womit er sich bewußtlos der ersten Marxschen Bestimmung der Äquivalentform nähert, wenn das Wort »Güter im allgemeinen« überhaupt »einen Sinn haben soll«; auch die Wendung »zunächst (...) tritt der (!!) Wert als Gebrauchswert auf«[191] impliziert einen objektiven Wertbegriff, wenn sie überhaupt »einen Sinn haben soll«. Mit Reflexionen gar über den »Anfang« hat es Schumpeter im kapitaltheoretischen Kontext schon immer zu tun. Er wird später formulieren, daß man hier »die (logischen) Anfänge (!!) der Dinge bloßlegen (!!)«[192] müsse und diese metaphysischen Figuren auch auf die Geldtheorie anwenden: sie frage nach der »logischen Quelle« (!!) des Geldphänomens.[193] Der »historische Ursprung« des Geldes werde verwechselt mit seinem »Wesen bzw. seiner Logik« (?!), es müsse »rein logisch betrachtet«[194] werden; dabei geht es ihm vor allem um die Widerlegung der traditionellen Kredittheorie, die er so glaubt charakterisieren zu dürfen: »Am (logischen) Anfang steht das Geld«.[195] Nun, »es ist eine unumstößliche Tatsache, daß Ansichten über das Geld ebenso schwer zu beschreiben sind wie wan-

dernde Wolken«.[196] Ein wahres, allzu wahres Wort, doch ist ebensowenig Schumpeters Verdeutlichungsversuch hiervon ausgenommen; seine dunklen und unbeholfenen Formulierungen ebenso wie sein Stoßseufzer über die ökonomischen »Ansichten (!!) über das Geld« indizieren, daß der Erfinder des sog. »Methodologischen Individualismus« am Ende seines methodologischen Lateins war - seine modernen Nachbeter zumal im progressiven Lager sollten dessen eingedenk sein: der Sache nach fordert Schumpeter eben das, worum es schon dem jungen Marx zu tun war, die »innere Genesis« der Dinge oder »die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes« (1/296) zu entwickeln. So nimmt es denn nicht wunder, daß im Spätwerk bloß einmal vom »Methodologischen Individualismus« die Rede ist, wobei lakonisch »die diesem Verfahren inhärenten Grenzen«[197] vermerkt werden: die mit ihm darstellbare *»Logik* ökonomischer Mechanismen«[198] ist die »reine Logik der Wahlakte«[199] und nicht jene *materiale* des Geldes und des Kapitals, auf deren Ausarbeitung ihm am Ende seines Lebenswerks alles anzukommen scheint. Jene »Grenzen« des Verfahrens sind die Grenzen der »Logik der Wahlakte« oder der »unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips«. Modelltheorie kann nicht mehr genügen, wo er auf das abzielt, was er im Gegensatz zur »historischen Genesis« der Volkswirtschaft - eine konkrete Totalität - deren »begriffliche Rekonstruktion«[200] nennt, also eine logische Genesis, die somit auch reale Kategorien wie Geld und Kapital zu »rekonstruieren« hat. Was aber kann das anderes heißen, als diese aus ihrem »Wesen bzw. ihrer Logik«, präziser aus einem sozialen, *überindividuellen* Grund oder Konstituens zu »entwickeln«?

Die abstrakte »Wertgegenständlichkeit« zu dechiffrieren, die Gegenständlichkeit der »Wertmassen« oder Volumina »idealer Wertatome«, der Mengen sog. »wirtschaftlicher Materie«, dies, und nicht etwa eine Preistheorie ist die primäre Aufgabenstellung der Marxschen Werttheorie. Ihr Thema ist Wert als eine Gestalt der Entäußerung menschlichen Gattungslebens. Gefragt wird also nach einem Konstituens entfremdeter Gegenständlichkeit. Die Argumentationsfigur ist folglich eine quasi-transzendentale oder quasi-ontologische: Dasjenige, was Gegenständlichkeit begründet, »darf nicht selbst wieder« ein Gegenständliches »sein«, so daß also das »immanente Maß der Werte nicht selbst wieder (...) Wert sein darf, sondern vielmehr etwas, was den Wert

konstituiert (!!!)«. (26.3/154) So »untersucht man die Genesis (!!!) (...) des Werts selbst (...), daß dieses Maß (...) also (...) selbst *außer der Kategorie* (!!!) des Werts stehn muß«. (26.3/155) »Wert« ist hier nicht als Bestimmungsgrund oder Gravitationszentrum von Preisen verstanden, sondern als »Kategorie«, demnach nicht als Substanz, sondern als »objektive Gedankenform« (23/90) - als soziales Apriori. Die Kategorie drückt »Daseinsformen« der Gesellschaft aus, ist eine »Totalität« und spiegelt sich »sehr verkehrt ab« (26.3/163); es entsteht der objektive »Schein (...), als ob das Geld die Waren kommensurabel mache« (13/52), als ob das »ideale Wertatom« (13/60) des Geldes als Letztes, als Apriori oder Urphänomen fungiert.

Folglich stellt sich die Aufgabe, diese »Verkehrung« zu begreifen, nämlich Geld als »Resultat« einer »vermittelnden Bewegung« der Ware zu dechiffrieren, die in ihm »verschwindet« und so den Schein eines Apriori erzeugt. Aber auch der Wert der Ware ist kein Letztes, keine »Substanz«, sondern »gegenständlicher Schein« einer sozialen Struktur, die sich »verkehrt«, nämlich »im« Wert, besser »als Wert« darstellt: ein anonymer, überindividueller Prozeß »hinter dem Rücken« der Austauschsubjekte, der ihnen als ein Apriori, als das »Übersinnliche« der »sinnlich übersinnlichen Dinge«, als »Wertmasse«, »Wertvolumen« etc. entgegentritt. Es handelt sich um »Massen«, »Volumina«, »Mengen«, die nicht einen »Wert« *haben,* sondern die dieser Wert *sind.* Um diese zweite, übersinnliche Existenz der Dinge, »Wert« im Sinn dieser »Wirtschaftlichen Dimension«, Wert als Einheit von Form und Substanz geht es in der Marxschen »Genesis des Werts« aus einer prävaloren Struktur, die so als Konstituens der abstrakten Gegenständlichkeit begriffen wird.

Sage ich, Arbeit oder Nutzen im Verein mit Seltenheit bestimmt den Wert, so unterscheide ich schon grammatisch Arbeit und Nutzen als Satzsubjekt vom Wert als Akkusativobjekt; Arbeit ist Arbeit und nicht Wert, wie auch Nutzen als bestimmter Begriff vom Wert zu unterscheiden ist. Es muß also möglich sein, den Wert als Wert zu beschreiben: das, was Marx seine »allgemeinen Charaktere« nennt; jedermann muß einer solchen *qualitativen* Bestimmung zustimmen können. Walras/Sraffa/Menger/Jevons und ihre Schulen schweigen sich hierüber aus. Gottl hingegen konstatiert, daß Wert u. a. das bezeichnet, was er »*paradoxe* Gleichheit« nennt: »Gleichheit der Menge nach, trotz

Ungleichheit in der Art«.[201] Gleichermaßen spricht Marx von »qualitativer Gleichheit« (23/76) der Waren, die, als »qualitativ Gleiche, Werte überhaupt« (23/81) sind, eine »qualitative Allgemeinheit« (13/109) darstellen. Aus der paradoxen Gleichheit folgert Marx eine paradoxe Austauschbarkeit: es ist eine »allgemeine«, »unbedingte«, »absolute« - eine Seinsweise des Werts, die »mit der Wertgröße nichts zu tun hat - *keine quantitative, sondern qualitative Bestimmung«.* (26.3/134) So ist die Ware ein »allgemeines Produkt«, nämlich »beliebig übersetzbar« (13/20) in »Quantum jeder anderen Ware, gleichgültig, ob sie für den Besitzer der andern Ware Gebrauchswert ist oder nicht«. (13/30) Bezeichnet man die Darlegungen über den quasi-transzendentalen Charakter der »Genesis des Werts selbst« als den *ersten Hauptsatz* der Marxschen Werttheorie, so führt die »qualitative Bestimmung« des Werts zu einem *zweiten Hauptsatz:* »Aus dem Widerspruch (!) der allgemeinen Charaktere des Werts mit seinem stofflichen Dasein in einer bestimmten Ware etc. - diese allgemeinen Charaktere sind dieselben (!!), die später im Geld erscheinen (!!) - ergibt sich die Kategorie (!) des Geldes.« (29/315)

Spricht der Neoricardianer von einer »Redundanz« der Werttheorie, so mag er doch auch konsequenterweise leugnen, daß Geld »Wert« darstellt, sein »Wert«-Standard Standard also von Nichts ist. Gesteht er aber zu, daß Geld irgendwie Wert ist, so hat er sich mit der Marxschen Theorie auseinanderzusetzen, daß die »allgemeinen Charaktere« dieses Werts qua Geld »dieselben« sind, die die »soziale Existenzweise« (26.1/141) des Produkts als Ware auszeichnen. Marxens Thematisierung des Nichtäquivalententauschs im Fall des Kaufmannskapitals demonstriert überdeutlich, daß Wert *primär* als ein *Qualitatives* analysiert und fortbestimmt wird: Handel ist »nicht der Austausch von Äquivalenten. Der Begriff des Werts ist insofern darin eingeschlossen, als die verschiednen Waren alle Wert und darum Geld sind; der Qualität (!!) nach gleichmäßige Ausdrücke der gesellschaftlichen Arbeit. Aber sie sind nicht gleiche Wertgrößen«. (25/342) Im Manuskript 1861-1863 heißt es, daß die Waren im Sinn des »Begriffs des Werths (...) gleiche der Qualität nach« sind: »Aber es ist darin nicht (!) gesezt, daß sie *Equivalente* sind«. (II.3.5/1549) Das Dasein von Wert überhaupt, vor allem die aus dessen Analyse resultierende Unterscheidung von »rationellen« und »irrationellen« Formen des Werts, dies ist das eigentliche Thema

der Marxschen Werttheorie, die als *Konstitutionstheorie* des Werts mit den Tausch*handlungstheorien* der Ökonomie nichts gemein hat.

Anmerkungen

1 J. A. Schumpeter, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 26.

2 Ebd., 58.

3 W Dichmann, *Nationalökonomie und Realität,* 23.

4 G. Schcipcrmcicr, *Erfahrung und Methode,* 59.

5 Ebd., 251.

6 F.-J. Clauß, *Wissenschaftslogik und Sozialökonomie,* 6.

7 W Dichmann, *Nationalökonomie und Realität,* 19.

8 Th. Balogh, *Theorie und Wirtschaftspolitik,* 44.

'> A. S. Eichner, *Ausblick,* 185.

1° I. Kristol, *Der Rationalismus in der Wirtschaftstheorie,* 253.

11 Ebd., 274; vgl. D, Bell, *Modelle und Realität im wirtschaftlichen Denken,* 87.

12 N. Kaldor, *Die Irrelevanz der Gleichgewichtsökonomie,* 83.

13 H. Lcibcnstcin, *Mikroökoomie undX-Effizienztheorie,* 126.

14 K. Jojima, *Ökonomie und Physik,* 20, 17.

15 N. Kaldor, *Die Irrelevanz der Gleichgewichtsökonomie,* 83 f.

16 F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 74.

'7 Dichl, Stolzmann, Liefmann, Sombart, die ncoöstcrrcichischc Schulc, etc.

18 Ausgabe vom 13. April 1977.

H. Albert, *Individuelles Handeln und soziale Steuerung,* 179.

2° F. v. Gottl-Ottlilienfcld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 82.

21 Ebd., 83.

22 J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 36.

23 Ch. Fourier, *Ökonomisch-philosophische Schriften,* 20 f, 31.

24 P. J. Proudhon, *Was ist das Eigentum?,* 106 f.

25 Zit. n. W I. Lenin, *Materialismus und Empiriokritizismus,* 318.

≪ F. Jonas, *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie,* 37, 41.

27 f. A. Schumpeter, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 26.

28 Ebd., 536.

2'> Ebd., 28.

30 Ebd., 533.

31 Ebd., 286.

32 Ebd., 283.

33 Ebd., 279.

34 **Ebd., 385; vgl. 417 f.**

J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 35.

Ebd., 37.

-'7 W St. Jcvons, zit. n. E. Schneider, *Einführung in die Wirtschaftstheorie,* 14.

38 L. Walras, *Mathematische Theorie der Preisbestimmung,* 3.

K. Wickscll, *Vorlesungen Uber Nationalökonomie,* Bd. 1, 88.

40 Ebd., 207.

41 Ebd., 211.

42 O. Morgenstern, *Logistik und Sozialwissenschaften,* 330.

43 W Sombart, *Die drei Nationalökonomien,* 212.

44 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie* (^{2}1927), 124.

45 J. Robinson/J. F.atwell, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre,* 81.

4f> K. Wickscll, *Vorlesungen über Nationalökonomie,* Bd. 1, 11.

47 Ebd., 10.

4S J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 109.

49 R SrafFa, *Warenproduktion mittels Waren,* 23.

so E. Helmstädtcr, *Wirtschaftstheorie,* Bd. 2, 30.

51 Zit. n. 13/52.

52 Ch. Hclbcrgcr, *Marxismus als Methode,* 81.

•53 O. Morgenstern, *Logistik und Sozialwissenschaften,* 329.

54 F. v. Gottl-Ottlilienfeld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 145.

55 Ebd.

56 Ebd., 43.

57 Ebd., 45.

5« M. Weber, *Wissenschaft als Beruf,* 593 f.

5<J Ebd., 594. - Den Hinweis auf" dieses Zitat verdanke ich Jürgen Ritsert, der in gemeinsamen, zusammen mit Egon Becker durchgeführten Seminaren über die methodologischen Probleme der Wertformanalyse eigene, analytisch inspirierte Anstrengungen unternommen hat, die hier aufgeworfenen Probleme einer Lösung näherzubringen; seine sowie Egon Beckers Beiträge sind großenteils noch nicht veröffentlicht worden und liegen bislang nur in Form von Seminarpapicren vor.

fO M. Weber, *Roscher und Knies,* 95 f. Fn.

M G. F. Knapp, *Staatliche Theorie des Geldes,* 6 f.

f,2 W Sombart, *Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus,* 9.

w M. Weber, *Die »Objektivität« sozialwissenschaßlicher und sozialpolitischer Erkenntnis,* 202.

M W. Sombart, *Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus,* 5, 7.

(,5 W. Sombart, *Die drei Nationalökonomien,* 1.

M> F. Jonas, *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie,* 207 f.

<•7 Ebd., 8.

68 N. Hartmann, *Philosophie der Natur,* 21 f

Th. W Adorno, *Negative Dialektik,* 53 f.

). A. Schumpcter, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* XII.

Ebd., XVI.

Ebd., 536.

H. Albert, *Macht und ökonomisches Gesetz,* 129 Fn.

J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 47.

J. A. Schumpcter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie,* 46 f.

Ebd., 25.

J. A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 728.

Ebd., 731.

Ebd., 727.

Ebd., 729 Fn.

Ebd., Bd. 2, 1120 f.

J. A. Schumpcter, *Das Wesen des Geldes,* 1, 221.

J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1178.

F. v. Wicscr, *Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft,* 133, 136.

J. A. Schumpcter, *Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige,* 39.

Ebd., 49.

J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1179.

Ebd.

Ebd., Bd. 1,48.

Ebd., 50.

Ebd., 728 f.

Ebd., Bd. 2, 946 Fn.

Ebd., Bd. 1,732.

Ebd., Bd. 2, 1213.

F. K. Mann, Einführung zu: J. A. Schumpcter, *Das Wesen des Geldes,* XIII.

J.A. Schumpetcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 36.

W. Meyer, *Falsifikationslehre und ökonomische Theorie,* 57.

J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1,38.

Ebd., 39.

Ebd., 38 Fn.

J. A. Schumpcter, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* XII.

J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1,47.

F. K. Mann, Vorwort zu: ebd., VI.

F. K. Mann, Einführung zu: J. A. Schumpetcr, *Das Wesen des Geldes,* IX.

W. Meyer, *Falsifikationslehre und ökonomische Theorie,* 56.

J.A. Schumpetcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 654.

Ebd., 312.

Ebd., 718 f.

Ebd., 489.

Ebd., 483 Fn.

J. A. Schumpctcr, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 168.

Ebd., 171.

J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1234.

Ebd., 1127 Fn.

Siehe Anm. 83.

O. Morgenstern, *Logistik und Sozialwissenschaften,* 330; Hcrv. d. Verl"

Hcro Mocller, *Das Problem der Verteilung,* 546.

Ebd., 538.

F. Jonas, *Was heißt ökonomische Theorie?,* 394.

Ebd., 397.

A. Mahr, *Bemerkungen zur Begriffsbildung in der Kapital- und Zinstheorie,* 89.

J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 305 f.

Zit. n. 26.3/129.

J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 730.

J. A. Schumpeter, *Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte,* 47 f.

K. Jojima, *Ökonomie und Physik,* 67.

J. Robinson, *Die Akkumulation des Kapitals,* 48.

J. Robinson/J. Eatwcll, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre,* 194 f

J. Robinson, *Die Akkumulation des Kapitals,* 36.

Ebd., 38 f.

Ebd., 35.

Ebd., 30.

Zit. n. 26.3/129.

J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 156.

H. v. Stackelberg, *Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre,* 24 f.

O. v. Zwicdineck-Südcnhorst, *Wirklichkeitsnähe und Gleichgewichtsidee,* 13.

Vgl. ebenso die Briefe vom 22. Juni 1867 (31/305 ff.) und 2. April 1858 (29/311 ff.).

J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1096.

Ebd., 1239.

A. Horn, *Wert und Zeit als Kategorien der wirtschaftlichen Wirklichkeit,* 145.

G. Simmcl, *Philosophie des Geldes,* 27.

J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1219.

Ebd., 1110.

E. Lcdercr, *Aufriß der ökonomischen Theorie,* 67; er nimmt die Einschränkung vor.

J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1350.

A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie* (1927), 421.

Ebd., 420.

Ebd., 322.

Ebd., 315.

Ebd., 352.

Ebd., 336.

Ebd., 302.

F. Jonas, *Was heißt ökonomische Theorie?,* 387.

M. Horkheimer, *Traditionelle und kritische Theorie,* 174.

Ebd., 180 Fn.

Ebd., 201, ferner 168, 212 f.

Th. W Adorno, *Soziologie und empirische Forschung,* 94.

Ebd.

Zit. n. E. Leone, *L. Walras und die hedonistisch-mathematische »Schule von Lausanne«,* 66.

G. Sehmoller, *Simmeis Philosophie des Geldes,* 18.

G. F. Knapp/F. Bcndixen, *Zur staatlichen Theorie des Geldes,* 17.

Ebd., 54.

K. Singer, Nachwort zu: ebd., 245.

Ebd., 255.

G. F. Knapp/F. Bcndixen, *Zur staatlichen Theorie des Geldes,* 34.

F. Bendixen, *Nominalismus und Metallismus,* 225 f.

G. F. Knapp/F. Bcndixen, *Zur staatlichen Theorie des Geldes,* 121.

E. Leone, *Leon Walras und die hedonistisch-mathematische »Schule von Lausanne«,* 67.

M. Kröll, *Das Rätsel »Volkswirtschaft«,* 263.

M. Schclcr, *Christlicher Sozialismus als Antikapitalismus,* 616.

Ebd., 617.

Ebd., 619.

F. Wilkcn, *Die Phänomenologie des Geldwertbeivußtseins,* 463.

A. Horn, *Wert und Zeit als Kategorien der wirtschaftlichen Wirklichkeit,* 149.

F. Jonas, *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie,* 207.

J. St. Mill, *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie,* 152.

Ebd.

J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 354.

Zit. n. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie* (:1927), 140.

A. Salz, *Kapital, Kapitalformen, Kapitalbildung, Kapitaldynamik,* 245.

K. J. Arrow, *Reale und nominelle Größen in der Wirtschaftstheorie,* 186.

F. Jonas, *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie,* 245.

J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 693.

J. A. Schumpctcr, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 143.

Ebd., 57.

186 Ebd., 108.

187 J. A. Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung,* 72.

188). A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1120 Fn.

18" Ebd., 1043.

190 J. A. Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung,* 72.

191 Ebd., 11.

192 J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1107 Fn.

193 Ebd. Bd. 1,367 ff.

194 Ebd., 369 Fn.

195 Ebd., Bd. 2, 1350.

196 Ebd., Bd. 1,369.

197 Ebd., Bd. 2, 1084.

198 Ebd.

199 Ebd., 1082 Fn.

200 J. A. Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung,* 10.

2"l F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *»Volkseinkommen« und »Volksvennögen«,* 57; Hcrv. d. Verf.

Einige Aspekte des Marxschen Kritikbegriffs im Kontext seiner ökonomisch-philosophischen Theorie

Anhand der methodologischen Literatur zur theoretischen Ökonomie läßt sich nachweisen, daß nach den Kriterien der akademischen Wissenschaftstheorie die Möglichkeit einer Wissenschaft von Wert, Geld und Kapital bestritten werden muß: handelt es sich doch um »nicht-empirische Theorien«, deren Objekte auf rationell unableitbare »Urphänomene« und »Aprioris« verweisen. Das Objekt der Ökonomie ist ein irrationales. Die Konsequenzen dieses Nachweises decken sich mit den Resultaten der kritischen Lektüre der ökonomischen Klassiker durch die beiden Feuerbachianer Marx und Engels: Sie durchschauen die ökonomischen Kategorien als solche »Voraussetzungen« der Ökonomie, die sich vom »Standpunkt der Nationalökonomie« nicht mehr thematisieren lassen. Der Standpunkt jenseits der Nationalökonomie ist der anthropologische, von dem her die reale wie die theoretische Ökonomie als »Gestalt der Selbstentfremdung«, als einer Ontotheologie isomorphe durchschaut werden kann; der anthropologische oder kritische Standpunkt impliziert die Aufgabe, Wert, Geld, Kapital etc. aus einer »menschlichen Basis« zu »entwickeln«, also das Programm einer *»Kritik der ökonomischen Kategorien«* (29/550) sowie einer »Genesis (...) des Werts selbst«. (26.3/155) Dies allein ist der Weg, den innerökonomisch unschlichtbaren Streit der Werttheorien entscheidbar zu machen. Die kritische Explikation der ökonomischen Kategorien als »ver-rückte« oder »Verkehrungen« schließt die Begründung einer Unterscheidung ein, die die kategoriale Basis der akademischen Ökonomie ein für allemal destruiert: die Unterscheidung der Kategorien von Wert und Preis in »rationelle« und »irrationelle«; begründet ist hiermit die Möglichkeit einer qualitativen Ökonomie, insbesondere ihre Priorität gegenüber einer quantitativen. Das Programm einer Werttheorie qua Gegenstandstheorie im Gegensatz zur traditionellen Werttheorie

qua Tauschtheorie ist von Marx freilich nur fragmentarisch realisiert worden.

Folgt man den Anhängern von Walras und Sraffa, so scheinen in der theoretischen Ökonomie alle respektablen Anstrengungen vornehmlich darauf konzentriert zu sein, die Lösung für ein Gleichungssystem zu gewinnen, dessen Elemente sich wechselseitig, simultan bestimmen, die sog. »Güter« des In- und Outputs. Folglich wird ungeprüft auch Marx unterstellt, wie jedem soliden Ökonomen sei es auch ihm primär darum gegangen, die bei Ricardo ungelöst gebliebene Transformation von Werten in Preise quantitativ zu bewältigen. Marxens diesbezügliche Feststellung, es sei für seine »gegenwärtige Untersuchung (...) nicht nötig, näher auf diesen Punkt einzugehen« (25/174), wird als Ausflucht abgetan, eben weil der »moderne« Ökonom andere als quantitative Untersuchungen sich durchaus nicht vorzustellen vermag. Hätte Marx sich ernsthaft auf das »Korn-Korn-Modell« Ricardos eingelassen oder in letzter Minute noch der Walrasschen »Revolution« zugewandt, wäre ihm sein »Scheitern« erspart geblieben. So schallt's landauf, landab von den Kanzeln der akademischen Ökonomie.

Peinlich freilich, daß sie als sog. »multi«- oder »polyparadigmatische«[1] Disziplin sogleich mehrere, zumindest zwei einander ausschließende Modelle zu offerieren hat, eben das sog. »neoricardianische« und das von diesem befehdete sog. »neoklassische«. Die empirische Unüberprüfbarkeit solcher mittels problematischer Gedankenexperimente zustande gekommener Modelle provozierte bekanntlich die methodologische Kritik: Ökonomie sei »keine Realwissenschaft«,[2] also - sofern die Disjunktion Real/Ideal-Wissenschaft als vollständige gilt und die Bestimmung als Idealwissenschaft ausscheidet - überhaupt keine Wissenschaft, »noch nicht echte Wissenschaft«,[3] eine »noch weitgehend ungelöste Wissenschaftsaufgabe«[4] oder gar eine »mathematizistische Pseudowissenschaft«.[5]

Die methodologische Kritik hat in Deutschland freilich eine lange Tradition. Schon Werner Sombart konstatierte 1930 auf diesem Gebiet eine »große Masse Dissertationen und Habilitationen (...), eine schwer zu übersehende Literatur«.'[1] Wenn seitdem wiederum eine Flut von methodologischen Traktaten erschienen ist, doch selbst aus der Sicht des Ökonomen nach einer etwa hundertjährigen methodologischen Diskussion »kaum Ansätze einer eigenständigen sozialwissenschaft-

lichen Metatheorie existieren«,[7] so wird man vermuten dürfen, daß nicht bloß die akademische Ökonomie sich in einer »Sackgasse« befindet, sondern auch die ihr korrelierende Methodologie den »methodischen Stil einer Fehlentwicklung konserviert«.[8] Wie anders sollte man die resignierende Feststellung in einer jüngeren methodologischen Arbeit verstehen, nur auf der Basis eines »Grundglaubens«, nur »bekenntnishaft«, also mehr oder weniger dezisionistisch vermöge man im Chaos der methodologischen Literatur eine eigene Orientierung zu gewinnen. Man sollte meinen, angesichts des Grunddilemmas der »modernen« Ökonomie, des sog. »Modellplatonismus«, müßte ein Grundproblem der älteren Methodologie, insbesondere der Afred Amonns, seine zentrale Rolle zurückgewinnen, nämlich das Problem des ökonomischen Objekts als das Problem einer »Realität«, die »in den Sozialwissenschaften einen ganz anderen Sinn als in den Naturwissenschaften«[9] besitzt. Doch die Wiederaufnahme dieses Grundproblems, das in der älteren Methodologie ungelöst geblieben und auch immer nur fragmentarisch thematisiert worden ist, mußte in der jüngeren, überwiegend szientistisch orientierten Methodologie unterbleiben: gibt es dem szientistischen Vorurteil zufolge doch keine andere als die naturwissenschaftlich konstatierbare Realität. Der »moderne« Ökonom ist zum Gefangenen seiner eigenen szientistischen Vorurteile geworden - Methodologie zum Hemmschuh systematischer Grundlagenforschung. Auch die Problemblindheit des »modernen« Ökonomen gegenüber der Grundintention der Marxschen »Kritik« hat seinen eigentlichen Grund in jenem szientistischen, instrumentalistischen Wissenschaftsverständnis, demzufolge Qualitatives auf Quantitatives zu reduzieren ist, sowie die Begriffe »Wahrheit« und »Realität« als »metaphysische« Begriffe aus der wissenschaftlichen Sphäre zu verbannen sind.

Umgekehrt bei Marx. Das fundamentale Problem, das für ihn aller quantitativen Ökonomie immer schon vorgelagert ist und dieser folglich ihre Grenzen zumißt, ist sowohl dem jungen Marx als auch dem jungen Engels eben nicht die quantitative Bestimmung des Produktionspreises - es ist fraglich, ob ihnen 1843/44 diese Problematik überhaupt vertraut gewesen ist[10] -, sondern derjenige Problemkomplex, der zu einer »Kritik der Nationalökonomie« herausforderte: die Gegenständlichkeit des ökonomischen Gegenstandes - seine Ver-rücktheit und Eigengesetzlichkeit.[11]

Der Geburtsakt des Marxschen Kritikbegriffs im Kontext ökonomischer Paradoxien

Nur wenige Aspekte der anfänglichen »Kritik« Marxens können hier zur Sprache kommen, jene nämlich, die in der Literatur gänzlich untergegangen sind, doch gerade den »modernen« Ökonomen angehen sollten, der den Marx-Engelsschen Frühschriften zur Ökonomie offenkundig gegenübersteht wie jener sprichwörtliche Ochs vorm Tor.[12] Es ist also vor allem zu untersuchen, welche Motive Marx zur Kritik »der« Nationalökonomie, einer ganzen Disziplin, herausforderten, mithin der ricardianischen ebenso wie der subjektiven Says, und welche Überlegungen Marx veranlaßten, seine anfängliche Skepsis und Neutralität gegenüber den rivalisierenden Schulen aufzugeben und zugunsten der Arbeitswerttheorie Partei zu ergreifen.

1. Einige vorökonomische Motive zur Kritik der Disziplin Ökonomie

Marx hat sich frühestens im Dezember 1843 in Paris mit den Werken der ökonomischen Klassiker vertraut gemacht. Bis dahin, also aus der Kölner und Bad Kreuznacher Zeit, waren ihm lediglich die frühsozialistischen Angriffe auf die Nationalökonomie vertraut. Noch im Jahre 1861 wird sich Marx Fouriers Charakterisierung dieser Disziplin als »Scheinwissenschaft« (30/604) erinnern, und zweifellos dürften ihn auch Proudhons Attacken hellhörig gemacht haben: »Wie käme sie dazu, eine Wissenschaft zu sein? Wie können sich zwei Nationalökonomen ansehen, ohne zu lachen? (...) Sie hat weder ein Prinzip noch eine Grundlage (...), sie weiß nichts, sie erklärt nichts«.[13] Ähnlich mochte die Ökonomiekritik der englischen Frühsozialisten den jungen Engels, zu einer eigenständigen Ökonomiekritik inspiriert haben.

So sind es vor allem zwei Thesen Fouriers und Proudhons, die in Marxens Kreuznacher Programm seiner Wissenschaftskritik - formuliert im dritten Brief an Arnold Rüge (1/343 ff.) - anklingen, nämlich einmal deren These über die Bewußtlosigkeit der Nationalökonomie hinsichtlich ihrer selbst und ihres Gegenstandes: daß die Ökonomen Fourier zutolge »noch gar nicht wissen, was sie eigentlich abhandeln«,[14] nämlich wie Proudhon unter Berufung auf eine selbstkritische Fest-

Stellung Says darlegt, daß die ökonomische »Wissenschaft ihren Gegenstand nicht bestimmen kann« - woraus der Kritiker folgerte: »er wußte nichts von dem, worüber er redete«.[15] Die Crux der Nationalökonomie, ihr Unvermögen zur Bestimmung des ökonomischen Gegenstandes, ist also ein zentrales Kritikmuster der frühsozialistischen Ökonomiekritik, das sich dann etwa auch bei Auguste Blanqui wiederholt. Die andere These Fouriers suggeriert eine gewisse Gleichstellung und innere Verwandtschaft »der Metaphysik, der Moral, der Politik und der Ökonomie« - durchweg Inhalte der Hegeischen Rechtsphilosophie - als den »vier unsicheren«, gar »vier falschen Wissenschaften«.[16] Den akademischen Sozial->Wissenschaften< und der Sozialphilosophie war also nicht nur Massenpolitisch, sondern auch ihres theoretischen Unvermögens wegen zu mißtrauen.

Zeugt der zweite Brief an Rüge unmittelbar von der vorausgegangenen Lektüre der französischen Frühsozialisten - die Verurteilung des »Systems des Erwerbs (...) und der Ausbeutung« -, so scheint diese im dritten Brief keine Rolle zu spielen. Doch ist erstmals hier davon die Rede, nicht bloß die Religion, sondern auch »Wissenschaft etc. zum Gegenstande unserer Kritik zu machen«. (1/344) Daß Marx hier weniger die Naturwissenschaften als vielmehr Fouriers »vier unsichere Wissenschaften«, also auch die Ökonomie im Auge hatte, wird man kaum bezweifeln können. Was Marx von der einen konstatiert, also vor allem von der »Politik«, dürfte a priori ebenso von der Ökonomie gelten. Das Programm einer Kritik auch der Ökonomie besteht dann darin, den Ökonomen »nachzuhelfen suchen, daß sie ihre Sätze sich klarmachen« (ebd.), daß »Fragen in die selbstbewußte menschliche Form gebracht werden«. (1/346) Ökonomie gilt als eine der Gestalten des »mystischen, sich selbst unklaren Bewußtseins«. Der oberste »Wahlspruch« auch des Programms der Ökonomiekritik lautete dann: »Reform« des ökonomischen »Bewußtseins nicht durch Dogmen«, also durch eine eigenständige Wirtschaftstheorie, »sondern durch Analysierung des mystischen, sich selbst unklaren Bewußtseins« (ebd.), wie es sich in den Kompendien nicht bloß der Sayschen Schule, sondern ebenso ihrer Antipoden, der arbeitswerttheoretisch orientierten Ricardianer darstellt.

Es handelt sich offenkundig um ein Kontrastprogramm der Kritik, das Marx der frühsozialistischen Kritik, insbesondere der Proudhons entgegengesetzt. Fourier attackiert die Ökonomie als »knechtselige Wis-

senschaft«, die Ökonomen in ihrem Verhältnis zu den »Händlern« als »Speichellecker«, beide zusammen als »Legion gemeinsamer Betrüger«.[17] Und ähnlich heißt es bei Proudhon: »Seit fünfundzwanzig Jahren liegt die Nationalökonomie wie ein dichter Nebel über Frankreich, sie hält den Aufschwung des Geistes auf und unterdrückt die Freiheit.«[18] Da es sich um »Sophisten« handle, müsse man ihre »ganze Nationalökonomie umstürzen«.[19] Gemessen an der Sprache Fouriers und Proudhons nimmt sich das Marxsche Kritikprogramm gleichsam gemäßigt aus; gefordert ist die bestimmte und nicht die abstrakte Negation, die, wie Marx später erkennen wird, dem Kritisierten selbst noch verhaftet bleibt: Proudhons Werk sei »die Kritik der *Nationalökonomie* vom Standpunkt der Nationalökonomie«. (2/32) Im Unterschied zu dieser »ersten Kritik« (ebd.) - eine Priesterbetrugstheorie der Ökonomie, die in England etwa von Hodgskin (26.3/263) vertreten wird - will dialektische Kritik, jene »erste« als Vorstufe anerkennend, an »jede Form des theoretischen (...) Bewußtseins anknüpfen« (1/345), also auch an das nationalökonomische, um es sodann über sich selbst aufzuklären, über sein eigenes theoretisches Tun, nämlich über die Natur seines Gegenstandes, den es bewußtlos voraussetzt.

Wie man sieht, konnte die Marxsche Lektüre der ökonomischen Kompendien drei Monate nach der Abfassung des zweiten Briefes an Ruge schon wegen jener »ersten Kritik« - Marx sollte sie später als die der »Vulgärsozialisten« (26.3/459) charakterisieren - sowie der von ihr ausgelösten Metakritik keineswegs eine naive, unkritische sein. Vielmehr handelt es sich um eine höchst vermittelte, durch methodologische Vorurteile, vorgegebene Kritikmuster und Problemfelder vorstrukturierte Lektüre, die von vornherein auf eine neue Form der Kritik abzielte.

Hierüber gibt denn auch die Einleitung zu den *Pariser Manuskripten* hinlänglich Auskunft: Es verdanke die »deutsche positive Kritik der Nationalökonomie (...) ihre wahre Begründung den Entdeckungen Feuerbachs« (40/468), also den Entdeckungen der Feuerbachschen Kritik der Religion und Ontotheologie - eine Feststellung, die dem »modernen« Ökonomen die Sprache verschlagen muß, dessen selektive Lektüre der Frühschriften kaum andere Fragen als etwa die gelten läßt, warum der junge Marx nicht den Weg Sraffas oder alternativ den Walras' eingeschlagen hat.

In der Tat, nicht bloß dem »modernen« Ökonomen, der Ökonomie überhaupt muß es die Sprache verschlagen, wenn jemand vorschlagen sollte, die Methoden der Religions- und Metaphysikkritik seien vorzüglich geeignet, die Grundbegriffe der sog. Wirtschaftswissenschaft zu analysieren. Dennoch kann gar kein Zweifel bestehen, daß Marx von der universellen Gültigkeit einiger elementarer Überlegungen Feuerbachs für den Bereich des vom Menschen Geschaffenen, der sozialen Welt ausgeht. Marx kann deshalb von einer isomorphen Struktur der ontotheologischen, sozialmetaphysischen oder politischen und der ökonomischen Gegenstände ausgehen.

Die revolutionären Konsequenzen dieser Position liegen auf der Hand. Läßt sich die Marxsche These erhärten, müßte die Ökonomie ein für allemal ihre Vorstellung aufgeben, sie befände sich auf dem Weg zu einer exakten Wissenschaft - streng separiert von der Philosophie. Sie hätte es mit einem strukturierten, einem Gegenstand sui generis zu tun, der innerhalb bestimmter Bereiche einige Methoden ausschließt bzw. relativiert. Die Marxsche Bestimmung des ökonomischen Gegenstandes hat also einige harte Konsequenzen auf dem Gebiet der Wissenschaftsphilosophie: destruiert wird der Universalitätsanspruch des Szientismus in seinen verschiedensten Spielarten.

Dabei ist die Marxsche These, daß ökonomische und metaphysische Gegenstände isomorph strukturiert sind, weder originell noch in jüngerer Zeit einzigartig geblieben: Sie findet sich bekanntlich bei Hegel, doch bezüglich des Geldes schon bei Johann Georg Hamann und später wieder bei Georg Simmel. Der Frankfurter Philosoph Bruno Liebrucks hat in seinem monumentalen Hauptwerk *Sprache und Bewußtsein* mehrfach diesen Sachverhalt exponiert.

Das Originelle der Marxschen Bestimmung des ökonomischen Objekts ist denn tatsächlich der unmittelbare Anschluß der Marxschen Ökonomiekritik an die Feuerbachsche Kritik der Theologie und Metaphysik, speziell an deren *»genetisch-kritische* (...) oder spekulativ-empirische Methode«.[20] Unmittelbar wird diese Methode bekanntlich zur Kritik des metaphysischen Staatsrechts verwandt. Doch das Anwendungsgebiet der Methode wird erheblich ausgeweitet. Marx vermerkt, daß schon Hegel »Reichtum, Staatsmacht etc. als (...) entfremdete Wesen gefaßt« (40/572), freilich in spintualistischer Weise. Generell ist bei Hegel »die geistige Welt (...) als Selbstentäußerung« erkannt, als eine

»entäußerte Gestalt« des Menschen, als »Produkt der Selbstentäußerung«. (40/581) Wenn Marx das Programm seiner Kritik dann so formuliert, daß es darauf ankomme, nach der Kritik der Religion nun auch die »Selbstentfremdung in ihren *unheiligen Gestalten* zu entlarven« (1/379), so hatte er hier selbstverständlich auch die Ökonomie im Auge, obwohl sie nicht ausdrücklich genannt wird.

Die Formen des ökonomischen Reichtums oder die ökonomischen Kategorien werden als »Gestalten« oder »Produkte der Selbstentäußerung«, und zwar der materiellen Selbstentäußerung bestimmt und damit den anderen »Gestalten der Selbstentfremdung« zugeordnet. Die ökonomischen Gegenstände sind als die »unheiligen« Gestalten der Selbstentäußerung jetzt kommensurabel den metaphysischen und theologischen als den »heiligen« Gestalten derselben. Diese Parallelisierung hält sich bekanntlich durch bis ms Spätwerk.

Was die Anwendung der »kritisch genetischen Methode« Feuerbachs auf die Ökonomie betrifft, sei hier zunächst auf zweierlei Aspekte aufmerksam gemacht, den kritischen und den anthropologischen.

Der kritische führt zu jenem spezifischen Kritikbegriff, wie ihn Marx als Gegenstück zu dem formuliert hat, was er »vulgäre Kritik« nannte, die sich schlicht damit begnügt, Widersprüche in den kritisierten Dogmen und Institutionen aufzuzeigen, also »etwa das Dogma der heiligen Dreieinigkeit durch den Widerspruch von eins und drei« (1/296) beseitigt. Die »erste Kritik« der Ökonomie, die der »Vulgärsozialisten«, ist ein Beispiel dieser sich auf den Aufweis formallogischer Widersprüche beschränkenden »vulgären Kritik«. Demgegenüber soll nun die »wahre Kritik« die »innere Genesis« der heiligen Dreieinigkeit »im menschlichen Gehirn« aufzeigen, ihren »Geburtsakt« darstellen, unmittelbar also bloß »beschreiben«. Die neue Form der Kritik, auch »philosophische Kritik« genannt, »weist (...) nicht nur Widersprüche als bestehend auf, sie *erklärt* sie, sie begreift ihre Genesis, ihre Notwendigkeit«. (Ebd.) Die »wahre Kritik«, hier auch in Verwendung der Hegelschen Terminologie *»Begreifen«* genannt, ist offenkundig diejenige, welche einige Monate später zum »Begreifen« der widersprüchlichen Dogmen der Nationalökonomie führen sollte, d. h. aber zu ihrer »Kritik«. Marx wird später von ihr auch als »genetischer Darstellung« (26.3/491) sprechen. Wie man sieht, verwendet Marx die Begriffe »Kritik«, »Begreifen«, Aufweis der »inneren Genesis« oder »eigentümlichen Logik

des eigentümlichen Gegenstandes« und »Darstellung« weitgehend im identischen Sinn.

Der anthropologische Aspekt der »kritisch genetischen Methode« Feuerbachs wird sowohl von Marx als auch ganz unabhängig vom jungen Engels herausgestellt. Er hat hier zunächst einmal die ganz elementare Bedeutung, daß die Kritik *»ad hominem* demonstriert« (1/385), »von einer rein menschlichen (...) Basis ausgeht«. (1/502) Sie intendiert die *»Zurückfiihrung* der menschlichen Welt, der Verhältnisse, auf den *Menschen selbst«.* (1/370) Der »Materialismus« Feuerbachs hat hier seinen Ort, daß er nämlich »das gesellschaftliche Verhältnis >des Menschen zum Menschen< ebenso zum Grundprinzip der Theorie macht«. (40/570)

In nichts anderem besteht der auf die griechische Aufklärung zurückreichende »anthropologische« Aspekt der Methode, der auch einen konstitutiven Bestandteil des Marxschen Kritikbegriffs ausmachen muß, soll dieser sich prinzipiell vom »vulgären« unterscheiden können. Eine Unterscheidung ist aber deshalb gefordert, weil der *common sense*-Begriff der Kritik, wie er etwa auch im >Kritischen Rationalismus< Anwendung findet, gänzlich ungeeignet wäre, ganze Disziplinen in ihrer Totalität zum Gegenstand der Kritik machen zu wollen. Dies kann ein sinnvolles Programm nur dann sein, wenn sich die These erhärten läßt, daß die Grundbegriffe dieser Disziplinen ausnahmslos als Produkte menschlicher Selbstentäußerung sich begreifen lassen. Eine Kritik etwa »der« Nationalökonomie in ihren vergangenen, gegenwärtigen und auch künftigen Ausprägungen ist dann gefordert und gerechtfertigt, wenn sich herausstellt, daß ihre Vertreter die ökonomischen Gegenstände nicht als Produkte der Selbstentäußerung zu durchschauen vermögen, sondern als typische Repräsentanten des »natürlichen Bewußtseins« gleichsam von Berufs wegen permanent *erste* und *zweite Natur* verwechseln.

Die »Zurückfiihrung« der zweiten Natur auf den Menschen, auf diesen nicht als »abstraktes Individuum«, sondern auf ihn als Glied »einer bestimmten Gesellschaftsform« (3/535), die *reductio ad hominem* in dieser konkretisierten Gestalt ist der oberste Grundsatz der ausgereiften Kritik oder Analyse ökonomischer Kategorien: fordert er doch die »Zurückführung« der »Verhältnisse der Dinge unter sich«, d. h. der ökonomischen Kategorien auf »Verhältnisse zwischen Menschen«.

(26.3/145) Dies ist der anthropologische Kern der ökonomischen Analyse.

Daß die Marxsche Analyse 1843/44 ihre »wahre Begründung« nicht bloß Feuerbach verdankt, sondern *»alle* (!!) Elemente der Kritik« in der Hegeischen Phänomenologie »verborgen« (40/573) sind, daß Marx daher die »deutsche Philosophie überhaupt« als »Geburtsstätte« (40/469) der »Kritik« begreift, bedürfte kaum der Erwähnung, hielten nicht bis heute die ökonomistischen Betrachtungen über die Marxschen Frühschriften an der wahnhaften Vorstellung fest, in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* ließen sich seine »ökonomischen« Elemente prinzipiell von seinen »philosophischen« unterscheiden. Hegel wird vielmehr ausdrücklich gelobt, daß er die »gangbaren Begriffe« der »unphilosophischen *Wissenschaft«* nicht rezipiert, sondern ihnen »widerspricht« (!). (40/583) So versteht es sich, daß auch Marx ganz im Hegeischen Geist den »gangbaren Begriffen« der Nationalökonomie »widerspricht«. Nur soviel sei hier festgestellt: Das wichtigste Kritikmuster, das sowohl der junge Engels als auch Marx verwenden - letzterer gerade auch in seiner ausgearbeiteten Ökonomiekritik - ist unmittelbar der *Phänomenologie des Geistes* entlehnt, nämlich die Lehre vom »Spiel« der »Abstraktionen«,[21] von der die Ökonomiekritik des jungen Engels freilich allzureichlich und nicht immer überzeugend Gebrauch zu machen weiß.

2. Die ersten Schritte zur »Revolutionierung« der Ökonomie in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten*

Die Überzeugung, daß Ökonomie nur als eine »philosophische« Disziplin möglich ist oder gar nicht, ökonomische Fragestellungen notwendig »philosophische« einschließen, stand nicht bloß am Anfang des »kritischen Studiums der Nationalökonomie« - das Studium als »kritisches« gründet darin -, Marx fand sich vielmehr gerade durch das Studium und nach dessen Abschluß in seinen gleichsam apriorischen Setzungen bestätigt. Nur so ist es zu begreifen, daß er nach dem Studium von Say, Ricardo etc. in der Vorrede der geplanten Kritik der Nationalökonomie auch auf seine eigenen Schriften aus den *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* verweisen konnte, auf seine »philosophischen« oder »vorökonomischen« also, und zwar mit der für den Fachökono-

men befremdlichen These, daß er dort »die ersten Elemente der vorliegenden Arbeit in ganz allgemeiner Weise angedeutet habe«. (40/468) Was dort »angedeutet« wird, hat mit der Ökonomie zumindest im »modernen« Sinn, als primär »quantitativer«, nichts gemein. Werden also dennoch »erste Elemente« in »allgemeiner Weise« antizipiert? Sie können sich nur auf das bloße Dasein und die stete Reproduktion der Kategorien sowie auf ihr allgemeines und gemeinsames Was-Sein als »Gestalten der Selbstentäußerung« beziehen, und zwar auf jene allgemeinen Charaktere, die den ökonomischen und den moralischen, religiösen, politischen und ontotheologischen Kategorien gemeinsam sind.

Tatsächlich lassen sich unschwer einige Stichworte aufzählen, die Marx meist im Anschluß an Feuerbach in der Analyse nichtökonomischer Kategorien verwendet und die sodann im Kontext »ökonomischer« Analysen wiederkehren: »Entzweiung«, »Zerrissenheit«, »Widerspruch« - »Verkehrung« qua Eigengesetzlichkeit im Sinn von »Herrschaft« des Produkts über den Menschen - »Bewußtlosigkeit«, »Vergessen« im Prozeß ihrer Produktion - »Abstraktion« von und »Gleichgültigkeit« gegenüber dem Menschen - »Entäußerung« und ihre »Zurücknahme«, »Rückkehr« etc.

Soviel dürfte jetzt an Hand dieser Stichworte schon einleuchten: Die *Beschreibung* des Faktischen, Vorgegebenen *impliziert* seine *Kritik;* eine solche Kritik bedarf keinerlei normativer Maßstäbe, ihr Gegenstand sind vornehmlich »Kategorien«. Und schließlich: Analysiert wird hier unmittelbar »Realität«, eine Realität sui generis. Die »Gestalten der Selbstentäußerung« präsentieren sich dem Menschen als »Rätsel«, »Mysterien«, »Geheimnisse«, »Aprioris«, »Urphänomene«, »Dinge an sich« etc. - ihr »Begreifen« vollzieht sich als ein »Dechiffrieren«, nämlich »Herauslesen« eines bestimmten Sinns. Es versteht sich, daß eine solche Analyse dem szientistischen Methodenprogramm der Sozialwissenschaft entgegengesetzt ist.

Die allerelementarsten »Voraussetzungen« der Nationalökonomie

Das m. E. erste und wichtigste Unterschiedsmerkmal zwischen der Marxschen »Ökonomie« und allen Spielarten der nichtmarxistischen

damals wie heute besteht offenbar darin, daß letztere »Formen« oder »Kategorien« unreflektiert hinnimmt, erstere hingegen »abzuleiten« sucht. So lautet denn Marxens zentraler Vorwurf an die Adresse »der« Ökonomie, daß diese von den »fertigen Formen« als »vorgefundenen« ausgeht, sie in ihrem »Dasein« unbefragt »unterstellt«, daß sie »aus der Empirie (...) aufgenommen« (II.2/61), »hereingenommen« (42/175) werden, in die Theorie »eingeschmuggelt« werden, »hereingeschneit« (42/580) kommen, in ihr »nur faktisch vorkommen«, daß die Theorie »von ihnen als gegebenen Voraussetzungen ausgeht«. Solcherlei Vorwürfe sind gerade auch gegen Ricardo gerichtet, daß er nämlich »in seinem ersten Kapitel über den Wert alle möglichen Kategorien (...) *als gegeben* voraussetzt«. (32/553)

Die zentrale Forderung Marxens an »die« Ökonomie besteht nun darin, daß diese die »Kategorien« oder »Formen« eben nicht »voraussetzen«, sondern »genetisch entwickeln« solle. Eben hier hat nun das Marxsche Verfahren seinen Ursprung, das er »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) nennt und dem Verfahren »der« Ökonomie entgegensetzt, die es nur zur »formalen Abstraktion« (26.2/100) bringt und zur »Subsumtion (...) des Konkreten« unter »das Abstrakte«. (26.3/83) Den »Geburtsakt« jener Fundamentalkritik »der« Ökonomie findet man in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten.* Hier konstatiert Marx erstmals unreflektierte »Voraussetzungen der Nationalökonomie«. (40/510) Als solche gelten nahezu alle Kategorien dieser Disziplin. Sie »unterstellt, was sie entwickeln soll« (ebd.) - was »entwickelt und begriffen« (40/511) werden muß. Und als allerelementarste »Voraussetzung«, die von der Nationalökonomie ebenfalls »unterstellt«, also nicht »entwickelt«, demnach auch nicht »begriffen« wird, nennt Marx »den Begriff des Tauschwerts«. (40/510)

Das mag zunächst merkwürdig anmuten. Der Ökonom wird einwenden, daß er mit nichts anderem befaßt ist, als etwa mittels des »Korn-Korn-Modells« Ricardos oder der Allokationsökonomie von Walras die Bestimmungsgründe der Tauschrelationen oder des relativen Tauschwerts zu untersuchen. Eben. Er »unterstellt« stillschweigend die bloße Existenz des Tauschwerts - nicht nur, wie er sich häufig zu suggerieren sucht, die der Tausch*handlungen.*

Wie sehr diese Problematik in der etablierten Ökonomie tabuisiert ist geht daraus hervor, daß sie in der methodologischen Literatur bis-

lang m. W. nur ein einziges Mal ausdrücklich artikuliert worden, doch seitdem längst wieder vergessen ist. Alfred Amonn erkannte: das »nationalökonomische Problem ist der Inhalt des Preises, das ist seine bestimmte Größe«. Die bloße »Form« des Preises sei der Ökonomie »gegeben«. Sie sei »für die Nationalökonomie kein Problem (...), sie setzt die Preisform einfach als gegeben voraus, und in der Methodenlehre bestimmen wir, welche Voraussetzungen diese Preisform hat«.[22] Doch diese Aufgabenstellung blieb Programm, an dem sich Amonn ebenso vergeblich versuchte wie Simmel und Gottl, die gleichfalls erkannten, daß der Preis als Form oder die Ware-Geld-Beziehungen in der Preistheorie akademischer Provenienz immer schon »vorausgesetzt« werden, also selber nicht mehr preistheoretisch thematisiert werden können. Diese Autoren wissen darum, daß gleiches für die Begriffe Geld und Kapital gilt, so daß sich diese Aussage verallgemeinern läßt: Es gibt »Voraussetzungen« der Ökonomie, die als solche ökonomietheoretisch nicht mehr thematisierbar sind. Simmel schrieb darum eine *Philosophie des Geldes,* die dann freilich Paradoxien an den Tag bringen mußte, von denen sich die nationalökonomische Schulweisheit nichts träumen läßt. Die vollständige Verdrängung dieser »metaökonomischen« Probleme in der »modernen« Ökonomie, doch gerade auch in der ihr korrelierenden Methodologie, demonstriert den Verfall ihres Problembewußtseins gegenüber der älteren deutschen Ökonomie.

Die Marxsche Entdeckung nationalökonomischer »Voraussetzungen«, die als solche sich einer nationalökonomischen Analyse entziehen, schlägt sich nieder in gewissen Formulierungen, wonach es darauf ankommen muß, den »Standpunkt der Nationalökonomie« zu transzendieren, d. h. kritisch aufzuheben. Der »ersten Kritik«, etwa der Proudhons, kann dann vorgeworfen werden, daß sie »notwendig in Voraussetzungen der Wissenschaft, die sie bekämpft, befangen ist«, demnach als »Kritik der Nationalökonomie vom Standpunkt der Nationalökonomie« gekennzeichnet werden muß, die »mit (...) nationalökonomischen Voraussetzungen die Nationalökonomen bestreitet«. (2/32 f)

Die linksricardianische Variante dieser »ersten Kritik« wird auch später noch so charakterisiert, daß wir es hier mit einem »Gegensatz gegen die Ökonomen« zu tun hätten, »der selbst von den Voraussetzungen der Ökonomen ausgeht«. (26.3/234) Und sofern »die« Ökonomen und »die« Ökonomie generell insbesondere methodologisch

charakterisiert werden sollen, geht es immer nur darum, nicht den einzelnen, sondern »die Herrn Ökonomen« (29/315) oder eben den »Standpunkt des (!) Ökonomen« ironisch distanziert zu beschreiben. Nur sofern »die« Ökonomen und »die« Ökonomie Gegenstand einer ideologiekritischen Untersuchung werden können, ist es sinnvoll, das Projekt einer Kritik »der« Ökonomie, wie sie war, ist und sein wird, in Angriff zu nehmen.

Es ist hier nicht der Ort, Marxens positive Bestimmung dieses »Standpunkts« vorzutragen - eine Aufgabe, die m.W. über hundert Jahre nach dem Erscheinen des dritten Bandes des *Kapital* immer noch nicht als solche erkannt worden ist -, doch leuchtet sogleich ein, daß in eins damit zugleich der kritische »Standpunkt« *jenseits* »der« Nationalökonomie bestimmt werden muß. Nur dies soll noch vermerkt werden, daß eine solche Bestimmung genötigt ist, auf einige »anthropologische« Grundbegriffe Feuerbachs zu rekurrieren. Marx begreift nämlich auch die Disziplin Nationalökonomie neben anderen zu kritisierenden Disziplinen, wie etwa die Moral, als »eine bestimmte Entfremdung des Menschen« (40/551), als eine der »unterschiedenen Gestalten der Entfremdung«. (40/573) So kann er denn auch formulieren, Proudhon hebe »die nationalökonomische Entfremdung *innerhalb* der nationalökonomischen Entfremdung« (2/44) auf Der hier angedeutete »nationalökonomische Zustand«, sofern er den Ökonomen selbst charakterisieren soll, wird nur einmal detaillierter als ein Zustand der Zerrissenheit beschrieben: »Die (!) Nationalökonomen machen (...) bald (...) den Schein des Menschlichen an den ökonomischen Verhältnissen geltend, bald aber fassen sie diese Verhältnisse gerade in ihrem (...) *Unterschied* vom Menschlichen, in ihrem strikt ökonomischen Sinn. (!!) In diesem Widerspruch taumeln sie bewußtlos umher.« (2/34)

Marx nimmt hier auf Überlegungen Bezug, die er am ausführlichsten im dritten Pariser Manuskript darstellt. Als die Kontrahenten in der Ökonomie gelten ihm hier nicht die Anhänger der subjektiven oder objektiven Ökonomie, sondern, wie beim jungen Engels, Merkantilismus und englische Klassik - ein Gegensatz, der im Spätwerk immer wieder zur Sprache gebracht werden sollte.

Hierbei repräsentiert der Merkantilismus dasjenige Moment der Ökonomie oder des »Privateigentums«, das Marx als *»Zustand* außer dem Menschen« kennzeichnete, als den »außer dem Menschen be-

findlichen und von ihm unabhängigen (...) Reichtum«, genauer die eigengesetzliche »selbständige Bewegung des Privateigentums«. (40/530)

In einem für Marx bloß scheinbaren Gegensatz zum Merkantilismus befindet sich die englische Klassik, die »die *Arbeit* als das einzige *Wesen des Reichtums* entwickelt« (40/531), die *»Arbeit überhaupt«* die Arbeit in ihrer »Abstraktion zum Prinzip erhoben hat«. (40/532) Marx registriert hier übrigens »scheinbare Widersprüche«, worin das Prinzip Arbeit »sie verwickelt« (40/531) - vermutlich eine Anspielung auf die Kontroverse um den Produktionspreis - doch diese immanenten Widersprüche der klassischen Ökonomie sind für Marx im Kontext seines ökonomiekritischen, kategorialen Problemzusammenhangs offenkundig von ganz untergeordneter Bedeutung.

Marx ist hier an etwas ganz anderem interessiert, nämlich an der inneren Einheit der scheinbar diametral entgegengesetzten Positionen. Beide repräsentieren nämlich die beiden entgegengesetzten Momente oder Pole des Privateigentums, nämlich einerseits dessen *»subjektives Wesen«* (40/530), die Arbeit, und andererseits dessen »objektive Gestalt« (40/533), das Geld und das Kapital. Erst beide zusammen machen das »Wesen« des Privateigentums oder Reichtums aus, genauer: das »gespannte« oder »widerspruchsvolle Wesen« des Privateigentums, das *»in sich zerrißne* Prinzip« der Industrie. »Ihr Prinzip ist ja das Prinzip dieser Zerrissenheit«. (40/531)

Die »objektive Gestalt«, der »außer dem Menschen befindliche Reichtum« herrscht als *»unmenschliche* Macht«. (40/554) In dieser Sphäre ist der Mensch nur als »entmenschter Mensch« (40/446) tätig. Denn seine Operation mit den Sachen qua Geld und Kapital »wird zur Operation eines Wesens außer dem Menschen und über dem Menschen«. (Ebd.) Unschwer zu erkennen, daß hier vom Geld die Rede ist, das in »seinen« Funktionen als ein »unmenschliches« Subjekt operiert, nämlich ungleiche Dinge gleich macht, Werte »aufbewahrt«, »überträgt« etc. Die eigengesetzlichen Dinge »außer dem Menschen« stellen das »objektive« oder merkantilistische Moment der Ökonomie dar.

Das »subjektive Wesen« des Privateigentums oder die Arbeit impliziert hingegen den »Schein der Anerkennung des Menschen«. (40/530) Es stellt das »Subjektive« im Sinn eines »Scheins des Menschlichen an den ökonomischen Verhältnissen« (2/34) dar, wie es in der obigen Definition der Nationalökonomie hieß.

Zweierlei scheint mir hier bedeutsam. Zunächst ist nochmals auf den Feuerbachschen Ursprung der Terminologie hinzuweisen, die uns sogleich wiederum an einem Knotenpunkt der Argumentation begegnen wird. Erinnert sei etwa an die folgenden Formulierungen in den *Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie* von 1843: »Das Wesen der Theologie ist das *transzendente,* außer den Menschen hinausgesetzte Wesen des Menschen; das Wesen der >Logik< Hegels das *transzendente* Denken, das Denken des Menschen *außer den Menschen gesetzt.«*[23]

Die Isomorphie zwischen den verschiedenen »Gestalten der Selbstentäußerung« liegt auf der Hand, die ökonomischen und ontotheologischen Grundbegriffe lassen sich im Kontext der Entfremdungsproblematik vertauschen. Das »Wesen der Nationalökonomie« ist also »das *transzendente,* außer den Menschen hinausgesetzte Wesen« der menschlichen Gattungstätigkeit, d. h. der Arbeit. Dabei repräsentiert der »transzendente« Aspekt der realen Ökonomie, nämlich die in eine Sphäre »außer den Menschen« transponierten, verrückten oder »hinausgesetzten« sog. »Formen« des Reichtums, den merkantilistischen Aspekt der theoretischen Ökonomie und umgekehrt. Der immanente oder »in den Menschen zurückgekehrte und zurückversetzte« (40/449) Aspekt der theoretischen Ökonomie, nämlich das Prinzip Arbeit der klassischen Theorie, repräsentiert die Gesamtarbeit oder Gattungstätigkeit der realen Ökonomie.

In der reifen Ökonomie treten terminologisch an die Stelle der »transzendenten«, in die Sphäre »außer den Menschen« hinausgesetzten, ver-rückten Wesenheiten die sog. »Formen« des Werts, anstelle des »Wesens des Menschen« bzw. »Scheins des Menschlichen« die »Substanz« des Werts, die Arbeit als Gattungstätigkeit.

Die Gesamtarbeit, das »subjektive Wesen« des Privateigentums oder die »Substanz« des Werts erscheint den Menschen als ein »außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen«. (23/86) Die ökonomischen »Formen« oder »Kategorien« insgesamt definiert Marx als »verrückte« (23/90), nämlich im Doppelsinn des Wortes als rätselhafte, mystische Wesenheiten einerseits, als in eine Sphäre »außer den Menschen« ver-rückte oder »transponierte« andererseits.

Das »objektiv-subjektive« oder zwiespältige Wesen des Reichtums, sein »sinnlich übersinnlicher« Doppelcharakter verstrickt die Ökonomen in das »Spiel« der »Abstraktionen«. »In diesem Widerspruch tau-

mein sie bewußtlos her« (2/34), wie es in der obigen Fundamentalkritik der Ökonomie hieß. Sie begreifen nicht die Einheit der Momente, hypostasieren sie zu für sich existierenden Wesenheiten und vermögen nicht zu erkennen, daß sie es bloß mit »Abstraktionen« zu tun haben, als deren »Spielball« Marx den Ökonomen definiert.

In Abwandlung des obigen Gedankengangs wird es dann in der reifen *Kritik* von 1859 heißen, daß den Nationalökonomen »bald als gesellschaftliches Verhältnis erscheint, was sie eben plump als Ding festzuhalten meinten, und dann wieder als Ding sie neckt, was sie kaum als gesellschaftliches Verhältnis fixiert hatten«. (13/22) Setzt man anstelle von »gesellschaftliches Verhältnis« die Formulierung »Schein des Menschlichen« und anstelle Ding qua »Wertding« die Sache im »Unterschied vom Menschlichen«, die in eine Sphäre »außer dem Menschen« hinausgesetzte, transzendente Sache, so wird die Kontinuität des Grundmusters der Marxschen Ökonomiekritik von den Frühschriften bis hin zum *Kapital* hinreichend deutlich.

Der Geburtsakt der Arbeitswerttheorie in den >Ökonomisch-philosophischen Manuskripten<

Das Geld oder die Wahrheit des Merkantilismus

In dem von Georg Weber verfaßten, von Marx inspirierten und vermutlich redigierten Aufsatz *Das Geld,* erschienen im Pariser *Vorwärts,* findet man erste Konkretisierungen des im dritten Pariser Manuskript Dargestellten. »Die (!) Nationalökonomen möchten uns gerne überreden, daß das Geld eine ganz unwesentliche Sache sei, daß Ales auch ohne das Geld dasselbe Aussehen haben würde.« (1.2/512)

Vermutlich hat Marx sich zu jener Zeit bereits mit den neomerkantilistischen Auffassungen von Ganilh vertraut gemacht, die er im reifen Werk den englischen Klassikern mit ihrer Lehre vom Geld als bloßem »Schleier« entgegensetzen wird, und die die permanente Verwechslung von >Produkt<, >Gut<, >Gebrauchswert< mit >Ware< mitverursacht hat - eine Verwechslung, die vor allem den modernen >Neoricardiamsmus< auszeichnet.

Das Manuskript ist vor allem auch deshalb bedeutsam, weil es zeigt, daß die Marxsche Thematisierung des Wertbegriffs keineswegs einen tauschtheoretischen Ursprung hat, sondern einen geldtheoretischen und - wie im nächsten Abschnitt zu zeigen ist - einen kapitaltheoretischen: »Wesen des Geldes als Werth schlechthin, als der abstrakte Werth«. (1.2/513) Sobald wir einen Werth außer dem Menschen (!!) zugeben, so wird die Befriedigung des Bedürfnisses von etwas anderem abhängig gemacht als von dem Dasein des Bedürfnisses«. (1.2/514) Man sieht, es geht von vornherein um den Wert als »abstrakten Wert«, wie er sich als ein Etwas »außer dem Menschen« darstellt in Gestalt der eigengesetzlichen Wesenheiten Geld und Kapital. Werttheorie war für Marx von vornherein Theorie des ökonomischen Gegenstandes, keineswegs eine Tauschtheorie qua Tausch*handlungs*theorie.

Die erste Problematisierung des Wertbegriffs im kapitaltheoretischen Kontext

Die grundlegende Erkenntnis Marxens, daß die Ökonomen auf der Basis ungeklärter »Voraussetzungen«, nämlich in ihrem Ursprung und damit Wesen ganz dunkler Grundbegriffe argumentieren, steht bereits am Anfang seines »kritischen Studiums der Nationalökonomie«. (40/467) Man erinnere sich, daß an diesem Anfang Marx sämtlichen Schulen und Theoremen der Ökonomie gleichermaßen distanziert und skeptisch gegenüberstand und insofern absolute Neutralität gegenüber der Kontroverse zwischen dem Hauptrepräsentanten der subjektiven Werttheorie Say und seinem Gegenspieler Ricardo für sich in Anspruch nehmen durfte.

Marx liest und exzerpiert als ersten Ökonomen Jean-Baptiste Say. Und schon einer der ersten Kommentare nimmt die Achillesferse der Ökonomie ins Visier: *»Reichthum.* Hier wird schon der Begriff des *Werthes,* der noch nicht entwickelt (!!) ist, unterstellt (!!); denn Reichthum wird defmirt als >Summe der Werthe<«. (IV.2/319) Eine solche Summe, vorgeschossen der Produktion, definiert Say bekanntlich als »Kapital«. Es handelt sich dabei um den »abstrakten Wert«, der zugleich als »absoluter« im Kreislauf des Kapital fungiert. Sein bloßes Dasein ist für den Ökonomen *das* Mysterium schlechthin. Marx fordert, daß sein Dasein eben nicht »vorausgesetzt« werden darf, sondern daß es zu »ent-

wickeln« ist - eine Aufgabe, deren Lösung nicht bloß dem subjektiven Werttheoretiker Say versagt ist, sondern ebenso dem Arbeitswerttheoretiker Ricardo, nämlich schlechthin jedem Ökonomen. Es geht also um das, was Marx später als die logische »Genesis (...) des Werts selbst« (26.3/155) charakterisiert hat. Dort ist gezeigt, daß auch Ricardo, sofern er nämlich das »immanente« und das »erscheinende« Maß auf der Suche nach einem »unveränderlichen Maß« permanent verwechselt, immer schon Werte »unterstellt«. Das Problem der »Konstitution« des Werts und damit des »Wertdings«, des ökonomischen Gegenstandes, ist den dort unmittelbar kritisierten Malthus und Bailey ebensowenig vertraut wie Smith und Ricardo, denen immer wieder die gleichen »Verwechslungen« vorgeworfen werden. Notwendig verfällt daher auch Ricardo der »Flachheit der Vulgärökonomie, die den Wert einer Ware (...) voraussetzt« (23/94 Fn.) »Flachheiten«, die sich im heutigen Neoricardiamsmus reproduzieren.

Der Geburtsakt der neuen Arbeitswerttheorie im Kontext vorökonomischer, »philosophischer« Problemstellungen

Die erste Lektüre der ökonomischen Klassiker vermittelt sowohl dem jungen Engels als auch dem jungen Marx den Eindruck, daß sich die fundamentalen innerökonomischen Gegensätze einer innerökonomischen Auflösung entziehen. Klipp und klar heißt es dazu beim jungen Engels: »Die (!) Ökonomen können nichts entscheiden«, denn es definiert »den« Ökonomen, daß er »von Gegensätzen lebt« (1/505), »sich in Gegensätzen herumtreibt« (1/506), in ihnen »festsitzt«. (1/520)

Marx sieht das Dilemma der Nationalökonomie ähnlich: »So stürzen die Nationalökonomen wechselweis ihre Götter« (IV.2/419), notiert er anläßlich seiner Lektüre über die Kontroversen zwischen Say und Ricardo; »Ricardo entwickelt, (...) Say zeigt« (LV.2/395), d. h. die Ökonomie verwickelt sich notwendig in Antinomien. Folglich ist die These Ricardos, »daß die *Arbeit* das Wesen des Privateigentums ist, eine Behauptung, die der (!) Nationalökonom nicht beweisen kann«. Wenn sie der Ökonom als Ökonom nicht »beweisen« kann, wer also vermag einen »Beweis« zu führen? Marx setzt den Satz fort: »und die wir für ihn beweisen wollen«. (40/561) Die Kritiker der Ökonomie wollen »für«

den Ökonomen leisten, was dieser als Ökonom nicht vermag. >Kritik< ist demnach als Begründung konzipiert.

Wenn sich innerökonomisch die Antinomie nicht auflösen läßt, welche vorökonomischen oder »philosophischen« Problemstellungen und Methoden vermögen dann die Arbeitswerttheorie zu begründen? Offenkundig die Feuerbachschen. Ihnen »verdankt (...) die Kritik der Nationalökonomie ihre wahre Begründung«. (40/468)

Findet sich in den *Manuskripten* eine Stelle, wo Marx seine anfängliche werttheoretische Neutralität aufgegeben hat und es unternimmt, »für« den arbeitswerttheoretisch orientierten Ökonomen den »Beweis« zu liefern? Diese Passage läßt sich erkennen, wenn man den in ihr enthaltenen Begriff »Privateigentum« im Sinn von Hegel und Say durch den Begriff »Wert« ersetzt. So verfährt der junge Marx an zahlreichen Stellen, so etwa in dem Satz: »Der Wert ist das bürgerliche Dasein des Eigentums«. (1/114) Oder: »Das Dasein des Privateigentums ist (...) zum *Wert* geworden.« (40/453) Oder: »Gestaltungen des Privateigentums, z. B. (...) Wert, Preis, Geld«. (2/33)

Folglich wird man auch in dem folgenden Satz den Begriff »Privateigentum« durch den Begriff »Wert« ersetzen dürfen und ersetzen müssen, will man seinen eigentlichen Sinn entziffern. Er lautet dann: »Denn wenn man vom Wert spricht, so glaubt man es mit einer Sache außer dem Menschen (!!) zu tun zu haben. Wenn man von der Arbeit spricht, so hat man es unmittelbar mit dem Menschen selbst zu tun. Die neue Stellung (!!) der Frage ist inklusive schon ihre Lösung.« (40/521 f.)

Die »neue Stellung« der alten nationalökonomischen Frage ist die anthropologische. Das Wesen des Werts ist prinzipiell erkannt, sofern man seine transzendente *»Form«* ins Auge faßt als »Sache außer den Menschen«. Feuerbachianisch gesprochen: »Das Wesen der Nationalökonomie ist das *transzendente,* außer den Menschen hinausgesetzte Wesen der Arbeit«, das als ein »Ding außer den Menschen« erscheint. Wie Georg Weber formuliert: In Gestalt des Geldes existiert das Paradox eines »abstrakten Wertes«, eines »Werths außer dem Menschen«.

' E. Strcißlcr/M. Streißler, *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre,* 48.

2 F. Kambartel, *Zur Überivindung des Szientismus und Modellplatonismus,* 142.

3 J. Wcimann, *Die Funktion der normalen Wissenschaft in den Wirtschaftswissenschaften,* 279.

4 R. Porstmann, *Wissenschaftstheoretische Grundfragen,* Bd. 1, 197.

5 F.-J. Clauß, *Wissenschaftslogik und Sozialökonomie,* 6.

<' W Sombart, Die *drei Nationalökonomien,* 161.

7 J. Wcimann, *Die Funktion der normalen Wissenschaft in den Wirtschaftswissenschaften,* 278.

8 H. Albert, Korreferat zu W Meyer, *Erkenntnistheoretische Orientierungen und der Charakter des ökonomischen Denkens,* 117.

9 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie* (-1927), 372.

10 Siehe jedoch meine Bemerkungen zu der Tcxtstclle 40/530.

n Eine umfassende Darstellung dieser These gibt Helmut Brentcl, *Soziale Form und ökonomisches Objekt.*

12 Siehe hierzu H. Schcrf, *Marx und Keynes,* 16-32. Daß Philosophen, Soziologen oder Politologen den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* nicht weniger Verständnis- und hilflos gegenüberstehen, demonstriert die in zahlreichen Auflagen erschienene und häufig zitierte Schrift von H. Popitz, *Der entfremdete Mensch.* Gleiches gilt für die Untersuchung von M. Friedrich, *Philosophie und Ökonomie beim jungen Marx.*

13 P. J. Proudhon, *Was ist das Eigentum?,* 106 f.

14 Ch. Fourier, *Ökonomisch-philosophische Schriften,* 118.

15 P. J. Proudhon, *Was ist das Eigentum?,* 107.

16 Ch. Fourier, *Ökonomisch-philosophische Schriften,* 31.

17 Ebd., 180.

18 P.-J. Proudhon, *Was ist das Eigentum?,* 107.

19 Ebd., 93.

20 L. Fcucrbach, *Das Wesen des Christentums,* 105.

21 G. W F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes,* 105.

22 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie* (:1927), 420.

23 L. Fcucrbach, *Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie,* 246.

Zum Kritikpotential der Marxschen Kategorialanalyse

Nach seinem jüngsten Gespräch mit führenden sowjetischen Politikern konstatierte Günter Gaus »Ratlosigkeit«, wenn auch »fruchtbare« Ratlosigkeit, in der sich wohl auch eine theoretische ausdrücken dürfte, die man kaum anders denn als eine »Krise des sowjetischen Marxismus« wird kennzeichnen können. Was vor etwa zehn Jahren als Krise des westlichen Marxismus begann, scheint also den sowjetischen eingeholt zu haben. Alexander Tschepurenkos Mitteilung, in der sowjetischen Literatur verstärkten sich Thesen, die mit der Marxschen Methode »nicht vereinbar« seien, bestätigen den Eindruck, den man aus der Lektüre von *Moscow News,* aber auch der *Neuen Zeit* gewinnen mußte. Dies vor dem Hintergrund gewisser westlicher Erwartungen, die Gaus schon vor den Pekinger Ereignissen von 1989 so charakterisierte: es sei »demnächst der ganze linke Spuk aus der Welt verschwunden«. Diese Situation erzwinge eine »Neubesinnung« der »gesamteuropäischen Linken«, unter die Gaus ausdrücklich die »Linken im Ostblock« einbezogen wissen will.

Der Hintergrund, vor dem die moderne Marx-Diskussion sich vollzieht, ist freilich erst dann vollständig beschrieben, wenn zugleich ein Faktum ins Rampenlicht gerückt wird, das häufig in der linken Selbstkritik ausgeblendet wird: Der vielberedeten »Krise des Marxismus« korrespondiert eine andere: die Krise der sog. Wirtschaftswissenschaft, der Wissenschaftstheorie und weit darüber hinaus der Geistes- und Sozialwissenschaft überhaupt. Was wissenschaftliche Rationalität jenseits der exakten Disziplinen heißen kann, ist ungewisser denn je. Marx wird also nicht durch andere Theorien abgelöst, sondern große Theorie insgesamt wird angezweifelt, totale Theorielosigkeit kennzeichnet daher die sog. Programme der SPD wie der Grünen. Angesichts der fortschreitenden Skepsis gegenüber jedweder Gestalt von Theorie, die auf Gesellschaft als Totalität gerichtet ist, dürften die traditionellen Gegensätze im Umkreis der Marxschen Theorie immer

mehr an Bedeutung verlieren. »Neubesinnung« auf Gemeinsames ist auch hier gefordert.

Doch worin wird man den kleinsten gemeinsamen Nenner sehen dürfen, auf den sich Neomarxisten und ehemalige Marxisten-Leninisten zu einigen vermöchten? Die Antwort dürfte mit der Beantwortung einer zweiten Frage konvergieren: Gibt es im Marxschen Werk einen harten Kern, der allen Angriffen standzuhalten vermöchte, einige fundamentale Gewißheiten, von denen her sich mit gut begründeten Ansprüchen auf Allgemeingültigkeit eine Reihe von gesellschaftstheoretisch bedeutsamen Aussagen entwickeln lassen, die letztlich auch im politischen Raum elementare Orientierungen wissenschaftlich und nicht bloß auf der Basis sog. >Grundwerte< zu begründen vermögen? Die Schwierigkeiten der Antwort ergeben sich hierbei wohl vor allem daraus, daß die Möglichkeit einer positiven Begründung, der Gewinnung eines unbezweifelbaren Fundaments eine Auseinandersetzung mit den akademischen Wissenschaftstheorien einschließt, die sich überwiegend als fallibilistische und relativistische begreifen.

Da allerdings auch in der Marxschen Theorie Kritik und Begründung, Kritik und positive Wissenschaft in bislang kaum erhellter Weise eigentümlich verschlungen sind, liegt es auch aus methodologischen Gründen nahe, daß man sich allererst über das Kritikpotential, also über Negatives verständigen sollte. Dies aber heißt, daß man sich über die Marxsche Fundamentalkritik »des« Ökonomen und »der« Ökonomie Klarheit verschaffen sollte, also zu prüfen hat, ob auch die einander widerstreitenden Schulen der Gegenwart dieser Kritik unterliegen. Die Hauptaufgabe einer solchen Prüfung bestünde dann wohl darin, zunächst einmal die der Fundamentalkritik zugrunde liegenden Wesensdefinitionen »der« Ökonomie und der Verfahrensweisen »des« Ökonomen systematisch zu ordnen und zu synthetisieren.

Die Klärung des Marxschen Kritikbegriffs ist also einmal daran gebunden, welchen Kritikbegriff Marx generell verwendet - also im Kontext seiner Kritik von Religion, Philosophie, Recht, Moral, Politik etc. -, zum anderen fordert eine solche Klärung die Explikation dessen, was im Kontext der ökonomischen Kritik »Standpunkt der Nationalökonomie« heißen kann. Dabei stellt sich sogleich die Frage, wie denn der »Standpunkt« der Kritik zu bestimmen ist, wenn dieser offenkundig den »Standpunkt der Nationalökonomie« transzendieren muß, der

von Marx bis ins Spätwerk hinein durchweg negativ, ironisch und pejorativ charakterisiert wird - etwa in der Formulierung »Schaf von Ökonom« (26.3/268) oder seiner Zustimmung zur Charakterisierung ausgerechnet des »elenden« (26.2/188) McCulloch als »ökonomischsten aller Ökonomen« (26.3/186). Nimmt man solcherlei Formulierungen ernst, dann ist in der »Vulgärökonomie« eigentlich »die« Ökonomie auf den Begriff gebracht.

Handelt es sich hier also um polemische Übertreibungen Marxens oder ist mit McCulloch als dem »ökonomischsten aller Ökonomen« der Maßstab gesetzt, den auch Walras und Sraffa als Verkörperung des ökonomischen Paradigmas akzeptieren müssen? Schließlich stürzte bekanntlich selbst die klassische Ökonomie sich »in unauflösbare Wirren und Widersprüche« (23/561), verwickelt sich sogar Ricardo in »tollste Widersprüche«. Und wenn Marx gar den Briefwechsel zwischen Ricardo und McCulloch gekannt hätte, wäre er genötigt gewesen, in der klassischen Ökonomie das weit höher zu gewichten, was er ihr eigenes »Vulgärelement« (26.3/491) genannt hat, somit deren Gegensatz zur Vulgärökonomie erheblich zu relativieren.

Umso dringlicher stellt sich die Frage, was in kritischer Sicht den Standpunkt »der« Nationalökonomie, also der »vulgären« wie der »klassischen«, primär und essentiell charakterisiert und damit die Kritik der Disziplin Nationalökonomie herausfordert. Offenbar handelt es sich um das, was Marx zumindest dreimal ausdrücklich den »der bürgerlichen Ökonomie eigentümlichen Fetischismus« genannt hat.

Die zentrale These der Marxschen Ideologiekritik, die in der Sicht der Kritischen Theorie die Differenz von Basis und Überbau gesellschaftstheoretisch überhaupt erst zu begründen vermag, besteht offenbar nun darin, daß der theoretische Fetischismus in einem realen, in einem Basisfetischismus, nämlich dem Fetischcharakter der ökonomischen Kategorien seinen Ursprung hat. Der »Fetischismus der Politischen Ökonomen« ist darin begründet, daß diesen als Ökonomen versagt ist, das auch nur in den Blick zu bekommen, was Marx als primären Hauptzweck seiner Arbeit im Auge hat: die »allgemeine Kritik des Gesamtsystems der ökonomischen Kategorien«. (26.3/250)

Gewiß erschöpft sich das Marxsche Werk nicht in dem kritischen Programm einer gleichsam statischen Kategorialanalyse; doch diese geht der positiven Analyse notwendig voraus. Andernfalls müßte das *Kapital*

das Grunddilemma der akademischen Ökonomie reproduzieren, welches sich als existierender Widerspruch zwischen scheinrationaler, weil hochformalisierter Form und irrationalem Inhalt charakterisieren läßt.

Max Horkheimer hat dieses Dilemma trefflich in der Feststellung beschlieben: »welches zutiefst verkehrte theoretische Gebilde vermöchte nicht die Forderung formaler Richtigkeit zu erfüllen«? Die formale Richtigkeit, ja eine hochgradig mathematische Präzisierung, vollzogen an potenzierten »Verkehrungen«: dies charakterisiert in der Tat die westliche Ökonomietheorie. Ihr sog. »Modellplatonismus« hat letztlich darin seine Wurzeln. Simmel lieferte die Philosophie dieser »zutiefst verkehrten Gebilde«. Er sieht in den Kategorien auch des sog. wirtschaftlichen Werts »Formen, die ihr Material aus jener Welt der reinen (also intelligiblen; d. Verf.) Inhalte entnehmen«.[1] Tatsächlich charakterisiert der Ökonom seine Inhalte als »reine«, »ideale«, »abstrakte«, »immaterielle«. Georg Simmel verfahrt - in freilich reflektierter Form - nur so, wie der akademische Ökonom selbst: weil notwendig »befangen« in den Kategorien, nimmt er sie, »wie er sie vorfindet«. (26.3/250) Und ihre »kritiklose Annahme« (23/561) kennzeichnet das antithetische Verfahren zur Marxschen »Kritik der ökonomischen Kategorien«.

Diese »kritiklose Annahme« führt aber notwendig zum Irrationalismus und letztlich Obskurantismus in der Ökonomie! Diesen Beweis erbracht zu haben, ist das mehr oder minder unfreiwillige Resultat und Verdienst der Simmelschen Analyse. Den Kategorien des Werts sei ebenso wie den Kategorien des Seins »der Charakter der Fundamentalität gemeinsam, d. h. die Unmöglichkeit, (...) auf einfachere Elemente zurückgeführt zu werden«.[2] Der Grund seiner Existenz bleibt wie der Grund jeder anderen unerforschlich: *»Daß* es ihn aber gibt, ist ein Urphänomen«.[3] Als solches ist er nicht von Menschen gesetzt, wird nicht von Menschen reproduziert, existiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Simmel liefert die verdinglichte Philosophie der verdinglichten Ökonomie, bringt sie gleichsam auf ihren Begriff. In beiden Fällen haben wir es mit dem zu tun, was der frühe Lukács als »Standpunkt der Unmittelbarkeit« kennzeichnete. Marx hat das gleiche im Sinn, wenn er die Smithsche Kapitalanalyse, ihre permanenten »Verwechslungen« damit erklärt, daß sie vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« her sich notwendig einstellen. »Verwechslungen« von Kategorien: dies ist für

Marx Leitmotiv seiner Kritik des ökonomistischen Verfahrens, das nur ein Verfahren zur Konstruktion von Modellen sein will, Kategorialanalysen ignoriert und daher notwendig jenen »unauflösbaren Wirren« verfallt, was man mit einem Terminus der sprachphilosophischen Kategorialanalyse als »Kategorienfehler« charakterisieren kann. So ist der wohl wichtigste Kategorienfehler der akademischen Ökonomie von Say über Walras bis zu Sraffa, also ein Kategorienfehler »der« Ökonomie, die permanente »Verwechslung« von rationellen und irrationellen Preisen. Die Verwechslung ist freilich nur eine vom kritischen Standpunkt, sofern nämlich jener Unterschied vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« gar nicht existiert. Vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« ist der Kategorienfehler daher unvermeidlich.

Die Unterscheidung von »rationellen« und »irrationellen« Preisen ist nun keineswegs eine, die sich nur aus der Arbeitswerttheorie herleitet. Man wird ihren Sinn allein dann erfassen, wenn man sie zunächst einmal ganz naiv von ihrem ursprünglichen Sinn her begreift. Die »irrationellen«, »entfremdeten« (25/838), »verkehrten« (25/830) und generell die »Fetischformen« (26.3/458) sind als solche zugleich »unbegreifliche Formen« (ebd.), sie sind im wortwörtlichen Sinn »begriffslose Formen« (25/405), sofern in ihnen »alle Bestimmtheit (...) ausgelöscht« (26.3/458) ist und sie daher auch als »sinnlose« (25/404) und »unbegreifliche« zu kennzeichnen sind.

Es handelt sich hierbei um einen Phänomenbefund. Die Marxsche Arbeitswerttheorie wird gleichsam ex negativo begründet: Die Anhänger von Walras und Sraffa können zu dem Zugeständnis genötigt werden, daß sie letztlich mit »Urphänomenen« oder »Aprioris« operieren, d. h. aber mit »sinnlosen« und »unbegreiflichen« Formen. Man kann sie also auf die Behauptung festlegen, daß diese Formen nicht von Menschen produziert werden, sondern vom lieben Gott. Agnostizismus und selbst Obskurantismus sind die Zwillingsschwestern der mathematischen Ökonomie. Tatsächlich finden sich in der deutschen Ökonomie vor allem der zwanziger Jahre, der »metaphysischen Periode« der deutschen Ökonomie, mehrere Autoren, die ausdrücklich den Agnostizismus als letzte Konsequenz der bürgerlichen Kategorialanalyse anerkannt haben - Einsichten, die heute ängstlich verschwiegen oder verdrängt werden, allen Behauptungen zum Trotz, man bemühe sich um die Aufarbeitung der Geschichte dieser Disziplin.

Die Leiche im Keller der deutschen Ökonomie: das sind die Diskussionen um Simmel, Knapp, Gottl, Ammon etc.; sie findet man also dort, wo Qualitatives thematisiert worden ist. Umgekehrt, die Verifikation ex negativo der Marxschen Kategorialanalyse muß darin bestehen, daß man die versteckten Leichen im Keller der Ökonomie ans Tageslicht bringt und sie als den esoterischen Kern, als das Geheimnis der ökonomischen Mathematik präsentiert und so den von positivistischer Seite erhobenen Vorwurf der Pseudowissenschaftlichkeit der modernen Ökonomie kategorialanalytisch begründet.

Simmel, der gegenwärtig innerhalb der akademischen Philosophie und Soziologie neue Autorität gewonnen hat, kann dabei immer wieder als Kronzeuge herangezogen werden. Bekanntlich ging es ihm darum, die »Voraussetzungen« der subjektiven Werttheorie und der nominalistischen Geldtheorie zu untersuchen, durchweg in apologetischer Absicht. Ausgezogen, jene Theorien philosophisch zu fundamentieren, die nur »relative Werte« kennen und kennen dürfen, stieß er zu seiner Verblüffung auf das Gegenteil jener: auf »absolute« und zudem »objektive Werte«.

Die Frage drängt sich auf, ob es tatsächlich »die Sache selbst« ist, die den Ökonomen und seinen philosophischen Apologeten zwingt, im krassen Widerspruch zu seinem eigenen System die Existenz von »absoluten« und »abstrakten Werten« zu behaupten. Die Zerstörung der subjektiven und neoricardianischen Ökonomie ist an sich allein schon mit diesem Existenzbeweis in Gang gebracht. Die zweite Frage bezieht sich darauf, wie Marx den Begriff des »abstrakten Werts«, den er m. W. nur einmal gebraucht, werttheoretisch, d. h. unter dem Aspekt der »Genesis (...) des Werts« (26.3/155), der Konstitution abstrakter Wertgegenständlichkeit einzuordnen vermag. Soviel ist sicher, der Fetischcharakter der Ware und des Geldes kulminiert im »gegenständlichen Schein« des »abstrakten«, »absoluten« und »objektiven« Werts, der sog. »Wertmassen«.

Auf werttheoretischem Gebiet kann Marx den »Standpunkt der fertigen Phänomene« so dolmetschen: »Wir sehn nur fertige, vorhandne Werte«, nur ewig »wiedererscheinende«. Was aber ist der Charakter dieser Werte? Im Kontext seiner Kritik der Ricardoschen Verwechslung von Wert, genauer der Substanz des Werts, mit den Kosten - eine Verwechslung, die neben anderen bis heute die Ricardo-Interpreten in

Verwirrung stürzt - kann es sich nur um dessen »absoluten« handeln. Handelt es sich hier nun um jenen Problemkomplex, wo sich im Kontext subjektivistischer, also vulgärökonomischer Theorien diese »fertigen, vorhandenen Werte« notwendig als »abstrakte«, als »abstrakte Wertquanten«, also als Fetische erweisen? Wie dolmetscht Marx diese »Werte«, sofern sie im Kontext anti-arbeitswerttheoretischer Argumentationen auftauchen? Der Produktionspreis ist bekanntlich eine Summierung irrationeller Preise. Und diese Preise stellen nun ihrerseits Geld dar, genauer das, was der Walrasianier oder Sraffaianer qualitativ nur als Summe monetärer Einheiten, eben »abstrakter Werteinheiten« zu bezeichnen vermag. Im Kontext der akademischen Ökonomie kann Preis qualitativ nichts anderes bedeuten als eine Summe »abstrakter Werte«. Der »irrationelle Preis« impliziert also den Begriff Wert, Wert als abstrakten. Aber auch in der Wortverbindung »Wertmasse«, »Wertmesser«, »Wertspeicher« etc. kann in den Darstellungen der akademischen Ökonomie »Wert« nur den »abstrakten« meinen. Wird hier zugleich in bewußtlos dumpfer Manier Wert als »absoluter« intendiert?

Ferner, wie verhält sich der »abstrakte« und »absolute« Wert jener »Massen«, »Volumina« etc. zum »absoluten« und »abstrakten« Wert des Geldes qua »Werteinheit«, die gleichfalls etwas Abstraktes und Absolutes darstellt? Offenbar handelt es sich um das Verhältnis von »Wert« und »Wertausdruck«. Doch was kann dies sinnvoll im Kontext der antiwerttheoretischen, subjektivistischen Begriffsbildung heißen? Ganz abgesehen davon, daß sich dieses Verhältnis als ein Zirkel entpuppt, als ein circulus vitiosus, wie Simmel und Gottl erkannten. Werden in der neueren methodologischen Literatur die sog. Brücken zwischen Modell und Realität zumindest ansatzweise thematisiert, wird die Klärung dieser Fragen unerläßlich. Die Quantitätstheorie soll eine dieser »Brücken« ausmachen. Doch ihre Grundbegriffe zerfallen, wenn man sie mikrologisch untersucht, wie Marx überzeugend demonstriert hat.

Wie verhält es sich mit dem Realitätsbezug jenes Schlüsselbegriffs der ökonomistischen Modellkonstruktionen, des Numéraire, dessen Verhältnis zum realen Geld sich offenbar einer rationalen Bestimmung entzieht? Wird man nicht sagen dürfen, daß die Irrationalität des Verhältnisses von realem Geld und der Modellkonstruktion Numéraire die Irrationalität des Modells als ganzen zur Folge hat?

Hat also der sog. Modellplatonismus nicht seinen tieferen Grund in der Irrationalität des Schlüsselbegriffs jeder Modellkonstruktion, des Numéraire, der laut Schumpeter gar nichts anderes darstellt als James Steuarts ideale Maßeinheit, die Marx trefflich als »ideales Wertatom« (13/60), somit als eine Fetischgestalt charakterisiert hat? Wie läßt sich sinnvoll über das Verhältnis von Modell und Realität diskutieren, wenn die Realität immer eine der Wertbewegung und Wertschöpfung ist, Wert qua abstrakter und absoluter als das ökonomische Ding an sich gilt? Begreift der mathematische Ökonom die relativen Preise dann als »Erscheinungen« und gerät er bei seinem Versuch, das Verhältnis von Modellbegriffen und Realität zu artikulieren, nicht in den Aporiensumpf der kantianischen Subjekt-Objekt-Relation? Wo aber findet sich im Bereich der klassischen Erkenntnistheorie Raum für die ökonomistische Subjekt-Objekt-Problematik, also des Verhältnisses zwischen den Größen ihres Modells und den realen Größen, den abstrakten und absoluten Werten? Derlei Größen sind der Kantischen Kategorientafel bekanntlich unbekannt, und so ließen sie sich allenfalls als ein konkretes Apnori im Sinne Husserls bestimmen. Einige schüchterne Ansätze in dieser Richtung, insbesondere gewisse Überlegungen Max Schelers, konnten durchaus nicht überzeugen, so daß das Scheitern dieser Versuche wiederum ein Indiz dafür ist, daß allein die Marxsche Fetischismustheorie, die jene Größen als »Schein« bestimmt, freilich als objektiven, »gegenständlichen«, den Grund dieser Phänomene erfaßt.

Abschließend bedarf es noch einiger Hinweise, wie die Gegenständlichkeit des Scheins, die abstrakte Wertgegenständlichkeit oder eben die Gegenständlichkeit des abstrakten Werts, kurzum: wie die »fertigen Phänomene«, im engeren Sinn die »fertigen Werte«, die Objekte der fetischistischen Ökonomie, damit die ökonomische Perspektive und der verrückte »Standpunkt der Nationalökonomie« genetisch zu begreifen sind. Man kann das auch so formulieren: Die Nationalökonomie als Inbegriff bürgerlichen Denkens, als ihre Basisideologie, ist Kernbestandteil des Überbaus, der von den Produktionsverhältnissen determiniert wird. Wie also determiniert oder produziert hier die Basis den Überbau?

Es ist zunächst noch ausdrücklich zu vermerken, daß die Marxsche Globaldefinition »der« Ökonomie oder des »Standpunktes der Nationalökonomie« sich offenbar weitgehend deckt mit dem, was er auf öko-

nomischem Sektor als den »Standpunkt der fertigen Phänomene«, mit Lukács gesprochen: als den »Standpunkt der Unmittelbarkeit«, charakterisiert. Nun besteht der Inhalt der Marxschen Kategorialanalyse in dem Nachweis, daß die Unmittelbarkeit der konkreten Kategorien, also der Elemente des Produktionspreises, in Wahrheit eine höchst vermittelte ist: Zahlreiche qualitative »Verwandlungen« bilden die Vermittlung zwischen den abstrakten, doch im Grund relativ leicht durchsichtigen Kategorien des ersten Kapitels und dem vom »Standpunkt der Unmittelbarkeit« kaum noch durchsichtigen, irrationalen Charakter der Elemente des Produktionspreises. In diesen »letzten, vermitteltsten Formen« ist die »Vermittlung nicht nur unsichtbar geworden, sondern ihr direktes Gegenteil ausgesprochen«. (26.3/504) Die »Vermittlungen«, die der Wert durchläuft« sind »ausgelöscht und unerkennbar« (26.3/477) geworden, womit auch der Wert selbst »unerkennbar« geworden ist. Durchweg gilt, daß die »vermittelnde Bewegung« der Verwandlungen und Verkehrungen im Resultat »verschwindet« und keine Spur zurückläßt (23/107), womit sich Unmittelbarkeit herstellt. Die Isoliertheit der Elemente ist, wie erstmals der frühe Lukács zeigte, eine produzierte. Das Verhältnis von Vermittlung und Unmittelbarkeit bringt es mit sich, daß im Sinn der Hegeischen Lehre vom »Spiel der Abstraktionen« auch der Ökonom in das Verwirrspiel dieser Abstraktionen gerät.

Bleibt noch die terminologische Frage zu beantworten, wie Marx den »abstrakten Wert« der akademischen Ökonomie begreift, der sich ihr als ein zugleich »absoluter« präsentiert. Marx spricht dieses Problem zunächst einmal im dritten Kapitel des *Kapital* an; nämlich im Kontext jener Problematik, die seit Knapp unter dem Titel »abstrakte Werteinheit« des Geldes diskutiert wird: es sei »notwendig, daß der Wert (...) sich zu dieser begriffslos sachlichen (...) Form fortentwickle«. (23/116) Und im dritten Band findet sich wiederum der Terminus »begriffslose Form des Warenwerts«. (25/208) Der Ausdruck »verkehrte Form der Wertbestandteile« (25/876) besagt dasselbe. Der »abstrakte Wert« des Ökonomen ist also die »begriffslose«, d. h. irrationale, unerkennbare Form des Warenwerts, der als solcher nur arbeitswerttheoretisch zu erfassen ist. Marx kennt also nicht nur rationelle und irrationelle *Preise,* sondern der Sache nach auch und gerade rationelle und irrationelle Formen des *Werts.* Die Wertformanalyse kulminiert in dem

Nachweis, daß der Ökonom fortgesetzt rationelle und irrationelle Formen des Werts kontaminiert.

Anmerkungen

[1] G. Simmel, *Philosophie des Geldes,* 26.

2 Ebd.

3 Ebd., 27.

Zur logischen Misere der Nationalökonomie

Selbst eine so resolute Kritikerin der Marxschen Werttheorie wie Joan Robinson vertrat 1977 die provokante Behauptung, daß »die orthodoxe akademische Ökonomie durch ihre Weigerung, Marx ernst zu nehmen, verarmt« sei. All die Lehren, die sie »zur Abwehr des Marxismus entwickelt« habe, seien »gegenwärtig in einem Zustand des sichtbaren Zerfalls (!) (...) auf Grund (...) auch ihrer (...) Unfähigkeit, irgendwelche Instrumente zur Bewältigung der Probleme der heutigen Krise (...) zu liefern«. Und in Kursivdruck fährt sie fort: *»Dieser bemitleidenswerte Zustand der akademischen Lehre ist weitgehend das Resultat ihrer Weigerung, auf die von Marx gestellten Fragen einzugehen.«* Aber auch den »Marxisten im Westen« galt ihre Kritik; hinsichtlich ihrer »Benutzung« der »Marxschen Terminologie« warf sie ihnen vor, daß sie *»sich weigern, sie in eine Sprache zu übersetzen, die dem Vorwurf der Unverständlichkeit nicht mehr ausgesetzt ist«.*[1]

Die Aktualität dieser zwanzig Jahre alten Provokation und der aus ihr abgeleiteten Forderung scheint evident. Und dennoch drängt sich sogleich ein gewichtiger Einwand auf: Ist es denn nicht ein widersinniges Unternehmen, die Marxsche »Terminologie« ausgerechnet in eben jene Sprache und damit zwangsläufig in genau jenes Kategoriensystem »übersetzen« zu wollen, das doch den kritisierten, ihr zufolge im »Zerfall« befindlichen Lehrsystemen zugrunde liegt? Offenbar liegt jener »unverständlichen Terminologie« auch ein ganz anderes Kategoriensystem zugrunde, das sich folglich jeder »Übersetzung« in eine im eigentlichen Sinn wirtschaftswissenschaftliche Theorie und der ihr korrespondierenden Terminologie verweigert.

Bekanntlich lautet der Untertitel des Marxschen Hauptwerks *Kritik der politischen Ökonomie,* und diese Kritik ist von Anbeginn im Sinn einer *»Kritik der ökonomischen Kategorien«* (29/550) überhaupt konzipiert worden - also nicht bloß als Kritik dieses oder jenes Lehrsystems. Eine »Kritik der *Nationalökonomie* vom Standpunkt der Nationalökonomie« (2/32) schien Marx unzulänglich. In der Tat: Als eine prinzipiell kon-

zipierte, mußte sie den »Standpunkt der Nationalökonomie« überhaupt transzendieren; doch wie hat man sich einen solchen »Standpunkt« jenseits der Nationalökonomie vorzustellen, was kann es sinnvoll heißen, die Nationalökonomie als ganze, als Disziplin, kritisieren zu wollen?

Eine Passage im dritten Band des *Kapital* gibt Aufschluß über die Konsequenz, mit der Marx dieses Kritikprogramm durchzuführen und seine Begriffe radikal von den nationalökonomischen zu unterscheiden wußte. Anläßlich einer kategorialen Differenzierung, die der akademischen Nationalökonomie so absurd erscheint, daß sie selbst progressiven Ökonomen Tabu geblieben ist - der Unterscheidung von rationellen und »irrationellen Preisen« -, trifft er eine Feststellung, deren fundamentale Bedeutung immer noch übersehen wird: »Es gilt hier, was Hegel mit Bezug auf gewisse mathematische Formeln sagt, daß, was der gemeine Menschenverstand (!) irrationell findet, das Rationelle, und sein Rationelles die Irrationalität selbst ist«. (25/787) Marx bekundet hier, daß er in seiner Theoriekonzeption der »Darstellung« als »Kritik« das Tischtuch zur akademischen Ökonomie zerrissen hat, daß zwischen den Systemen ein unüberbrückbarer Abgrund klafft: Er weiß darum und macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß seine Theorie sich der akademischen als der Inbegriff von »Irrationalität« präsentieren muß; und umgekehrt.

Der Gegensatz beider Systeme ist in der Tat so unüberbrückbar, daß selbst der Marxschen Theorie nahestehende Ökonomen meinen, die Marxsche Kennzeichnung der Preise sogenannter Faktorleistungen als »irrationelle« oder »imaginäre« Preise übergehen zu müssen - furchten sie doch, sich mit dem Gebrauch solcher Begriffe innerhalb der ökonomischen Normalwissenschaft zu isolieren, sich aus dem innerökonomischen Diskurs herauszukatapultieren. An diesem offenbar auch von Sombart verkannten Angelpunkt der Marxschen Begriffsbildung wird deutlich, daß man »mit Marxscher Wissenschaft im Leibe« mitnichten »kapitalistisch gesinnt« sein kann.

Woher stammt nun ein solcher Begriff von Irrationalität? Und vor allem: Worin äußert sich diese Irrationalität, und welche Kriterien gibt es, um rational zwischen offenbar abgestuften Formen der Rationalität bzw. Irrationalität unterscheiden zu können? Marx bezieht sich nun im obigen Zitat unmittelbar auf den § 231 der *Enzyklopädie,* in dem Hegel

im Kontext seiner Kritik der »Verstandesbestimmungen« und der »verständigen« Methode formallogischer Begriffsexplikationen die Notwendigkeit ihrer »Aufhebung« so begründet: »Sie stößt (...) in ihrem Gange (...) zuletzt auf *Inkommensurabilitäten* und *Irrationalitäten* (!), wo sie, wenn sie im Bestimmen weitergehen will, über das verständige (!) Prinzip *hinausgetrieben* wird. Auch hier tritt (...) die Verkehrung (!) ein, daß, was *rational* genannt wird, das *Verständige*, was aber *irrational*, vielmehr ein Beginn und Spur der *Vernünftigkeit* (!) ist.«[2] Das nationalökonomische Denken ist für Marx eines, das vom formallogisch operierenden »Verstand« (25/787) und seinen ihm eigentümlichen Antinomien und Paradoxien geprägt ist - die »Kritik der nationalökonomischen Kategonen« gilt ihm im Gegensatz hierzu als Form der dialektischen »Vernunft«. Hegels Kritik der »verständigen«, das heißt hier: »anderen« Wissenschaften findet Marx in seiner Analyse der nationalökonomischen Begriffsbildung allseits bestätigt. Wenn er seine Kritik »der« politischen Ökonomie dahin zusammenfaßt, daß »die« Ökonomen »keinen Satz aussprechen können, ohne sich selbst zu widersprechen« (26.3/316), so soll mit diesem auf dem ersten Blick sonderbar anmutenden Pauschalurteil natürlich nicht die Denkfähigkeit der Ökonomen angezweifelt werden; es richtet sich auch gar nicht gegen die Eigenart des ökonomischen Denkens, sondern ausschließlich gegen es als Ausprägung des »abstrakt verständigen Denkens«. Hegel zufolge erweist sich dieses »als das beständige Aufheben seiner selbst«,[3] und es sagt »gerade das Gegenteil von dem«, was es »hat sagen wollen« - es entpuppt sich der Kritik als bloßes »Meinen«.[4]

Marx begibt sich auf einen »Standpunkt« jenseits der »abstrakt verständigen« Nationalökonomie, indem er vom »Standpunkt« der Hegelschen Vernunftwissenschaft aus die ökonomischen Kategorien »entwickeln« will. Daher macht er sich die Hegeische Kritik an der »anderen«, der »verständigen« Wissenschaft zu eigen: »Andere Wissenschaften, wenn sie, was ihnen notwendig (...) geschieht, an die Grenze ihres verständigen Fortgehens kommen, helfen sich auf leichte Weise. Sie brechen die Konsequenz desselben ab und nehmen, was sie brauchen, oft das Gegenteil des Vorhergehenden, von außen, aus der Vorstellung, Meinung, Wahrnehmung (...) auf.«[3]

In den §§ 231 und 229 der *Enzyklopädie* finden sich weitere Einwände gegen die innerhalb ihrer Grenze für Hegel wie Marx unverzicht-

bare Methode des »verständigen« Denkens der Einzelwissenschaften, d. h. ihrer sog. »analytischen Methode«[6] - man vergleiche nur die Begrifflichkeit in § 226 der *Enzyklopädie* mit der in den *Theorien über den Mehrwerl* (26.3/491) -, die gerade auch innerhalb der ihr entgegengesetzten »genetischen Darstellung (!)« (ebd.) der Marxschen »Kritik« nicht abstrakt negiert, sondern aufgehoben werden soll. Hegel setzt seine Kritik in einer Weise fort, die Marx wohl nur für die Sozialwissenschaften uneingeschränkt gelten läßt: »Weiter ist nun überhaupt in Ansehung des Inhalts der definierten Gegenstände keine Notwendigkeit vorhanden. Man hat es sich so gefallen zu lassen, daß es einen Raum, daß es Pflanzen, Tiere usw. gibt, und es ist nicht Sache der Geometrie, der Botanik usw., die Notwendigkeit der genannten Gegenstände aufzuzeigen. (...) Die Philosophie hat sich vor allen Dingen über die Notwendigkeit ihrer Gegenstände zu rechtfertigen.«[7]

»Daß es« nämlich Wert, Preis, Geld, Kapital, Zins usw. »gibt«, sind zufällige Tatsachen, die »von außen, aus der (...) Meinung, Wahrnehmung« aufgenommen werden. Wenn Marx den Ökonomen vorwirft, daß sie etwa die Existenz des Kapitals unreflektiert hinnehmen, so drückt er dies auch so aus, daß diese soziale, von Menschen produzierte Existenz, gedankenlos »aus der Empirie hereingenommen« (42/175), »aus der Empirie aufgenommen« (II.2/61) wird - daß die »verschiedenen Sorten Kapital (...) in der (!) Ökonomie äußerlich hereingeschneit« (42/580) kommen, daß generell Bestimmungen »hereingeschneit« (42/193 Fn., 26.3/363) kommen. Statt sie in dieser Weise »von außen (...) aus der Wahrnehmung« aufzunehmen, sollen sie durch die Entfaltung der einfachen Bestimmungen einer »ökonomischen Zellenform« (23/12), nämlich der Ware, »entwickelt«, das heißt abgeleitet werden - dies ist der Sinn dessen, was Marx noch 1867 in einer Zusammenfassung einiger Grundgedanken des *Kapital* seine »dialektische Entwicklungsmethode« (31/313) genannt hat. Es handelt hier sich um dieselbe Kritik, die Hegel in jenem §231 der *Enzyklopädie* auch so formuliert, daß die »verständige« Wissenschaft »von einem *äußerlich Vorausgesetzten* ausgeht«, ausgehen muß, und daß ihre Axiome auf der »Beliebigkeit der Wahl« beruhen und beruhen müssen.[8] Dies *»äußerlich Vorausgesetzte«* der verständigen Wissenschaften kehrt bei Marx im Begriff der »nationalökonomischen Voraussetzungen« wieder, in denen das nationalökonomische Denken »befangen« ist, nämlich in ihren aus der Empirie

hereingenommenen Kategorien »Arbeitslohn, Handel, Wert, Preis (!), Geld etc.«. (2/33)

Georg Lukács hat als wohl erster erkannt, daß »eine dialektische Ableitung der Kategorien« für Marx deshalb unerläßlich ist, weil in der »Hierarchie« oder »konkreten Totalität der Kategorien«, also in einer »qualitativen Abstufung«[9] von niederen und höheren Kategorien, »Stufen der Wirklichkeit« unterschieden werden müssen, daß Marx daher mit »abgestuften Seinsbegriffen arbeitet«.[10] Daß die ökonomischen Sachen selbst es sind, die eine Differenzierung des Existenzbegriffs erzwingen, ist eine Position, die später, vermutlich unabhängig von Lukács, von Bruno Liebrucks vertreten worden ist; auf dem Boden seiner dialektischen Sprachphilosophie formulierte er die mit der Kantischen Philosophie unverträgliche und explizit gegen sie gerichtete These: »Der Tauschverkehr, der Geldverkehr und der Verkehr des Kapitals haben verschiedene Existenzbegriffe zur Grundlage ihrer Gegenstände.«[11] An diesem Beispiel demonstriert Liebrucks auch seine hegelianisch orientierte Kritik der traditionellen wie kantischen Dichotomisierung von Existenz und Essenz, die unter dem gleichen Gesichtspunkt - nämlich im Kontext einer Metakritik an Kants Kritik des ontologischen Gottesbeweises - schon von Marx in seiner Dissertation bezüglich der Existenz des Geldes relativiert worden ist.[12]

Ähnlich wie Liebrucks unterscheidet Marx - allerdings bereits auf der Ebene der einfachen Zirkulation - zwischen »wesentlichen Formen« und solchen, die *»inhaltslos,* d. h. keine wirklichen Formen« (42/242) sind. Statt von der »wesentlichen Form« (23/565) ist auch von einem »wesentlichen Verhältnis« (23/564) die Rede; und statt von einer »irrationellen« oder »imaginären« Form spricht Marx auch von einer »Scheinform« (34/151), die er 1843 als eine »Form ohne Inhalt« definiert - »eine sich selbst täuschende, (...) sich selbst widersprechende Form«. (1/267)

Unabhängig von der Frage, ob die Anwendung Hegelscher Kategorien - der Begriff etwa des »wesentlichen Verhältnisses« findet sich in § 135 - und damit der Hegeischen Kritik »der bloß verstandesmäßigen Behandlung«[13] des sozialwissenschaftlichen Verhältnisses von Teil und Ganzen sich wissenschaftstheoretisch legitimieren läßt, geht es zunächst um den Nachweis, daß und wie sich Inhalt und Form, Gegenstand und Methode, materiale Aussagen und kategoriale Entwicklung -

schließlich auch Objekt und Subjekt - wechselseitig durchdringen und bedingen. Im diametralen Gegensatz zur szientistischen, modelltheoretischen Verfahrensweise der Nationalökonomie haben wir es hier also nicht mit Hypothesen, Grundannahmen, modelltheoretischen Aussagen etc. pp. und insbesondere nicht mit einem vom Realobjekt prinzipiell unterschiedenen Erkenntnisobjekt zu tun, sondern mit dem Programm einer »Genesis« von Kategorien in ihrem »realem Unterschied« (42/43) voneinander und als »reale« (42/159). Die Kategorien sind keine Schemata und Idealtypen, sondern der Ausdruck objektiv-subjektiver »Daseinsformen, Existenzbestimmungen« (42/40) der Gesellschaft.

Lukács sieht die Rechtfertigung dieses Verfahrens darin, daß wir es in der Ökonomie im diametralen Gegensatz zur »ersten« Natur nicht mit vorgegebenen Objekten zu tun haben, sondern mit einer »selbstgeschaffenen, »>selbsterzeugten< Wirklichkeit«, einer »Art zweiter Natur«[14] - die »Entwicklung« jener Realkategorien ist daher als ihre geistige »Erzeugung«, als ihre Nacherzeugung konzipiert. Seine eigentliche Bedeutung besteht vor allem darin, daß es ihre *materielle* Definition impliziert. Nun ließen sich gewiß weitere Vorzüge dieser Methode aufzählen, doch bleibt die Frage offen, mit welchen Recht dies Verfahren einen exklusiven Anspruch auf Rationalität erhebt. Seine Eigenschaften mögen es als Korrektur oder Ergänzung des normalwissenschaftlichen Verfahrens empfehlen, doch begründen sie nicht schon allein dessen Kritik und damit die der normalwissenschaftlichen Ökonomie als Inbegriff von Irrationalität - offenbar schon deshalb nicht, weil die marxistische Ökonomie selbst mit jener »Entwicklungs«-Methode augenscheinlich gar nichts anzufangen weiß. So unglaublich es auch scheinen mag: Diese aus dem Marxschen Rationalitätsbegriff resultierenden Fragestellungen wie auch ihre erste Thematisierung durch Lukács 1923 wurden seitens des orthodoxen Marxismus[15] - von der akademischen Ökonomie ganz zu schweigen - gänzlich ignoriert.

Ähnlich erging es zunächst dem nach *Geschichte und Klassenbewußtsein* wohl wichtigsten Beitrag zur Marxschen Methode, der 1934 erschienenen Abhandlung *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie* von Max Horkheimer, die die Kritische Theorie recht eigentlich begründet.[16] Zum ersten Mal in der Rezeptionsgeschichte der Marxschen Theorie ist hier die Unterscheidung von »Darstellungs-

weise« und »Forschungsweise« (23/27) in ihrer konstitutiven Bedeutung für den Marxschen Begriff der Sozialwissenschaft erkannt worden.[17] Obwohl die *Grundrisse* und damit die ursprüngliche Gestalt der Marxschen Entwicklungsmethode damals noch unbekannt waren, vermochte es Horkheimer dennoch, ihre Intention sowie einige ihrer Grundzüge trefflich zu charakterisieren. Die Abhandlung enthält nahezu alle jene Grundgedanken, die dann in der später verfaßten Abhandlung unter dem Titel »kritische Theorie« zusammengefaßt und der als >traditionelle Theorie< gekennzeichneten akademischen Philosophie und Wissenschaft entgegengesetzt werden sollten; deren charakteristisches Merkmal sieht Horkheimer darin, daß sie an den Descartesschen Regeln und an dem ihnen zugrunde liegenden Dualismus von Sein und Denken orientiert sind: Im »traditionellen Begriff von Theorie«[18] »klaffen Subjekt und Objekt auseinander«[19] und gelten die Regeln »der diskursiven oder Verstandeslogik«.[20]

Es ist hier nicht der Ort, diese Kritik detailliert zu referieren, sie soll statt dessen kurz umrissen und nur dahingehend zusammengefaßt werden, daß ihr Verhältnis zur Hegeischen und Marxschen Begriffsbildung bestimmt wird; grob skizziert, ergeben sich zwei, einander wechselseitig bedingende Zuordnungen: *einerseits* von Verstand im Hegelschen, Forschungsweise im Marxsehen und traditioneller Theorie im Horkheimerschen Sinn, und *andererseits* von Vernunft im Hegelschen, Darstellungsweise im Marxsehen und kritischer Theorie im Horkheimerschen Sinn.

Horkheimer konstatiert, daß die Prinzipien »der >Verstandeslogik< (...), die Regeln (...) des unterscheidenden Denkens« jener traditionellen Forschungslogik zugrunde liegen, die Marx die »Forschungsweise« genannt und am Beispiel von Adam Smith demonstriert hat: Smith habe nämlich den »äußerlich erscheinenden Zusammenhang« nur beschrieben, also »unter schematisierende Begriffsbestimmungen«, d. h. »Verstandesbegriffe (!)«[21] (26.2/162) subsumiert. Diese »Forschungsweise« nicht allein Smith', sondern der Nationalökonomie überhaupt ist auch Horkheimer zufolge ganz ungeeignet zur »Darstellung eines konkreten Ganzen«, d. h. aber zur »Nachkonstruktion lebendiger Prozesse«,[22] also zur Darstellung dessen, was Marx die »wirkliche Bewegung« (23/27), die reale Dynamik genannt hatte. Die »festen« Begriffe und »festen«[23] Definitionen der Nationalökonomie sollen mithin nur

zur Bildung statischer, nicht dynamischer Theorien der ökonomischen Realität tauglich sein.[24] Die »wirkliche Bewegung« nennt Marx das »Leben des Stoffs« (23/27), einmal auch die »immanente Seele dieses Stoffs (...), sein Recht des eigentümlichen Lebens«. (II.1/10) Der Stoff ist also kein toter, mechanischer, sondern vielmehr ein in sich strukturierter und bewegter und als solcher adäquater Gegenstand der »Darstellung«, die hierbei aussieht, als sei sie eine »Konstruktion a priori«. (23/27)

Fordert Adorno »Begriffe (...), welche die Sache von sich selber hat (...), das, was die Sache von sich aus sein möchte«,[25] und insistiert er hierbei darauf, daß »empirische Beweise (...) für zentrale Strukturgesetze (...) allemal anfechtbar bleiben«,[26] so handelt es sich um nichts anderes als um das Marxsche Problem der »Darstellung«: Dieser geht es um das, »was aufs Prinzip geht«[27] und so »insgeheim das Getriebe zusammenhält«.[28] Die empirische »Forschung« hingegen gewinne »bestenfalls klassifikatorische Oberbegriffe«, nie aber solche, die das »Leben (!) der Gesellschaft ausdrücken«[29] - worauf es der »Darstellung« aber ankommt. Als eine prototypische Ausprägung der die Differenz von Wesen und Erscheinung negierenden »traditionellen Theorie« galt Adorno vor allem die Methodologie der Weberschen Objektivitätsabhandlung und der ihr zugrunde liegende Neukantianismus Heinrich Rickerts.[30] Nicht bloß Comte und Mach, sondern auch die Repräsentanten des südwestdeutschen Idealismus subsumierte er einem weit gefaßten und polemisch gebrauchten Begriff des »Positivismus«; und das meint bei Adorno keineswegs bloß eine philosophische Position im engeren Sinne, sondern diese stets im Zusammenhang einer ihr korrespondierenden sozialwissenschaftlichen Methodologie; die Neuformulierung des Begriffs weist ihm einen Inhalt zu, der später im >Positivismusstreit< gänzlich ignoriert werden sollte: die Verwechslung von »erster« und »zweiter Natur«.

Nur im Horizont dieser von Lukács entwickelten Problemstellung wird es sinnvoll, so unterschiedliche Theoretiker wie Rickert, Weber, Carnap, Popper und Parsons als »Positivisten« zu charakterisieren. Der Angriff Adornos galt hierbei dem methodologischen Credo Max Webers: »Nicht die >*sachlichem* Zusammenhänge der >*Dinge*<, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der *Probleme* liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde«.[31] In der Auseinandersetzung mit

Webers »erbittertem Kampf« um die »scheinbar elementarsten Probleme« der Sozialökonomie, nämlich um »die Art der Bildung ihrer Begriffe und deren Geltung«,[32] hat Adorno insbesondere dessen These zurückgewiesen, daß es darauf ankomme, die sozialen Fakten »zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos *gedachter* Zusammenhänge« zu »vereinigen«.[33] Kein Zweifel, daß Adorno der Sombartschen Antithese zustimmte, daß es auf die Erforschung eines existierenden, eines »realen Zusammenhanges« ankomme, auf das, »was« die »Realität« des »Kapitalismus« ausmache, somit auf das, was »hinter der Einzelerscheinung« steckt, »das kein Nominalismus (...) wegdeuten kann«.[34]

Dieses dem »Positivismus« eigentümliche Wegdeuten des Wesens ist für Adorno nur die Konsequenz seiner Nivellierung der kategorialen Differenz zwischen »erster« und »zweiter Natur«, d. h. zwischen dem naturwissenschaftlichen Objekt und dem sozialökonomischen, der physikalischen und sozialökonomischen »Gegenständlichkeit«. Im Einheitsbrei von Rickerts »heterogenem Kontinuum«, d. h. der angeblich in Natur wie Gesellschaft gleichermaßen chaotischen, unübersehbaren, also irrationalen Mannigfaltigkeit der Dinge - eine Konstruktion, die aus Rickerts »zum ins Extrem entwickelter Bewußtseinsphilosophie«[35] tolgt - ist aber das »sinnliche Ding« dem »sinnlich übersinnlichen« gleichgesetzt.

Wie auf Sombart vermöchte sich Adorno in seiner Kritik des »positivistischen« Neukantianismus der Rickert und Weber auch auf Schumpeter zu berufen, der, im offenkundigen Widerspruch zu seinen neopositivistischen Deklamationen, schließlich postulierte, daß man lernen müsse, »die große Einheit (!) der wirtschaftlichen Erscheinungen unter der vielgestaltigen Oberfläche (!) zu erkennen (...), (die) tieferen, unter der Oberfläche liegenden Wahrheiten«.[36]

Der verständigen Normalwissenschaft der Ökonomie wird derart als bloßer Oberflächenwissenschaft die Fähigkeit zu einer auch nur oberflächlichen Erkenntnis aberkannt, während die »tieferen Wahrheiten« der Ökonomie einer privilegierten Erkenntnisart, nämlich einer »intuitiven Erfassung«[37] vorbehalten bleiben, wobei er eine solche »Vision der Dinge« als einen »voranalytischen Erkenntnisakt« ausgibt.[38] Der von Horkheimer analysierte Gegensatz von Rationalismus und Irrationalismus ist für Schumpeter offenbar von einer solchen Façon, daß sie ineinander umschlagen. Die irrational gewonnenen »Wahr-

heiten« sind als solche höchst subjektive und entziehen sich rationaler Überprüfung.

Adorno würde Schumpeter darin zustimmen, daß es in der Tat auf die Erfassung der »großen Einheit« ankommt, d. h. aufs »Prinzip« der Gesellschaft, und daß gegenüber diesem »Postulat der Einsicht ins Wesen (!) der (...) Gesellschaft (...) die empirischen Beiträge Tropfen aut den heißen Stein« gleichen,[39] weil eine jede »Ansicht von der Gesellschaft als ganzer (...) notwendig deren zerstreute Tatsachen« transzendiert.[40] Er würde jedoch bestreiten, daß eine solche »Besinnung aufs verborgen Waltende«[41] auf so etwas wie eine »Vision der Dinge«, auf irrationale Akte einer angeblichen Erkenntnis verwiesen sei; mit Horkheimer sah er im Irrationalismus vielmehr und bloß das den Rationalismus verneinende, doch zugleich erfordernde Korrelat ein und desselben anti-dialektischen Verfahrens der Theoriebildung. Es liegt nun auf der Hand, daß es eine Erkenntnis der »großen Einheit« oder des »Prinzips«, also des Ganzen unabhängig von seinen Teilen, nicht für sich geben kann, und Adorno hat daher wiederholt auf das Illusionäre der Vorstellung hingewiesen, >Theorien mittlerer Reichweite< statt der >großen Theorie< entwerfen zu wollen. Das Ganze sei im Teil, der Makro- im Mikrokosmos enthalten; dem läßt sich im soziologischen Theoriebereich auch kaum widersprechen.

Wenn etwa Ulrich Beck konstatieren möchte, es gebe einen »Kapitalismus ohne Klassen« und daß die »Vermarktung von Risiken keineswegs mit der kapitalistischen Entwicklungslogik breche«, sondern »diese vielmehr auf eine neue Stufe« hebe, so kritisiert Jürgen Ritsert zu Recht, daß Beck sich »weitgehend im Unbestimmten belassener ökonomischer Begriffe«[42] bedient. Wer wollte bezweifeln, daß die Begriffe »Kapitalismus« und »Entwicklungslogik« sich nur im Rahmen einer »großen« Theorie legitim gebrauchen lassen, die auf »die große Einheit«, »aufs Prinzip« geht; daß sich nur in ihrem Rahmen die »Unbestimmtheit« der Grundbegriffe durch die Entwicklung materialer Definitionen überwinden läßt?

Auch Joseph Schumpeter scheint zu wissen, daß »unter der Oberfläche« nicht bloß die »große Einheit« zu lokalisieren ist, sondern ebenso die wesentliche Struktur solcher Einzelphänomene wie Kapital und Zins, Wert und Geld. Schon in seiner methodologischen Frühschrift schränkt er seine neopositivistische Ausgangsposition dahin-

gehend ein, daß die Verteilungstheorien »nicht unmittelbar auf Tatsachenbeobachtungen« beruhen, weil wir im Fall des Zinses bzw. der Frage, »woher er kommt«, also im Fall der »Kapitalstheorien (...) auf dem Boden der theoretischen Konstruktion und nicht auf dem der Tatsachen stehen«; daß »ein so verborgener Zusammenhang« - wie der zwischen Kapital und Zins - »sich nicht aus der Beobachtung ergibt«.[43]

Man muß es schon als Glücksfall bezeichnen, in der ökonomischen Literatur eine Abhandlung ausfindig zu machen, die die prekäre Lage der Ökonomie hinsichtlich ihrer Verteilungstheorien unumwunden eingesteht. Es war der Geldtheoretiker Hero Moeller, der hinsichtlich auch seiner eigenen theoretischen Bemühungen herausstellt, daß »der Versuch, die Möglichkeit einer derart nichtempirischen (!) Lehre zu erweisen, ein methodologisch aufs äußerste umstrittenes Gelände«[44] betreten muß.

Schumpeter benutzte diesen heute gängigen Terminus nicht, doch die methodologische Sachproblematik einer solch »nichtempirischen Lehre« im Fall der Verteilungstheorien hat er präzise beschrieben. Aber auch später sollte er hinsichtlich der Kapitaltheorien bemerken, »daß ihr Tatsachenmaterial überaus dürftig und an sich in der Regel ganz uninteressant ist«[45] - uninteressant offenbar im Hinblick darauf, daß es im Fall der Zinserklärungen um die »Realgründe (!) der Erscheinung«,[46] nicht um die »Erscheinung« selbst geht. Mit dem Begriff eines »Realgrundes« wird in die Theorie ein metaphysischer Begriff eingeführt und zugleich die Existenz eines notwendigen Zusammenhangs zwischen diesem »Grund« qua »Wesen« oder »An sich« und der »Erscheinung« postuliert. Doch wie soll sich eine solche Notwendigkeit begreifen lassen, wenn es sich weder um eine logische noch um eine empirische, dem Kausalgesetz unterworfene handeln kann? Vor allem: wie hat man sich das Wegziehen des sog. »Geldschleiers«, also der empirischen Erscheinung vorzustellen?

Weil in der Ökonomie »jede Möglichkeit von Laboratoriumsversuchen« fehlt, weil vor allem kein Elektronenmikroskop die »Quellen« des Zinses offenzulegen vermag, d. h. seinen »Realgrund«, bedarf es in der Tat einer »Erkenntnisquelle« sui generis,[47] wobei Schumpeter darauf insistiert, »daß >Erklären< in den Naturwissenschaften etwas ganz anderes (!) bedeutet als in den Sozialwissenschaften«.[48] Über die positive Bestimmung dieses »ganz anderen« vermochte er sich ebensowenig

definitiv Klarheit zu verschaffen wie die heutige Nationalökonomie. Gewiß, es geht auch um »den *Sinn* der wirtschaftlichen Handlungen«, doch krankt dieses »Erklären« nicht bloß daran, daß jener Sinn »zugleich eine Quelle von Kontroversen« bildet,[49] sondern er versagt auch hinsichtlich der Bestimmung des »Realgrundes« des Zinses und anderer ökonomischer Erscheinungen. Tatsächlich hatte Schumpeter neben dieser »Erkenntnisquelle« und der Intuition noch eine dritte ins Auge gefaßt, die der Marxschen und Horkheimerschen »Darstellung« der Intention nach verwandt ist: eine »begriffliche Rekonstruktion« der Erscheinungen, die er von der »historischen Genesis« strikt unterschieden wissen wollte. »Wir lassen (...) *werden,* was tatsächlich schon vorhanden ist.«[50] Es geht also um eine geistige Nacherzeugung der Sache.

Mit der prinzipiellen Unterscheidung einer solchen »Genesis« von der »historischen Genesis« muß Schumpeter an etwas wie eine »logische Genesis« - eine an sich philosophische Operation - gedacht haben. Tatsächlich findet sich im Kontext seiner Diskussion der Kapitalzinstheorien die methodologisch relevante These: »Eine wahrhaft >kausale< Erklärung mußte >genetisch< sein. Sie mußte die (logischen) Anfänge der Dinge bloßlegen«,[51] und er »verlangt (...) nach einem erklärenden *Prinzip,* das in der bloßen Tatsache der zwischen allen ökonomischen Größen bestehenden Interdependenz nicht enthalten ist«.[52] Ein solches »Prinzip« kann weder ein Axiom oder eine Grundannahme noch eine Hypothese sein. Als ein »logischer Anfang der Dinge« bezeichnet es einmal den »objektiven Anfang« der Sache, ihren objektiven Begriff oder »Realgrund«, der als Konstituens eine andere Seinsweise als die konstituierte Sache zukommen muß - und zum andern soll es als »subjektiver Anfang« ein theoretisches System begründen; Marxens Begriff der gesellschaftlichen Arbeit war als solch subjektiv-objektives Prinzip konzipiert.

Nur unter der Voraussetzung, daß die Sache selbst begrifflich vermittelt ist, kann ich sinnvoll von »logischen Anfängen der Dinge«, statt vom Anfang eines theoretischen Systems reden. Schumpeter durchbricht hier die durch den Descartesschen Dualismus von Denken und Sein vorgezeichneten Schranken der traditionellen Theorie, den darin eingeschlossenen Hiatus irrationalis von Modell und Realität. Wenn er sogleich hinzufügt, dies möge »auf den ersten Blick« hin »lächerlich« erscheinen, räumt er ein, daß solche Kapitalzinstheorien unter »szien-

tistischem« Aspekt »metaphysisch« geartet, also »wissenschaftlich« indiskutabel sind. Doch nicht bloß auf kapitaltheoretischem, sondern auch auf geld- und kredittheoretischem Gebiet bewegt sich Schumpeter auf verbotenem Gelände. So widerspricht er der älteren Kredittheorie, deren Position er mit dem Satz charakterisiert: »Am (logischen) Anfang steht das Geld«,[33] also nicht der aus ihm erst zu entwickelnde Kredit, während Schumpeter umgekehrt das Geld aus dem Kredit »werden« läßt. Auch im Fall der im engeren Sinne geldtheoretischen Probleme geht es um die »logische« im Gegensatz zur »historischen (...) Quelle des Geldphänomens«,[54] um die »logische Quelle« im Sinn seines »Wesens bzw. seiner Logik«;[55] im Hinblick auf seine Kaufkraft spricht er hierbei ebenfalls von der »logischen Quelle des Tauschwertes«.[56]

Nur ein einziges Verfahren vermag den Sinn der von Schumpeter lllegitimerweise verwandten Begriffe eines logischen »Werdens« zu erfüllen, die Marxsche »Darstellung« der Kategorie >Kapital<: »Wir wohnen seinem Entstehungsprozeß bei. Dieser dialektische Entstehungsprozeß ist nur der ideale Ausdruck der wirklichen Bewegung, worin das Kapital wird (!)«. (42/231)

Wenn Hegel in der Anmerkung zu § 3 seiner *Rechtsphilosophie* zwischen dem »äußerlichen Entstehen« - nämlich dem »geschichtlichen Aufzeigen und Begreiflichmachung des Entstehens (...) der Sache« - und ihrer »Entwicklung«, ihrem »Entstehen aus dem Begriffe« unterschieden wissen will,[57] geht es im eigentlichen Sinn um das »Werden« einer Institution oder eines Dings, zugleich um die Erkenntnis seines »Wesens bzw. seiner Logik«. Das ist legitim auf dem Boden einer ontologischen Logik, die den Gegensatz von Subjekt und Objekt hinter sich weiß; auch Schumpeters »begriffliche Rekonstruktion« einer Sache aus einer »logischen Quelle« kommt nicht umhin, einen objektiven Begriff seiner logischen Genesis zugrundezulegen.

Wirft man einen Blick auf Schumpeters eigene Geldtheorie und jene seiner Zeitgenossen, so scheint deren Scheitern zu demonstrieren, daß sie noch einer adäquaten Begrifflichkeit entbehrt. Damals wie noch heute galt und gilt das sarkastische Urteil Georg Friedrich Knapps, der hinsichtlich der Aufgabe, »zu sagen, was Geld ist«, bemerkte: »Das sollten (...) die Nationalökonomen tun, die aber freilich nicht dazu imstande sind«.[58] Aber auch die Anstrengungen der Knapp-

Schule und die Diskussionen um Simmels *Philosophie des Geldes*[59] vor und nach dem Ersten Weltkrieg führten kaum einen Schritt weiter.

Wie Knapp gelangte auch Schumpeter 1908 zu der provokanten These, »daß die Nationalökonomie weder über ein Geldtheorie verfügt, noch jemals verfügt hat«.[60] Er postulierte - »hier nur in Kürze« - in der »theoretischen Konstruktion« der »Einheit« des Wertes bzw. Geldes läge der primär zu bearbeitende »Grundstein der Geldtheorie«.[61] Doch bald mußte er sich davon überzeugen, daß auch der Begriff des Geldes als »Anweisung« ebenso wie derjenige der »Kaufkraft« der »Unbestimmtheit des Objektes« wegen Probleme birgt, die er in ihrer »Tiefe« nicht einmal »angedeutet, geschweige denn erschöpft« wissen wollte;[62] und er beschränkte seinen Versuch zur Deutung der »Kaufkraft« als einer »Erscheinung sui generis« (!!) - einer »Erscheinung offenbar nicht im Sinne des Kantischen Begriffs - auf eine Darstellung, die diese mysteriöse »Kraft« bloß vermittels einer »Analogie« und eines »Gleichnisses« zu umschreiben wußte.[63]

1927 nahm er seine alten Themen wieder auf, warf Gustav Cassel den »Verzicht auf jede Klärung der Problematik der Recheneinheit«[64] vor - »von irgendeiner Ableitung oder Begründung ist keine Spur«[65] - und begann die Ausarbeitung eines Manuskripts über Geld und Währung; 1929 ließ er dessen Publikation ankündigen, 1939 ein zweites Mal, doch es sollte niemals erscheinen. Im Manuskript fand der Herausgeber »häufig begegnende (...) Stoßseufzer: >Warum< oder >Wieso<?«[66] Wie im *Geldmanuskript* und wohl als dessen Echo findet sich auch in einem Geldkapitel der *Geschichte der ökonomischen Analyse* ein resignierender Stoßseufzer: »Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß Ansichten über das Geld ebenso schwer zu beschreiben sind wie wandernde Wölken.«[67]

Wenn Schumpeter die nationalökonomische Gretchenfrage: »Ist die Wirtschaftslehre überhaupt eine Wissenschaft?«[68] eher ausweichend beantwortet - »Wir sind noch nicht über den Berg, ja wir sind noch lange nicht darauf«[69] -, so dürften ihm vor allem die Begründungsmöglichkeiten nichtempirischer Verfahren in der Kapital- und Geldtheorie vor Augen gestanden haben; doch nicht allein. Nicht minder problematisch erschien ihm die Makroökonomie. »Streng genommen« gelten ihm ihre Gesamtgrößen und Grundbegriffe als »sinnlos«, Begriffe wie Gesamtnachfrage und Gesamtangebot »haben (...) keinen Sinn«.[70] Er

mokiert sich deshalb darüber, daß die Begründer der Makroökonomie - er nennt u. a. Keynes - »ohne (...) Symptome eines kritischen Unbehagens«[71] mit diesen Größen operieren. Es drängt sich der Verdacht auf, daß der späte Schumpeter angesichts seiner Ratlosigkeit, wie die von ihm selbst verwandten Makrogrößen zu »retten« wären, sich veranlaßt und herausgefordert sah, sich erneut dem Studium der Marxschen Werttheorie zuzuwenden. Offenbar ging es ihm hierbei nicht mehr wie früher um preistheoretische Probleme, also nicht mehr um den »relativen Wert«, sondern um den »absoluten«, und zwar offenkundig im Hinblick auf seinen Versuch zur Sinnbestimmung der makroökonomischen Größen, d. h. unter dem Aspekt der Bedingungen ihrer Addierbarkeit und intertemporalen Existenz - methodologisch gesehen: um das, was gewöhnlich als »Rettung der Phänomene«,[72] hier der makroökonomischen, begriffen wird -, um ihre Errettung vor ihrer Erklärung als »sinnlose«. Erst unter diesem Aspekt gelingt es ihm, den »absoluten Wert« als den »zentralen Begriff« der Marxschen Werttheorie zu erfassen;[73] er durchschaut nun selbstkritisch den »Irrtum« seiner eigenen Marx-Kritik, »der auf ein Mißverständnis des wesentlichen (!) Punktes der Marxschen Werttheorie hinweist«.[74]

Die Schumpetersche Rede von den »sinnlosen« Begriffen der Makroökonomie erinnert an die These Joan Robinsons, Geld, Zinssatz, Güter und Kaufkraft - an anderer Stelle nennt sie auch Kapital und Volkseinkommen - erwiesen sich als »unfaßliche Begriffe, wenn wir wirklich versuchen sie festzuhalten«.[75] Es sticht ms Auge, daß beide, Schumpeter und Robinson, einen zentralen Begriff der Ökonomie nicht für sinnlos und unfaßbar erklären: den »Preis«.

In der Tat: Der Begriff des Preises - näher der formalisierbare relative Preis als »Dreh- und Angelpunkt«[76] der marginalistischen Analyse - scheint beiden Theoretikern das absolute und unbezweifelbare Fundament, der sichere Ankerplatz im Meer der ökonomischen Ungewißheiten. Bekanntlich schwärmt Schumpeter von der walrasianischen Preistheorie als einer »Magna Charta der ökonomischen Theorie«,[77] von Walras als jenem »größten aller Wirtschaftswissenschaftler«, der die Ökonomie »zu den Höhen einer festbegründeten, exakten Wissenschaft« geführt habe[78] - wenn sie sich beim näheren Hinsehen auch bloß als »Bauplatz«[79] erweise und »letzten Endes vielleicht nichts« anderes sei als ein »gewaltiges Forschungsprogramm«.[80] Wenn Robinson

und der Neoricardianismus sein Scheitern behaupten und statt dessen das Preissystem Piero Sraffas zur »Magna Charta der ökonomischen Theorie« erklären, gibt es wiederum gute Gründe, das »Fiasko« auch dieses »Forschungsprogramms« und »das Desaster der neoricardianischen Theorie«[81] nachweisen zu können.

Keineswegs von allen Ökonomen ist der Preis als eine unhinterfragbare Voraussetzung ökonomischer Theoriebildung verstanden und hingenommen worden. So konstatierte Alfred Amonn ein Defizit des Hauptstroms der Nationalökonomie mit seiner Feststellung: »Wie die Preisform entsteht, danach frägt sie nicht, sondern sie setzt die Preisform einfach als gegeben voraus, und in der Methodenlehre bestimmen wir, welche Voraussetzung diese Preisform hat. Das nationalökonomische Problem ist der Inhalt des Preises, das ist eine bestimmte Größe«.[82]

Es war freilich nicht diese These, dem Amonns methodologisches Frühwerk den Ruf eines »epochemachenden Werks«[83] verdankte, sondern seine dogmatische Rezeption der Rickert/Weberschen »neueren Logik« und Methodenlehre einschließlich ihrer unkritischen Anwendung auf die Nationalökonomie; Rickerts »heterogenes Kontinuum«, also das angeblich unstrukturiert und chaotisch vorgegebene Material, der »sachliche Gegenstand« oder das »empirische Sachgebiet«, nennt er »Erfahrungsobjekt«, das sich »wegen der prinzipiell unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Merkmale begrifflich nicht strukturieren läßt«; diesem irrationalen Material stellt er das unter dem »sozialen Gesichtspunkt« vom Nationalökonomen erst geordnete Material als das nunmehr konstituierte »Erkenntnisobjekt« gegenüber. Diese Dichotomisierung des nationalökonomischen Objekts war schon 1932 »ziemlich allgemein akzeptiert«[84] und nicht bloß der Ökonomie seiner Zeit »selbstverständlich«[85] geworden, sondern noch heute begreift ein Vertreter des »kritischen Realismus« die Amonnsche Unterscheidung als »zweckmäßig«.[86]

Wie Adorno nachzuweisen suchte, daß Webers materiale Untersuchungen sein methodologisches Selbstverständnis dementieren, wird sich auch hier herausstellen, daß Amonns am Material gewonnene Einsichten seiner proklamierten Methodologie, aber auch seiner letztlich subjektivistischen Werttheorie widersprechen, so daß zu allerlei Vagheiten Zuflucht genommen werden mußte. So war er mit seiner Thema-

tisierung des Preises als Form, d. h. der *»sozialen >Seile*< oder *>Form*<«[87] der ökonomischen Tatsachen, einerseits »von der Grenznutzenschule abgerückt«,[88] und war auch gezwungen, von ihr abzurücken, weil er aber dennoch an ihr festzuhalten suchte, bietet seine »Methodenlehre« statt einer Erklärung kaum mehr als eine Beschreibung jener paradoxen Struktur der sozialökonomischen Kategorien.

Amonn schockierte offenbar seine Entdeckung, daß mit dem Preis eine soziale *»Gleichartigkeit«* der Objekte vorgefunden wird, die »keine anschauliche, keine reale« im Sinn einer empirischen Betrachtungsweise ist, sondern *»eine rein gedanklich erfaßbare* (...), d. h. nur in den Gedanken der Menschen existiert«; zugleich müsse diese Gleichartigkeit *»für alle* (...) in derselben Weise gelten«. Der »Preis sei *nicht* eine *Quantität von realen Gütern«,* sondern eine Zahl *»ideeller«,* im Bewußtsein lebendiger Einheiten; er sei *»kein reales, sinnlich wahrnehmbares* Phänomen«, sondern ein Etwas, was »im Bewußtsein aller«[89] existiere. Er nennt es auch das »allgemeine Bewußtsein der »Geltung« einer »ideellen und sozial gültigen Einheit«; in dem *»allgemeinen* Bewußtsein« der Verkehrssubjekte existiert eine »in gleicher Weise gegebene ideelle, gedankliche Einheit als Preismaß oder *Tauschwerteinheit«.*[90]

Amonn blieb nicht der einzige Nationalökonom, der darauf insistierte, daß der *»Preis selbst problematisch«* sei - der Preis als solcher -, und der die mathematisierten, funktionellen Preistheorien deshalb kritisierte, weil sie gleichwohl den »Preis als *gegeben* voraussetzen«.[91] So wurde der Casselschen Preistheorie, einer vereinfachten Gestalt der walrasianischen, vorgeworfen, daß sie »eine Existenz von Preisen schlechthin zur Voraussetzung hat« und niemals fragt, *»weshalb* die Preissysteme sind (...), *weshalb ein Preissystem überhaupt möglich ist«;* es handle sich »unreale Größen«, von denen »keine einzige zu einer anderen in einer Kausalbeziehung steht« und die deshalb »keine Realitäten, sondern Begriffe sind«.[92] Und die walrasianische Preistheorie wurde von der neoösterreichischen Schule gleichfalls unter dem Aspekt kritisiert, daß ihre auf die Errechnung *»rein quantitativer* Beziehungen« zwischen ökonomischen Größen abzielenden Modelle von bereits gegebenen, *»bereits fertigen,* d.h. unbekannt wodurch zustande gekommenen Relationen« und also von den »Bewegungen eines Marktes als gegeben existierend« ausgehen und ebenso von dem »Gegebensein einer Rechnungseinheit«, die als Geld existieren soll; hierbei unterlaufe

der *»Zirkelschluß«*, daß die »Marktgeltung dieser Rechnungseinheit bereits die *Folge* des Preises ist«,[93] der doch erst zu errechnen ist. Es versteht sich, daß diese generellen Einwände auch auf die funktionelle Preistheorie des Neoricardianismus zutreffen.

Amonns heute mystisch anmutende Annahme eines »allgemeinen Bewußtseins« im Sinn einer überindividuellen Entität als Existenzbedingung für das Dasein »abstrakter«, »ideeller« und universell gültiger Einheiten findet sich auch bei einer Reihe angesehener Ökonomen, bei Sombart, wie wir sahen, aber vor allem bei Ernst Wagemann, für den die »Vorgänge des Geldwesens« in einer »kollektiven *Substanz«* liegen, in einem »kollektiven Verstand«: »Eine Erscheinung des kollektiven Bewußtseins ist der absolute Geldwert, der der wissenschaftlichen Einsicht durchaus nicht den Platz räumen will.«[94] Und wenn der renommierte Geld- und Konjunkturtheoretiker auch im »Wert« ebenso wie im »Preis« eine »immer nur kollektive Erscheinung« sieht, eine »Äußerungsform des Kollektivs«,[95] so scheinen ihm auch diese Phänomene, insbesondere der »absolute« Preis - ist er doch durch den »absoluten«, aus dem kollektiven Bewußtsein »entspringenden«[96] Geldwert determiniert - sich »wissenschaftlicher Einsicht« zu verschließen.

Nicht bloß für Wagemann und Amonn stehen der Preis und das »ideale Preismaß« bzw. »Preisausdrucksmittel« Geld »zueinander im Verhältnisse einer gegenseitigen logischen Bedingtheit, einer notwendigen Korrelation« dergestalt, daß mit dem einen »notwendig«[97] das andere entsteht und besteht, sondern auch für Gottl-Ottlilienfeld. Nachdrücklich betont dieser Kritiker der herrschenden Nationalökonomie, daß sich »in der klarsten und entschiedensten Weise« seine Position mit der Amonns »kreuzt«.[98] In der akademischen Ökonomie war es wohl erstmals Gottl, der die eigentliche Problematik dieser Korrelation erkannt hat; er beschreibt sie nämlich als eine überaus paradoxe, die den Ökonomen mit einer bislang ungelösten, innerökonomisch auch kaum lösbaren Aufgabe konfrontiert, einer »Quadratur des wirtschaftlichen Zirkels«:[99] die Ware verweist auf das Geld und umgekehrt, so daß die Lösung des Geldproblems die des Wert-Preis-Problems voraussetzt. Und umgekehrt: die Abtrennung des sog. Geldschleiers und damit auch die Aufspaltung des Preises in »relative« und »absolute« Komponenten, also die Dichotomisierung der ökonomischen Welt in einen »realen« und einen monetären Sektor erweisen sich so als logisch zu-

tiefst fragwürdige Operationen, besteht doch die »Realität« des Preises und auch des Geldes in eben diesem realem Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit, das weder von der formalisierten Theorie des relativen Preises, noch von den formalisierten Geldtheorien untersucht und abgeleitet werden kann, also immer schon vorausgesetzt werden muß.

Auch unter methodologischem Aspekt entpuppt sich die Ware-Geld-Korrelation als ein für die herrschende Lehre höchst paradoxes Phänomen: haben wir es doch mit einer objektiven und »realen Relation«[100] zwischen Dingen zu tun und nicht mit einer bloß gedachten, d. h. mit einem fetischistischen Verhältnis, dessen Existenz nicht bloß mit gewissen Existenzannahmen der subjektiven Wertlehre kollidiert, sondern weit darüber hinaus auch mit denen aller subjektivistisch, also kantianisch orientierten oder inspirierten Erkenntnistheorien, womit auch die Unterscheidung von Erfahrungs- bzw. Realobjekt und Erkenntnisobjekt entgegen der Amonnschen These zumindest im Bereich der sozialökonomischen Theorien hinfällig geworden ist.

Das Ganze dessen, was man, fein säuberlich getrennt, gewöhnlich Preis, objektiven Tauschwert/Wert und »abstrakte«/«ideelle« Rechen- oder Werteinheit nannte, diesen notwendigen Zusammenhang jener Momente der Korrelation charakterisiert Gottl als eine besondere, den Naturwissenschaften unbekannte Dimension der Dinge und nennt sie »wirtschaftliche Dimension« - eine gleichsam vierte, also physikalisch, aber auch im Sinne der Reflexionsphilosophie gar nicht existente Dimension der Dinge. Er gelangt zu der provokanten These, daß die Struktur dieses Ganzen wie die Eigentümlichkeit seiner einzelnen Momente sich für alle einander befehdenden Autoren und Schulen der Nationalökonomie als undurchschaubar erwiesen habe: »Die Zusammenhänge, die sich über die Wirtschaftliche Dimension hinweg durch die Wirklichkeit weben, trotzen ihrer Entwirrung, man vermag sie klar nicht zu entfalten, weil sich das Denken in ihnen dauernd verfängt.«[101] Es ist für Gottl das fachökonomische Denken, das sich vor allem in der Wert- und Preislehre dauernd in Widersprüche und Paradoxien »verfängt«, den »Tatbestand« und die »Ausdrücke >Preis< und »Tauschwert zuschanden gedacht« hat, doch ebenso den Begriff »Kapital«; alle drei Begriffe »starren vor intellektueller Unreinheit«.[102]

Nicht anders steht es um die anderen »Grundbegriffe« wie »Gut«, »Volkseinkommen«, »Volksvermögen«, »Produktion«, »produktiv«/«un-

produktiv«, »Kapitalismus« etc. pp. Ausnahmslos all diese Kategorien erweisen sich diesem Kritiker der Ökonomie als bloß »problemvertretende Worte«. Wenn Gottl-Ottlilienfeld nun weiterhin behauptet, daß es der Ökonomie an einer fundamentalen Fragestellung, an einem *»Grundproblem«*[103] ermangele und deshalb eine Klärung der Grundbegriffe auch gar nicht in Sicht sei, wird man sich sogleich der Kritik Schumpeters und Robinsons erinnern, die Jahrzehnte später zu dem gleichen Resultat gelangen sollten (...) Doch drängt sich die eingangs erörterte Hegel/Marxsche These auf, daß es sich in erster Linie gar nicht um das fachökonomische Denken als solches handelt, das sich »dauernd verfängt« und auch verfangen muß, sondern um dieses in seiner Eigenart als bloß »verständiges« Denken.

Die von Gottl im Kontext seiner Erörterung des »wirtschaftlichen Zirkels« beschriebenen Probleme waren keineswegs unbekannt; doch innerhalb des akademischen Diskurses wurden sie nicht von den Ökonomen, vielmehr von einem Philosophen, von Georg Simmel thematisiert. Eine überzeugende Lösung blieb ihm freilich versagt. Über die Gründe äußerte er sich gegenüber dem Wertphilosophen Heinrich Rickert, daß er über gewisse Paradoxien in dem Verhältnis von Wert und Geld »stöhne und verzweifle (...). Gerade das Allerelementarste (!) macht mir bisher unüberwundene Schwierigkeiten«;[104] diese »Verzweiflung« über die aporetische Struktur des scheinbar Einfachen, Bekannten, »Allerelementarsten« brachte ihn schließlich dazu, auf eine sozialökonomische Lösung des Wert-Geld-Problems zugunsten metaphysischer Wertpostulate zu verzichten; dieser metaphysischen Scheinlösung ist es wohl primär zuzuschreiben, daß seine Geldphilosophie und mit ihr bedauerlicherweise auch sein scharfsinniger Problemaufriß in der Ökonomie nahezu unbeachtet blieben.[105]

Gottls »Wirtschaftliche Dimension«, jener Sachverhalt, der ihm zufolge »von Problemen starrt«, und den er offenkundig als das eigentliche, bislang verkannte Grundproblem der Ökonomie verstanden wissen wollte, erschöpft sich nicht in der Aporie des »wirtschaftlichen Zirkels«; es geht ihm vielmehr darum, daß diese Dimension es ist, die den ökonomischen Objekten erst ihr charakteristisches Gepräge verleiht, sie als ökonomische konstituiert: »Allen diesen Objekten steht ja irgendwie eine Länge zu, oder ein Gewicht, oder eine Temperatur, oder ein Alter. Nun, gar nicht anders heftet sich an diese Objekte (...) eine

charakteristische Zahl vom Sinn einer *geltenden Größe*.«[106] In einer längeren Abhandlung über die Gottischen Problemstellungen beschäftigt Amonn vor allem jenes »Heften« der Zahl an den Objekten, daß sie »gar nicht anders« als physische Eigenschaften sich »anheftet« und seine mehrfach wiederholte Frage lautet: »Wirklich: >*gar nicht anders*<?« Es geht um den »Preis«, der irgendwie den Dingen als eine Eigenschaft zuzuordnen ist, ihnen »anheften« soll. Wir stehen inmitten der Marxschen Lehre vom »Fetischcharakter der Ware und seinem Geheimnis«. Das Allerelementarste, der Preis, erweist sich als ein »mystisches« Phänomen (23/85), die Ware daher als eine »Hieroglyphe« (23/88) und »verrückte Form« (23/90), weil diese Eigenschaft eine logisch unmögliche ist: eine »gesellschaftliche Natureigenschaft dieser Dinge« (23/86), d. h. eine »übernatürliche Eigenschaft« (23/71) natürlicher Dinge. Wir befinden uns in gewisser Weise aber auch inmitten jener »Spitzfindigkeiten« (23/12) der *Preis*formanalyse, die sich offenbar von der Sache her jenen nicht-marxistischen Ökonomen aufgedrängt hatte.

Amonn leugnet nicht schlechthin, daß sich der Preis als »Eigenschaft« anheftet, da es sich aber um Eigenschaften sui generis handelt, gibt er zu bedenken: »Gewicht, Länge, Temperatur, Alter sind (...) alles objektive, den Dingen selbst anhaftende und äußerlich wahrnehmbare Qualitäten. Von dem Tatbestand, den Gottl »Wirtschaftliche Dimension« nennt, gilt das aber keineswegs so unbedingt.«[107] Der Differenz zwischen dem »Anhaften« der physischen und jenem der wirtschaftlichen Eigenschaften war sich Gottl durchaus bewußt; seine korrektere Formulierung des Problems lautete nämlich: es werde mit der Zahl als einer »benannten Zahl«, also »in Mark, Franken usf.« jeder »Einheit einer Güterart ähnlich (!) so eine Erstreckung zugesprochen (...) wie etwa (!) einem körperlichen Dinge mit seiner Länge, seinem Gewicht.«[108] Und daß es sich im Fall der »Wirtschaftlichen Dimension« um keine »äußerlich wahrnehmbare Qualität« handelt, ist Gottl nicht bloß bewußt - er bezeichnet die Erstreckung auch als »transdimensional«, begreift sie im Sinn der Marxschen Kennzeichnung demnach als eine »übersinnliche« Dimension - sondern er dürfte genau hierin ihre »gewaltige Problematik«[109] gesehen haben: eben die einer äußerlich nicht wahrnehmbaren Qualität: drängt sich hier doch die Frage auf, wie eine solche »Qualität«, wie eine übernatürliche, weil gesellschaftliche Eigenschaft dennoch »wahrgenommen« werden kann? Die »ge-

waltige Problematik« der Dimension dürfte Gottl vor allem aber darin gesehen haben, wie man sich jenes »Heften« oder »Anhaften« jener übersinnlichen »Qualitäten« an physischen, sinnlichen Dingen zu denken habe?

Heidegger hatte in einer allgemeineren Fassung diese oder eine doch zumindest verwandte Problematik vor Augen, als er den Wertbegriff der Wertphilosophen[110] Lotze und Rickert problematisierte; hierbei ist zu bedenken, daß Rickert mitunter im Sinne Simmeis diesem Wertbegriff auch den ökonomischen subsumierte: »Was besagt ontologisch Wert? Wie ist dieses >Haften< und Behaftetsein kategonal zu fassen? (...) Dunkelheit dieser Struktur einer Wertbehaftetheit (...). Was besagt denn ontologisch das Sein der Werte oder ihre >Geltung< (...) Was bedeutet ontologisch dieses >Haften< der Werte an den Dingen? (...) Diese Bestimmungen (bleiben) im Dunkel«.[111] Wie steht es mit Simmeis Wertphilosophie, trifft auch ihn die ironischen Wendung Heideggers, daß er die Dinge mit einem Wert »beklebt«[112] sein läßt? Vor allem, wie steht es mit der Ökonomie? Trifft es zu, daß sie die Dinge mit einen Wert und generell mit ökonomischen Prädikaten »beklebt«, so wie man den Brief mit einer Briefmarke beklebt?

Nun hatte schon Carl Menger die subjektive Wertlehre damit begründet, daß der Wert »nichts den Gütern Anhaftendes« sein könne, denn er sei »ein Urteil, welches (...) außerhalb des Bewußtseins nicht vorhanden (ist) (...) Denn das, was objectiv besteht, sind doch immer nur die Dinge.«[113] Menger trägt hier zur Begründung der subjektiven Wertlehre scharfsinnige und schwer widerlegbare Argumente vor, doch er muß selbst einräumen, daß der Wert »uns entgegentritt«; aber nur etwas irgendwie Objektives vermag uns »entgegenzutreten«. Er sei nur eine »Bedeutung«, freilich eine solche, die wir irgendwie »auf die Güter übertragen«; doch wenn sie uns gleichzeitig »entgegentritt«, kann eine solche »Übertragung« allenfalls als das Tun eines »allgemeinen Bewußtseins« verstanden werden.

Neben diesen Paradoxien folgte aus dem Subjektivismus eine weitere, von Mengers Schüler Wieser ausformulierte Konsequenz, daß nämlich auch der »volkswirtschaftliche (objektive) Tauschwert« gar nicht existiere: *»In Wahrheil gibt es* überhaupt keinen »objektiven« Tauschwert (...) (er) ist der übereinstimmende Abschnitt der Wertungen (...) *der Zusammenklang der individuellen Wertungen.«*[114] Es handelt sich hier um

höchst spekulative Annahmen, die gänzlich ungeeignet sind, das Gegenteil dessen, was *»es in Wahrheit gibt«,* nämlich den »objektiven« oder notwendigen *Schein* abzuleiten, den Schein[115] eines uns als ein Objektives »entgegentretenden« volkswirtschaftlichen Tauschwerts. So vermochte jenem radikalem Subjektivismus nicht einmal der andere Menger-Schüler, Böhm-Bawerk, zu folgen; definiert dieser doch den objektiven Tauschwert - »das volks- und sozialwirtschaftliche Wertphänomen per eminentiam« - als »Fähigkeit eines Gutes«, nämlich als seine *»Tauschkraß«,* die »den Gütern als Eigenschaft beizulegen« ist"[6], mithin als ein irgendwie Objektives, etwas ihnen Anhaftendes. Die sog. Wertungen der Subjekte mögen ihre Größe betreffen, doch nicht das bloße Dasein dieser sich »anheftenden« Eigenschaft. Formuliert etwa Joan Robinson, jede »tauschbare Ware stellt gleichzeitig sich selbst und ein bestimmte Menge Kaufkraft dar«[117], so ist diese einem Gut anheftende abstrakte »Kraft« oder Kraft-»Menge«, die sich nie und nimmer aus Wertschätzungen ableiten läßt, von der »Tauschkraft« Böhm-Bawerks, seinem »objektiven Tauschwert« nicht zu unterscheiden.

Der junge Schumpeter folgte darin seinem Lehrer Wieser, daß es »keinen »objektiven« Wert mehr geben« könne: »Er *scheint* (!) nur ein solcher zu sein«;[118] später drängte sich ihm die Objektivität dieses Scheins so massiv auf, daß er unbekümmert seines früheren Subjektivismus sich gelegentlich einer ganz fetischistischen Sprache bedienen sollte: er kennt jetzt eine »Wertübertragung«, die bewirke, »daß nirgends auf dem Wege ein Stück (!) Wert hängen (!) bleibt«, es gibt »Wertmengen«, die sich an Produkte »heften«(!) und an ihnen »haften« (!).[119]
Offenbar hatten Böhm-Bawerk und Schumpeter wie alle Ökonomen, die im schreienden Widerspruch zu ihrer subjektiven Wert- und Preistheorie dennoch einem makroökonomischen Objektivismus huldigen, den prinzipiellen Einwand Mengers gegen den »objektiven« oder makroökonomischen Wert gar nicht verstanden; Wieser gab ihm eine klar umrissene Fassung und zugleich eine anschauliche Formulierung: da dieser Wert »als subjektive Erscheinung Realität nicht haben soll und doch als Naturerscheinung Realität nicht haben kann, (ist er) im Widerspruch mit all dem, was wir über die Dinge zwischen Himmel und Erde zu denken gewohnt sind«.[120]

Wieser zieht hieraus die herausfordernde Konsequenz, der makroökonomische oder »objektive« Wert sei »sinnlos« (!); er fügt dieser Er-

klärung jedoch eine scharfsinnig und plastisch formulierte Einschränkung hinzu: er ist sinnlos, es sei denn, wir würden »eine neue(!) Ordnung zwischen (!) den physischen und den psychischen Erscheinungen annehmen. (...) Ist dies nicht der Fall, so ist es uns unmöglich, ihn ohne Widerspruch mit unseren übrigen Denken vorzustellen.«[121] Wie wir noch sehen werden, ist Menger selbst letztlich unschlüssig, doch Wieser und mit ihm der Hauptstrom der Ökonomie verharren in der tief verwurzelten, meist unreflektierten Überzeugung, daß man sich jenseits dieses dem klassischen Dualismus von Denken und Sein verwandten Dualismus von Physischen und Psychischen - das Psychische der Wert*empfindung* führt zu einen Wert*urteil*, also einem Akt des Denkens - ein Drittes, eine »neue Ordnung« eben nicht vorzustellen vermag. Das sollte sich bald als Irrtum erweisen, denn auf den Spuren Bolzanos und Lotzes postulierten Simmel und Frege die »Existenz« eines solchen Zwischenreichs, eines »dritten Reichs«[122] - die Simmelsche *Philosophie des Geldes* war freilich nicht dazu angetan, dieses Philosophen! auf sozialphilosophischem Gebiet zu bewähren. Dennoch zeichnet sich im Negativen zweifellos eine gemeinsame Problemstellung zwischen Marx und Simmel ab: der logische Ort von Wert und Geld ist nur »jenseits (...) der objektiv-äußeren oder subjektiv-seelischen Existenz (...) jenseits des subjektiven Seins (...) aber auch jenseits des objektiven Seins«, eben in einem »dritten Reich (...) jenseits (!) von Subjekt und Objekt« lokalisierbar.[123]

Es geht hierbei nicht bloß um die Denkmöglichkeit des marxistischen und weit darüber hinaus gerade eben auch des makroökonomischen Objektivismus - im Sinn eines konsequenten Subjektivismus insistierte Robert Liefmann unerbittlich auf diese anti-makroökonomische Konsequenz - sondern womöglich um die Denkmöglichkeit selbst der Preistheorie, damit des nationalökonomischen Objekts überhaupt: jedenfalls dann, wenn man der nationalökonomischen Mehrheitsmeinung folgt, die wie Simmel die Position einnimmt: »Der Preis fällt seinem begrifflichen Wesen nach mit dem ökonomisch objektiven Werte zusammen«.[124] Es ist hier nicht der Ort dieser kontrovers gebliebenen These nachzugehen; doch ihre Plausibilität liegt auf der Hand: fasse ich den Preis als »Kauf«- oder besser »Tauschkraftmenge«, so komme ich schwerlich umhin, der paradoxen Aussage zu entgehen, daß der Preis qua Wert irgendwie an den Dingen »haftet« und gar an ihnen

»klebt« (Heidegger) wie ein Kaugummi an den Zähnen. Das Menger/Wiesersche Argument könnte sich als ein Bumerang, nämlich als genaues Indiz der Denkunmöglichkeit auch der subjektiven Wert- und Preislehre erweisen.

Simmel schien sich ganz im Klaren darüber gewesen zu sein, daß seine Problemstellungen die Bedingungen der Möglichkeit einer nationalökonomischen Wissenschaft überhaupt betreffen. Wie Marx und später auch Amonn und Gottl den Preis als eine unreflektierte und quasi-apriorische »Voraussetzung« der Ökonomie verstanden hatte, so konstatiert auch Simmel: »In der empirischen (!) Wirtschaft pflegen die Dinge (...) längst mit dem Wertzeichen versehen zu sein, wenn sie in den Tausch eintreten.«[125] Je schon, quasi-apriorisch »haftet« ihnen ein Preis, ein Wertzeichen eben, an, treten die wirtschaftlichen Dinge dem Preistheoretiker als je schon konstituierte gegenüber. Schumpeter vergleichbar, bloß reflektierter, analysiert Simmel hier auf der »Ebene des sachlich-logischen, nicht des historisch-genetischen Verständnisses« (ebd.); und ähnlich Amonn, bloß reflektierter, fragt er hier nicht nach den quantitativen Bestimmungsgründen des Preises, sondern nach den Bedingungen seiner Existenz.

Wie Simmel bejaht auch Amonn die Möglichkeit einer »neuen Ordnung« der Dinge; und im Unterschied zu Wieser sieht er sie in der Ordnung der ökonomischen Dinge längst schon realisiert: »Der Begriff der Realität hat eben in den Sozialwissenschaften einen ganz anderen (!) Sinn, als in den Naturwissenschaften. In diesen gilt nur das sinnlich Erfahrbare als Realität, die Sozialwissenschaften haben es aber mit einem Objekte zu tun, das selbst überhaupt nicht (...) sinnlich erfahrbar (...), lediglich *gedanklich erfaßbar* ist.«[126] Amonn gelangt hierbei zu der für einen Kantianer gewiß frappierenden Feststellung, daß wir es in der Ökonomie zwar mit »sehr realen Dingen« zu tun haben, obwohl »sie nicht mit Händen greifbar sind und weder mit den Augen gesehen, noch mit den Ohren gehört werden können«.[127] Es ist vor allem deshalb eine wagemutige These, die Existenz solcherlei paradoxer Entitäten zu behaupten, weil sich sogleich die Frage aufdrängt, ob wir es hier mit einem »Erfahrungsobjekt« zu tun haben oder mit seinem Gegenteil, mit einem »Erkenntnisobjekt«? Und man wird sich weiterhin fragen, was hier die Objektivität des Objekts ausmacht, wenn es sich offenkundig nicht um die eines physischen Objekts handeln soll?

Während Amonn bloß im Widerspruch zu seinen eigenen methodologischen Intentionen zu dieser bemerkenswerten Erkenntnis der Ökonomie als einer Realität sui generis sich durchzuringen vermochte - und wie sich zeigen wird, sollte und mußte er sie bald wieder vergessen - gelten Simmeis verzweifelte Anstrengungen dem ihm letztlich mißlungenen Versuch, den philosophischen Begriff dieser von den MakroÖkonomen unreflektiert bejahten, methodologisch jedoch verneinten neuen Ordnung der Dinge zu erarbeiten.

Simmel stimmt Menger und Wieser zwar darin zu, daß der Wert keine »Eigenschaft«, sondern »ein im Subjekt verbleibendes Urteil« sei, doch geht er im Widerspruch zu diesen strikten Subjektivisten davon aus, daß er doch in einer gewissen Weise am Objekt »haftet«; es »besitzt« die »Form« des Werts qua »Forderung oder Anspruch«, es *»verlangt* (...) anerkannt zu werden«;[128] das Bewußtsem finde ihn »als eine Tatsache vor«. So »bleibt der Subjektivität des Werts« nur die »negative« Bedeutung: »daß der Wert nicht in demselben Sinn an den Objekten selbst haftet wie die Farbe oder die Temperatur«, »weder der tiefere Sinn und Inhalt des Wertbegriffs, noch (...) die praktisch-sozialen, an ihn geknüpften (...) Gestaltungen sind mit seiner Zuweisung an das >Subjekt< irgend zulänglich begriffen«, die »Subjektivität« sei »etwas bloß Vorläufiges und eigentlich nicht sehr Wesentliches«,[129] womit Simmel den Geltungsanspruch der subjektiven Wertlehre verneint hat. Unter dem Aspekt des Objektiven formuliert Simmel diesen Gedanken auch so: »wenn der Wert eines Gegenstandes auch nicht in demselben Sinne objektiv ist wie seine Farbe oder seine Schwere, so ist er darum noch keineswegs in dem *dieser* Objektivität entsprechenden Sinne subjektiv (...). Das praktische Verhältnis zu den Dingen (...) erzeugt eine ganz andere Art von Objektivität«, »wirtschaftliche Objektivität«.[130]

Es geht ihm um genau jene von Menger zwar gesehene, doch nicht begriffene Paradoxie, daß tatsächlich so etwas wie eine »Objektivierung des Werts«[131] stattfindet: »die subjektiven Vorgänge (...) objektivieren sich im Werte«, der »Willens- und Gefühlsinhalt erhält die Form des Objekts«;[132] der subjektiven Wertlehre stellt sich so die innerökonomisch unlösbare Aufgabe, die »Objektivation der Vorstellungen« zu erklären, ihre »Heraussetzung in eine uns gegenüberstehende Existenzform«[133] mit dem Resultat, daß wir einem »Reich von Werten«, einem

»objektiven Reich gegenüberstehen« - Marxens »objektiver Welt der Werte« (42/368) - nämlich dem homogenen Sozialprodukt sowie dem Geldvolumen und dessen Bewegung. Die »Objektivität« des Werts, damit sein dinglicher Charakter, nämlich sein »Haften« an einem Ding, ist bloß die Kehrseite des unbestreitbaren »Hinausgehens seiner Gültigkeit über das Einzelsubjekt«,[134] also der unbestreitbaren, die Ökonomie als *Sozialökonomie* erst konstituierenden Tatsache, daß der »Wert übersubjektiv, überindividuell ist«.[135]

Und ebenso wie Marx erkennt Simmel, daß das Problem der *über*-individuellen und eben daher »*über*sinnlichen« Seinsweise der nationalökonomischen Größen - ihr Sein als »gesellschaftliche Natureigenschaften« oder »*über*natürliche Eigenschaften« der natürlichen Dinge - nur in seiner Verschlingung mit einem anderen Problem lösbar ist, dem des »objektiven Füreinanderseins«[156] der Dinge, ihres »Ineinanderverwachsenseins«[137] dergestalt, daß »aus dem Nebeneinander der Dinge ein Mit- und Füreinander«[138] geworden ist; diese von Simmel »Wertform« (!)[139] genannte Relation - eine »substanzgewordene Relativität« (!)[140] oder ein »überpersönliches Verhältnis zwischen Gegenständen«[141] - ähnelt strukturell Marxens »Wertform«, die bekanntlich als »gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen« (23/86) definiert worden ist, präziser als ein »Verhältnis der Dinge unter sich« (26.3/127), das eine objektive, selbstbezügliche und reale Relation darstellt, also eine nicht bloß für den Kantianer unmögliche Relation.[142]

Wie wenig die Problematik der »wirtschaftlichen Objektivität« von Wiesers Schüler Schumpeter verstanden worden ist, zeigt seine Polemik gegen die angeblich »sinnlose Kontroverse« zwischen »subjektiver« und »objektiver« Wert- und Preistheorie; Schumpeters groteskes Mißverständnis wiederholte sich in den Polemiken heutiger Walrasianer gegen die Marxsche Arbeitswerttheorie. Er berief sich darauf, daß die »subjektive« Theorie »immer auf »objektive« Fakten (Daten)« rekurrieren müsse, weshalb jede »subjektive Theorie auch objektiv« sei;[143] in der Zeit vor seiner selbstkritischen Revision der quantitativen Fehlinterpretation der Marxschen Arbeitswertlehre - dies geschah erst in seinen letzten Lebensjahren - folgerte er hieraus, daß auch diese wie jede »objektive« Werttheorie als ein Spezialfall der Walrasianischen Preistheorie zu behandeln sei. Diesem Fehlurteil liegt letztlich ein Kategorienfehler zugrunde, die Identifizierung von »objektiv« im Sinn von

»zweiter« und »erster Natur«, die Unfähigkeit, die eigentümliche Seinsweise des ökonomischen Objekts auch nur in den Blick zu bekommen.

Schumpeter und seine modernen Anhänger vergessen, daß gerade Wieser die von ihm als denkunmöglich geleugnete Existenzmöglichkeit des »objektiven Wert« der Arbeitswerttheorie den »physischen Erscheinungen«, damit auch den walrasianischen »Daten« - physische Mengen und technische Relationen - entgegengesetzt hatte; und Simmel hatte dieses Problem dahingehend präzisiert, daß die »Objektivität« des Werts der Sache »nicht in demselben Sinne objektiv ist wie seine Farbe«; wenn Amonn nun die ökonomische »Realität« dahingehend von der naturwissenschaftlichen abgrenzt, daß sie »weder mit den Augen gesehen, noch mit den Ohren gehört werden« könne, so bestreitet er ebenfalls die Gleichsetzung der Objektivität des »objektiven Werts« mit der Objektivität der physischen Dinge bzw. Daten; das von Menger und Wieser aufgeworfene Problem besteht eben darin, daß hier eine »Objektivität« vorliegen soll, die sinnlich nicht wahrnehmbar ist - Marxens »gespenstige« oder »abstrakte Wertgegenständlichkeit«.

Was bei Simmel und anderen Ökonomen *»Objektivierung«* heißt, bezeichnet Marx als *»Vergegenständlichung«* - gelegentlich verwendet er beide Termini synonym.[144] Und es ist primär dieser überindividuelle, »hinter dem Rücken« der Individuen sich vollziehende Prozeß, dem von Anfang an Marxens eigentliches Interesse gilt: »Die Vergegenständlichung des allgemeinen, gesellschaftlichen Charakters der Arbeit (und darum (!!) der Arbeitszeit, die im Tauschwert enthalten) macht eben ihr Produkt zum Tauschwert«. (42/101) »Die Verhältnisse der Privatarbeiter zur gesellschaftlichen Gesammtarbeit *vergegenständlichen* sich ihnen gegenüber (!)«. (II.5/47)

Wie man sieht, geht es Marx primär um die Genesis des ökonomischen Gegenstandes, um seine »Gegenständlichkeit«, seine Konstitution; und allein deshalb, weil die Arbeit mit ihren »allgemeinen« Eigenschaften als ein geeignetes Konstituens ins Auge gefaßt werden kann, kommt sie auch als immanentes Maß und Regulator für die quantitativen Austauschverhältnisse in Frage; das Problem der Bestimmung dessen, was die akademische Ökonomie relative Preise nennt, ist für Marx sekundärer Natur; als vorrangig gilt jetzt jene Frage, die der Ökonomie tabu geblieben ist, die nach der »Gegenständlichkeit« des

Preises, des Umstandes, daß er als »gesellschaftliche Natureigenschaft« eines Dings uns »gegenübersteht.

Diese Gegenständlichkeit der Ware, ihre »gespensterhafte *Werthgegenständlichkeit* ist (...) nicht wahrnehmbar« (II.6/7), ist also eine »abstrakte Gegenständlichkeit«. (II.6/12) Hiermit ist jenes Hauptproblem der metaökonomischen Begriffsbildung gegeben, das in der akademischen Literatur erstmals von Simmel erkannt und als das der »realen Abstraktion« bezeichnet worden ist. Es handelt sich also um kein durch die Arbeitswerttheorie produziertes Problem, sondern stellt sich auch und gerade für jene, die wie Simmel vom subjektiven Wert ausgegangen sind: »der objektive (!) und oft genug auch das Bewußtsein des Einzelnen beherrschende Vorgang abstrahiert sozusagen davon, daß es Werte sind, die sein Material bilden, und gewinnt sein eigenstes Wesen an der *Gleichheit* derselben (...), so (daß) nicht nur die Betrachtung der Wirtschaft, sondern die Wirtschaft selbst sozusagen in einer realen Abstraktion (...) besteht«.[145]

Obwohl Marx einmal sogar denselben Terminus verwendet - die »Abstraktion«, die »täglich vollzogen« wird, ist eine »reelle« und sie *»existiert«* in der »Durchschnittsarbeit« (13/18) - und bei ihm dem »Kapital im allgemeinen«, einer »Abstraktion (...), eine *reelle* Existenz« (42/362) zukommt, hat es nicht bloß die akademischen Ökonomie, sondern selbst die marxistische vorgezogen, sich hierüber auszuschweigen. Die erste, freilich auch erst nahezu fünfzig Jahre nach dem *Kapital* erschienene Arbeit, in der jene »reelle« und »existierende Abstraktion« als das eigentliche Zentralproblem der Marxschen Fetischismusanalyse, d. h. der Analyse des »sinnlich übersinnlichen Dings«, erkannt worden ist, blieb in der akademischen wie in der marxistischen Literatur gänzlich unbeachtet;[146] erst wieder bei Adorno - angeregt durch Sohn-Rethel - gewinnt das in der Ökonomie ausnahmslos auch weiterhin tabuisierte Problem der »Realabstraktion« einen systematischen Stellenwert.

Was die Ökonomie nicht weiß, das tut sie bewußtlos, und gelegentlich spricht sie es sogar aus. Wenn die Wäre etwa von Böhm-Bawerk als »Tauschkraft«, von Robinson als »Kaufkraftmenge«, die Ware qua Kapital von Amonn gar als Repräsentantin einer »abstrakten Verfügungsmacht«[147] gefaßt wird, so korreliert diesen Begriffen eine »reale Abstraktion« von den Gebrauchswerten; sind diese »Mächte« und »Kräfte«, zumal die »Mengen« hiervon, doch als homogene und somit

»abstrakte« verstanden, gleichgültig ob dieses Attribut verwandt wird oder nicht. Mit der ausdrücklichen Kennzeichnung der »Gegenstände als abstrakter Größen«[148] ist nur ausformuliert, freilich nicht gedacht worden, was mit jenen anderen Begriffen - besser Analogien, Gleichnissen, »problemvertretenden Worten« - bewußtlos intendiert wird: die vierte, die »Wirtschaftliche Dimension«.

Die Beschreibung ihrer wichtigsten Eigentümlichkeit als derart obskure »Dimension« führt Gottl nun in intimste Nähe zu jenem Begriff, den er wie Simmel und Amonn selbst um den Preis grotesker Fehldeutungen der Arbeitswerttheorie zu umgehen sucht: Marxens »Wert überhaupt« im Sinne einer »qualitativen Gleichheit« (23/76) oder »abstrakten Gegenständlichkeit« der Waren, des Werts also nicht als Gravitationsmittelpunkt von Preisen - nur in dieser reduzierten Gestalt kennt ihn die akademische Ökonomie, insbesondere der Neoricardianismus - sondern als »Wirtschaftliche Dimension« der ökonomischen Größe, die sich auch und gerade als Inbegriff der objektiven Äquivalenz erweist: »Äquivalenz, als sozusagen *paradoxe* Gleichheit; die Dinge *sind* zwar verschieden voneinander, aber im bestimmten Verhältnis (...) *erachtet* man sie trotzdem für gleich (...) paradoxe, der Ungleichheit *abgetrotzte* Gleichheit (...) Gleichheit trotz sachlicher Ungleichheit (...) Äquivalenz (...) als Gleichsetzbarkeit trotz Verschiedenheit«.[149] Die »paradoxe Gleichheit« oder Amonns »objektive Gleichartigkeit« ist die metaökonomische Bedingung der Möglichkeit, ökonomische Größen nicht bloß skalieren, sondern auch addieren und auf makroökonomischer Ebene Gleichungen zwischen monetären und realen Größen statuieren zu können. Eine weitere, auch von Simmel beschriebene Eigentümlichkeit der vierten Dimension demonstriert ihre intime Verwandtschaft auch zur Marxschen Wert*form:* »Verhältnis der >*Wechselwertigkeit*< (...), indem sich (!) das Eine je (!) auf das Andere als dessen >Wert< bezieht. Zur »Gleichwertigkeit« aber, zur Äquivalenz, da gehört die Vorstellung von jenem, in beiden Objektmengen enthaltenen *Gleichen* (...) Verfügungsmacht«.[150]

Während Marxens Formanalyse im Anschluß an Hegels Analyse des Kraftbegriffs vor allem im dritten Kapitel der *Phänomenologie des Geistes* den Versuch unternimmt, den ökonomischen *Kraft*begriff zu präzisieren - mittels der Kategorie »Verdopplung« - findet sich ebensowenig wie bei Amonn auch in der Gottischen Untersuchung nicht einmal

ansatzweise der Versuch, jene selbstbezügliche und reale Relation, sowie dieses »problemvertretende Wort« von einer sozialen »Macht«[151] oder »Kraft«, die an einem Dinge »haftet«, begrifflich zu entwickeln. Dies Problem des »Haftens« läßt sich auch so ausdrücken: wie hat man sich das Enthaltensein, die »Anwesenheit« des Einen, Gleichen, Homogenen und Abstrakten im Anderen, nämlich dem Vielen, Verschiedenen, Heterogenen und Konkreten zu denken? Offenbar haben wir es hier schon, also im Bereich der Waren, mit einer bestimmten Modifikation des Umversalienproblems zu tun;[152] ein Problem schon der Werttheorie, nicht erst der Geldtheorie. Dies haben jene wenigen Autoren übersehen, deren Rang doch darin liegt, überhaupt seine nationalökonomische Relevanz erkannt zu haben; allerdings begrenzten sie es sogleich aufs Monetäre und verkannten seine universale Bedeutung. So von Simmel: das Geld »ist die Sonderverwirklichung dessen, was den Gegenständen als wirtschaftlichen gemeinsam ist (...), universale ante rem wie in re wie post rem (...), es ist die Greifbarkeit des Abstraktesten, das am meisten seinen Sinn in der Ubereinzelheit hat«.[153]

Gottl hat Ähnliches formuliert, doch die wichtigste Frage scheint mir darin zu bestehen, ob das Universalienproblem primär auf der werttheoretischen Ebene anzusiedeln ist oder nicht. Es muß nämlich bedacht werden, daß wohl nur auf der Basis der arbeitswerttheoretischen Synthesis von besonderer, konkreter und allgemeiner, abstrakter Arbeit sinnvollerweise - nämlich gesellschaftstheoretisch und nicht bloß metaphysisch begründbar - von einem »universale in (!) re«, einem Allgemeinen »im« Besonderen bzw. Einzelnen sprechen läßt. Im sozialökonomischen Bereich haben wir es mitnichten mit jenen klassischen Problemen des platonischen Chorismos zu tun, jenem raumzeitlichen »Auseinander von sinnlichem Ding und übersinnlicher Idee«,[154] geht es nicht um die »Differenz von essentia und res«,[155] um das »intelligibile in sensibili«[156] oder umgekehrt des Dings »als Manifestation inkarnierter Ideen«.[157]

Es geht gar nicht um den Gebrauchswert als »sinnliches Ding«, das als »Abbild« einer Idee, eines »Übersinnlichen« in der Weise begriffen werden soll, daß es von diesem »Übersinnlichen« in seiner Erkennbarkeit und seinem Sein konstituiert wird. Der Gebrauchswert »partizipiert« mitnichten am Wert als einem ewigen, jenseitigen, womöglich göttlichen »Urbild«. Wird die Ware qua sinnliches Ding konsumiert,

verschwindet auch ihr »Übersinnliches«, ihr Wert. Weil dieser vom Gebrauchswert abhängig ist, das »Übersinnliche« im ökonomischen Bereich also vom Sinnlichen, kann die ökonomische Gestalt des »Übersinnlichen« unmöglich einer ontologischen gleichgesetzt, der Wert der Ware unmöglich als platonische Idee verstanden werden.

Dennoch ist die sozialökonomische Transformation des Universalienproblems keineswegs eine bloß bizarrer Einfall eines Philosophen; so konstatiert auch der namhafte Geldtheoretiker Eduard Lukas die geldtheoretische Relevanz des Universalienproblems: »Im Geldzeichen wird (...) - (...) so paradox es klingen mag - *abstrakter wirtschaftlicher Wert* zu realer Erscheinung gebracht. Und das Geld >als Geld< *ist* nunmehr solcher wirtschaftlicher Wert schlechthin: Während sonst der (...) Wert eines Gebrauchsgutes als *konkreter* wirtschaftlicher Wert an die Voraussetzung seines (...) Gebrauchswertes (...) anknüpft und an diesen gebunden erscheint«. Und in der zugehörigen Fußnote deutet er die philosophische Implikation dieses geldtheoretischen Befunds in einer Weise, die mit der Geldphilosophie Simmeis ganz übereinstimmt: »Eine nachdenkliche Angelegenheit für so manche, die (...) dem >Abstrakten<keinerlei Art von Existenz zubilligen möchten.«[158]

Die von Wieser verworfene »neue Ordnung« der Dinge, die im Widerspruch zu allem stehe, was wir »zu denken gewohnt« sind, ist demnach in Gestalt des Geldes als eines nicht bloß gedachten, sondern auch existierenden Abstrakten längst schon vorhanden, ein »universale in (!) re«. Wiederum stellen wir die Ammonschen Frage nach jener sozialökonomischen »Realität«, die einen »ganz anderen Sinn« haben soll als die naturwissenschaftlich konstatierbare. Ist das Geld ein »Erfahrungs«- oder ein »Erkenntnisobjekt«? Und diese Frage spitzt sich jetzt dahingehend zu, daß mit Simmel, Amonn, Max Weber und Rickert zu fragen ist: was hat man unter »objektiv« im Kontext der neukantianisch inspirierten Unterscheidung von ökonomischem Erfahrungs-»Objekt« und Erkenntnis-»Objekt« zu verstehen?

Die Unterscheidung soll sowohl für Natur- wie für Sozialwissenschaften gelten; doch ist es nicht so, daß hier unter »Objekt« ebenso wie unter »Realität« jeweils Grundverschiedenes gedacht wird? Ist es nicht so, daß der Objektivität des sozialwissenschaftlichen »Objekts« der Erfahrung wie der Erkenntnis ein ganz anderer Sinn zukommt als der des naturwissenschaftlichen? Mit Simmeis Worten: wenn das öko-

nomische »Objekt« unmöglich »in demselben Sinn objektiv« sein kann, welche Konsequenzen hat das für die Unterscheidung von »Erfahrungs«- und »Erkenntnisobjekt«? Wird sie nicht überhaupt hinfällig, wenn Amonn sich an seine eigene These hält, daß die »Realität«, also auch das »Objekt« im sozialökonomischen Bereich einen »ganz anderen Sinn« hat? Wird damit nicht dies behauptet, was der Unterscheidung von Erfahrungs- und Erkenntnisobjekt generell den Sinn entzieht, daß nämlich das vorgegebene Material keineswegs eine chaotische, unstrukturierte Mannigfaltigkeit darstellt, sondern ein an sich strukturiertes, daß diese Unterschiede somit reale sind? Würde Amonn also zugestehen können, daß mit dem Geld die von Simmel aufgezeigte Universalienproblematik auftritt, also schon das »Erfahrungsobjekt« an sich und »objektiv« gegliedert ist in Allgemeines und Einzelnes? Als Neukantianer kann er es um keinen Preis, weil auch unter diesem Aspekt die prinzipielle Differenz von Erfahrungs- und Erkenntnisobjekt hinfällig geworden wäre.

An einem anderen Aspekt des Geldproblems, dem Problem der realen Relation von Ware und Geld, zeigte sich ebenfalls die ganze Haltlosigkeit der neukantianischen Begriffsbildung. Es geht um folgendes: Wenn es auf Marxens und Simmeis »objektives Füreinandersein« der Dinge gar nicht ankommen darf, vielmehr im Max Weberschen Sinn »nicht die *sachlichem* Zusammenhänge der *>Dinge<*, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der Probleme« das sozialökonomische »Erkenntnisobjekt« bilden sollen, dann ergibt sich daraus, daß auch der »sachliche Zusammenhang« von Ware und Geld auf globaler Ebene, kurzum: von Warenströmen/Handelsvolumen und Geldströmen/Geldvolumen, d. h. die Verkehrsgieichung, als legitimes »Erkenntnisobjekt« nicht in Betracht kommen kann. Weil Amonn diese absurde Konsequenz der neukantianischen Begriffsbildung gespürt haben dürfte - man erinnere die Weber-Kritik Adornos bekennt er sich zwar einerseits zum methodologischen Credo Webers - schließlich liegt es seiner Dichotomisierung des Objekts zugrunde -, doch entwickelt er andererseits - der Sache im Widerspruch zur eigenen Methode Rechnung tragend - diametral entgegengesetzte Thesen. So definiert er den Unternehmer als denjenigen, der seine »Verfügungsgewalt über (...) konkrete Verkehrssubjekte wieder in *abstrakte*, durch Geld repräsentierte Verfügungsmacht umwandelt«.[159]

Diese »Umwandlung« - meist »Metamorphose« genannt - ist freilich ein klassisches Beispiel für einen »sachlichen Zusammenhang der Dinge«, einer realen Relation: die Ware verhält sich zum Geld als ein Umwandlungsfähiges und das Geld zu ihm als ein Resultat seiner Umwandlung. Das Konkrete steht hier dem Abstrakten nicht gleichgültig gegenüber, sondern existiert nur in Bezug auf es, wie auch umgekehrt das Abstrakte nur in seiner objektiven, realen Relation zum Konkreten existiert. In krassem Widerspruch zum neukantianischen Postulat gelangt Amonn daher zu einigen erstaunlichen Thesen: »eine bestimmt geartete Verknüpfung (!!) von Dingen (...) in einem bestimmt gearteten sozialen (!) Zusammenhang (ist), worauf es in der Nationalökonomie ankommt«; - »eine *äußere, von persönlichen Zuständen unabhängige Beziehung von Dingen aufeinander«;* - »der Preis (...) ist eine *objektive* (!!) Kategorie und enthält logisch nichts Subjektives« »das *logisch Frühere* und *Ursprüngliche* (ist) das *objektive soziale Wertphänomen«.*[160]

Dies alles sind sehr treffliche Feststellungen, die hart an der Grenze der subjektiven Wertlehre lokalisiert sind und innerhalb des subjektiven Hauptstroms der akademischen Ökonomie allenfalls noch bei Zwiedineck und Karl Elster zu finden sind. Marx hätte diese Sätze vorbehaltlos in sein Fetischkapitel übernehmen und zur Begründung einer objektiven Wertlehre auswerten können. Allerdings findet sich bei Amonn nirgendwo der Versuch, den Begriff der »objektiven Kategorie« zu präzisieren; nämlich die Bedeutung von »objektiv« zu bestimmen und den Sinn von »Kategorie« im Verhältnis zu den Begriffen »Erfahrungs- und Erkenntnisobjekt« zu klären. So geschah es denn, daß Amonn diese provokante Thesen über die *»soziale* Beziehung der Dinge«[161] im Sinn einer *»objektiven* Kategorie« sogleich wieder abschwächen, ja sogar ins Gegenteil verkehren konnte. Der »Preis« - jene überaus komplizierte Struktur, von der die nationalökonomischen Preistheorien nichts zu berichten wissen - sei »nicht eine bloß äußere technische (?!) Relation zwischen Gütern (...), sondern seinem eigentlichen Wesen nach eine *innere Relation der beiden tauschenden Individuen zum (...) Objekte.* Diese innere Relation ist das eigentlich Soziale (...), die äußere Relation der (...) Objekte ist nur der *Ausdruck* für diese innere Relation.«[162]

Wie man hier sieht, entpuppt sich der »Preis« dem akademischen Ökonomen als etwas höchst Mystisches, sobald er als »Form« themati-

siert wird; bei Amonn ist nichts darüber zu erfahren, wie sich diese Thesen zu seinen obigen verhalten. Eine ähnliche Konfusion und etwas der Dichotomisierung des ökonomischen Objekts obendrein unmittelbar Widersprechendes findet sich auch in dem folgenden Zitat, wo er die »Form« der Ware, d. h. der Ware-Geld-Relation thematisiert: »>Ware< ist (...) ein Verkehrsobjekt, insofern als es *Kapital,* d. i. (...) abstrakte individuelle Verfügungsmacht (...) *repräsentiert, d. h. (!) in die Geldform umgewandelt werden kann.* Ohne Beziehung auf Geld ist der Begriff (?!) der Ware nicht denkbar. Die beiden Begriffe (?!) Geld und Ware stehen in einer notwendigen logischen Beziehung, sind *Korrelatbegriffe.* Ein Verkehrsobjekt ist >Ware< wenn sich dafür (...) ein (...) Geldbetrag substituieren läßt, ohne die Bedeutung (!!) des Verkehrsobjekts zu ändern. Die Ware ist also, wie das Geld (...) eine *besondere Form (...)* abstrakter Verfügungsmacht oder Kapitales«.[163]

Einmal ist von »Ware« im Sinne jener nationalökonomischen »Realität« die Rede, die »nicht sinnlich erfahrbar« ist, von der »Ware« als »Repräsentation« einer sozialen, freilich »abstrakten«, aber dennoch in Konkretes wandlungsfähigen »Macht«, die als solche kein Begriff sein kann, sondern existieren muß - kurzum: präzisiert er, was er als *»soziale* Beziehung der Dinge« und *»objektive* Kategorie« bezeichnet hatte, und es handelt sich offenbar um ihre Fähigkeit zur »Umwandlung«, d. h. zur Metamorphose. Doch schon im nächsten Satz wird aus der realen Relation eine notwendige logische Beziehung und aus dem »Realen« etwas Begriffliches. Es soll sich um »Begriffe« handeln, die in einer »notwendigen logischen Beziehung« stehen - eine Behauptung, die der Simmelschen These von der »Relativität zwischen den Dingen« statt zwischen Begriffen entgegensteht, der These von der »Lebendigkeit« ihrer realen »Wechselwirkung«; im dritten Satz verwandelt sich der subjektive Begriff unter der Hand in einen objektiven bzw. das Ding in eine objektive »Bedeutung«, also in ein sinnlich übersinnliches; im vierten schließlich findet die Rückverwandlung des Begriffs in ein Reales statt, in eine »besondere Form« nämlich, die als eine per se *reale* Erscheinungsform eines realen Dritten, des Kapitals, sich kaum noch als »Begriff« mißverstehen läßt.

Diese permanente Vertauschung von Logischem und Realem beruht keineswegs auf verunglückten Formulierungen, denn Amonns Deutung eines anderen Verhältnisses, dessen von »Preis« und »idealem

Preismaß«, enthält denselben Übergang von der logischen Ebene zur realen, charakterisiert er es doch einmal als ein Logisches, dann wieder als Reales: es ist von einer »gegenseitigen logischen Bedingtheit« dergestalt die Rede, daß der eine »Begriff« (!) notwendig mit dem anderen »entsteht und besteht«.[164] Es versteht sich, daß subjektiven Begriffen eine solche objektive Seinsweise mitnichten zukommt; tatsächlich soll das »ideale Maß« mehr als ein »Begriff« sein, wird ihm doch die Aufgabe zugesprochen, etwas Objektives zu bewirken: es »konstituiert (!) (...) Gleichartigkeit«[165] damit aber sozialökonomische Objektivität.

Diesen Kontaminationen von Logischem und Realem im Kontext der Geldtheorie dürften vor allem zwei ungelöste Probleme zugrunde liegen. Einmal geht es um das Problem eines »Dritten«, dessen »Realität« von einer anderen Beschaffenheit sein muß als die physische, und offenbar besteht die eigentümliche Struktur dieses »Dritten« darin, daß es vom »Begrifflichen« nicht durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt ist, weil es als existierendes Allgemeines ein Logisch-Reelles ist. Die ökonomische Realabstraktion impliziert die Notwendigkeit - worauf besonders Adorno insistiert -, »Begriffliches« der Realität »zuzurechnen«, allerdings nicht der Realität überhaupt, sondern der »gesellschaftlichen«. Die gesellschaftstheoretische Analyse des ökonomischen Objekts besteht gerade auch darin, daß man »Begriffliches der gesellschaftlichen Realität zurechnet. Gemeint ist (...) Begrifflichkeit (...) als eine in der Sache selbst waltende«[166] - ein »Moment von Subjektivität im Objekt«.[167] Mit seinem permanenten Wechsel der Ebenen von Logischem und Reellem liefert Amonn eine indirekte und unfreiwillige Bestätigung der Lehre von der Realabstraktion, wie sie Adorno in ihren methodologischen Konsequenzen entwickelt hat. Das andere von Amonn nicht bewältigte Problem, das jenen merkwürdigen Kontaminationen zugrunde liegt, ist das im Kontext des Universalienproblems relevante, von ihm ganz ungeklärte Verhältnis von abstraktem und konkretem, von abstraktem, objektivem und absolutem Wert. Anhand der einschlägigen Literatur zum Wertproblem, das hier bloß oberflächlich angesprochen werden kann,

Ohne Übertreibung wird man sagen dürfen: der »zur Erscheinung« gebrachte »abstrakte Wert« ist das »Geheimnis« schlechthin der akademischen Ökonomie; er führt in ihr ein gespensterhaftes Dasein dergestalt, daß er überall und nirgendwo zu finden ist; meist dazu verurteilt,

unter anderen Namen aufzutreten, führt er oft nur ein Dasein in Fußnoten; so etwa in einem modernen Lehrbuch der Geldtheorie wie das R. Richters. Im Haupttext ist vom Geld die Rede, das dem heutigen Geldtheoretiker bekanntlich in ein »konkretes« und ein »abstraktes« zerfällt. Als »Rechnungseinheit« soll es ein *»abstraktes Geld«* sein, es handle sich hierbei um die »auf irgendeinen Währungsnamen lautende Rechnungseinheiten ((...) Zigaretten, Pfund Gold (...), Dollar)«; und in die Fußnote verbannt findet sich dann ein knapper Hinweis auf das eigentliche Geheimnis der Ökonomie, freilich ein eher verschleiernder denn erläuternder: »Die >ideelle Einheit<, in der Literatur auch bezeichnet als Geldeinheit (...) Werteinheit, vgl. A. Nussbaum (1925, 6)«.[16S] Was ist das für eine *Wert*einheit, in welchem Sinn wird hier der Begriff »Wert« verwendet, wenn es sich offenkundig nicht um einen »subjektiven« handeln kann?

Nun waren in den fünfziger Jahren die geldtheoretischen Autoren noch so unbefangen, auch in diesem Kontext jenes Rätselwort zu gebrauchen, das Richter offenbar kaum noch in den Mund zu nehmen, geschweige denn zu denken wagt, daß die Werteinheit eine »abstrakte« ist, so daß die Folgerung nahe lag, daß auch der »gemessene«, »übertragene«, »aufbewahrte Wert« etc. kaum ein subjektiver sein kann, sondern ebenfalls ein »abstrakter Wert« sein müsse: wie in den zwanziger Jahren - z. B. bei Knut Wickseil[169] - war es eine noch gang und gäbe Formulierung, daß die »Recheneinheit eine abstrakte (...) Wertgröße darstellt«, daß Zahlungsversprechen auf »abstrakte Werteinheiten« lauten und Geld eine »überindividuell begründete Wertvorstellung«, also keine subjektive darstellt; daß es fähig ist, »eine abstrakte Wertsumme zu speichern (!!)« und als Resultat der »Ablösung eines abstrakten Wertbegriffes« begriffen werden müsse.[170] Alerdings sollten nach einem so prominenten Autor wie Abrecht Forstmann durch das Geld nicht bloß »objektive Werte«, sondern sogar »absolute (!!) Werte«[171] - die, wie Simmel und Schumpeter hervorheben, nur in der Arbeitswerttheorie ihren Platz haben können - gemessen, transportiert werden etc., wobei generell das fundamentale Problem ungeklärt, wie Begriffe bzw. Kategorien von »abstraktem«, »objektivem« und »absolutem« Wert gedacht werden müsse.[172]

Richter bezieht sich zu Recht auf einen Autor der zwanziger Jahre, denn damals fanden sich in der deutschen Literatur gewisse Anstren-

gungen zur Bewältigung des Problems der abstrakten Werteinheit, doch er ignoriert gerade jene weit bekannteren Autoren, deren Arbeiten eben das Material darbieten, aus denen sich der *antinomische* Charakter dieses Problemfeldes mühelos herausarbeiten läßt.

Das Problem des »objektiven« und »abstrakten Werts« ist jedoch nicht bloß eines der Geldtheorie. Schon zu Beginn des Jahrhunderts wurde es vor allem im Kontext der großen kapitaltheoretischen Debatten relevant, woran sich auch in der zweiten Jahrhunderthälfte kaum etwas geändert hat: wie aus der Pistole geschossen taucht der »abstrakte Wert« etwa bei Otto Veit im Kontext kapitaltheoretischer Probleme auf: das »Nominalkapital« sei »eine abstrakte Wertsumme, die in Geldeinheiten ausgedrückt wird« und das verliehene Kapital »ein abstrakter Wertbetrag in Gestalt von Geld«.[173] Es findet sich nicht die Spur einer Andeutung, wie sich Veit - dezidierter Verfechter der subjektiven Werttheorie - die Vereinbarkeit von »subjektivem« und »abstraktem Wert« zusammenreimt.

Die große Kapitalwertdebatte zu Beginn des Jahrhunderts ist besonders deshalb von großem Interesse, weil sie Amonn den unmittelbaren Anstoß gab, über eine Realität sui generis nachzudenken; dies im krassen Widerspruch zu seiner Rickert/Weberschen Position, wonach die *»gedanklichen* Zusammenhänge der Probleme«, die Erfassung ihrer *»formalen* Eigenart« zugleich die »formale Erkenntnis (...) des Objekts« ausmache,[174] des Objekts qua Erkenntnisobjekts. Jetzt hingegen hat er es unversehens mit »sehr realen Dingen« zu tun, nämlich mit Kapital und Geld als »Objekten« eigentümlicher, den Naturwissenschaft ganz unbekannten Art - Objekte mit einer eigenen *»Bedeutung«* (!), einer objektiven, ihnen an sich (!!) zukommenden Bedeutung: ihre überindividuelle Geltung und *»Bedeutung* (...) im *sozialen Verkehre«;*[175] wiederum geht es gar nicht mehr um ein angeblich »alogisches« Erfahrungsobjekt, da auch ihm unversehens und im Widerspruch zu allen neukantianischen Vorsätzen eine rational thematisierbare Eigenstruktur sozialer Eigentümlichkeit zugesprochen wird.

Amonn verteidigt im Streit zwischen verschiedenen Repräsentanten der subjektiven Werttheorie jene kapitaltheoretischen Gegner Böhm-Bawerks, die dessen Darstellung zufolge den Kapitalwert als »ein abstraktes (!) Quantum von Produktiwermögen« definierten, das sich in »konkreten Dingen (...) >verkörpern<« soll, eine »in materiellen Gütern

>verkörperte< Wertmasse«; solche *Ökonomen* würden illegitimerweise »zwischen den abstrakten Begriff >Kapital< und die konkreten Kapitalgütern noch etwas Drittes (...) einschalten und für dieses Dritte die Attribute der reellen Existenz (...) in Anspruch *nehmen* (...) Ein solches Drittes existiert nicht.« Böhm-Bawerk brachte die Streitfrage auf die Formel, ob man Kapitalgüter als konkrete »Verkörperungen *einer Abstraktion«* begreifen dürfe oder nicht: mithin als *Realabstraktion.* Es geht hier nicht mehr um das Problem quantitativer Relationen, nicht mehr um das Objekt einer Ökonomie im Sinn einer »quantitativen Wissenschaft«,[176] vielmehr um qualitative Probleme, die sich der Analyse einer »modernen«, als quantitative Wissenschaft sich definierenden Ökonomie entziehen müssen; es geht um Probleme, die sich jetzt als quasi-ontologische Fragen entpuppen und in der Streitfrage kulminieren, »ob etwas existiert (!!) oder nicht existiert« - ontologisch formuliert: es geht um das, »was es gibt.« In diesem Sinn polemisierte Böhm-Bawerk auch gegen den scheinbar ins gegnerische Lager übergewechselten Schumpeter, der ebenfalls von »homogenen Massen« sprach, gar von »Vorräten in einem abstrakten Sinn« und von der Existenz einer »von jedem reellen Gütervorrat losgelösten abstrakten (!!) Wert- oder >Kaufkraftsumme<« ausgegangen sei. All diese Begriffe erinnerten Böhm-Bawerk »auf Schritt und Tritt an Marx«, was allein schon ausreichte, vor solch »gefährlichen Lehren«[177] eindringlich zu warnen.

Und im Kontext dieses denkwürdigen Streits plädierte Anonn für eine »gründliche Umdeutung des alten empiristischen Begriffes der Realität«; er schlug sich auf die Seite derer, die durchaus ein »reelles Drittes in der Welt der Wirklichkeit« behauptet hatten, und zwar »ein *sehr reales Drittes«.* Von diesem »Dritten« qua Kapital gibt er nun eine bemerkenswerte Beschreibung: »Es ist wohl in seiner Erscheinung (!!) an Dinge materieller Natur gebunden (!!), aber ist doch etwas grundsätzlich davon Verschiedenes, zwar nicht real-sinnlich (!), aber doch gedanklich von seiner materiellen Unterlage Abtrennbares und Selbständiges.«[178] Es handelt sich um »ein *sehr reales Drittes«,* weil es »in der *sozialen* Welt der Wirklichkeit Wirkungen hervorbringt« - anders ausgedrückt: die »soziale Welt« ist eine »dritte Welt« jenseits der physischen und der psychischen. Sie stellt also jene »neue Ordnung« der Dmge dar, die Wieser zufolge »im Widerspruch« zu all dem steht, »was wir über die Dinge zwischen Himmel und Erde zu denken gewohnt sind.«

Die Existenz jenes *»sehr realen Dritten«* - »Realität (...) in einem ganz anderen Sinn als in den Naturwissenschaften« - sucht Amonn in der Weise plausibel zu machen, daß er sie mit anderen Erscheinungen der »sozialen Welt« auf eine Stufe rückt: auch der »Staat (...) Familie (...) Eigentum usw.«[179] sollen zu jenen »sehr realen Dingen« zählen, die »weder (...) gesehen, noch (...) gehört werden können.« Doch Amonn vergißt hierbei das wesentliche, daß diese Institutionen sich keineswegs »in der sinnlich wahrnehmbaren Welt« so »objektivieren (...), objektiven Ausdruck erlangen« wie der Kapitalwert: wer wollte behaupten, daß Staat, Familie usw. ein so an »reale Gütermengen (...) Gebundenes, aber doch von ihnen (...) Unterschiedenes«[180] darstellen wie der abstrakte Kapitalwert im Verhältnis zu den konkreten Kapitalgütern.

Eine präzise Zusammenfassung all dessen, was Amonn vage und widersprüchlich als Eigenschaften jener naturwissenschaftlich unfaßbaren ökonomisch »Realität« vorschwebte, somit einer positive Bestimmung jenes »Dritten«, sucht man bei ihm vergeblich. Sombarts methodologische Spätschrift scheint dem Rechnung zu tragen, wenn dessen erste Kapitel mit den provokanten Titeln versehen sind: >Die Unbestimmtheit des Gegenstandes! und >Die Unbestimmtheit der Erkenntnisweise<. Es beginnt mit dem provokanten Satz: in der »Nationalökonomie (...) ist alles, was bestimmt sein sollte, unbestimmt: sogar der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt. Und das ist wohl eine Eigenart, die (...) nur die Philosophie mit ihr gemeinsam hat: daß sie nicht weiß, wo sie sich auf dem Globus intellectualis befindet«.[181]

Es ist das alte Lied, das uralte Lamento der Ökonomen[182] - schon ein Jahrhundert zuvor hatte es Bailey angestimmt. Und Amonn sah sich 1936 veranlaßt, vergleichbare Klagen aus Lionel Robbins' berühmter Methodenschrift zu zitieren: »Wir alle reden über dieselben Dinge, aber wir sind noch zu keiner Übereinstimmung darüber gelangt, *was es ist, worüber wir reden.«*[183] Doch der Verfasser eines dickleibigen Buches über das »Objekt (...) der theoretischen Nationalökonomie«, das eine umfangreiche Darstellung der Geschichte dieses Streits und zugleich eine neue, scheinbar zweifelsfreie Bestimmung des Objekts enthielt, konnte und durfte der Wiederaufnahme der Debatte nicht zustimmen, schien sie doch mit seinen Definitionen endgültig geschlichtet. Sombarts aufs neue begründeten Zweifel mußten ihn daher auf den Plan rufen.

Gewiß: Amonns Polemik gegen das, was Sombart selbst als eine »rein spiritualistische Begriffsbestimmung des wirtschaftlichen Tatbestandes als eines rein innerlichen Seelenvorganges« bezeichnete,[184] bestand ebenso zu Recht wie sein Angriff auf dessen Bekenntnis zur Existenz eines »objektiven Geistes«; und er ist generell im Recht, wenn er gegen die subjektivistischen Objektbestimmungen polemisiert, gegen die heute noch in der ökonomischen Literatur favorisierte Robbmssche, wonach das Ökonomische eine »Form des menschlichen Verhaltens« sei, nämlich eine »Vollziehung von Wahlakten«,[185] und gegen die Liefmanns, wonach es die Ökonomie es gar »nicht mit Objekten (!!), sondern mit psychischen Erwägungen zu tun« habe;[186] doch das Hauptargument seiner Kritik an der Sombartschen Unbestimmtheitsthese konnte deshalb nicht überzeugen, weil es seine eigenen Überlegungen zum »sehr realem Drittem« gänzlich ignorierte: das Objekt als Erkenntnisobjekt der Wissenschaft sei stets ein bestimmtes, mit »bestimmten Problemen ist notwendig ein bestimmter Gegenstand bestimmt«, das reale Erfahrungsobjekt sei aber ein solches, das sich »wegen der prinzipiell unendlichen Mannigfaltigkeit nicht begrifflich bestimmen läßt. Auch kann uns die Erfahrung selbst keinen Gesichtspunkt für die Bestimmung geben, wir haben an ihr keinerlei Orientierung.«[187]

Zweiundzwanzig Jahre später, als er sich darauf berufen konnte, seine Dichotomisierung des ökonomischen Objekts habe sich in der Ökonomie »eingebürgert« und sei »sozusagen zum Gemeingut« geworden, präzisiert er die neukantianische Sicht des Problems der Objektbestimmung so: Wohl müsse die Wissenschaft »ihren >Gegenstand< vorher >haben<, er muß vor ihr da sein, ihr gegeben sein, aber das ist ihr *Erfahrungsgegenstand*, und für diesen gibt es keinen Begriff. (...) Das *Erfahrungsobjekt* läßt sich überhaupt nicht definieren, denn es ist keine logische Kategorie.«[188]

So kann er die Frage, ob es »nicht etwas Vorgegebenes und Objektives« gebe, »was uns als Richtschnur dienen kann?« getrost verneinen. Was es gibt, sind plötzlich bloß noch *»Probleme* und *Aussagen«,* die nach unterschiedlichen »Gesichtspunkten« der Forschung geordnet werden und zwar dergestalt, daß unter »verschiedenen Gesichtspunkten (...) sich dieselben Dinge für die wissenschaftliche Betrachtung ganz verschieden« darstellen.

Die verblüffenden Konsequenzen dieses neukantianischen Idealismus sind keine bloß akademischen. Er veranschaulicht sie mit Blick auf den Marxschen Kapitalbegriff: »Natürlich hat es (...) keinen Sinn, zu fragen: »was *ist* >Kapital<?« und darauf zu antworten: »>Kapital< *ist* Mehrwert heckender Wert, oder etwas anderes.« Es »gibt« jetzt nichts mehr, »das an und für sich >Kapital< ist«; wie bei dem einst kritisierten Böhm-Bawerk gibt es jetzt kein reales »Drittes« mehr. Man habe vielmehr zu fragen, was man »bei der Behandlung verschiedener Probleme« jeweils unter Kapital »verstehe«, wobei sich herausstellen werde, daß es sich nach dem jeweiligen Problemgesichtspunkt als ganz und gar *»Verschiedenes«* präsentiert. So kommt Amonn auf eine überaus famose Methode, einige angeblich bloß scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze zu beseitigen wie etwa den zwischen Marxscher und neoklassischer Ökonomie. In der neukantianisch geordneten »Wissenschaft« von der Ökonomie ist unter je verschiedenen Perspektiven sowohl für Marx als auch für Mises Platz genug und die unsäglichen Kontroversen lösen sich auf in eitel Harmonie.

Im Fall der Kategorie des Kapitals sieht das so aus, daß man der neoklassischen Schule den sog. »produktionstheoretischen« Gesichtspunkt überläßt, wobei nicht übersehen werden darf, daß es noch den »>sozialen< Gesichtspunkt« gibt, den Marxschen, der die »soziale Abhängigkeit«, das *»soziale Verhältnis«* thematisiert. Wenn Marx »sagt« (!), Kapital sei »Mehrwert heckender Wert«, so braucht man solcherlei Rede nicht wörtlich zu nehmen und zu kritisieren, denn unter dem »sozialen«, die Abhängigkeit thematisierenden »Gesichtspunkt« habe man dem berechtigten Anliegen der Marxschen Kapitaltheorie Rechnung getragen; es »kommt dies auf dasselbe hinaus«. Der Marxsche »ist einer von den mehreren in unserer Wissenschaft gebräuchlichen >Kapital<-begriffe, und er hat wie die anderen seinen guten Sinn, er ist ein durchaus zweckmäßiger (!!) Begriff für die Problematik der (...) *sozialen Verhältnisse.«* Amonn billigt durchaus jenen »Gesichtspunkt«, daß an »soziale Abhängigkeitsverhältnisse, an den *sozialen Gegensatz* (!!) von »Kapital« und »Arbeit« gedacht wird«, jedoch: »In der spezifisch wirtschaftlichen Problematik der Produktion gibt es keinen Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit«[119] - und zwar nicht einmal unterm verteilungstheoretischen »Gesichtspunkt«; der Marxsche oder »soziale« ist demnach »zweckmäßig« allein auf dem Feld der Sozialpolitik.

Der »soziale Gegensatz« mag sozialpartnerschaftlich überbrückbar sein, der verteilungspolitische und vor allem der sozialökonomische wohl kaum. Die apologetischen Konsequenzen der Weber/Amonnschen Methodologie - sie fundamentieren den Neoliberalismus der Adenauer/Erhard-Ara wie den Neukantianismus der Godesberger SPD - tolgen zwingend aus den neukantianischen Prämissen: wenn das sog. »Ertahrungsobjekt« ein chaotisches, unstrukturiertes Material darstellt, ist es in der Tat völlig sinnlos, reale Relationen zwischen den Dingen zu unterstellen und daher eine potenzierte Sinnlosigkeit, gar so etwas wie reale Gegensätze und Widersprüche in der Produktions- und Verteilungssphäre zu behaupten.

Doch selbst in diesem späten Methodenaufsatz war Amonns Erinnerung an seine frühen Fragestellungen nicht gänzlich erloschen; in auffällig vager Formulierung ist noch von einem »Wirtschaftlichen« die Rede, »das wir nicht sinnlich erfahren« - ein solches ist aber kein »Erfahrungsobjekt« »sondern nur gedanklich (zu) erfassen« haben. Dann jedoch kann es auch kein »Erkenntnisobjekt« sein, denn dieses war ja gar nichts anderes als das unter einem bestimmten »Gesichtspunkt« betrachtete »Erfahrungsobjekt«, bloß eines seiner »Aspekte« oder »Seiten«. Offenbar erinnerte er sich noch von fern an die Existenz der »konkreten Verkörperungen der *Abstraktion«* und an Böhm-Bawerks Zweifel, ob so »etwas wirklich existiert oder nicht existiert«, jenes »reale Dritte«, das für Amonn damals noch »existierte«, obwohl es »weder gesehen noch gehört« werden könne, das »Kapital« an und für sich; er mußte es jedoch bei dieser kurzen Bemerkung bewenden lassen, wollte er nicht in offenen Gegensatz zu seiner »Gesichtspunkt«-Analyse geraten.

Dies »reale Dritte« ist ein Reales nur als ein *real* Unterschiedenes gegenüber den beiden anderen »Wirklichen«, also dem physisch und dem psychisch Seienden, so daß die »Wirklichkeit«, also das sog. »Erfahrungsobjekt« in Wahrheit gar nicht alogisch und amorph geartet, sondern eben strukturiert, trialistisch gegliedert ist. Amonn mochte den Eindruck gewonnen haben, daß es ihm nicht gelungen war, die sozialökonomische »Realität« - Simmeis »ganz andere Art von Objektivität«, die »nicht in demselben Sinn objektiv« wie das Physische sein soll - auch positiv zu bestimmen, nicht bloß negativ als »Realität« in jenem »ganz *anderen* Sinn«, als eine *nicht*naturwissenschaftliche. Er ver-

zichtet explizit zeitlebens auf eine positive Definition, wobei er seine ontologische Not zur neukantianischen Tugend verkehrte.

Doch in seiner Auseinandersetzung mit dem Subjektivisten Robbins und dessen Anhänger Stonier darüber, *»was es ist (!), worüber wir reden«,* »menschliches Verhalten« qua »Vollziehung von Wahlakten« oder etwas anderes, konnte er sich nicht länger auf negative Aussagen und Beteuerungen beschränken. Eine Analyse des »menschlichen Verhaltens« gilt ihm nicht schon von selbst als »ökonomische«; er charakterisiert sie daher als bloße »Datenanalyse«, die sich lediglich »auf psychische, natürliche und technische Fakten« beziehe, sich demnach mit der dualistischen Gliederung der »Fakten«, des Wirklichen begnügen kann, der Gliederung in »psychische Fakten« einerseits, »natürliche und technische«, also physische andererseits; der Gegenstand einer im eigentlichen Sinn ökonomischen Analyse sei jedoch »etwas *ganz anderes«,* nämlich eine »Analyse der tauschwirtschaftlichen Beziehungen, Preise, Löhne, Renten usw. - die doch offenbar *nicht* >menschliches Verhalten< sind (!)«[190] - sondern als *»andersartige Phänomene«* angesehen werden müssen. Amonn ist also genötigt, nach der Seinsweise solcherlei »Fakten« zu fragen; und er muß diese ontologische Frage stellen, weil er sie als »Ergebnisse« des Handelns von diesem selbst unterschieden wissen will: »Preise, Löhne, Zinse, Renten usw. sind (!) etwas ganz anderes als >Beziehungen von Handlungen< (...) nackte Tatsachen, die das Ergebnis ganz bestimmter gearteter (...) Handlungen sind«.[191]

Gefragt wird also nach der Andersartigkeit oder dem Anderssei« der »Ergebnisse« des Handelns, das als solches noch dem Bereich des psychisch Seienden zuzuordnen ist; dieses Anderssein muß als eine Verselbständigung gegenüber den Handelnden, also auch gegenüber dem psychisch Seienden verstanden werden, wobei zu bedenken ist, daß dieses wieder aufgetauchte »reale Dritte« nicht bloß ein »Ergebnis« des Handeln ist, sondern zugleich dessen *Voraussetzung,* was einen wesentlichen Grund dafür ausmacht, nach einer eigenen, nämlich überindividuellen Seinsweise gegenüber dem individuellen Akt des Handelns fragen zu müssen. Im Gegensatz zur Reflexion dieser Problematik bei Gottl, hat Amonn diese Dialektik von Voraussetzung und Resultat nirgendwo bedacht.

Es gab weitere Gründe, auf der Differenz von ökonomischen Kategorien und Handlungen zu bestehen; in ihrer Eigengesetzlichkeit de-

terminieren sie Handlungen und besitzen die Fähigkeit zur »Umwandlung« ineinander, zur sog. »Metamorphose«. Nicht bloß Turgot, Say, Ricardo operierten mit diesem Begriff, Amonn selbst hatte eine »Umwandlung« von »konkreten Verkehrsobjekten« in *»abstrakte«* beschrieben; innerhalb des dem südwestdeutschen Neukantianismus bewußtlos zugrundeliegenden Dualismus von physisch und psychisch Seienden gab es freilich keinen Platz für eine »Umwandlung« von Physischem in Abstraktes, und umgekehrt; Amonn verzichtete daher darauf, diese Argumente geltend zu machen.

Wie steht es also mit der Möglichkeit, positive Bestimmungen für das Aaderssein der ökonomischen Kategorien gegenüber Handlungen zu prädizieren? Man muß sich darüber im klaren sein, daß mit der Möglichkeit einer Beantwortung dieser Frage auch darüber mitentschieden wird, ob es methodologisch legitim ist, von »Kapitalismus« als einem »sehr realen«, nämlich eigengesetzlich regulierten »Dritten« zu sprechen, von »Kapitalismus« im Sinn einer »Totalität« realer Kategorien, von einem Ganzen, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Wenn Amonn auch hoffnungslos überfordert war, die selbstgestellten Fragen präzise zu beantworten, so wird man ihn dennoch dafür rühmen müssen, sie überhaupt gestellt zu haben, zumal ihn die Philosophie seiner Zeit hierbei restlos im Stich ließ.

Alerdings war er nicht der einzige Ökonom, der nach einer eigenständigen Seinsweise des ökonomischen Objekts gefragt hatte. Der scharfsinnige Carl Menger hatte hinsichtlich des sozialen Ursprungs und wohl auch der Struktur »eine überaus nahe Verwandtschaft«[192] zwischen dem »Geld« und generell den ökonomischen Kategorien einerseits und der »Sprache« andererseits konstatiert - ein Hinweis, den keiner seiner Anhänger aufgenommen hat und der im Methodenstreit ebensowenig eine Rolle spielte wie seine Überlegungen zu einer neuen Logik von Teil und Ganzem: diese müssen sich »gegenseitig *zugleich Ursache* und *Wirkung«* sein[193] - Menger intendierte also der Sache nach eine dialektische Logik des sozialen Organismus -, eine Logik genau dessen, was Marx »organisches System« genannt hatte, in dem »jedes Gesetzte zugleich Voraussetzung ist« (42/203), eine »eigentümliche Logik« jenes »eigentümlichen Gegenstandes« Kapitalismus, dessen Existenz als »reales Drittes« vom Neukantianismus und darüber hinaus vom Kantianismus überhaupt bestritten werden muß.

Der Mengersche Vergleich hat eine lange Tradition, er reicht auf Johann Georg Hamann zurück, findet sich wieder bei Karl Bühler und wurde dann von Bruno Liebrucks aufgegriffen: Sprache und Geld begreift er als »realideale« Gegenstände, die er auch als »übergegenständliche Gegenstände« charakterisierte, wobei er seiner Analyse vor allem die Hegeische Lehre von der »zweiten übersinnlichen Welt« zugrunde legte, der auch Marxens nationalökonomischer Grundbegriff des »sinnlich übersinnlichen Dings« seinen Ursprung verdankt. Liebrucks legte dar, daß die Analyse solcher »Gegenstände« der Ausarbeitung einer Philosophie jenseits des Dualismus von »Bewußtheit« und »Sein« bedarf, einer Philosophie des »Bewußt-Seins«. Mit ihr begibt man sich allerdings auf einen Standpunkt jenseits der neukantianischen Methodologie, die sich nunmehr als ein klassisches Demonstrationsobjekt dessen darstellt, was vom Standpunkt der Kritischen Theorie als Produkt der »Verstandesborniertheit« zu gelten hat.

Amonn war seiner Aufgabe, ökonomische Kategorien und Handlungen quasi-ontologisch, nämlich gesellschaftstheoretisch voneinander abzugrenzen, vor allem deshalb nicht gewachsen, weil ihn die neukantianische Methodologie, die er als »neuere Logik« rühmte, den Blick für die von Carl Menger trefflich bezeichneten Probleme versperrte - freilich nicht nur ihm, sondern dazu der an seiner und Max Webers Methodologie orientierten deutschen Ökonomie. Um so erstaunlicher, wenn er im Widerspruch zu seinem methodologischen Selbstverständnis sich gelegentlich den Blick für das »sehr reale Dritte« - also den »real-idealen Gegenstand« oder eben das »sinnlich übersinnliche Ding« freihielt und so zu Formulierungen gelangte, die nahezu wörtlich mit einigen Marxschen übereinstimmen, vor allem solchen aus den *Grundrissen:* die nationalökonomische Theorie beziehe sich mit ihren Aussagen *»nicht auf menschliches Verhalten,* sondern auf das Verhalten (!!) einer Tauschgröße als Gegenstand (...) was ist (!) der (...) Gegenstand? (...) Ganz klar, die *Tauschgrößen* selbst sind es und ihre gegenseitigen Beziehungen, bzw. ihr Verhalten (!!) zueinander bei Veränderungen der einen oder der anderen.«[194]

Er stellt also nicht die von seinem Methodenverständnis her allein legitime Frage: was »verstehen« wir unter gewissen »Gesichtspunkten« als Gegenstand qua Erkenntnisobjekt, sondern er fragt illegitim nach seiner Seinsweise. Natürlich beginnen hier erst die eigentlichen Pro-

blerne, die sich für ihn und die ihm folgende Ökonomie als letztlich unlösbare erweisen mußten. Gegen den frühen Schumpeter hatte er eingewandt, dieser ignoriere etwas Entscheidendes, denn es handle sich auch in der Theorie »nicht um reine Quantitätsverhältnisse (...) oder rein mathematische Größenbeziehungen, sondern um Beziehungen zwischen realen, empirischen Größen, und da muß man sich (...) immer fragen: *was* wird ausgedrückt? und: (...) ist der Ausdruck dem Ausgedrückten adäquat, sind alle Bedingungen, auf die es im Objekt (!!) ankommt, im Ausdrucke berücksichtigt?«[195]

Amonn fragt also: Was macht die Realität der Größen, der »Tauschgrößen«, d. h. der ökonomischen Quantitäten aus? Worin besteht die Realität und das Sosein dessen, *»was* (...) ausgedrückt« wird? Eines Etwas, das nicht als ein Psychisches begriffen werden kann. Und von welchem »Objekt« ist bei alledem die Rede? Vom amorphen »Erfahrungsobjekt«? Offenkundig nicht, doch vom »Erkenntnisobjekt« noch viel weniger, denn wie sollte es in »realen Größen« seinen »adäquaten Ausdruck« erhalten? As Sombart wie Wickseil, Budge und andere behauptete, es käme in der Ökonomie auf »die Gewinnung (...) berechenbarer (...) Tatsachen« an, dies seien »aber qualitätslose (!!) Größen«, gar »reine Quantitäten«,[196] erwiderte Amonn ganz richtig, um solche »handelt es sich lediglich in der Mathematik (...) Alle Größen in der Physik und in den anderen Realwissenschaften bedeuten Quantität einer bestimmten Qualität.«[197]

Doch wenn, seiner eignen These zufolge, beim *»objektiven Tauschwert«* - einem *»sozialen Wertphänomen«* und *»objektiven* Phänomen«, einer *»objektiv außerhalb des einzelnen Individuums gegebenen sozialen Werterscheinung«* - »kein subjektives Moment«[198] in Betracht kommen kann, also kein durch die subjektive Wertlehre erklärbares, wenn es sich also nicht um psychische Qualitäten handeln soll, um physische aber nicht handeln kann, dann tauchen zwei für Amonn und die akademische Ökonomie unbeantwortbare Fragen auf.

Die subjektivistisch orientierte Ökonomie kann nämlich, wie auch die neoricardianische, die Frage danach, »was ausgedrückt wird«, ebensowenig beantworten wie Amonn selbst. Denn wenn es sich nicht um eine psychische Qualität handeln kann, »reine Quantitäten« als existierende aber denkunmöglich sind, dann kann der Ökonom nie und nimmer sagen, was das ist, das er tagtäglich berechnet. Es bleibt

für ihn ein ewig Unbekanntes, ein Ding an sich. Amonn hielt Gottl vor: »nie erfahren wir, *wofür«* die Zahl stehen soll - eine richtige Feststellung, doch Gottl wußte selbst um das Problem, er wolle allerdings »vorläufig« noch darüber hinwegsehen, *»wovon* eigentlich diese charakteristische Zahl die Erstreckung, das Ausmaß darbietet (...) die Frage der Einheit und des Sinns dieser Größen«.[199] Aus diesem »vorläufig« wurde freilich ein endgültig; und Gottl sollte zeitlebens die Beantwortung der selbstgestellten Frage nach dem *»wovon«* der ökonomischen Quantitäten vor sich herschieben, so, wie Amonn seinerseits seine Frage nach dem »wofür« der Währungseinheiten nicht bloß unbeantwortet, sondern sofort wieder fallen ließ.

Wenn die akademische Ökonomie die Frage nach dem »wovon« und »wofür« ihrer Quantitäten weiterhin verdrängt, dann offenbar deshalb, weil sie die Frage nach der Seinsweise oder »Gegebenheits«-Weise der ökonomischen Quantitäten nicht sinnvoll zu artikulieren vermag. Obwohl etwa Amonn fortgesetzt das Attribut »objektiv« verwendet, ist ihm wie noch jedem Ökonomen keinen Augenblick das Simmelsche Problem in den Sinn gekommen, daß die gesuchten Qualitäten »nicht in demselben Sinn objektiv« sein können wie die physischen. Er und die ihm folgende Ökonomie unterlassen daher auch die naheliegende Frage, in welcher Bedeutung der Neukantianismus von »Erfahrungs-*objekt«*, genauer: vom »Objekt« der Erfahrung spricht und zu sprechen vermag; daß diese Philosophie sich möglicherweise der fehlerhaften Identifizierung von »Objekt überhaupt« und »physischem« Objekt verdankt, wobei sie diesen restringierten Objektbegriff dann unreflektiert so umfassend gebraucht, daß ihm scheinbar problemlos auch soziale Erscheinungen subsumiert werden können. Diese Möglichkeit eines Kategorienfehlers ist seitens ihrer nationalökonomischen Adepten niemals zur Sprache gekommen; und so liegt der Verdacht auf der Hand, daß wir es hier bloß mit einem Sonderfall des »positivistischen« Denkens im Sinne Adornos zu tun haben, mit der Verwechslung von erster und zweiter Natur also, wobei sich die weitere Frage aufdrängt, ob die Windelband/Rickertschen Philosophie unreflektiert von einer dualistischen Ontologie ausgegangen ist.

Wie dem auch sei: Indem Amonn ein selbsttätiges »Verhalten« von »Tauschwertgrößen« qua realer und reflexiver Relationen beschreibt - d. h. das »objektive Füreinandersein« der Dinge bei Marx und Simmel

-, und eine »Umwandlungs«-Möglichkeit von Konkreten in Abstraktes innerhalb dieser drittes Seinsbereichs behauptet, macht er bewußtlos positive Aussagen über die Struktur des von ihm bewußt immer nur negativ umschriebenen, weil von seiner eigenen Methodologie verpönten »sehr realen Dritten«. Und es beschäftigt ihn noch unter zwei weiteren Aspekten.

Das »reale Dritte« war der Sache nach weithin mit Gottls vierter, der »wirtschaftlichen Dimension« der Dinge identisch; doch dessen Strukturanalyse behagte Amonn gar nicht. Insbesondere eine ihrer Eigenschaften irritierte den Neukantianer Amonn über alle Maßen: sie soll *»zugleich* eine Norm *und* etwas Tatsächliches« sein. Es handelte sich in Tat um etwas ihm sehr Absonderliches: »das ist ein schier mystisches Wesen«, dessen Existenz darauf beruhe, daß Gottl »ein paar logisch ganz und gar disparate Begriffe miteinander vermengt«. Dabei hatte er selbst hinsichtlich seiner im »allgemeinen« oder »sozialen Bewußtsein (...) unmittelbar lebenden ideellen Einheit«, also der abstrakten Werteinheit festgestellt, das ihr eine »Geltung oder - wenn man will - die >Tauschkraft<« zukomme.[200] Sofern sich diese »Einheit« nun im Geld verkörpert, ist sie eine existierende Einheit, und die »Geltung« als seiende »Kraft« ist eine existierende. Es scheint demnach so etwas wie eine reale »Vermengung« von formallogisch Disparatem, eine Einheit von Sein und Gelten vorzuliegen. Tatsächlich wird der »objektive Tauschwert« häufig ganz im Sinn Gottls auch als eine »objektive Geltung der Güter« definiert, so bei Böhm-Bawerk.

Amonn dürfte, wie vermutlich auch Rickert und Max Weber, in Unkenntnis darüber gewesen sein, daß das, was sie Gottl als »Vermengung« von »logisch ganz und gar disparaten Begriffen« angekreidet hätten, also die verpönte »Einheit von Sein und Sollen«, das definiert, was Hegel den »objektiven Geist« nennt, einen »Geist, der *existiert* und *gilt* (...), eine Existenz, die solange existiert, als sie *gilt«.* Es geht um jene »sittliche Substanz«, um jenes Etwas, dessen »Bedeutung« in dem Hegelschen Satz ausgesprochen wurde: *»es ist und gilt«.*[201] Es ist dieser den neukantianischen Dualismus von Sein und Gelten negierende Satz, den man als einen der Schlüssel für das Verständnis der Marxschen Wertgegenständlichkeit begreifen und gebrauchen muß.

Es ist genau dieses Hegel-Marxsche »Theorem«, das auch Amonn einen Schlüssel zum Verständnis seines »sehr realen Dritten« geboten

hätte, doch als Neukantianer mußten ihm solcherlei »Vermengungen« ebenso anstößig, gar »mystisch« erscheinen wie Gottls Definition der vierten Dimension als »das »Gegenständlichwerden« der »Verwobenheit« der Tauschrelationen - ein bloß anderer Ausdruck für Simmeis »substanzgewordene Relativität« oder Marxens »Wertsubstanz«, die in der Ware-Geld-Relation sich realisiert und aufhebt.

Schließlich stellt der Neukantianer Alfred Amonn hinsichtlich Gottls »Wirtschaftlicher Dimension«, implizit seines eignen »sehr realen Dritten«, zwei weitere Fragen, die ihn als einen charakteristischen Vertreter des »verständigen Denkens« kennzeichnen, das nur die disjunktive Form des »entweder/oder« kennen darf Er findet es zunächst merkwürdig, daß man unter dieser Dimension »etwas anderes als eine bloße Vorstellung, nicht nur ein rein Subjektives, sondern ein irgendwie Objektives zu denken hätte«; der Frage liegt also die Vorstellung zugrunde, daß etwas nur ein »rein Subjektives« oder nur das hiervon Gegenteilige sein könne, ein »irgendwie (!!) Objektives« - tertium non datur. Die Existenz eines irgendwie Subjektiv/Objektiven liegt außerhalb des Vorstellungsvermögens Amonns und der ihm folgenden Ökonomie. So dürfte auch dieser Frage der Verdacht einer abermaligen »Vermengung« von »logisch« ganz »Disparatem« zugrunde gelegen haben.

Die zweite Frage wird von Amonn eindeutig disjunktiv formuliert: »Ist die >Wirtschaftliche Dimension< nur ein *Schein,* oder ist sie etwas Reales« und er meint zu wissen, daß sie etwas ist, das es gar »nicht gibt, ein Phantom, das keine Realität hat.«[202] Was also »gibt es« im sozialökonomischen Raum? Als »Erkenntnisobjekt« oder als strukturiertes Realobjekt? »Gibt es« womöglich etwas Drittes - Marxens »gegenständlichen Schein« - das wie sein »sinnlich übersinnliches Ding« und seine »gesellschaftliche Natureigenschaft« ebenfalls das Resultat einer »Vermengung« von »ganz und gar« Disparaten darstellen? Schon in seiner Auseinandersetzung mit Gottl, umfassender als in der Debatte mit Robbins, stellt sich die Schicksalsfrage der Nationalökonomie nach dem, »was es gibt« und wie es »gegeben« ist, als ein Objektives oder ein Subjektives, als ein Sein oder als Schein. Nimmt man das Universalien- und das Geltungsproblem hinzu, gelangen wir zu dem Befund, daß sich im Zentrum der angeblich autonomen Einzelwissenschaft Nationalökonomie, der fundamentalen Frage nach dem Dasein und dem

Sosein der ökonomischen Quantitäten, mindestens vier fundamentale Fragen der Philosophie sich auftun - mit der Thematisierung des Problems der »Unbestimmtheit« des ökonomischen Gegenstandes »tritt das Denken allerdings heraus aus dem Rahmen der Nationalökonomie«.[203] Dies tritt vor allem dort zutage, wo Amonn die Grenzen seiner eignen Methodologie überschreitet. Er versichert uns, es gebe nichts, was den Dingen »anhaftet«, vielmehr:

»Was es *gibt,* das sind *Tauschakte* und durch sie (!?) gegebene *Austauschverhältnisse zwischen (...) Dingen* (...) oder genau genommen eine *Beziehung zwischen den Tauschsubjekten* (im allgemeinen, unabhängig von den konkreten Tauschakten)«. Bezüglich dieses mystischen, angeblich bloß »komplizierten sozialen Sachverhalts«[204] ist weder hier noch später etwas zu erfahren, doch man darf vermuten, daß er sich dabei aufsein »soziales« oder »allgemeines Bewußtsein« bezieht, eine Entität, die ja auch zu dem gezählt werden muß, »was es gibt«, die es freilich nur »geben« kann jenseits der neukantianischen Dichotomie von »Erfahrungs«- und »Erkenntnisobjekt«.

Mystisch ist aber vor allem dies, daß eine im »sozialen« oder »allgemeinen Bewußtsein« nicht bloß existierende, sondern sogar »unmittelbar lebende ideelle Einheit«, die auch als »gedankliche«, »abstrakte« und »objektive« auftritt, mit dem »realen« Objekt eine »Verknüpfung« eingehen soll, die auch als »Verkörperung«, »Kettung«, »Bindung«, »Repräsentation« und »Realisierung« bezeichnet wird. Das »Reale«, »Außere« oder »Materielle« ist meist das Geld, doch einmal auch die Ware, und neben jener »Einheit«, die häufig als eine »objektive oder verobjektivierte (!!) Werteinheit« auftritt, gibt es bei ihm auch *»soziale Beziehungen«,* die sich an Objekte »anknüpfen« und ihre »soziale >Seite< oder >Form«< ausmachen sollen. So ist also nicht bloß das Geld, sondern selbst der »Preis« etwas überaus Absonderliches, kommt er doch dadurch zustande, daß eine »Summe (...) abstrakter, gedanklicher (...) Rechnungseinheiten einen sichtbaren, anschaulichen Ausdruck in einem realen oder empirischen (!) Objekte erlangen - sich gleichsam in einem realen Gute verkörpern.«

Darüber, wie man sich solcherlei Prozesse vorzustellen hat, durch die eine »objektive oder verobjektivierte Werteinheit« an ein »äußeres (...) materielles Zeichen gekettet« wird, ist bei Amonn nichts in Erfahrung zu bringen. Er versichert lediglich, daß es sich hierbei um eine

»Gruppe sehr verwickelter und komplizierter Probleme« handelt,[205] die ihm offenbar als so »verwickelt« erschienen sind, daß er sich, wie Gottl, hinsichtlich der Frage nach dem »Wovon?« der ökonomischen Quantitäten niemals wieder mit ihnen befassen sollte. Kurzum: Wenn Amonn an Gottl kritisiert, daß dieser den Preis als Zahl an ein Objekt sich *»anheften«* läßt, so muß er seine eigenen Formulierungen vergessen haben, die noch verdinglichter ausgefallen sind. Nun handelt es sich mitnichten um spezifisch Gottische oder Amonnsche Skurrilitäten ihrer Terminologie. Sie treten bei Amonn nur deshalb so häufig auf, weil seine umfassende Untersuchung sich *Objekt und Grundbegriffen* der theoretischen Nationalökonomie zuwendet; mühelos hätte er aus den Texten der Klassiker dieses Fachs zitieren können, die sich derselben Terminologie bedienen.

Man erinnere sich der Böhm-Bawerkschen Polemik gegen jene Kapitaltheoretiker, die die Kapitalgüter als »Verkörperungen einer Abstraktion« begreifen wollten, und die versuchen, mit »blumenreichen Redensarten, immer neuen Worten und Bildern (...) die ersehnte Brücke von abstrakt nach konkret hinüberzuschlagen«.[206] Böhm-Bawerk hat hier nur den kapitaltheoretischen Spezialfall jenes fatalen Problems der »Verkörperung« einer »Abstraktion« beschrieben - der »Realabstraktion« im Sinn der Marxschen und Simmelschen Begriffsbildung. In Wahrheit beschreibt die treffliche Formulierung von der »Brücke von abstrakt nach konkret« das Zentralproblem der nationalökonomischen Begriffsbildung überhaupt. In der wert- und geldtheoretischen Literatur tritt es am deutlichsten zutage. Hier erfährt man dann von jenen »ideellen Einheiten« Merkwürdiges, so von der »Konkretisierung jener abstrakten Werteinheit«, also der Konkretisierung oder Realisierung eines Abstrakten, der »Konkretisation« im Sinn der »Stoffwerdung der Einheit«, gar davon, daß ein »Inkarnationsprozeß (...) der eigentümliche Akt der Geldwerdung (ist), bei dem sich gewissermaßen der in der Wirtschaftsordnung vorhandene >Geist< des Geldes in einen institutionellen Körper senkt«.[207]

Die Rede von der »Verkörperung« ist auch in der jüngsten Literatur nicht bloß auf den Inkarnationsprozeß des Geldgeistes beschränkt, sondern auch »Warenwerte können sich (...) in (...) Güterbeständen verkörpern.«[208] Was unterscheidet eine solche »Verkörperung« von jenem mystischen Prozeß, in dem sich der Geld-Geist in einen »Körper

senkt«? Daß die gegenwärtige Geldtheorie hinsichtlich der »ersehnten Brücke von abstrakt nach konkret« gegenüber der älteren Literatur keinen Schritt weiter gekommen, in der kategorialen Durchdringung aber weit hinter Simmel zurückgefallen ist, zeigt die Bemerkung von Richter, daß die »Mindestregelungen« der Währungsordnung sich »irgendwie« durch einen »Prozeß der unsichtbaren Hand« herausbilden. Da er sich auch hinsichtlich dessen, was er »Verknüpfung« nennt, der »Verknüpfung der Rechnungseinheit mit Mengeneinheiten eines Gutes«,[209] auf Schumpeter zu beziehen scheint, kann gezeigt werden, wie die formalisierten Theorien hinter das Problembewußtsein der älteren Literatur zurückgefallen sind.

Wenn Schumpeter sich nicht entschließen konnte, sein unter »Stoßseufzern« verfaßtes Manuskript zu veröffentlichen, so dürfte dies auch und gerade mit jenen Begriffen zusammenhängen, die modernen Autoren so leicht über die Lippen gehen, den Begriffen »Verkörperung« und »Verknüpfung«. Die auch von Heidegger gestellte Frage, wie das »Haften« und »Behaftetsein«, das »Bekleben« der Dinge mit einem Wert »kategorial zu fassen« sei, könnte eben eine von jenen gewesen sein, die ihm die »Stoßseufzer« entlockten. Ihn dürfte nämlich ein Problem beschäftigt haben, das Anonn mehr oder weniger bewußtlos hinsichtlich des Verhältnisses von Kapitalwert und Kapitalgütern beschrieben hat. Er bemerkte, »daß unter Kapital nicht eine reale Gütermenge, sondern etwas zwar an reale Güter Gebundenes, aber doch von ihnen wesentlich Unterschiedenes zu verstehen sei.«[210]

Die von Böhm-Bawerk bezweifelte Existenz einer »Brücke von abstrakt nach konkret« ist identisch mit der Möglichkeit einer »Verkörperung« der sog. »abstrakten Verfügungsmacht«, die dergestalt an »Dinge materieller Natur gebunden« ist, daß sie dennoch etwas davon »Verschiedenes« ist und bleiben kann. Bei Schumpeter geht es ebenfalls um die »Verkörperung« eines Abstrakten, darum, daß die »Geldeinheit (...) irgendwie (!) >verkörpert< sein« muß, »z. B. in (!) einem Metallstück«; hierbei »fällt es« ihm »schwer«, dies zu »durchschauen«, daß eine »solche Verknüpfung (...) offenbar noch nicht logische Identität« bedeute.[211] In dieser fundamentalen Fragestellung Schumpeters, die Richter vermutlich gar nicht wahrgenommen hat und die den modernen »Geldrätsel«-Lösern ganz unbekannt geblieben ist, kulminieren die bisherigen Erörterungen über das »Haften« von Preisen qua Tausch-

kraft an den ökonomischen Dingen, also an den Waren, am Geld und an den Kapitalien, ihrem »Beklebt«-Sein mit einem Werte. Nirgendwo tritt deutlicher ihre Not der Gegenstandsbestimmung und damit das zutage, was Gottl ihre »logische Misere« und spezifischer ihre »methodologische Tragödie«[212] der Nationalökonomie genannt hat - eine Tragödie, die auch darin manifest wird, daß ein dreiviertel Jahrhundert später wiederum ihre »wissenschaftstheoretische Konzeptionslosigkeit«[213] beklagt werden mußte, vermutlich abermals ohne jedes Resultat.

Wie sollte es ihr auch gelingen, die Synthesis, d. h. die aus Böhm-Bawerkscher Sicht unbegehbare »Brücke von abstrakt nach konkret« zu konstruieren, d. h. nichts anderes als die Einheit in der Differenz und die Differenz in der Einheit, diesen »objektiven« oder »daseienden Widerspruch« zu denken - hic Rhodos, hic salta!

Daß die akademische Ökonomie diesen Sprung kaum riskieren und daher ihr Objekt ein »unbestimmter Gegenstand« bleiben wird, ist eine Folge jenes Denkstils, der klarer und provokanter als seitens marxistischer Kritiker von Bruno Liebrucks analysiert und auf seine Wurzeln zurückgeführt worden ist. Er sieht »Kant und mit ihm alle von Hegel sogenannte >Reflexionsphilosophie< (...) in einer Philosophie hängend, die niemals wissen wird, was Geld ist.« Und weiter: »Das Geld, in dessen Bannkreis alle Reflexionsphilosophie denkt, widerlegt den nichtdialektischen Irrtum, etwas könne nicht zugleich konkrete einzelne Sache (dieser Geldschein) und allgemein (100,- DM) sein.«[214]

Wenn Bruno Liebrucks bemerkt, daß angesichts solcher »Phänomene wie (!) Leben und Bewußtsein« der Satz des zu vermeidenden Widerspruchs nur »aufgehoben gültig« ist - er selbst »gilt und gilt nicht«, sonst hätte sich die Dialektik immer schon dem Satz des ausgeschlossenen Dritten unterworfen -, so dachte er also auch an das Phänomen Geld. Das reflexionsphilosophisch orientierte, den Gegensätzen von Subjekt/Objekt, Einzelnem/Allgemeinem, Sein/Geltung, Sein/Schein und Existenz/Begriff etc. pp. verhaftete Denken, also gerade auch das nationalökonomische, kann daher auch als ein solches bestimmt werden, das das Geld als einen Gegenstand sui generis nicht zu denken vermag, weil »es nichts von seiner Objektivität (!!) ahnt«[215] - nichts von jener »Objektivität«, die nicht die der physischen Qualitäten ist.

Dies Problem der »Objektivität« jenes Böhm-Bawerk/Amonnschen »realen Dritten« ist wohl kaum zu trennen von jenem in der jüngeren Methodendiskussion thematisierten Problem des Verhältnisses von Modell und »Realität«. Wenn es also für den Walrasianer darauf ankommen muß, »eine Reihe von »Brücken« von der Theorie zur Realität«[216] zu bauen und als eine dieser Brücken zum Zwecke der Transformation der sog. »relativen Preise« in »absolute« die Quantitätstheorie und damit die Quantitätsgleichung genannt wird, so ist darauf zu verweisen, daß auch diese »Brücke« eine höchst brüchige ist, daß nämlich ihre makroökonomischen Entitäten genau jene »Objektivität« in Anspruch nehmen müssen, die der Ökonom von seinem »verständigen« Realitätsverständnis her begrifflich gar nicht einzuholen vermag. Daß, und wie, diese Gleichung jene Werte impliziert, die es für den akademischen Ökonomen gar nicht geben darf, nämlich »abstrakte«, »absolute« und »objektive« - das alles kann man bei Simmel und seinen Kritikern nachlesen. Verfolgt man diese mit der Gleichung verquickte Wertproblematik, erweist sich jede noch so formalistisch ausgefeilte Gleichgewichtstheorie oder neoricardianische Preistheorie als eine gigantische petitio principii, sofern sie jene »Objektivität« in Anspruch nimmt, die entweder ihren subjektivistischen Implikaten widerstreitet oder aber unabgeleitet bleibt. Die beiden »ersehnten Brücken« erweisen sich im Grunde als ein und dieselbe, denn die sog. »Realität« besteht den Nachweisen Amonns zufolge eben nicht nur aus Wahlhandlungen, sondern vor allem in jener »Gegenständlichkeit«, die Marx als »abstrakte« gekennzeichnet hat. Die »logische Misere« der Nationalökonomie ist nicht bloß von Gottl, sondern auch von anderen konservativen Kritikern ihrer Disziplin beschrieben worden.

So von Michael Kröll, der seinen Vorwurf, die Ökonomie sei eine »unausgeglichene, formlose, diffuse« Disziplin darauf stützte, daß sie das »Rätsel« des Ganzen der Volkswirtschaft nicht zu lösen vermöge - das uralte Problem der Einheit oder der »unsichtbaren Hand«. Dies ungelöste Problem äußert sich auch in dem »Mangel eines Grundbegriffs«, weshalb sie »einem Baum ohne Pfahlwurzel« gleiche, »den jeder Sturm umlegen kann«.[217] Der späte Schumpeter sprach dasselbe Dilemma eines mangelnden Grundbegriffs an: er zählte Fälle »des Versagens der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips« auf,[218] womit er implizit ausspricht, worauf es in der ökonomischen Begriffsbil-

dung und im Gegensatz sowohl zur neukantianischen wie generell zur »positivistischen« Methodologie ankommen muß, nämlich auf die Gewinnung eines »unifizierendes Prinzips«, aus dem sich die Strukturen des Ganzen der Ökonomie entwickeln lassen. Es versteht sich, daß ein solches »Prinzip« seine systembegründende Funktion nur unter der Voraussetzung zu erfüllen vermag, daß ihm eine »reale Bedeutung« oder Gültigkeit etwa im Sinne Horkheimers zugesprochen werden kann, die sie allerdings nur im Kontext der »Gesamtdarstellung eines konkreten Gegenstandes«[219] zu beanspruchen vermag; »erst als Moment des theoretischen Ganzen«, das aus einer dialektischen »Darstellung« resultieren soll, besitzen hier die Begriffe »reale Gültigkeit«.[220] Kurz und bündig sagt Adorno, daß »der Begriff insoweit der zureichende Grund der Sache« sein muß.[221]

Friedrich Jonas insistiert darauf, daß Sozialökonomie nach dem »Grund des Geschehens«, nach der inneren Einheit und Eigengesetzlichkeit des dynamischen Ganzen fragen muß. Da dieser aber »nicht durch Anschauung, sondern nur im Begriff nachzuprüfen« ist,[222] ein solch objektiver, »unbedingter Begriff« uns aber versagt bleibt, kann der Ökonom unmöglich wissen, ob er es in seinem Modellen, mittels derer er sich »zu Techniken ein Objekt erdichtet«, mit Scheinobjekten zu tun hat oder mit wirklichen. Doch zum Wissen gehöre, »daß man weiß, wovon man etwas weiß«, »wovon (...) Erkenntnis eigentlich Erkenntnis ist.«[223] Weil die Ökonomie dies nicht weiß und auch gar nicht wissen kann, produziert sie kein wirkliches Wissen, sondern nur den »Schein von einem Wissen«,[224] und ihre Reflexion, d. h. die kantianisch formulierte und im Kantischen Geist beantwortete Frage danach, ob und »wie ökonomische Theorie als Wissenschaft möglich« ist,[225] mündet in Skepsis.

Anmerkungen

[1] J. Robinson, *Die Arbeitswerttheorie als analytisches System,* 346. Da die Begründer der ncoklassischcn Wert- und Prcistheoric ihre Schriften fast im glcichcn Zeitraum verfassen, als Marx das *Kapital* publiziert, und ihre Grundgedanken schon früher entwickelt hatten, scheint mir diese These weit überzogen. Es gibt auch keine Hinweise, daß sie

Marxens frühere Schriften, insbesondere die erste Darstellung der Werttheorie von 1859, gekannt hatten. Dennoch ist ihr ein Körnchen Wahrheit nicht abzusprechen: Walras und Jcvons war es tatsächlich darum zu tun, die Arbeitswerttheorie zu bekämpfen, freilich in den ihnen vermutlich allein bekannten linksricardianischcn und Proudhonschen Versionen; auch Mcngcr beschäftigten schon in seinen *Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre* von 1871 »Proudhon's Widersprüche gegen die herrschende Wcrththeoric«, (109) und hinsichtlich der Mcngcr-Schule äußerte Sombart (*Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 653) den Verdacht der politischen Parteinahme: »Man munkelt, daß die theoretische Gegnerschaft der >Ocstrcichcr< gegen *Marx* letzten Endes in politischen Erwägungen ihren Grund habe«. Doch solcherlei Kritiken treffen keineswegs einige scharfsinnige Einwände Mcngcrs gegen die objektive Werttheorie, die zweifellos die Anerkennung Marxens gefunden hätten, erfordert ihre »Aufhebung« doch die Fortbildung der traditionellen Arbeitswerttheorie zu einer dialektischen. In methodologischer Hinsicht läßt sich sogar eine tiefe Verwandtschaft einiger Problemstellungen bei Menger und Marx feststellen.

2 G. W. F. Hegel, *Enzyklopädie,* Bd. 1, § 231 A.

3 Ebd., §82 Z.

⊳ Ebd., §194 Z,.

5 Ebd., §231 A.

6 Wenn Wolfgang Rod (*Dialektische Philosophie der Neuzeit,* 217) behauptet, jene »Methode«, die Marx in der politischen Ökonomie verwandt habe, sei »die analytische Methode der neuzeitlichen Wissenschaft«, und er sei weit davon »entfernt, die Methode der bürgerlichen politischen Ökonomie restlos überwunden zu haben«, so ignoriert er nicht bloß die Bcgriffscntwicklung der *Grundrisse* - dieser Text scheint auch ihm inexistent -, sondern ebenso die oben zitierte Passage, in der Marx unmißverständlich formuliert, daß »die Kritik und das Begreifen« mit der analytischen Methode »anfangen« (!) müsse; diese Methode sei aber eine notwendige »Voraussetzung der genetischen Darstellung« (26.3/491), also einer anderen Methode, Die von Rod herangezogene Tcxtstcllc - »meine *analytische* Methode« (19/371) - bedarf schon deshalb der Ergänzung, weil sie an eine Passage anschließt, in der es unmißverständlich heißt: »Solangc wir erst (!) bei (der) Analyse der Elemente der Ware stchn« (ebd.); im zweiten Kapitel des *Kapital* soll die Ware nämlich »nicht wie bisher« - also im ersten Kapitel - »analytisch (...) betrachtet« werden, also unter verschiedenen »Gesichtspunkten«, »sondern als ein Ganzes« nichtanalytisch, weil sich hierbei ein (dialektischer) *»Widerspruch* (!) (...) entwickeln« (II.5/51) soll. Rod steht als Beispiel für ausnahmslos alle analytisch orientierten Marx-Intcrprctcn, die sich, wie etwa Christof Hclberger, kaum darum kümmern, daß Marx das *Kapital* als »ersten Versuch« gewürdigt sehen wollte »at applying the *dialectic method* to Political Economy« (31/379) und ihm hierbei »Hegels Dialektik (...) die Grundform aller (!) Dialektik« (32/538) geblieben ist.

7 G. W F. Hegel, *Enzyklopädie,* Bd. 1, § 229 Z.

8 Ebd., §231 A.

" G. Lukács, *Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats,* 352.

1° Ebd., 234. Über die Problematik der Seinsabstufung, die meist unter dem Titel

analogia cntis abgehandelt wird, siehe G. Martin, *Immanuel Kant,* 121 f. u. 230 f.

11 B. Liebrucks, *Sprache und Bewußtsein,* Bd. 4, 198.

12 Kants Erörterung des Existenzbegriffs am Beispiel der hundert Taler »hätte den ontologischen Beweis bekräftigen können«. (40/371)

13 G.W. F. Hegel, *Enzyklopädie,* Bd. 1, § 135 Z.

,4 G. Lukäcs, *Die Verdinglichung und das Betvußtsein des Proletariats,* 235.

15 Die orthodoxen Darstellungen der Marxschcn »Ökonomie« ignorieren ausnahmslos die Unterscheidung von Verstand versus Vernunft; lediglich M. M. Roscntal (*Die dialektische Methode in der politischen Ökonomie von Karl Marx,* 313) berührt dieses Thema, bezieht sich aber nur aufjene Passage aus den *Theorien über den Mehnvert,* in der Marx Smith das Verdienst zuspricht, für die »erscheinenden Lebensformen« die entsprechenden »Vcrstandcsbegriffc« (26.2/162) gefunden zu haben.

Daß in der Politischen Ökonomie des Marxismus-Leninismus ebenso wie in seiner Philosophie der Verstand/Vcrnunft-Untcrschcidung keinerlei Bedeutung zugemessen worden ist, kann man schon daraus ersehen, daß sie in den einschlägigen Lehrbüchern gar nicht auftaucht; ja nicht einmal im Sachregister des umfänglichen Apparatbandes zu MEGA II.3, in dem dieser Begriff doch mindestens zweimal vorkommt. In der philosophischen Spcziallitcratur war diese Unterscheidung als Hegeische natürlich bekannt, freilich nicht als Marxschc, d. h. als eine solche, der in seiner Ökonomiekritik eine konstitutive Bedeutung zukommt. Nur so konnte man darüber streiten, ob diese Unterscheidung »in der marxistischen Philosophie (...) ihre Berechtigung« habe, so daß 1980 »ihre strenge terminologische Fassung« selbst für die Philosophie noch ausstand. (D. Wttich u. a., *Marxistisch-leninistische Erketintnistheorie,* 182)

Wie es schcint, existiert im deutschsprachigen Bereich der sowjctmarxistischcn Literatur lediglich ein Beitrag, dessen Verfasser der Sache nach die Bedeutung der Hegcl/Marxschcn Verstandeskritik hinsichtlich der Politischen Ökonomie thematisiert hat und in seiner Kritik der »Logik des schlcchten Empirismus« wesentliche Merkmale der Marxschcn Methode herauszuarbeiten vermochte: E.W Iljcnkow, *Die Dialektik von Abstraktem und Konkretem.*

"> Zur Hcgclschen Unterscheidung Verstand/Vernunft siehe vor allem J. Ritsert, *Kleines Lehrbuch der Dialektik,* insbesondere Kapitel VI: »Spekulative Dialektik als Vermittlung der Gegensätze in sich<; Ritsert macht eingangs auf eine erhellende Passage beim frühen Marx aufmerksam, die bisher ganz übersehen worden ist: »Der Charakter der Dinge ist ein Produkt des Verstandes. Jedes Ding muß (...) isoliert werden (...). Indem der Verstand jeden Inhalt der Welt in eine feste Bestimmtheit bannt und das flüssige Wesen (...) versteinert, bringt er (!) die Mannigfaltigkeit der Welt hervor, denn die Welt wäre nicht vielseitig ohne die vielen Einseitigkeiten.« (1/118) Ritserts Lehrbuch kann auch als Einführung in einige methodologische Grundproblcmc der Kritischen Theorie gelesen werden; die in mancherlei Hinsicht Ritsert nahestehende, politisch und theoretisch freilich eher an Habermasschcn Intentionen orientierte Arbeit von Fritz Reusswig, *Natur und Geist,* enthält gleichfalls prägnante Darlegungen zur Hegelschcn »Kritik des Vcrstandesdenkens« (42 f.) und zur Schlußlogik. Eine knappe, doch zugleich präzise Darstellung der Hegelschcn Kritik des Verstandes findet man bei Frank-Petcr Hansen, G. *W.F.*

Hegel: Phänomenologie des Geistes. Siehe auch die umfassendere Darstellung bei Michael Wolff, *Der Begriß des Widerspruchs,* insbesondere das Untcrkapitcl >Zur Kritik des reflektierenden Verstandest (128 ff.) Einen allgemeineren Überblick, doch als erste Einführung geeigneter, liefern immer noch die klassischen Darstellungen von Karl Rosenkranz und Kuno Fischer, aber auch die jüngere von Roger Garaudy, *Gott ist tot.* Hegels Rechtsphilosophie steht weiterhin im Mittelpunkt schroff entgegengesetzter Beurteilungen; Hansen (G. *WF. Hegel: Phänomenologie des Geistes,* 8) hält ihren Ansatz - das Recht als in Wahrheit »abhängige Variable gesellschaftlicher Vcrkchrsvcrhältnissc«, die von Hegel »nicht begriffen sind« - für ganz verfehlt; Georg K. Eichcnsecr liefert in *Staatsidee und Subjektivität* eine umfassende und ticfangclcgtc Kritik; dabei setzt er sich auch mit jenen modernen Hcgel-Intcrprcten auseinander, die wie etwa Vittorio Höslc Hegel als einen Vorläufer des Konzepts einer »dialogischen Intcrsubjcktivität« (ebd., 464) in Anspruch nehmen und folglich zur »Beschwichtigung und Harmonisierung« (ebd., 494) tendieren.

17 M. Horkheimer, *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie,* 186 ff.

18 M. Horkheimer, *Traditionelle und kritische Theorie,* 183.

19 Ebd., 185

2» Ebd., 198.

21 In den ökonomischen Werken gebraucht Marx den Terminus »Vcrstandcsbcgriff« zur Kennzeichnung der nationalökonomischen Begriffe nur selten: außer in der oben herangezogenen Passage des zweiten Entwurfs des *Kapital* m. W. nur noch in dessen erstem Band - daß »die Physiokraten (...) über das Kapital überhaupt die ersten verständigen Begriffe aufstellten« (43/44) - und im dritten Band des *Kapital:* daß die Vulgärökonomic in die »Alltagsvorstcllungcn (...) eine gewisse verständige Ordnung« (25/839, ferner 25/787) bringe. Die in der *Dissertation* verwandte Terminologie zeigt, daß Marx, wie schon Hegel, einige äquivalente Begriffe verwendet, nämlich den Begriff des »gemeinen Denkens« (40/62) »des halb sinnlich, halb reflektierenden Bewußtseins (...), des vorstellenden, in Voraussetzungen gefangenen Bewußtseins« (40/63), das »Reich der Vorstellung (..,), den Nebel der fingierenden Abstraktion« (40/39 f.), das durch den »vorstellenden Verstand« bloß *»vorgestellte Prinzip«* (40/53), »Epikur als der Philosoph der Vorstellung«. (40/31)

Der »Verstand« ist kritikbedürftig, weil es sein »Geschäft« ist, »die Welt einseitig zu machen« (1/118); der ihm gleichgestellte »gesunde Menschenverstand« wird im Hcgclschcn Sinn so definiert, »daß er da, wo es ihm gelingt, den *Unterschied* zu sehen, die *Einheit* nicht sieht, und daß er da, wo er die *Einheit* sieht, den *Unterschied* nicht sieht«. (4/339) Es ist diese Kennzeichnung, die auch den Begriff »Vcrstandcs-Bornicrthcit« (!) (1/361) zu verdeutlichen vermag, der wiederum dem Begriff der »ökonomischen Borniertheit« (26.3/420) zugrunde liegt.

Den Hegclschcn Terminus »Vernunftbegriff« etc. findet man nur in den Frühschriftcn und zwar gleichbedeutend mit »lebendig«, organisch«, »flüssig« etc.; so sieht er in den »lebendigen und vernünftigen Unterscheidungen« einen Flcgclschcn »Fund« (1/210); in den nationalökonomischen Exzerpten ist denn auch die Rede von »vernünftigen Sätzen« (IV.2/482) und »vernünftigen Gesetzen« (IV.2/483), später von den »vernünftigen Vcr-

hältnisscn der gesellschaftlichen Arbeit« (26.3/255); weiter die Rede von dem Ricardo zugesprochenen »Instinkt der Vernunft«. (26.3/154) Schließlich ist hier auch an die These von jener »Vernunft« zu erinnern, die »immer existiert« hat, »nur nicht in der vernünftigen Form« (1/345); wie im Fall der Exzerpte geht es auch hier um das Problem der »Einheit« im Sinn der Einheit von individuellem und Gattungslebcn, also keineswegs um »Vernunft« in der bloß alltäglichen Vcrwendungswcisc des Begriffs,

Wo Marx »Vorstellung« und »Begriff« konfrontiert, sowie das Denken der Ökonomen als »begriffslos« kritisiert, handelt es sich durchweg um den Gegensatz von verständigen und vernünftigen Begriffen. Kritisiert er den »common sense« (26.3/134), so geht es um die Kritik des Verstandes auch in dem Sinne, daß dieser etwas anderes »meint« als er zu »sagen glaubt«. Auch die Gegenüberstellung von »abstrakt« und »konkret« sowie das Erfassen des Konkreten als ein »Begreifen« wird man oft im Sinn der Hcgclschcn Unterscheidung von verständigen und vernünftigen Begriffen verstehen müssen.

22 M. Horkheimer, *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie,* 186.

23 Ebd., 185 f.

24 In seiner Abhandlung *Uber Statik und Dynamik als soziologische Kategorien* sollte Theodor W. Adorno diese Überlegungen präzisieren. Man darf vermuten, daß er dabei von einem Manuskriptjenes Autors inspiriert worden ist, den er häufig seinen Lehrer nannte: Henryk Grossmann; es erschien später unter dem Titel *Marx, die klassische Nationalökonomie und das Problem der Dynamik.*

25 Th. W. Adorno, *Soziologie und empirische Forschung,* 82.

2'. Ebd., 83.

27 Ebd.

2« Ebd., 81.

2'» Ebd., 83.

3ö Vgl. Th. W Adorno, *Negative Dialektik,* 166.

31 M. Weber, *Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis,* 166.

32 Ebd., 147 f.

33 Ebd., 190.

14 W Sombart, *Die drei Nationalökonomien,* 212. Sombart dachtc hierbei an die »überindividucllc geistige Realität« des »objektiven Geistes« (ebd.), Adorno an die überindividucllc Realität der Marxschcn Begriffe iGcsamtarbciti und iGesamtkapitah.

's G. Lehmann, zit. n. H.-L. Ollig, *Der Neukantianismus,* 61. Ollig macht darauf aufmerksam, daß Rickert im Kontext seiner »Auseinandersetzung mit dem Marxismus« (ebd., 60) diesen Idealismus zur »Abwehr« auch des »politischen und wirtschaftlichen Materialismus« entwickelt habe. (Ebd., 61)

16 J. A. Schumpctcr, *Wie studiert man Sozialwissenschaft?,* 562.

17 J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 83.

3» Ebd., 79.

39 Th. W Adorno, *Soziologie und empirische Forschung,* 83.

Ebd., 82.

41 Ebd.

42 J. Ritsert, *Der Kampf um das Surplusprodukt,* 242, 260.

43 J. A. Schumpetcr, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 407, 410.

44 Hcro Mocllcr, *Das Problem der Verteilung,* 538.

45 J. A. Schumpetcr, *Eugen von Böhm-Bawerk,* 90.

4fl |. A. Schumpctcr, *Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart in Deutschland,* 280.

47 |. A. Schumpetcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 48.

48 Ebd., 50. Dieser für den früheren Ncopositivistcn erstaunlichen These hatte Schumpctcr einige Überlegungen über den »Sinn« von Handlungen vorausgeschickt, um ihn »von dem Verdacht zu befreien«, daß er »zum Scientismus neige«, er verwerfe vielmehr »das kritiklose Nachahmen der Methoden« der Physik. (Ebd., 48)

•w Ebd.

5° J. A. Schumpctcr, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung,* 11 f.

51 |.A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1107 Fn.

Ebd., 1127 Fn.

5-1 Ebd., 1350.

54 Ebd., Bd. 1,368.

55 Ebd., 369 Fn.

5> Ebd., 367.

57 G. W F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts,* § 3 A.

58 G. F. Knapp/F. Bendixen, *Zur staatlichen Theorie des Geldes,* 17. Selbstkritisch berichtet Bcndixcn 1920 von seinen ihm »nicht voll gelungenen Begriffsbestimmungen des Zahlungsmittels und der Werteinheit« (ebd., 221) - dies nach einer fünfzehnjährigen Diskussion mit Knapp. Siehe hierzu auch die letzten Seiten meines Autsatzes *Zur Dialektik der Wertform* (in diesem Band).

5" Siehe hierzu auch den Gedankenaustausch zwischen Knapp und Bcndixcn über das Werk Simmcis; Knapp gelangt 1906 zu dem für ihn enttäuschenden Resultat, »daß er nach Erscheinen seines so reichhaltigen Buches noch so viel für mich zu erledigen übrig läßt« *(Zur staatlichen Theorie des Geldes,* 34). Doch auch Knapp resignierte; offenbar fühlte er sich überfordert, die Argumcntationslückcn und weißen Flecken des Simmclschcn Werkes aufzufüllen.

6° |. A. Schumpctcr, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 286. - I lat sich hieran etwas geändert? Zweifel sind berechtigt, wenn heute immer noch behauptet werden kann, »daß wir dem Wesen des Geldes kaum nähergekommen sind oder daß wir noch immer nicht in der Lage sind, es zu verstehen« (J. Kintzclc/P. Schneider, Vorwort zu *Georg Simmeis >Philosophie des Geldesi,* 7), ja daß »seine systematische Verdrängung selbst die Wirtschaftswissenschaft als Wissenschaft »konstituiert««. (A. J. Hacslcr, *Das Ende der Wechselwirkung, 222)*

61 |. A. Schumpctcr, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 113.

62 J. A. Schumpctcr, *Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige,* 49, 40.

63 Ebd., 49.

64 J. A. Schumpctcr, *Cassels Theoretische Sozialökonomik,* 208.

65 Ebd., 206.

66 F. K. Mann, Einführung zu: J. A. Schumpcter, *Das Wesen des Geldes,* XXVII.

67 J.A. Schumpetcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 369.

68 Ebd., 35.

69 Ebd., 37. Wenn ursprünglich die Frage so formuliert war: »Ist die Wirtschaftswissenschaft überhaupt eine Wissenschaft?« (ebd., Bd. 2, 1446), so deutet allein schon die Ersetzung der »Wirtschaftswissenschaft« durch »Wirtschaftsichre« darauf hin, daß sie keineswegs rhetorisch gemeint war; zwar begibt er sich auf den »Standpunkt der empirischen Wissenschaft« (ebd., Bd. 1, 38), doch könne er damit gewissen »tiefgründigen Problemen, die wir hier nur oberflächlich streifen, in keiner Weise gerecht« werden (ebd., 38 Fn.); hinsichtlich dieser »tiefgründigen Probleme« befindet er sich im »Niemandsland des Zweifels (!)«. (Ebd., 39) Offenkundig ist es auch seine eigene »Tendenz«, die »ökonomische Theorie aus dem Bereich der Wissenschaft im strengen Sinne auszuschließen« (ebd., 51), womit freilich die Frage offen bleibt, was die Wisscnschaftlichkeit einer solch nicht strengen, »weichen« Wissenschaft ausmachen soll.

70 Ebd., 754.

71 Ebd., Bd. 2, 1213.

72 Siehe hierzu E. Hcintel, *Grundriß der Dialektik,* Bd. 2, 191 ff.

73 J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 730, vor allem 722.

74 Ebd., 729 Fn.

75 J. Robinson, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft,* 109. Siehe hierzu die letzten Abschnitte von *Zur Dialektik der Wertform* (in diesem Band).

76 D. Bell, *Modelle und Realität im wirtschaftlichen Denken,* 62.

77 J.A. Schumpcter, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 1, 312.

78 Ebd., Bd. 2, 1010.

79 Ebd., 1410.

80 Ebd., 1246.

81 F. Hclmedag, *Ohne Fleiß kein Preis,* 476 f. Für Walrasiancr gibt es »keine logisch haltbaren Aussagen in der Sraffaschcn Analyse, die nicht auch wahre Aussagen der Glcichgcwichtsanalyse« walrasianischcn Typus wären. (F. Hahn, *Die allgemeine Gleichgewichtstheorie,* 162)

82 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 421, ferner 312 (zitiert wird nach der zweiten Auflage). Ahnlich konstatiert Schumpetcr, daß »wir uns mit der Tatsache begnügen, daß solche Relationen bestehen«. *(Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 57, ferner 47)

83 M. Kröll, *Das Rätsel »Volkswirtschaft«,* 260.

84 A. Amonn, *Wirtschaft, Wirtschaftswissenschaft und »Die drei Nationalökonomien«,* 198,

85 Vieles, »was uns heute selbstverständlich ist, hat eben Amonn (...) damals zum erstenmal ausgesprochen: die Unterscheidung von *Erfahmngsobjckt* und *Erkenntnis*objekt« (E. Preiser, *Politische Ökonomie im 20. Jahrhundert,* 210); auf dem Gebiet der Geldtheorie ist sie von Albrecht Forstmann akzeptiert worden.

[86] R. Porstmann, *Wissenschaftstheoretische Grundfragen,* Bd. 1, 55 ff. u, 201 ff.

[87] A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 90.

[88] E. Preiser, *Politische Ökonomie im 20. Jahrhundert,* 210.

[89] A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 337 f., 414.

[90] Ebd., 325.

[91] Ebd., 312.

[92] W Kromphardt, *Die Systemidee im Aufbau der Casselschen Theorie,* 17, 85.

[93] K. H. Werner, *Die Bedeutung der Methode für die Wirtschaftstheorie,* 542 ff., 536; siehe ferner die Studien Hans Mayers, der erstmals diese Kritik formulierte.

[94] E. Wagemann, *Berühmte Denkfehler der Nationalökonomie,* 63, 65. Er vergleicht das Geld mit dem »Rätsel des Lebens« und zählt es damit wie Knapp zu jenen Erscheinungen, »die sich einer begrifflichen Erfassung und Umfassung immer wieder entziehen«. *(Allgemeine Geldlehre,* Bd. 1, 1)

[95] Ebd., 31.

[96] Ebd., 57. Einen »objektiven Geist« postuliert neben Sombart der Schweizer Ökonom Julius Wyler, ein übcrindividucllcs »Gcldwcrtbcwußtscin« Folkcrt Wlkcn. Unterstellen Wilhelm Andrcac und in ähnlicher Weise auch Albrccht Forstmann die Existenz »stoffloser, übcrindividucllcr, gemcinschaftsbildcndcr Kräfte«, so darfauch das mechanistische Gegenstück einer »wirtschaftlichen Materie« nicht fehlen; sie findet man bei Siegfried Wcndt, Ernst Eckclt, Adolph Lowe, Kunihiro Jojima.

[97] A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 336.

[98] F. v, Gottl-Ottlilienfcld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 63.

[99] F. v. Gottl-Ottlilicnfeld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 169 f. Der Untertitel *Eine Abrechnung mit der sterbenden Wertlehre* zeigt an, daß in diese Kritik auch die Marxschc Werttheorie einbezogen war, doch ihre Interpretation reproduzierte nur die gängigen Mißverständnisse dieser Theorie als einer Tauschthcoric im Sinn der klassischen Arbeitswerttheorie, die zumindest in ihrer Smithschcn Fassung als »Substanz« des Werts »das Allcrsubjcktivstc« und »Allerindividucllstc« ausgewählt habe, »die Arbeitslast«; zwar trete bei Marx scheinbar noch ein »Soziales« hinzu, die »gesellschaftlich« notwendige Arbeitszeit, doch hierbei handele es sich nur »die technisch notwendige«, um etwas Icchnischcs, mitnichten um etwas »Soziales«. (Ebd., 123) Ebenso wie Amonn übersieht auch Gottl, daß Marx die Arbeit als »allgemeine«, d. h. als »Gesamtarbeit« faßt und daß allein unter diesem Aspekt auch die Fctischismusanalysc Sinn und Verstand erhält; Allerdings blieb diese nicht bloß für Amonn und Gottl inexistent, sondern für die akademische Ökonomie überhaupt bis heute inexistent. Gottls scharfsinnige Analyse und Systematisierung der verschiedenen Tauschglcichungcn kann auch heute noch in den wcrttheorctischcn Auseinandersetzungen behilflich sein, insbesondere die in diesem Kontext entwickelte treffliche Kritik der Grcnznutzcnschulc.

[100] Siehe hierzu G. Martin, *Immanuel Kant,* 17, 138, 143 ff.

[101] F. v. Gottl-Ottlilicnfeld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 256.

[102] Ebd., 17, 139.

[103] F. v. Gottl-Ottlilicnfeld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 54 f., 79.

104 In: K. Gasscn/M. Landmann (Hg.), *Buch des Dankes an Georg Simmel,* 96. Worum es näher ging, berichtet er in folgenden Brief an Heinrich Rickcrt: Er sei »auf einen toten Punkt« angelangt, wo er »weder vorwärts noch rückwärts« könne: »Der Werthbcgriff scheint mir nicht nur denselben regressus in infinitum, wie die Kausalität, sondern auch noch einen circolus vitiosus zu enthalten, weil man (...) immer findet, daß der Werth von A auf den von B, oder der von B nur auf den von A gegründet ist. Damit würde ich mich schon zufrieden geben und es für eine Grundform des Vorstcllcns erklären, die mit der Logik (!) nicht auszuschöpfen ist - wenn nicht, ebenso thatsächlich, absolute (!) und objektive (!) Werthc Anspruch auf Anerkennung machten. Die Lösung dieser Schwierigkeit (...) versagt bei der andern und ich sehe auch kein Ende dieser Schwierigkeiten ab«. (Ebd., 94). Zwar vermochte er sich der »Anerkennung« jener »absoluten und objektiven Werte« im Sinn der Arbeitswerttheorie zu entziehen, ihre Anerkennung nämlich als soziale Erscheinungen, doch nur um einen Preis, den die akadcmischcn Ökonomie als unzumutbar empfunden haben dürfte: ihre nicht mehr bestreitbare Existenz sei kaum noch »verstandesmäßig zu begreifen«, vielmehr ein metaphysisches »Urphänomcn« *(Philosophie des Geldes,* 27), womit sich die »Anerkennung« der Marxschcn Arbeitswerttheorie umgehen ließ; daß der »metaphysische« Abbruch der Analyse der von ihm entdeckten Aporicn Simmel kaum befriedigt haben konnte, wird man daraus erschließen können, daß er der Wcrt-Gcld-Problcmatik rigoros den Rückcn kehren und sich aus allen Diskussionen über jenes »Urphänomcn« heraushalten sollte.

105 In der Gcldthcoric bemühte sich lediglich Karl Hclffcrich um seine systematische Integration in sein Lehrgebäude; die häufigen Fußnotenverweise bezeugen lediglich eine oberflächliche Zustimmung zu einigen Simmclschcn Thesen (F. Ottcl, A. Forstmann, F. Lütge, R. Schilcher, G. Stavcnhagcn u.a.); schroffe Ablehnung begegnete es hingegen bei Mcngcr und Schumpetcr. Gustav Schmollers berechtigte Mahnung - »Es ist (...) nicht so ganz leicht, seine Absichten zu verstehen, (...) je ungebildeter der Leser ist, desto leichter (...) wird er das Buch kopfschüttelnd weglegen und sagen, das verstehe ich nicht, das ist mir zu fein« *(Simmeis Philosophie des Geldes,* 17 f.) - sollte nicht darüber hinwcgtäuschcn, daß der relative Mißerfolg des Buchcs auf einige gravierenden Mängel zurückzuführen ist, die unter philosophischem Aspekt Bruno Licbrucks und unter gcldthcorctischem Karl Elster sowie Hcro Mocllcr (*Die Lehre vom Gelde,* 154 f.) aufgezeigt haben.

106 F. v. Gottl-Ottlilienfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 17.

107 A. Amonn, *»Wert« oder »Wirtschaftliche Dimension«?,* 234.

108 F. v. Gottl-Ottlilicnfeld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 6.

109 Ebd., 11 f.

110 Wie Adorno insistiert auch Gottl darauf, daß die Wcrtphilosophic »nachweislich unter dem Eindruck« der »national-ökonomischcn« (ebd., 87) gestanden habe; Rickcrt selbst ist unschlüssig, ob er den philosophischen Wcrtbcgriff nach dem Vorgang Simmcis und später J. E. Hcydcs so weit fassen soll, daß der ökonomische als eine seiner Erscheinungsformen verstanden werden kann.

111 M. Heidegger, *Sein und Zeit,* 68, 99.

112 Ebd., 150.

11 * C. Mcngcr, *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre,* 86; daß der Wert nichts den Gütern »Anhaftendes« sei, betont Menger in gleichen Formulierungen auch auf den Seiten 81 und 119.

'14 F. v. Wiescr, *Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft,* 290 ff.

115 »Auch der äußerste Subjektivismus kann nicht umhin, wenigstens den >Schcin< des Seins irgendwie zu erklären.« (N. Hartmann, *Zur Grundlegung der Ontologie,* 4) Diese auf den philosophischen Subjektivismus bezogene Feststellung gilt auch für den nationalökonomischcn, speziell wcrtthcorctischcn.

11,1 E. v. Böhm-Bawcrk, *Gesammelte Schriften,* Bd. 1, 470 f'.

117 J. Robinson, *Die Akkumulation des Kapitals,* 35.

118 J. A. Schumpcter, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* 108.

j. A. Schumpcter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung,* 249, 242 f., 232, 257, 259, 261k

120 F. v. Wiescr, *Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Werthes,* 21.

121 Ebd., 20, 25.

122 G. Gabriel, *»(Drittes) Reich«,* Sp. 499 ff

123 G. Simmcl, *Hauptprobleme der Philosophie,* 109 f. u. 118.

124 G. Simmcl, *Philosophie des Geldes,* 79.

125 Ebd., 74.

12" A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 371 f.

127 Ebd.

12« G. Simmel, *Philosophie des Geldes,* 37.

129 Ebd., 29.

130 Ebd., 52 f.

131 Ebd., 48.

132 Ebd., 50.

133 Ebd., 41. So wird auch heute noch »das schwierigste Problem« im Kontext des Problems der »Intcrsubjcktivität« darin gesehen, »wie ein rein subjektiver Wunsch sich (...) objektivieren kann«. (M. Aglictta, *Die Ambivalenz des Geldes,* 184)

134 G. Simmel, *Philosophie des Geldes,* 59.

135 Ebd., 53; siehe ferner 87 f., 89 ff. 113 f., 136 ff.. Durchweg geht es hier um das nationalökonomisch unlösbare Problem der übcrindividucllcn Geltung nationalökonomischcr Größen.

13'. Ebd., 136.

137 Ebd., 58.

13» Ebd., 60.

139 Ebd., 56.

140 Ebd., 134.

141 Ebd., 55.

142 Siehe hierzu G. Martin, *Immanuel Kant,* 17, ferner 138, 143, 147.

143 J. A. Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1120.

144 »Vcrgegcnständlichung, Objektivierung« (42/365) der Momente der Arbeit.

145 G. Simmcl, *Philosophie des Geldes,* 57, ferner 76 f., 170 f., 193 t.; bezüglich des Geldes 136 ff. u. 210 ff.

'4i> S. Kliwansky, *Zur Kritik der Nationalökonomie.* In dieser für jene Zeit erstaunlichen Arbeit, die auch heute noch lesenswert ist, sind erstmals *»gedankliche und reale Abstraktionen«* (ebd., 142) bei Marx unterschieden worden; auch in der sowjctmarxistischcn Literatur wurde die Arbeit dieses Autors, der m. W in der Sowjetzeit nicht hervorgetreten ist, ignoriert.

Wie es scheint, ist Max Schclcr von dieser Abhandlung inspiriert worden; er unternahm es freilich, den sozialökonomischen und antifetischistischcn Sinn der von Kliwansky herangezogenen und von Schclcr wohl übernommenen Marx-Zitate ontologisch zu transformieren: »Marx war (...) der erste Denker, der sich die eminent gescheite Frage vorlegte, die keinem seiner Vorgänger eingefallen war, in welche logische Kategorie von Gegenständen das >Kapital< gehöre.« (*Christlicher Sozialismus als Antikapitalismus,* 617) »Auch ich frage mit Marx zuerst: Unter welchc Kategorie von Denkgegenständen fällt das mit Kapital Gemeinte?« Wie Amonn postuliert auch Schclcr die Existenz einer »überindividucllen«, »wcrtnoctischen« »Anschauungs- und Gedankenform« der Ökonomie.« (Ebd., 619 f)

147 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 376 ff.; zwar gilt ihm die einfache Ware, genauer ihr »Preis« bloß als »Ausdruck« von »Vcrfügungsmacht« (ebd., 319), doch diese ist eo ipso »abstrakte«, denn sie bezieht nicht auf Konkretes.

148 Hcro Moellcr, *Die sozialökonomische Kategorie des Wertes,* 217.

1⁴-> F. v. Gottl-Ottlilienfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 249 f., 253, 255.

15(1 Ebd., 250. Die krampfhaften Versuche, seine »Wirtschaftliche Dimension« von Marxens Wert und Wertform abzugrenzen, dürfte sich unschwer von Gottls präfaschistischcr, in der deutschen Ökonomie weit verbreiteten Orientierung herleiten lassen, auch Schumpctcr warb 1932 für »nicht-rationale Programme«, speziell für die »gewaltige Bewegung« Hitlers und forderte, *»nationalsozialistisch«* zu *»fühlen«. (Das Woher und Wohin unserer Wissenschaft,* 606)

'51 »Was aber ist denn nun die Verfügungsmacht, was ihre Substanz?«, fragt J. Back *(Der Streit um die nationalökonomische Wertlehre,* 224) und findet keine Antwort.

152 Siehe hierzu K. H. Haag, *Der Fortschritt in der Philosophie,* 40 ff

153 G. Simmcl, *Philosophie des Geldes,* 87 und 99; von der Univcrsalicnproblcmatik der ökonomischen Dinge ausgehend bestimmt Simmcl auch die »Gesellschaft« als das »übersinguläre Gebilde, das doch nicht nicht abstrakt ist« (ebd., 60). Es scheinen hier schon die Waren zu sein, die »Relativität zwischen den Dingen«, deren »einzigartige Stellung« dies bedeutet: »über das Einzelne hinauszuweisen (...) und doch keine bloß begriffliche (...) Abstraktion zu sein.« (Ebd.)

'S4 K. H. Haag, *Der Fortschritt in der Philosophie,* 26.

'55 Ebd., 50.

156 Ebd.. 61.

157 Ebd., 33.

15« E. Lukas, *Geld und Kredit,* 14.

15[1], A, Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 374.

i«i Ebd., 274, 302, 308, 339.

im Ebd., 274.

if>2 Ebd., 312.

163 Ebd., 378.

164 Ebd., 336.

165 Ebd., 337.

166 Th. W. Adorno, *Soziologie und empirische Forschung,* 94.

167 Th.W Adorno, *Negative Dialektik,* 172.

16» R. Richter, *Geldtheorie,* 109.

166 K. Wickscll, *Vorlesungen über Nationalökonomie,* Bd. 2, 6; »Nachfragen bzw. Angebote bilden zusammen nur einen abstrakten Wertbetrag«. (Ebd., 21 f.)

170 Die Zitate finden sich in dieser Reihenfolge bei: H. H. Lechncr, *Marktwirtschaftliche Theorie des neutralen Geldes,* 21; J. Dobrctsbcrgcr, *Uber einige ungelöste Fragen der Geldtheorie,* 104; R. Schilcher, *Geldfunktionen und Buchgeldschöpfung,* 58; W Andreac, *Geld und Geldschöpfung,* 16; F. Lütge, *Einführung in die Lehre vom Gelde,* 16.

171 A. Forstmann, *Geld und Kredit,* Bd. 1, 54 u. 60. Auch in seiner *Volkswirtschaftlichen Theorie des Geldes* ist die »Recheneinheit« notwendig, »um nicht nur relative, sondern um auch absolute Werte anzuzeigen«. (Ebd., 133)

172 Obwohl zwei dieser Wertbegriffe, der objektive und der abstrakte, von der großem Mehrheit der akademischen Ökonomen gebraucht wurden, existiert m.W nicht eine einzige Arbeit, die sich um ihre Klärung und die Bestimmung ihres Verhältnisses zueinander bemüht hätte; die Ökonomen waren dermaßen auf den subjektiven Wert und generell auf den Bestimmungsgrund der Preise und der Austauschverhältnisse fixiert, daß die drei anderen Wertbegriffe bloß in polemischen Kontexten von der kleinen Minderheit der extremen Subjcktivistcn diskutiert worden sind. Kaum jemand war an ihrer Klärung interessiert, weil es einerseits an dem hierzu erforderlichen begrifflichen Instrumentarium mangelte und unvermeidlich wertphilosophische Reflexionen ins Spiel kommen mußten, und weil man sich andererseits hüten wollte, wegen der Nähe dieser Begriffe zur Marxschcn Arbeitswerttheorie schlatcndc Hunde zu wcckcn. Auf der Plenartagung des Vereins für Sozialpolitik 1931 ging es zwar um das heiß umstrittene Thema »Probleme der Wcrtlchrc« - siehe das gleichnamige Buch von L. Mises und A. Spicthoff- doch keiner der zahlreichen Referate und Diskussionsbeiträge mochte sich mit jenen drei nichtsubjcktivcn Wertbegriffen befassen; lediglich vom »sozialen Wert« war gelegentlich und meist negativ die Rede. Wie stark nicht bloß in der gegenwärtigen, sondern schon in der älteren Ökonomie die Neigung vorherrscht, das Problem vor allem des »abstrakten« und »absoluten« Werts zu verdrängen, kann man etwa daraus entnehmen, daß selbst in einem 1932 der »Terminologie des Wertes« gewidmeten Aufsatz wie schon bei Böhm-Bawcrk neben dem »subjektiven Wert« lediglich der

»objektive« diskutiert und aufgegliedert wird, während der »abstrakte« und der »objektive« stillschweigend übergangen werden. (J. Burawoy, *Zur Terminologie des Wertes,* 77 ff.)

17-1 O. Veit, *Reale Theorie des Geldes,* 84 und 201; ist davon die Rede, daß »der Wert (...) in Geld als abstrakter Recheneinheit ausgedrückt wird« (ebd.), ist also immer ein »abstrakter Wert« gemeint.

17"1 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 167.

175 Ebd., 372.

17,1 E. Schneider, *Einführung in die Wirtschaftstheorie,* Bd. 4.1, 9 f.; Schneider bezieht sich hierbei auf Lotzc, der so treffend gesagt habe, Theorie »erzählt nicht, was ist«, (Ebd.) Schneiders Lehrer Schumpetcr urteilt über die »analytischen Methoden« generell und insbesondere in kapitalthcorctischcm Kontext, wo es um das »Problem der Existenz des Zinses«, um die »Suche nach der >Ursachc< des Zinses« (*Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1127 Fn.) weit differenzierter; es soll hier in der Tat darauf ankommen, »die >Bcdcutung< eines Phänomens« (ebd., 1179) oder die »Elemente« des Systems zu »erklären« oder zu »verstehen«. (Ebd., 1178)

>77 E. v. Böhm-Bawcrk, *Gesammelte Schriften,* Bd. 2, 450, 452, 516, 546, 552, 516, 519.

178 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 371.

IT» Ebd., 372.

180 Ebd., 370.

181 W. Sombart, *Die drei Nationalökonomien,* 1. Dreiundzwanzig Jahre später berief sich Michacl Kröll *(Das Rätsel »Volkswirtschaft«,* 263) auf diese Sätze und charakterisierte die Ökonomie als »eine unausgeglichene, formlose, diffuse Wissenschaft«, die ihn an »Pufcndorf's Seufzer« erinnerte: »Das Reich ist ein Monstrum«.

182 Robert Liefmann schrieb 1916, die Ökonomie sei eine »noch nicht einmal über ihr Objekt zur Klarheit gekommene Wissenschaft«. *(Uber Objekt, Wesen und Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft,* 60)

18' Zit. n. A. Amonn, *Wesen und Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft,* 306.

184 w. Sombart, *Die Elemente des Wirtschaftslebens,* 30.

•85 A. Amonn, *Wesen und Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft,* 311.

I8f> Zit. n. Amonn, *Wirtschaft, Wirtschaftswissenschaft und »Die drei Nationalökonomien«,* 211.

I87 Ebd., 188 f.

'88 A. Amonn, *Begriffsbildung und Begriffsbestimmung in der Nationalökonomie,* 4.

i8'J Ebd., 12, 15.

190 A. Amonn, *Wesen und Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft,* 323 u. 315.

A. Amonn, *Zu den methodologischen Grundproblemen* (1935), 630.

192 C. Mcnger, *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften,* 164.

193 Ebd., 144. Für Mcngcr »ist es ein so dunkler, unseren Dcnkgcsctzcn inadäquater Gedanke«, der ihm als »Zeugnis dafür« galt, »daß es unserem Zeitalter an dem tieferen Verständnis des Wesens der (...) Socialphänomcnc in mancher Rücksicht noch mangele« (ebd.) - es ist das Zeitalter auch noch der gegenwärtigen Sozialökonomic.

'94 A. Amonn, *Wesen und Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft,* 320.

1"5 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 124.

l',f' W Sombart, *Die drei Nationalökonomien,* 125 f.; siehe ferner K. Wicksell, *Vorlesungen über Nationalökonomie,* Bd. 2, 20: Geld ist eine »abstrakte Quantität«; S. Budge, *Lehre vom Geld,* Bd. 2, 28: Geld sei eine »reine Quantität (...). Es scheint (...), als finde ein Austausch (...) gegen eine reine Summe von völlig qualitätsloscn Einheiten statt«; A. Lowe bezieht sein Aussage, wir »scheinen es mit einer Ordnung reiner Quantitäten zu tun zu haben«, schon auf Waren oder Produktionsfaktoren. (*Politische Ökonomik,* 126)

107 A, Amonn, *Wirtschaft, Wirtschaftswissenschaft und »Die drei Nationalökonomien«,* 37.

11,8 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 338 u. 299.

1'w A. Amonn, *»Wert« oder »Wirtschaftliche Dimension«?,* 235; F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *Die Wirtschaftliche Dimension,* 45 u. 213.

2<>" A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 325, sowie *»Wert« oder »Wirtschaftliche Dimension«?,* 239 f.

2«i B. Liebrucks, *Sprache und Bewußtsein,* Bd. 5, 198, 187 u. 177.

202 A. Amonn, *»Wert« oder »Wirtschaftliche Dimension«?,* 240, 242 f., 251, 235 in der Reihenfolge des Textes

203 F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 82.

204 A. Amonn, *»Wert« oder »Wirtschaftliche Dimension«?,* 263 f.

205 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 325, 200, 90, 319, 200; der Begriff »Repräsentation« findet sich nur im Zusammenhang mit dem Kapitalbcgriff bzw. der »abstrakten Vcrfügungsmacht« auf den Seiten 376, 378, 381.

20i> E. v. Böhm-Bawcrk, *Gesammelte Schriften,* Bd. 2, 452.

207 Die Zitate fmden sich der Reihenfolge nach bei Hcro Mocllcr, *Die sozialökonomische Kategorie des Wertes,* 261; A. Sommer, *Das Geld und die Erscheinungsformen der Werteinheit,* 34 u. 39; in dieser sehr informativen Abhandlung zitiert Sommer mehrfach Ähnliches aus der gcldthcorctischcn Literatur; E. Rcigrotzki, *Wandlungen der Funktionendominanz des Geldes,* 175.

208 w Schclklc, *Motive ökonomischer Geldkritik,* 33; die Autorin kennt »uncigcntlichc« und »eigentliche Werte«, nämlich »Tauschwerte« und »Gebrauchswerte«, was die Frage hervorrufen muß, welchcr Werttheorie sie das Untcrscheidungskritcrium von »eigentlich« und »uncigcntlich« entnommen hat und was sie berechtigt, einen Oberbegriff »Wert« zu bilden, dem sich »Objektives« und »Subjektives« subsumieren lassen; Mcngcr und Wicscr hätten einen solchen Oberbegriff als Unbcgriff verworfen.

209 R. Richter, *Geldtheorie,* 105 f.

210 A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* 370 f.

211 J. A. Schumpctcr, *Das Wesen des Geldes,* 238 u. 232.

212 F. v. Gottl-Ottlilicnfcld, *»Volkseinkommen« und »Volksvermögen«,* 46 u. 76.

213 J. Wcimann, *Überlegungen zum Theoriebegriff der Wirtschaftswissenschaften,* 237.

214 B. Licbrucks, *Sprache und Bewußtsein,* Bd. 1, 433 u. Bd. 3, 526.

215 Ebd., Bd. 6.3, 370.

2"' D. Bell, *Modelle und Realität im wirtschaftlichen Denken,* 74.

217 M. Kröll, *Das Rätsel »Volkswirtschaft«,* 262.

218 J. A, Schumpctcr, *Geschichte der ökonomischen Analyse,* Bd. 2, 1121.

21" M. Horkheimer, *Zum Rationalismussireit in der gegenwärtigen Philosophie,* 185.

220 M. Horkheimer, *Zum Problem der Wahrheit,* 302.

221 Th. W Adorno, *Negative Dialektik,* 166.

222 F. Jonas, *Was heißt ökonomische Theorie?,* 394 f.

223 F.Jonas, *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie,* 207 f. u.10.

224 Ebd., 215.

225 Ebd., 96, ferner 63, 195, 200, 231.

Anhang

Theodor W Adorno über Marx und die Grundbegriffe der soziologischen Theorie

Aus einer Seminarmitschrift im Sommersemester 1962

Zu Poppers »Sozialnominalismus«: Der Begriff des Gesetzes wird bei ihm stillschweigend mit der Regelmäßigkeit von wiederholten Vorgängen gleichgesetzt. In Wahrheit geht es dem Gesetzesbegriff darum, einen bestimmten Ablauf in seiner Struktur festzuhalten. Es ist wesentlich für den Positivismus, die Arbeitsteilung der Wissenschaften zu hypostasieren und damit auch diesen Gesetzesbegriff abzulehnen, so, wenn Popper argumentiert, die Geschichtswissenschaft könne den Gesetzesbegriff nicht verifizieren. Hier wird die Geschichtswissenschaft isoliert. Marx wird »Ökonomismus« vorgeworfen. Adorno: Es gibt geistige Zusammenhänge, die sich so verselbständigen, daß man, wenn man sie ohne weiteres auf ökonomische Ursachen reduziert, aus Marx einen Murx macht. Es kommt vielmehr darauf an, für die Verselbständigung der geistigen Zusammenhänge - das ist unsere Aufgabe - die Bedingungen anzugeben, die dazu führten. Die Verselbständigung selbst ist aus der gesellschaftlichen Dynamik abzuleiten.

Popper wirft Marx >Essentialismus< vor. Marx hätte gespottet und sich selbst als Nominalist empfohlen (Hegel vom Kopf auf die Füße stellen). Trotzdem würde ich sagen, daß Popper insofern recht hat, als bei Marx die Strukturbegriffe selbständig sind, ohne die bei ihm die soziale Mannigfaltigkeit nicht gedacht werden kann, während Popper im Grunde theoriefeindlich ist. Wenn man das Moment der Selbständigkeit des Begriffs aufgibt, hat man die Möglichkeit von Theorie geleugnet. An Stelle der Theorie tritt dann die Forderung, daß die Sozio-

logie als eine Art Agentur der Gesellschaft gut organisierte Fakten bereitzustellen habe, die in der jeweils herrschenden Praxis gebraucht werden.

Woher nimmt Popper seine Forderung nach einer offenen Gesellschaft? Das ist doch selbst ein Allgemeinbegriff, der wie aus der Pistole geschossen erscheint. Hier wird ein Allgemeinbegriff ganz naiv, unreflektiert, eingeführt. >Humanitär< ist doch schon ein Allgemeinbegriff gegenüber den einzelnen Menschen.

Zum Problem des Sozialnominalismus: Die Aufklärung erkennt immer mehr Allgemeinbegriffe als von uns gemachte. Sie will den Schein der Selbständigkeit des von uns Gemachten durchschauen: Es ist der Mensch, der all das produziert, was als ein in sich Selbständiges erscheint, es ist *thesei* und nicht *physei.* Popper wirft Marx und Hegel überlebten Begriffsfetischismus vor, aber es gibt kein Bewußtsem von irgendeiner Tatsache, das nicht durch Bewußtsein vermittelt ist.

Man verbietet, von Allgemeinbegriffen zu reden, und meint damit, die Fremdbestimmtheit aufgehoben zu haben. Das Gesellschaftsbild reduziert sich auf Tatsachen, die, um als Tatsachen denkbar zu sein, Produkte von einzelnen Menschen sein sollen, während die Menschen doch zu Verbänden zusammengeschlossen sind, die über das einzelne, konkrete Handeln hinausweisen, so daß diese Tatsachen, die angeblich das Erste sein sollen, in Wirklichkeit selbst vermittelt sind. Sie sollen sich uns unmittelbar so darbieten, als ob sie das Allerrealste seien, obwohl in ihnen aber ein Ganzes drinsteckt, das nicht unmittelbar ist. Popper hätte nichts gegen das empirische Studium von Institutionen. Wenn ich aber von Wesen spreche, dann würde er das als Begriffsmythologie abtun. Wenn ich von der Struktur unserer Gesellschaft als übergreifender Totalität spreche, dann würden die Positivisten sagen: die kapitalistische Gesellschaft gibt es nicht, unsere Gesellschaft ist pluralistisch. Nun frage ich: ist es wirklich so, daß der Begriff nur eine Zutat des erkennenden Subjekts zum Material ist, oder gibt es so etwas wie Begriff auch in dem Objekt, mit dem wir es zu tun haben?

Ich komme hier auf das zentrale Problem zu sprechen. Unsere Antwort unterscheidet in diesem Punkt unsere Frankfurter Schule von sämtlichen Richtungen der Soziologie. Der Tausch ist selbst ein Abstraktionsprozeß. Ob es die Menschen wissen oder nicht, indem sie in die Tauschbeziehung eintreten und verschiedene Gebrauchswerte auf

Arbeitswert reduzieren, dadurch haben sie eine begriffliche Operation real gesellschaftlich vollzogen. Das ist die Objektivität des Begriffs in der Praxis. Es zeigt sich dabei, daß die Begrifflichkeit nicht nur in den Köpfen der Philosophen, sondern in der Wirklichkeit der Sache selbst steckt, so daß wir, wenn wir von Wesen sprechen, genau das bezeichnen, was die Gesellschaft in sich selbst, ohne es zu wissen, schon hat. Wenn wir uns an die Tatsachen halten, dann stoßen wir selbst auf den Begriff Wir sind gezwungen, auf den Begriff in der Sache selbst zu rekurrieren, statt diese nachträglich unter Ordnungsbegriffe zu subsumieren. Wenn Popper von Entfremdung, Abstraktion spricht, kommt er an dieses Moment nahe heran: die Beziehungen zwischen den Menschen seien abstrakter Art. Der Begriff ist nicht zu fetischisieren, sondern steckt immer in der Dialektik mit den Tatsachen drin. Die begriffliche Struktur ist selbst eine Tatsache.

Die Naturwissenschaft hat Objekte, die kein Bewußtsein besitzen. Wenn nicht die Subjekte jene Abstraktion vollziehen würden, also als Subjekte nicht auch denkende Subjekte wären, käme die objektive Begrifflichkeit nicht zustande. Die Objekte sind nicht unmittelbar Subjekte, aber in den Objekten steckt doch auch Subjektives drin, im Sinne des zur Abstraktion Nötigen. Das Objekt ist nichts Autarkes. Nur darf man es nicht verabsolutieren, weil es das Moment der zweiten Natur gibt, die die Tendenz hat, sich uns gegenüber zu einem Undurchsichtigen zu verhärten. Die Übermacht des Gesellschaftlichen ist so stark, daß Gesellschaft so erscheint, als ob sie wirklich erste Natur wäre. Der Positivismus ist von der Gesellschaft so verblendet, daß er die zweite Natur als erste Natur betrachtet und die Daten der Gesellschaft gleichsetzt mit den Daten der Naturwissenschaft. In diesen Fragen befindet sich unsere Schule im Gegensatz zu allen soziologischen Richtungen in der Welt.

Wenn wir sagen, daß ein Moment von Begrifflichkeit in der Sache steckt, so soll das nicht bedeuten, daß die Gesellschaft auf Begrifflichem basiert. Zum Tauschverhältnis kann man nicht kommen, ohne daß ein Moment der Begrifflichkeit eingeht. Es ist ein Abstraktionsvorgang, der Gleiches mit Gleichem auf Gleiches bezieht. Sonst würde Irrationalität in der Gesellschaft walten. Es ist das Moment der kalkulatorischen Gleichung, das den Unterschied zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Feudalismus begründet hat. Selbst wenn nicht ein

einziger Mensch auf den Gedanken dieses absoluten Tausches gekommen wäre, wäre trotzdem in der objektiven Reduktion auf Gleiches objektiv ein Abstraktionsvorgang vorhanden, der der Objektivität des begrifflichen Moments gleichkommt, egal ob die Menschen darauf reflektieren oder nicht. Im Gegenteil, die Gewalt dieses begrifflichen Moments ist um so größer, je weniger es ein von den Menschen Gedachtes ist, sondern in der Sache selbst liegt. Deshalb ist der Begriff die Sache selbst und nicht die subjektive Merkmalseinheit der unter sie befaßten Sache.

Diese Art von Objektivität des Begriffs ist etwas ganz anderes als die Art von Objektivität, wie sie der mythologische Begriffsrealismus lehrt, sondern in ihr ist doch der ganze Nominalismus enthalten. Die Begrifflichkeit im Tauschverhältnis ist selbst eine Art Faktizität.

Es gibt schon so etwas wie einen Vorrang des Objekts gegenüber dem Begriff, und ähnlich gibt es einen Vorrang des nominalistischen gegenüber dem realistischen Motiv. Wenn wir sagen, daß Begriff und Tatsache beides Momente sind, dann bedeutet das nicht, daß beide die gleiche Dignität haben, Es gibt das Übergewicht des Undurchdringlichen gegenüber dem Anderen. So geraten wir nicht in eine Art Mythologie hinein.

Marx wirft Hegel vor, daß dieser das Prädikat, d. h. die Tätigkeiten, Funktionen, zum Subjekt gemacht habe. Marx war seinem eigenen Verständnis nach reiner Nominalist, seiner objektiven Struktur nach aber keineswegs.

Hegel sagt zwar, daß der Begriff des Staates dem Begriff der wirklichen Gesellschaft historisch vorhergegangen sei. Die Gesellschaft sei dem Menschen zuerst als Staat begegnet. Aber andererseits ist der Weg in der *Rechtsphilosophie* der, daß entwickelt wird, daß die Gesellschaft ihrer eigenen Dialektik nach notwendig zum Staat treibt, daß also der Staat Produkt der Gesellschaft ist.

Marx war extrem anti-anthropologisch, anti-psychologisch. Sein wirkliches Interesse gilt den Institutionen, die den Menschen entmenschlichen. Er gibt keine Analyse des Menschen, das wäre eine Oberflächlichkeit gegenüber dem geschichtlichen Wesen.

Das Hegel-Verständnis von Marx ist sehr problematisch, der reife Marx hat aber gerade gegenüber den Linkshegelianern die Objektivität

des Begriffs wieder aufgenommen.

Der Mensch ist das sich selbst reproduzierende Lebewesen. Der Mensch wird durch sich selbst zum Menschen, durch die gesellschaftliche Arbeit, erst durch die Phasen der gesellschaftlichen A'beit hindurch kommt der Mensch zum Begriff des Menschen, d. h. zum realen, freien Menschen.

Marx unterstellt Hegel einen Begriff des Geistes, der von der materiellen Seite des Daseins getrennt ist. Bei Hegel ist es so, daß der Geist als Totalität bezeichnet wird; die Bestimmungen der Arbeit sind aber keineswegs solche eines abgetrennten geistigen Prinzips, sondern Hegel denkt an eine Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur, nur daß dann die Gesamtbewegung als die eines Geistes interpretiert wird. Aber die Momente in der Arbeit sind ebenso materielle Momente und nicht etwa Tätigkeiten eines isolierten Geistes. Der Knecht ist kein Intellektueller. Das Geistige liegt nur in dem allgemeinen Verhältnis, das sich zwischen Herr und Knecht abspielt. Gegenständlichkeit kommt in gewissem Sinne bei Hegel abschlußhaftere Bedeutung zu als bei Marx, weil ein ungelöster Rest des Institutionellen gegenüber einer freien Gesellschaft übrig bleibt.

Adorno: (Es handelt sich um das theoretische Kernreferat des Seminars.) - Was bedeutet Kritik der politischen Ökonomie bei Marx? 1. Kritik der klassischen Theorie des Liberalismus, 2. Kritik der Wirtschaft selbst. Also sowohl Kritik des Selbstverständnisses des Liberalismus (besonders im 4. Band, den *Theorien über den Mehrwert),* als auch des Liberalismus selbst. Es geht ihm um eine immanente Kritik des Liberalismus. Im Osten dient Marx den Herrschaftsverhältnissen, dieser Marx gehört in den Bereich der Schundliteratur. Im Westen wird Marx unterstellt, daß seine Theorie vom subjektiv-proletarischen Klassenbewußtsein ausgehe. Das ist gerade nicht gemeint. Die liberale Theorie wird mit ihrem eigenen Anspruch konfrontiert, bezogen auf den Tauschakt. »Ihr sagt, es werden Äquivalente getauscht, es findet ein freier und gerechter Tausch statt, ich nehme Euch beim Wort, jetzt wollen wir sehen, wie es damit aussieht.« Das ist immanente Kritik. Daß der Mensch zur Ware wird, das haben auch schon andere gesehen. Marx: »Den versteinerten Verhältnissen ihre eigene Melodie vorspielen und sie so zum Tanzen bringen.« (1/381) Der kapitalistischen Gesell-

schaft nicht etwa eine andersgeartete entgegenhalten, sondern fragen, ob die Gesellschaft ihren eigenen Spielregeln entspricht, ob sie nach den Gesetzen verläuft, die sie als ihre eigenen behauptet. Nun sagt Marx nicht einfach: nein, das stimmt nicht, sondern er nimmt die Dialektik ernst und kokettiert nicht einfach bloß mit ihrer Terminologie. Beim Tausch ist etwas gleich und zugleich nicht gleich, es geht mit rechten Dingen zu und zugleich auch nicht. Die Theorie des Liberalismus entspricht ihrem eigenen Begriff, und indem sie ihm entspricht, widerspricht sie ihrem eigenen Begriff. Das Tauschverhältnis ist in Wirklichkeit präformiert durch die Klassenverhältnisse: daß eine ungleiche Verfügung über die Produktionsmittel stattfindet, das ist der Kern der Theorie. Diese Fragestellung kommt in der heutigen Marx-Diskussion fast nicht zum Tragen. Kritik prüft Behauptungen in der Weise, daß sie diese mit der Sache konfrontiert und aus diesem Widerspruch die Entwicklungstendenzen entwickelt. Der späte Marx würde dazu sagen, diese Methode sei noch zu abstrakt.

Die Stadien der Entwicklung werden als qualitativ voneinander verschieden entwickelt. Das ist wie bei Hegel. Knotenpunkte der Entwicklung. Rostow dagegen erkennt keine qualitativ verschiedenen Grundstrukturen an. Zwei verschiedene Phasen sind bei ihm nur ein Mehr oder Weniger, es gibt keine qualitativen Differenzen. Marx ist nicht einfach Wirtschaftshistoriker, sondern bei ihm ist das historische und das systematische Moment vermittelt, der historische Prozeß selbst wird als der logische, notwendige Ubergang von einer Struktur zur anderen begriffen. Marx grenzt sich ab gegenüber statischen Lehren wie auch gegenüber dem bloßen Historiker, der nur verschiedene Stadien beschreibt. Der Begriff wird völlig historisiert. Der Prozeß ist der Form nach idealistisch, er ist die Selbstentfaltung des Begriffs, bei Marx der Produktionsformen. Doppelte Frontstellung: gegenüber invariantem Idealismus und deskriptivem Positivismus.

Die Ware wird durch ihren Tauschwert charakterisiert. Gerade nicht das Bedürfnis konstituiert die Ware. Der Warenwert wird nicht aus dem Bedürfnis abgeleitet, sondern aus den objektiven Bedingungen der Produktion, in die zwar das Bedürfnis eingeht, aber nur an letzter Stelle, nämlich vermittelt durch das Interesse, das Zeug los zu werden. Für die objektive Theorie ist charakteristisch, daß nicht von dem Bedürfnissen, sondern von den Institutionen ausgegangen wird, von den

tatsächlichen Machtverhältnissen, Verfügungsverhältnissen. »Ihr redet immer davon, daß man die Wirtschaft aus den Bedürfnissen erklären soll, aber das Getriebe dient ja nicht primär den Bedürfnissen, sondern diese werden nur unter größten Opfern und fürchterlichem Geknirsche des Systems befriedigt.« Das Bedürfnis wird nur mitgeschleift, und deshalb darf die Wirtschaft nicht von den Bedürfnissen ausgehen, denn die Welt richtet sich ja nicht nach unseren Bedürfnissen. Diese sind nur ein Epiphänomen.

Das Entscheidende ist die Vormacht des Produktionsapparats gegenüber den Bedürfnissen. Das hat man dem Einwand entgegenzuhalten, die Erscheinungen, die Marx beschreibt, ließen sich auch subjektiv darstellen.

Marxens Methode besteht darin, daß die Abstraktionen später durch sehr weitgehende Differenzierungen behoben werden. Ich möchte hier das Problem anmelden, ob das mit der Dialektik vereinbar ist oder ob sich hier Marx nicht gegen die Prinzipien der Dialektik schwer vergangen hat.

Was die Waren tauschbar macht, ist die Einheit der gesellschaftlich notwendigen abstrakten Arbeitszeit. Abstrakte Arbeit, weil durch die Reduktion auf die Einheit abstrahiert wird von den Gebrauchswerten, von den Bedürfnissen.

Wenn ein Geschäftsmann kalkuliert, dann kann er dabei nicht rekurrieren auf die Bedingungen, unter denen die Ware zustande gekommen ist, und auch nicht darauf, wofür sie gut ist, sondern er stellt ab auf Arbeitszeit, Profit, Material. Daraus setzt sich die Ware zusammen, aber dadurch wird sie zu einer Art Summe von Festem, Dinglichem. Durch die abstrakte Arbeitszeit wird von den lebendigen Kontrahenten abstrahiert. Diese Abstraktion macht das, was getauscht wird, dem Schein nach zu einem Ding an sich. Was gesellschaftliches Verhältnis ist, erscheint so, als ob es Summe dinghafter Eigenschaften des Objekts sei. Der Begriff des Warenfetischismus ist nichts anderes als dieser notwendige Abstraktionsvorgang. Indem Abstraktion geleistet wird, erscheint Ware nicht mehr als ein gesellschaftliches Verhältnis, sondern es scheint so, als ob der Wert ein Ding an sich wäre.

Der Tausch ist nach wie vor Schlüssel zur Gesellschaft. Für die Warenwirtschaft ist charakteristisch, daß das, was den Tausch charakterisiert - daß er ein Verhältnis zwischen Menschen ist -, verschwindet

und sich so darstellt, als ob es eine Eigenschaft der zu tauschenden Dinge an sich sei. Fetischisiert wird nicht der Tausch, sondern die Ware. Das, was in ihnen ein geronnenes gesellschaftliches Verhältnis ist, wird so genommen, als sei es eine Naturqualität, ein An-sich-Sein der Dinge. Der Schein ist nicht der Tausch, denn getauscht wird wirklich. Der Schein im Tauschvorgang liegt im Begriff des Mehrwerts.

Nur Schein sind die fetischisierten Vorstellungen auch nicht, denn insofern die Menschen tatsächlich abhängig werden von diesen ihnen undurchsichtigen Objektivitäten, ist die Verdinglichung nicht nur ein falsches Bewußtsein, sondern zugleich auch Realität, insofern die Waren dem Menschen wirklich entfremdet sind. Wir hängen wirklich von den Warenwelt ab. Auf der einen Seite ist der Warenfetischismus Schein, auf der anderen Seite - und das zeigt die Übermacht der verdinglichten Ware über den Menschen - ist er äußerste Realität. Daß also die Kategorien des Scheins in Wirklichkeit auch Kategorien der Realität sind, das ist Dialektik.

Begriffe wie Fetischcharakter der Waren, lassen sich nur verstehen, wenn man sie nicht bloß in subjektive Kategorien verwandelt. Gemeint ist hier nicht die Wirkung, die von den Waren im Kaufhaus auf den heutigen Menschen ausgeht. Es geht hier nicht um die psychologische Fetischisierung von einzelnen Waren, sondern um die objektive Struktur der Warenwirtschaft. In einer Gesellschaft, in der der Tauschwert das herrschende Prinzip ist, vollzieht sich diese Fetischisierung notwendig. Wesentlich ist, daß die Ware als gesellschaftliches Verhältnis verschwindet, alle andern Reaktionen des verdinglichten Bewußtseins sind sekundäre Dinge.

Die Ware ist zwar die Urform der Ideologie, aber sie selbst ist nicht einfach falsches Bewußtsein, sondern folgt aus der Struktur der politischen Ökonomie. Das ist der eigentliche Grund, warum das Bewußtsein vom Sein bestimmt ist. Entscheidend ist, daß die objektive Struktur der Wirtschaftsform selbst aus sich heraus die Fetischisierung vollbringt. Das ist der objektive Prozeß der Ideologie - unabhängig vom Bewußtsein der Einzelnen und ihrem Willen. Die Ideologienlehre hat ihren Ernst nur darin, daß das falsche Bewußtsein selbst als eine notwendige Gestalt des objektiven Prozesses erscheint, der die Gesellschaft zusammenhält. Die Vergesellschaftung selbst geschieht durch diese Ideologie. Hier wird die Sache mit dem Ideologieproblem ganz

ernst. Auch wenn wir den Schein durchschauen, so ändert das nichts am Fetischcharakter der Ware: jeder Geschäftsmann, der kalkuliert, muß sich im Sinne dieses Fetischs verhalten. Wenn er nicht so kalkuliert, macht er pleite.

Geld ist auch nur Symbol für geronnene Arbeit und kein Ding an sich, so daß die Vorgänge im finanziellen Bereich nicht primär sind; vielmehr müssen die Geldverhältnisse aus der politischen Ökonomie abgeleitet werden.

Wenn der Tauschwert verselbständigt ist, dann kann ich nach ihm als Ding an sich streben, und diese Vergegenständlichung des Tauschwerts ist in der Formel G - W- G' gemeint.

Kernfrage: Wo kommt der Mehrwert her? Die Zirkulationssphäre ist sekundär, in ihr steckt der Mehrwert schon drin, in ihr raufen die Unternehmer untereinander um den Mehrwert, der aber schon produziert ist.

Die Arbeitskraft ist die Quelle des Mehrwerts, weil sie gleichzeitig Gebrauchs- und Tauschwert ist. Das ist der springende Punkt. Der Arbeiter ist insofern frei, als er von einer Branche in die andere überwechseln kann.

Der Wert selbst ist definiert als gesellschaftliche Arbeit, deshalb können die Maschinen nicht ihrerseits Wert produzieren. Was diese tun, weist auf Arbeit zurück, weil sie selbst von Menschen produziert werden. Die Unternehmer streben nach absolutem Mehrwert, aber nicht etwa, weil sie böse Menschen sind. Marx ist die Psychologie genauso fremd wie Hegel.

In Marxens Theorie der »Charaktermaske« ist der Rollenbegriff enthalten. Nur wird er hier aus objektiven Bedingungen abgeleitet, die Rolle ist dem Subjekt durch die Struktur vorgeschrieben. Heute - so bei Parsons - wird der Rollenbegriff selbst nicht wieder reflektiert, er wird verabsolutiert. Der eigentliche Grund, warum ich dem Rollenbegriff skeptisch gegenüber stehe, ist der, daß man ihn nicht als notwendiges Moment in einem Prozeß versteht, sondern isoliert herausgreift.

Kern der Dialektik: Die Kapitalisten sind gezwungen, zu versuchen, den Mehrwert zu akkumulieren. Zu diesem Zweck sind sie getrieben, Maschinen zu entwickeln, um lebendige durch tote Arbeit zu ersetzen. Wenn nicht, dann unterliegen sie im Konkurrenzkampf Hier wirkt ein Moment der Zirkulationssphäre auf die Produktionssphäre zurück.

Aber dadurch, daß die Kapitalisten gezwungen sind, dadurch schaffen sie die Bedingungen von Produktivkräften, die der Fesseln der kapitalistischen Wirtschaft nicht bedürfen. Zweitens schaffen sie dadurch eine Dynamik, die sich gegen sie selbst kehrt, immer mehr Arbeit wird freigesetzt und dadurch bilden sich die Bedingungen der Krisen und die kontinuierlich ansteigende Gefährdung des Systems selbst. Das System muß, um sich erhalten zu können, genau solche Momente ausbilden, durch die es seine eigene Möglichkeit zunehmend untergräbt. Der Sinn der Spontaneität besteht darin, diesen blinden dialektischen Prozeß, der auf die Zerstörung des Ganzen hinausläuft, so in den Griff zu bekommen, um das Ganze in eine höhere Form der Produktion aufheben zu können. Wobei die Dialektik an sich, soweit sie eine blinde ist, auch die Bedingungen für das Andere schafft. Wenn das Moment der Freiheit nicht hinzukommt, also das Ganze sich selbst überlassen bleibt, dann geht es zugrunde.

Die ewige Unsicherheit ist einer der Gründe für die nach rückwärts gestaute Sehnsucht nach agrarischen und handwerklichen Verhältnissen. Das ist das wahrhafte Moment daran. Das andere, die Verklärung, ist falsch: diese Verhältnisse sind nicht wiederherstellbar.

Um den Begriff des Mehrwerts zu verstehen, sind zwei Zeiten miteinander zu vergleichen: die Zeit, die zur Produktion der Arbeitskraft erforderlich ist, und die Zeit, die der Arbeiter in der Arbeit hergibt. Man darf nicht ausgehen von der Ware, die der Arbeiter produziert, sondern es handelt sich um einen Tauschvorgang: er verkauft seine Arbeitszeit und dafür bekommt er sein Äquivalent. Aber die Zeit, die er hergibt, und die Zeit, die er zur Reproduktion seiner Arbeitskraft erforderlich ist, sind verschieden. Einerseits wird nach Äquivalenten getauscht: der Arbeiter gibt seine Arbeitszeit und erhält dafür das, was zur Reproduktion seiner Arbeitskraft erforderlich ist. An dieser Stelle liegt die Quelle des Mehrwerts, ohne daß man die hergestellte Ware zu berücksichtigen braucht. Es wird Gleiches und Gleiches und zugleich Gleiches und Nicht-Gleiches getauscht. Dahinter steckt das ganze Klassenverhältnis. Nur weil der Arbeiter nichts anderes hat als seine Arbeitskraft, nur deshalb kommt er dazu, diese Bedingungen anzunehmen. Hinter diesem sonderbaren Tausch steht die Frage des Klassenverhältnisses.

Es wäre wahrscheinlich fehlerhaft zu sagen, daß die subjektive Theorie nicht imstande wäre, den ganzen Mechanismus der Wirtschaft von den Bedürfnissen her zu erklären. Man kann es sicher auch mit den subjektiven Kategorien tun, wenn man sich damit begnügt, ein formalistisches Schema für die ökonomischen Vorgänge zu entwerfen. Aber dabei wird abstrahiert von dem Moment der gesellschaftlichen Macht und der Ohnmacht. Es ist nicht so, als ob erst heute der Konsum kontrolliert wird, das ist heute nur eine neue Qualität, die in der Konsumsteuerung sich durchgesetzt hat. Aber in dieser Gesellschaft ist der Konsum der Subjekte nicht der Schlüssel für die Ökonomie, weil deren eigene Konsummöglichkeiten abhängig sind 1. von dem ökonomischen Gesamtsystem insgesamt; man kann soviel konsumieren, wie der soziale Status erlaubt; 2. hängt der Konsum ab von der jeweiligen ökonomischen Gesamtsituation.

Die eigentliche Kontroverse ist nicht die, in welcher der beiden Richtungen sich glatter der ökonomische Ablauf darstellen läßt, sondern welche Theorie die Realität, in der sich die wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen abspielen, adäquater ausdrückt. Ein Aisatz, in dem die Abhängigkeit des Konsumenten vom Gesamtsystem nicht dargestellt wird, ist der Realität inadäquat. Man kann nachweisen, daß die Veränderung in den Konsumsitten nicht auf das Subjekt zurückführbar sind, sondern daß es sich um objektive Prozesse handelt, die in der Struktur der Gesellschaft wurzeln. Deshalb geht Marx nicht vom Konsum, sondern von der Produktion aus, wobei Produktion bedeutet: Vorherrschaft der Verfügenden. Diese Richtung ist die realitätsgerechtere.

Die Wahl des Koordinatensystems ist nicht neutral gegen die Sache. Das System ist das bessere, in dem von den realen Verhältnissen mehr erscheint. Wenn die Verhältnisse antagonistischer Art sind (Klassensystem), dann müssen die Antagonismen auch in der Theorie ausgedrückt werden.

Die subjektive Ökonomie ist eigentlich eine Analyse von Marktvorgängen, in denen schon die etablierten Marktverhältnisse vorausgesetzt werden. Engels beruft sich zu Recht auf das Erbe der deutschen Philosophie: die Fragestellung war die nach den konstitutiven Momenten, wodurch der Mehrwert zustande kommt, nach den immanenten Bedingungen, durch die das System zustande kommt, während die sub-

jektive Lehre versucht, die bereits etablierten Vorgänge auf elegante Formeln zu bringen.

Im Unterschied dazu geht es Marx nicht um die Deskription der Marktgesellschaft, sondern es wird nach den Konstituentien der Erfahrung gefragt und eine Kritik dieser Kategorien des Wirtschaftens gegeben. Dieser Ansatz ist der tiefere; der Ansatz, der es ermöglicht, daß von der Realität mehr zum Ausdruck kommt, geht vom Konstitutionsproblem aus. Es geht darum, ob die Konstituentien der Totalität ergriffen werden können. In dem scheinbaren Belieben, welchen Abstraktionsschnitt durch die Realität man zieht, liegt die Konstitutionsfrage bereits drin. Die subjektive Lehre ist wesentlich Apologie. Die Analyse der Preisfrage ist gegenüber den Konstitutionsfragen ein Epiphänomen.

Zur Kritik: Man kann bei Entfremdungsphänomenen nicht stehen bleiben, an sich ist die Entfremdung eine idealistische Kategorie. Sie geht aber aus dem Warencharakter der Ökonomie hervor. Auch von der Machtfrage kann man nicht in Abstraktionen sprechen, sondern sie setzt sich durch vermöge der Reproduktion des materiellen Lebens der Menschen. Bliebe es bei den Entfremdungs- und Machtfragen, hätte Marx uns weiter nichts mehr zu sagen, dann würde von Marx nur ein Linkshegelianismus übrigbleiben. Aber Marx wollte kritisieren, wie es mit Macht und Entfremdung in der konkreten Gesellschaft aussieht.

Der Begriff der relativen Verelendung ist ein urkomischer. Wenn kein Arbeiter mehr weiß, daß er es ist - wie Schelsky behauptet - wo bleibt dann die Möglichkeit, an den Klassenbegriff anzuknüpfen?

Der Begriff der Technik bei Marx nicht klar. Dieser Begriff ist von Saint-Simon übernommen, ohne daß dieser seine Stellung zu den Produktionsverhältnissen durchdacht hätte. Diese sind einerseits das Fesselnde, andererseits wandeln sie sich ständig, und sie werden auch Produktivkräfte. Das ist die Problematik dieses Begriffs.

Wir sehen, systemimmanent treten die allergrößten Schwierigkeiten auf. Marx ist mit einem Rattenschwanz an Fragen belastet. Die Trostlosigkeit unserer Situation besteht darin, daß an diesen Stellen nicht weiter gearbeitet, sondern von außen kritisiert wird, ohne die Theorie mit ihren immanenten Schwierigkeiten zu konfrontieren. Einerseits wird sie diffamiert - im Westen -, andererseits fetischisiert - im Osten. Im Osten ist sie tabubesetzt, im Westen glaubt man, eine Todsünde zu begehen, sich mit ihr zu befassen. Die Zukunft des Denkens über die

Gesellschaft hängt davon ab, ob wir diese Probleme lösen. Die Genialität von Marx bestand gerade darin, daß er von Ekel erfaßt genau das angepackt hat, wovor er sich geekelt, die Ökonomie.

Dem Einwand, Sozialismus führt zur Vermassung, ist zu entgegnen, daß erst dann, wenn die Individuen nicht mehr von Tauschverhältnissen bestimmt sind, diese verschwinden wird.

Literatur

Adorno, Th. W, Aspekte, in: ders.. *Drei Studien zu Hegel,* Frankfurt/M. 1974. 9-52

Adorno, Th. W., *Negative Dialektik,* Frankfurt/M. s1988 (Ges. Sehr., Bd. 6)

Adorno, Th. W, u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie,* München 1993; von Adorno: Einleitung, 7-79, Soziologie und cmpirischc Forschung, 81-101; Zur Logik der Sozialwissenschaftcn, 125-143 (alle Texte auch in: ders., *Soziologische Schriften I)*

Adorno, Th. W., *Soziologische Schriften I,* hg. von R. Tiedemann, Frankfurt/M. -1980 (Ges. Sehr., Bd. 8); Uber Statik und Dynamik als soziologische Kategorien, 217-237; Spätkapitalismus oder Industriegcscllschaft?, 354-370

Aglictta, M., Die Ambivalenz des Geldes, in: J. Kintzclc/P. Schneider (Hg.), *Georg Simmeis iPhilosophie des Geldes/,* 175-220

Albert, H., Der Mythos der totalen Vernunft, in: Th.W Adorno u.a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie,* 193-234

Albert, H., Im Rücken des Positivismus?, in: Th.W Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie,* 267-305

Albert, H., Individuelles Handeln und soziale Steuerung Die ökonomische Tradition und ihr Erkenntnisprogramm, in: H. Lenk (Hg.), *Handlungstheorien interdisziplinär,* Bd. 4: Sozialwisscnschaftlichc Handlungsthcoricn und spezielle systcmwisscnschaftliche Ansätze, München 1977, 177-225

Albert, FI., Korreferat zu W Meyer, Erkcnntnisthcorctischc Orientierungen und der Charakter des ökonomischen Denkens, in: E. Strcißlcr/Ch. Watrin (Hg.), *Zur Theorie marktwirtschaftlicher Ordnungen,* Tübingen 1980, 111-120

Albert, FL, Macht und ökonomisches Gesetz. Der Gcsctzesbcgriff im ökonomischen Denken und die Machtproblematik, in: ders., *Aufklärung und Steuerung. Aufsätze zur Sozialphilosophie und zur Wissenscluiftslehre der Sozialwissenschaften,* Hamburg 1976, 123-159

Albert, H., *Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive,* Neuwied 1967

Althusscr, L./Balibar, E., *Das Kapital lesen, 2* Bde., Reinbek 1972

Amonn, A., *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie,* Wien 1911, :1927, Reprint Wien 1996

Amonn, A., *Volkswirtschaftliche Grundbegriffe und Grundprobleme. Einführung in das volkswirtschaftliche Denken,* Bern :1944

Amonn, A., »Wert« oder »Wirtschaftliche Dimension«?, in: *Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 59 (1928), 225-267

Amonn, A., Wirtschaft, Wirtschaftswissenschaft und »Die drei Nationalökonomien«, in: *Schmollen Jahrbuch,* 54 (1930), 193-285

Amonn, A., Zu den methodologischen Grundproblcmcn. Ein falscher Weg zu ihrer Lösung, in: *Zeitschriftf Nationalökonomie,* 6 (1935), 616-631

Amonn, A., Zu den methodologischen Grundproblcmcn, in: *Zeitschrift f. Nationalökonomie,* 7 (1936), 247-249

Amonn, A., Wesen und Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft, in: *Zeitschrift f. Nationalökonomie,* 7 (1936), 306-325

Amonn, A., Der Streit um die »Quantitätstheoric« und die Möglichkeit inflationistischer Preissteigerungen, in: *Schweizerische Zeitschrift f. Volkswirtschaft u. Statistik,* 79 (1943), 1-26

Amonn, A., BcgritTsbildung und Begriffsbestimmung in der Nationalökonomie, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 165 (1953), 1-20

Andrcac, W, *Geld und Geldschöpfung,* Stuttgart 1953

Apcl, K.-O., Reflexion und materielle Praxis: Zur crkcnntnisanthropologischcn Begründung der Dialektik zwischen Hegel und Marx, in: ders., *Transformation der Philosophie,* Bd. 2, Frankfurt/M. [5]1993, 9-27

Aron, R., *Die Heiligen Familien des Marxismus,* Hamburg 1970

Arrow, K.J., Reale und nominelle Größen in der Wirtschaftsthcoric, in: D. Bcll/I. Kristol (Hg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie,* 175-189

Back, J., *Der Streit um die nationalökonomische Wertlehre. Mit besonderer Berücksichtigung Gottls,* Jena 1926

Bader, V.-M., u. a., *Krise und Kapitalismus bei Marx,* 2 Bde., Frankfurt/M. 1975

Balogh, Th., Theorie und Wirtschaftspolitik, in: H. Markmann/D. B. Simmcrt (Hg.), *Krise der Wirtschaftspolitik,* Köln 1978, 41-56

Banfi, R., Probleme und Scheinproblcmc bei Marx und im Marxismus, in: E. Th. Mohl u. a., *Folgen einer Theorie,* 155-177

Bcchlcr, E., *Geld und Währung,* Bd. 1: Theorie des Geldes und der Geldpolitik, München 1978

Becker, W., *Kritik der Marxschen Wertlehre. Die methodische Irrationalität der ökonomischen Basistheorien des ¡Kapitalst,* Hamburg 1972

Behrens, F., Brauchen wir eine sozialistische Theorie vom »natürlichen Zins«?, in: *Wirtschaftswissenschaft,* 1966, H. 10, 1649-1656

Behrens, F., Wie ist der Wert meßbar? in: *Wirtschaftswissenschaft,* Jg. 1961, H. 3, 420-429

Bell, D., Modelle und Realität im wirtschaftlichen Denken, in: dcrs./l. Kristol (Hg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie,* 58-102

Bell, D./Kristol, 1. (Fig.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie,* Berlin etc. 1984

Bcndixcn, F., *Das Wesen des Geldes. Zugleich ein Beitrag zur Reform der Reichsbankgesetzgebung,* Leipzig 1908, "1926

Bcndixcn, F., Nominalismus und Mctallismus (Eine Erwiderung an L. v. Bortkicwicz), in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 113 (1919), 217-228

Bcndixcn, F., Zur Frage der Definition des Zahlungsmittels und der Werteinheit, in: *JahrbücherJ. Nationalökonomie u. Statistik,* 115 (1920), 129-131

Bernstein, F.., *Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie,* Bonn-Bad Godesberg [7]1977

Blaug, M., *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie,* Bd, 2: Say - Mill - Marx, München 1972

Block, H-, *Die Marxsche Geldtheorie,* Jena 1926

Boccara, P., u. a., *Der staatsmonopolistische Kapitalismus,* Berlin (DDR) 1972

Böhm-Bawcrk, E. v., *Kapital und Kapitalzills,* Abt. 1: Geschichte und Kritik der Kapitalzins-Thcoricn, Innsbruck "1900; Abt. 2: Positive Theorie des Kapitales, 2 Bde., Jena "1921

Böhm-Bawcrk, E. v., Wert, Kosten und Grenznutzen, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 58 (1892), 321-367

Böhm-Bawcrk, E. v., Zum Abschluß des Marxschcn Systems, in: F. Ebcrlc (Hg.), *Aspekte der Marxschen Theorie 1,* 25-129

Böhm-Bawcrk, E. v., *Gesammelte Schriften,* 2 Bde., hg. von F.X. Weiss, Wien 1924, 1926, Reprint Frankfurt/M. 1968

Borchardt, J., Einleitung zu: K. Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie,* gemeinverständliche Ausgabe, Berlin '1922, I-XVII

Bortkicwicz, L. v., Neue Schriften über die Natur und die Zukunft des Geldes, in: *Schmollers Jahrbuch,* 45 (1921), 621-647 und 957-1000

Bregcl, E. J., *Banken und Kredit im Kapitalismus,* Berlin (DDR) 1957

Brcntcl, H., *Soziale Form und ökonomisches Objekt. Studien zum Gegenstands- und Methoden-Verständnis der Kritik der politischen Ökonomie,* Opladen 1989

Brunhoft, S. de, *L'ojjre de monnaie. Critique d'un concept,* Paris 1971

Brunhoff, S. de, *La monnaie chezMarx,* Paris '1976

Budgc, S., *Lehre vom Geld,* Bd. 1, 2 Halbbdc., Jena 1931, 1933

Burawoy, J., Zur Terminologie des Wertes, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 137 (1932), 77-82

Burchardt, F., Entwicklungsgeschichte der monetären Konjunkturtheoric, in: *Weltwirtschaftliches Archiv,* 28 (1928), 77-143

Claasscn, F..-M., *Grundlagen der Geldtheorie,* Berlin - Heidelberg :1980

Claasscn, E.-M., *Probleme der Geldtheorie,* Berlin - Heidelberg 1970

Clauß, F.-J., *Wissenschaftslogik und Sozialökonomie. Über die formalistische Degeneration einer Wissenschaft,* Berlin 1981

Cogoy, M., *Werlstruktur und Preisstruktur. Die Bedeutung der linearen Produktionstheorie für die Kritik der politischen Ökonomie,* Frankfurt/M. 1977

Dallcmagne, J.-L., *L'inflation capitaliste,* Paris 1972

Dcrrida, J., *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale,* Frankfurt/M. 1995

Dichmann, W, *Nationalökonomie und Realität. Grundzüge einer historischen Theorie und Politik sozialen Handelns,* Berlin 1983

Dietzel, H., Die klassische Werttheorie und die Theorie vom Grenznutzen, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 54 (1890) [= N. F., Bd. 20], 561-606

Dobb, M., *Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith. Eine nationalökonomische Dogmengeschichte,* Frankfurt/M. 1977

Dobrctsbcrgcr, J., Uber einige ungelöste Fragen der Gcldtheorie, in: ders., *Wirtschaft und Gesellschaft. Gesammelte Aufsätze aus drei Jahrzehnten,* Graz 1963, 104-113

Dobrctsbcrgcr, J., *Das Geld im Wandel der Wirtschaft. Vierzehn Studien zu den Währungsfragen der Gegenwart,* Bern 1946

Eberlc, F. (Hg.), *Aspekte der Marxscherl Theorie 1. Zur methodischen Bedeutung des 3. Bandes des iKapitah,* Frankfurt/M. 1973

Eberlc, F., Bemerkungen zum Erklärungsanspruch der Marxschcn Theorie, in: ders. (Hg.), *Aspekte der Marxschen Theorie 1,* 363-386

Eichcnsccr, G. K., *Staatsidee und Subjektivität. Das Scheitern des Subjektgedankens in Hegels Staatsphilosophie und seine Konsequenzen,* Regensburg 1997

Eichner, A. S., Ausblick, in: ders. (Hg.), *Über Keyties hinaus. Eine Einführung in diepost-keynesianische Ökonomie,* Köln 1982, 178-196

Eickcr-Wolf, K., u.a. (Hg.), *Wirtschaftspolitik im theoretischen Vakuum? Zur Pathologie der politischen Ökonomie,* Marburg 1996; Einleitung d. Hg.: 9-17

Elster, K., »Wertmesser« und »Werteinheit«, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 117 (1921), 322-330

Elster, *K.,Die Seele des Geldes. Grundlagen und Ziele einer allgemeinen Geldtheorie,* Jena :1923

Englis, K., *Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens,* Brünn 1925

Erdci, L, Der Gegensatz und der Widerspruch in der Hcgclschcn Logik, in: *Hegel-Jahrbuclt,]*g. 1973, 18-23

Euchncr, W/Schmidt, A. (Flg.), *Kritik der politischen Ökonomie heute - 100 Jahre iKapitah,* Frankfurt/M. 1968

F.ucken, W, *Die Grundlagen der Nationalökonomie,* Berlin - Heidelberg '1989

Fand, D. I., Ein monctaristisches Modell des Gcldwirkungsprozcsscs, in: *Kredit und Kapital,* 3 (1970), 361-383

Feilen, J. F., *Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes. Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Kategorienlehre der Geldwirtschaft,* Berlin 1923

Fcucrbach, L, Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie, in: *Gesammelte Werke,* hg. von W. Schuffcnhauer, Bd. 9, Berlin (DDR) 1970, 243-263

Fcucrbach, L., *Das Wesen des Christentums,* hg. von W. Schuffcnhauer, Bd. 5, Berlin (DDR) 1973 (Ges. Werke, Bd. 5)

Fischer, P., *Die Marx'sche Werththeorie. Zur Einführung in das Studium von Marx,* Berlin 1907

Forstmann, A., *Geld und Kredit,* Bd. 1: Die Grundlagen der Geld- und Krcditthcoric, Göttingen 1952

Forstmann, A., *Neue Wirtschaftslehren, Theorien und Hypothesen,* Berlin 1954

Forstmann, A., *Volkswirtschaftliche Theorie des Geldes,* 2 Bde., Berlin 1943, 1955

Fourier, Ch., *Ökonomisch-philosophische Schriften. Eine Textauswahl,* hg. von L. Zahn, Berlin (DDR) 1980

Friedrich, M., *Philosophie und Ökonomie beim jungen Marx,* Berlin 1960

Fritsch, B., *Die Geld- und Kredittheone von Karl Marx. Eine Darstellung und kritische Würdigung,* Frankfurt/M. :1968

Fromm, E./Gumpcrz, J./Horkhcimcr, M./Marcuse, H./Neumann, F. L./Pollock, F., Die Marxschc Methode und ihre Anwendbarkeit auf die Analyse der gegenwärtigen Krise. Seminardiskussionen, in: M. Horkheimer, *Gesammelte Schriften,* Bd. 12, hg. von G. Schmid Nocrr, Frankfurt/M. 1985, 398-416

Fulda, H. F./Hcnrich, D. (Hg.), *Materialien zu Hegels >Phänomenologie des Geistesi,* Frankfurt/M. 1973

Gabriel, G., »(Drittes) Rcich«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie,* hg. von J. Ritter u. a., Bd. 8, Darmstadt 1992, Sp. 496-502

Gadamcr, H.-G., Die verkehrte Welt, in: Fl. F. Fulda/D. Henrich (Hg.), *Materialien zu Hegels >Phänomenologie des Geistesi,* 106-130

Garaudy, R., *Gott ist tot. Das System und die Methode Hegels,* Stuttgart 1965

Gassen, K/Landmann, M. (Hg.), *Buch des Dankes an Georg Simmel. Briefe, Erinnerungen, Bibliographie,* Berlin 1958, Reprint Berlin 1993

Gcrloff, W., *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens,* Frankfurt/M. [2]1943

Godclier, M., *Rationalität und Irrationalität in der Ökonomie,* Frankfurt/M. 1972

Göhlcr, G., *Die Reduktion der Dialektik durch Marx. Stukturveränderungen der dialektischen Entwicklung in der Kritik der politischen Ökonomie,* Stuttgart 1980

Gömöry, O. v., Der Preis als selbständige Kategorie, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 68 (1897), 177-192

Gottl-Ottlilicnfeld, F. v., »Volkseinkommen« und »Volksvcrmögcn«. Kritik in methodologischer Absicht, in: *Weltwirtschaftliches Archiv,* 26 (1927), 1-96

Gottl-Ottlilicnfeld, F. v., *Die Wirtschaftliche Dimension. Eine Abrechnung mit der sterbenden Wertlehre,* Jena 1923

Grossmann, H., *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems (Zugleich eine Krisentheorie),* Leipzig 1929, Reprint Frankfurt/M. 1970

Grossmann, H., *Marx, die klassische Nationalökonomie und das Problem der Dynamik,* Frankfurt/M. 1969

Haag, K. H., *Der Fortschritt in der Philosophie,* Frankfurt/M. 1983

Habermas, J., Ein Litcraturbcricht (1967): Zur Logik der Sozialwissenschaften, in: ders., *Zur Logik der Sozialwissenschaften,* Frankfurt/M. 1985, 89-330

Habermas, J., *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus,* Frankfurt/M. ''1995

Flabcrmas, J., Zwischen Philosophie und Wissenschaft: Marxismus als Kritik, in: ders., *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien,* Frankfurt/M. [5]1988, 228-289

Hacslcr, A. J., Das Ende der Wechselwirkung - Prolegomena zu einer »Philosophie des (unsichtbaren) Geldes«, in: J. Kintzclé/P. Schneider (Hg.), *Georg Simmeis >Philosophie des Geldes<*, 221-263

Hahn, F., Die allgemeine Gleichgewichtstheoric, in: D. Bell/I. Kristol (Hg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie,* 154-174

Halm, G. N., *Geld, Außenhandel und Beschäftigung,* Berlin [4]1966

Hansen, F.-P., G. *WF. Hegel: Phänomenologie des Geistes. Ein einführender Kommentar,* Paderborn 1994

Hartmann, K., *Die Marxsche Theorie. Eine philosophische Untersuchung zu den Hauptschriften,* Berlin 1970

Hartmann, K., *Marxens iKapitah iri transzendentalphilosophischer Sicht,* Bonn 1968

Hartmann, N., *Philosophie der Natur. Abriß der speziellen Kategorienlehre,* Berlin [2]1980

Hartmann, N., *Zur Grundlegung der Ontologie,* Berlin [4]1965

Haug, W F., *Vorlesungen zur Einführung ins iKapitah,* Köln 1974

Hawtrcy, R. G., *Währung und Kredit,* hg. von F. Oppcnhcimcr, Jena 1926

Hegel, G.W *V.Jenaer Systementwürfe,* Bd. 3: Naturphilosophie und Philosophie des Geistes [1805/06], hg. von R.-P. Horstmann, Hamburg 1987

Hegel, G.W F., *Werke in zwanzig Bänden,* hg. von E. Moldcnhaucr und K. M. Michel, Frankfurt/M. 1986; Bd. 3: Phänomenologie des Geistes; Bd. 7: Grundlinien der Philosophie des Rechts; Bde. 8-10: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften

Heidegger, M., *Sein und Zeit,* Tübingen "1976

Hcintcl, E., *Grundriß der Dialektik. Ein Beitrag zu ihrer fundamentalphilosophischen Bedeutung,* 2 Bde., Darmstadt 1984

FIclbcrgcr, Ch., *Marxismus als Methode. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Methode der marxistischen politischen Ökonomie,* Frankfurt/M. 1974

Hclfferich, K., *Geld und Banken,* Bd. 1: Das Geld, Leipzig [5]1921

Hclmcdag, F., Ohne Fleiß kein Preis: Nochmals zur Erklärungskraft der Arbcitswcrtlchrc, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 214 (1995), 470-482

Hclmstädtcr, E., *Wirtschaftstheorie,* Bd. 2: Makroökonomischc Theorie, Münchcn [2]1981

Hofmann, W, Die Idcologisicrung der ökonomischen Theorie, in: *Studium Generale. Zeitschrift f. interdisziplinäre Studien,* 23 (1970), 1189-1196

Hofmann, W, *Ideengeschichte der sozialen Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts,* unter Mitwirkung von W Abendroth, Berlin [5]1974

Hofmann, W., *Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie,* Frankfurt/M. [7]1977

Hofmann, W., *Wert- und Preislehre,* Berlin [2]1971

Flolub, H. W., *Der Konßiktansatz als Alternative zur makroökonomischen Gleichgewichtstheorie,* Göttingen 1978

Holzkamp, K., Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff, in: *Das Argument,* 16 (1974), H. 84, 1-75

Hondrich, K. O., Gefangen im Konsens, in: *Der Spiegel,* Nr. 22/1996

Honneth, A., Geschichte und Intcraktionsvcrhältnisse. Zur strukturalistischcn Deutung des Historischen Materialismus, in: U. Jacggi/dcrs. (Hg.), *Theorien des Historischen Materialismus,* Frankfurt/M. 1977, 405-449

Horkheimer, M., *Gesammelte Schriften,* Bd. 3, hg. von A. Schmidt, Frankfurt/M. 1988; Zum Rationalismusstrcit in der gegenwärtigen Philosophie, 163-220; Zum Problem der Wahrheit, 276-325

Horkheimer, M., Traditionelle und kritische Theorie, in: *Gesammelte Schriften,* Bd. 4, hg. von A. Schmidt, Frankfurt/M. 1988, 162-216

Horkheimer, M., *Gesammelte Schriften,* Bd. 14: Nachgelassene Schriften 1949-1972, hg. von G. Schmid Noerr, Frankfurt/M. 1988

Horn, A., Wert und Zeit als Kategorien der wirtschaftlichen Wirklichkeit, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft,* 26(1957), 141-170

Hutchison, T. W., Theoretische Ökonomie als Sprachsystcm, in: H. Albert (Hg.), *Theorie und Realität. Ausgeivählte Aufsätze zur Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften,* Tübingen ^{2}1972, 191-202

Iljcnkow, E, W, Die Dialektik des Abstrakten und Konkreten im >Kapital< von Marx, in: A. Schmidt (Hg.), *Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie,* 87-127

Iljcnkow, E.W, Die Dialektik von Abstraktem und Konkretem, in: M. M. Roscntal u. a., *Geschichte der marxistischen Dialektik,* Bd. 1,211-233

Institut für Weltwirtschaft und Internationale Beziehungen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, *Politische Ökonomie des heutigen Monopolkapitalismus,* Berlin (DDR) 1972

Ipscn, D., Erwiderung zur Kritik an den grundlegenden Positionen der Politischen Ökonomie von Karl Marx, in: J. Mück (Hg.), *Politische Ökonomie,* Frankfurt/M. - New York 1977, 242-252

Jahn, W, *Die Marxsche Wert- und Mehrwertlehre im Zerrspiegel bürgerlicher Ökonomen,* Berlin (DDR) 1968

Jevons, W St., *Die Theorie der politischen Ökonomie,* Jena 1924

Johnson, FI. G., *Beiträge zur Geldtheorie und Geldpolitik,* Berlin 1969

Jojima, K, *Ökonomie und Physik. Eine neue Dimension der interdisziplinären Reflexion,* Berlin 1985

Jonas, F., *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie,* Berlin 1964

Jonas, F., Was heißt ökonomische Theorie? Uber die Methodik des modernen Denkens, in: *Schmollers Jahrbuch,* 79 (1959), 385-408

Kadc, G., Die Verdächtigung der exakten Wirtschaftstheoric. Kritische Bemerkungen zum Aufsatz von F. Ottcl, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 169 (1957), 1-42

Kadc, G , Politische Ökonomie - heute, in: W. Vogt (Hg.), *Seminar: Politische Ökonomie,* 149-168

Kacmmcl, E., *Finanzgeschichte. Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, vormonopolistischer Kapitalismus,* Berlin (DDR) 1966

Kaldor, N., Die Irrelevanz der Glcichgcwichtsökonomie, in: W Vogt (Hg.), *Seminar: Politische Ökonomie,* 80-102

Kambartel, F., Zur Überwindung des Szientismus und Modellplatonismus in der Ökonomie, in: *Zeitschrift f. allgemeine Wissenschaftstheorie,* 8 (1977), 132-143

Kant, I., *Kritik der reinen Vernunft,* hg. von R. Schmidt, Hamburg [3]1993

Kaufmann, F., Logik und Wirtschaftswissenschaft. Eine Untersuchung über die Grundlagen der ökonomischen Theorie, in: *Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 54 (1925), 614-656

Kaulbach, F., Die transzendentale Einheit des Gegenstandes der Handlungswclt, in: K. Gloy/E. Rudolph (Flg.*), Einheit als Grundfrage der Philosophie,* Darmstadt 1985, 145-163

Kehl, P., Materielles oder ideelles Geld?, in: *Finanzarchiv,* N. F., 13 (1951/52), 701-726

Kintzclc, J./Schneider, P. (Hg.), *Georg Simmeis ¡Philosophie des Geldes<,* Frankfurt/M. 1993; Vorwort d. Hg.: 7-10

Klimaszcwsky, G. (Hg.), *Weltanschauliche und methodologische Probleme der materialistischen Dialektik,* Berlin (DDR) 1976

Kliwansky, S., Zur Kritik der Nationalökonomie, in: *Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 39 (1915), 125-149

Knapp, G. F., *Staatliche Theorie des Geldes,* München - Leipzig [:]1918

Knapp, G. F./Bendixen, F., *Zur staatlichen Theorie des Geldes. Ein Briefwechsel 1905-1920,* hg. von K. Singer, Basel - Tübingen 1958

Koch, H, Die theoretische Ökonomik als individualanalytische Handlungsthcoric. Die Problematik der traditionellen ökonomischen Systemanalyse, in: *Zeitschrift f. die gesamte Staatswissenschaft,* 127 (1971), 686-742

Korsch, *K.,Karl Marx. Marxistische Theorie und Klassenbewegung,* hg. von G. Langkau, Reinbek 1981

Krahl, H.-J., Zur Wcscnslogik der Marxschcn Warenanalyse, in: ders., *Konstitution und Klassenkampf. Schriften und Reden 1966-1970,* Frankfurt/M. [4]1985, 31-81

Krahl, H.-J., Bemerkungen zum Verhältnis von Kapital und Hcgelschcr Wcscnslogik, in: O. Ncgt *(Hg.),Aktualität und Folgen der Philosophie Hegels,* Frankfurt/M. 1970,137-150

Kristol, I., Der Rationalismus in der Wirtschaftsthcoric, in: D. Bell/dcrs. (Hg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie, 7Sb-Tli>*

Kroll, M„ Das Rätsel »Volkswirtschaft«, in: *Schmollers Jahrbuch,* 73 (1953), 257-286

Kroll, M., *Der Kreislauf des Geldes,* Berlin 1956

Kromphardt, J., »Wirtschaftswissenschaft II: Methoden und Thcoricnbildung in der Volkswirtschaftslehre«, in: *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft,* hg. von W. Albers u. a„ Bd. 9 (Nachtrag), Stuttgart ctc. 1982, 904-936

Kromphardt, J., *Konzeptionen und Analysen des Kapitalismus. Von seiner Entstehung bis zur Gegenwart,* Göttingen '1991

Kromphardt, J., u.a., *Methoden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Eine wissenschaftskritische Einführung,* Wiesbaden 1979

Kromphardt, W, Cassels Gründe zur Ablehnung der Wcrtlchrc, in: L. Mises/A. Spicthoff(Hg.), *Probleme der Wertlehre,* Bd. 1,95-107

Kromphardt, W., *Die Systemidee im Aufbau der Casselschen Theorie,* Leipzig 1927

Kühne, K, *Ökonomie und Marxismus,* 3 Bde., Neuwied 1972, 1974

Lakebrink, B., Der Widerspruch nach Hegel und Marx, in: ders., *Studien zur Metaphysik Hegels,* Freiburg 1969, 221-239

Lcchncr, H. *Vi., Marktwirtschaftliche Theorie des neutralen Geldes,* Berlin 1959

Ledcrcr, E., *Aufriß der ökonomischen Theorie,* Tübingen [2]1931

Lehmann, H., *Grenznutzentheorie. Geschichte und Analyse eines bürgerlichen ökonomischen Lehrsystems,* Berlin (DDR) 1968

Leibenstcin, H., Mikroökoomic und X-Eifizienzthcoric: Wenn es keine Krise gibt, dann sollte es eine geben, in: D. Bcll/I. Kristol (Hg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie,* 123—139

Lcndlc, O., *Einige Probleme der Arbeitswerttheorie,* Berlin (DDR) 1958

Lcndlc, O., Zur Meßbarkeit des Arbeitswerts, in: *Wirtschaftswissenschaft,* Jg. 1961, H. 10, 1528-1544

Lenin, W I., Materialismus und Empiriokritizismus, in: *Werke,* Bd. 14, Berlin (DDR) "1985

Lenin, W. I., Zur Kritik der Hegclschcn Wissenschaft der Logik<, in: ders., *Aus dem philosophischen Nachlaß. Exzerpte und Randglossen,* Berlin (DDR) 1954, 1-164; wieder abgedr. in: *Werke,* Bd. 38, Berlin (DDR) "1976, 77-229

Leone, E., Leon Walras und die hedonistisch-mathematische »Schule von Lausanne«, in: *Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 32 (1911), 36-71

Licbrucks, B., *Sprache und Bewußtsein,* Bd. 4: Die erste Revolution der Denkungsart: Kant, Kritik der reinen Vernunft, Frankfurt/M. 1968; Bd. 5: Die zweite Revolution der Denkungsart: Hegel, Phänomenologie des Geistes, Frankfurt/M. 1970; Bd. 6.: Der menschliche Begriff, 3 Bde., Frankfurt/M. 1974

Licbrucks, B., Uber den logischen Ort des Geldes. Vorbereitende Bemerkungen, in: ders., *Erkenntnis und Dialektik. Aufsätze aus den Jahren 1949 bis 1971,* Den Haag 1972, 265-301

Liefmann, R., Uber Objekt, Wesen und Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft, in; *Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik,* 106(1916), I: 1-63,11: 193-249

Löwith, K, Vermittlung und Unmittelbarkeit bei Hegel, Marx und Fcuerbach, in: *Sämtliche Schriften,* Bd. 5, Stuttgart 1988, 186-220

Lowe, A., *Politische Ökonomik,* Frankfurt/M. 1968

Lütge, F., *Einführung in die Lehre vom Gelde,* München :1948

Lukäcs, G., Was ist orthodoxer Marxismus? (Erstfassung), in: ders., *Werke,* Bd. 2: Frühschriftcn II, Neuwied - Berlin 1968, 61-69

Lukäcs, G., *Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik,* Darmstadt 'T979; Vorwort (1922), 49-57; Was ist orthodoxer Marxismus?, 58-93; Die Vcrdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats, 170-355

Lukäcs, G., *Derjunge Heget. Über die Beziehungen von Dialektik und Ökonomie,* 2 Bde., Frankfurt/M. 1973

Lukas, E., *Aufgaben des Geldes,* Stuttgart 1937

Lukas, E., *Geld und Kredit,* Heidelberg 1951

Luporini, C., »Die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes«, in: H.-G. Gadamcr (Hg.), *Stuttgarter Hegel-Tage 1970,* Bonn 1974 (*Hegel-Studien,* Beih. 11)

Luxemburg, R., Einführung in die Nationalökonomie, in: *Gesammelte Werke,* Bd. 5, hg. von G. Radczun u. a., Berlin (DDR) 1975, 524-778

Mahr, A., Bemerkungen zur Begriffsbildung in der Kapital- und Zinsthcoric, in: *Gesammelte Abhandlungen zur ökonomischen Theorie,* Berlin 1967, 89-98

Malorny, FL, Zum Problem des Verhältnisses von Logischem und Historischem, in: G. Mende/E. Lange (Hg.), *Die aktuelle philosophische Bedeutung des >Kapital< von Karl Marx,* Berlin (DDR) 1968, 90-110

Mandel, E., *Der Spätkapitalismus. Versuch einer marxistischen Erklärung,* Frankfurt/M. 1972

Mandel, £., *Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie,* Frankfurt/M. [:o]1974

Mandel, E., *Entstehung und Entwicklung der ökonomischen Lehre von Karl Marx,* Reinbek 1982

Mandel, E., *Marxistische Wirtschaftstheorie, 2* Bde., Frankfurt/M. [5]1978,[4]1979

Marcusc. H, Neue Quellen zur Grundlegung des Historischen Materialismus, in: ders., *Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft,* Frankfurt/M. '1991, 7-54

Marcusc, H., Zum Begriff des Wesens, in: *Zeitschrift f. Sozialforschung,* 5 (1936), 1-37; wieder abgedr. in: *Schriften,* Bd. 3, Frankfurt/M. 1979, 45-84

Marcusc, H., *Vernunft und Revolution. Hegel und die Entstehung der Gesellschaftstheorie,* Darmstadt [5]1979

Martin, G., *Immanuel Kant. Ontotogie und Wissenschaftstheorie,* Berlin [4]1969

Marx-Engcls-Lcnin-Institut Moskau, *Karl Marx. Chronik seines Lebens in Einzeldaten,* Moskau 1934, Reprint Glashütten i. T. 1971

März, E., *Die Marxsche Wirtschaftslehre im Widerstreit der Meinungen - ist sie heute nochgültig?,* Wien 1959

Mattick, P., *Marx und Keynes. Die Grenzen des »gemischten Wirtschaftssystems«,* Frankfurt/M. 1971

Mauss, M., *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften,* mit einem Anhang von FL Ritter, Frankfurt/M. M990

Mayer, H. (Hg.), *Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart,* Bd. 2: Wert, Preis, Produktion, Geld und Kredit, Wien 1932

Mayer, FL, Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien. Kritische und positive Untersuchungen zum Preisproblcm, in: ders. (Hg.), *Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart,* Bd. 2, 147-239

Mcek, R. L., Die ökonomische Methode von Karl Marx, in: H. G. Nutzinger/E. Wolfstetter (Hg.), *Die Marxsche Theorie und ihre Kritik,* Bd. 2, 12-38

Mcngcr, C., *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre,* hg. von K. Menger, Wen [:]1923, Reprint Aalen 1968

Mcngcr, C., *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere*, Tübingen [2]1969 (Ges. Werke, Bd. 2)

Meyer, W, Falsifikationsichre und ökonomische Theorie: Anwcndungsproblemc des Kritischen Rationalismus, in: H. Raffec/B. Abel (Hg.), *Wissenschaftstheoretische Grundfragen der Wirtschaftswissenschaften,* München 1979, 44—59

Mill, J. St., *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie,* hg. von H. G. Nutzinger, Frankfurt/M. 1976

Miscs, L. V., *Nationalökonomie. Theorie des Handelns und Wirtschaftens,* Genf 1940, Reprint München 1980

Mises, L., Die Stellung des Geldes im Kreise der wirtschaftlichen Güter, in: H. Mayer (Hg.), *Wirtschaftstheorie der Gegenwart,* Bd. 2, 309-318

Mises, L./Spicthoff, A. (Hg.), *Probleme der Wertlehre,* Bd. 1, München - Leipzig 1931, Reprint Vaduz 1993

Möller, Hans, *Das Ende einer Weltwährungsordnung,* München 1972

Mocllcr, Hcro, Das Problem der Verteilung, in: *Weltwirtschaftliches Archiv,* 43 (1936), 537-560

Mocllcr, Hcro, *Die Lehre vom Gelde,* Leipzig 1925

Moeller, Hcro, Die sozialökonomische Kategorie des Wertes, in: *Zeitschrift f. Volkswirtschaft u. Sozialpolitik,* N. F., 1 (1921), 207-302

Mohl, E.Th., u.a., *Folgen einer Theorie. Essays über >Das KapitaU von Karl Marx,* Frankfurt/M. [4]1971

Morgenstern, O., Logistik und Sozialwissenschaftcn, in: E. Topitsch (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften,* Köln - Berlin '1971, 315-336

Moszkowska, N., Wandlung der Methode und des Erkenntnisobjektes der Nationalökonomie, in: *Schmollers Jahrbuch,* 83 (1963), 269-293

Muhs, K, *Anti-Marx. Betrachtungen über den inneren Aufbau der Marxschen Ökonomik,* Bd. 1, Jena 1927

Myrdal, G., *Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung,* Bonn-Bad Godesberg [2]1976

Myrdal, G., Der Glcichgcwichtsbegriff als Instrument der geldtheorctischcn Analyse, in: F. A. Hayek (Hg.), *Beiträge zur Geldtheorie,* Wien 1933, 361-487

Narski, I. S., *Dialektischer Widerspruch und Erkenntnislogik,* Berlin (DDR) 1973

Ncclsen, K/Mucller-Bülow, K, *Ware und Geld,* Berlin (DDR) 1973

Neubauer, W, *Strategien, Techniken und Wirkungen der Geld- und Kreditpolitik. Eine theoretische und empirische Untersuchung für die Bundesrepublik Deutschland,* Göttingen 1972

Neugebauer, S., Kapitalismusthcorie und Imperialismus. Politische und methodische Fragen an die westdeutsche Weltmarkt-Diskussion, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 8/9,* Frankfurt/M. 1976, 197-246

Neumann, H., Zu einigen falschen Auffassungen über die Bestimmung der Wertgröße im Sozialismus, in: *Wirtschaftswissenschaft,* Jg. 1961, H. 3, 410-419

Neusüß, Ch/Blankc, B./Altvatcr, E., Kapitalistischer Weltmarkt und Wcltwährungskrise, in: *Probleine des Klassenkampfs. Zeitschrift f. politische Ökonomie 11. sozialistische Politik,* 1 (1971), H. 1,5-116

Nicolaus, M., *Konkurrenz und Mehrwert. Zwei Aufsätze zur Klassentheorie bei Marx,* Berlin 1970

Nichans, J., Klassik als nationalökonomischer Mythus (Thüncn-Vorlcsung), in: *Zeitschrift f. Wirtschafts- u. Sozialwissenschaften,* 109 (1989), 1-17

Nutzinger, H. G./Wolfstctter, E, (Hg.), *Die Marxsche Theorie und ihre Kritik. Eine Textsamnilung zur Kritik der politischen Ökonomie,* 2 Bde., Frankfurt/M. 1974; Einleitung d. Hg.: Bd. 1,3-27

Oclßncr, F., *Die Arbeitswerttheorie als die wissenschaftliche Grundlage der Marxschen politischen Ökonomie,* Berlin (DDR) 1967

Ollig, H.-L., *Der Neukantianismus,* Stuttgart 1979

Oppcnhcimcr, F., Die ökonomische Theorie des Wertes, in: L. Miscs/A. Spicthoft" (Hg.), *Probleme der Wertlehre,* Bd. 1, 147-175

Oppitz, M., *Notwendige Beziehungen - Abriß der strukturellen Anthropologie,* Frankfurt/M. [3]1993

Palyi, M., *Der Streit um die staatliche Theorie des Geldes,* München 1922

Parteihochschule beim ZK der KPdSU, *Politische Ökonomie,* Bd. 1: Vorkapitalistische Produktionsweisen. Allgemeine Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Kapitalismus, Berlin (DDR) 1976

Peter, H., *Einführung in die politische Ökonomie,* Stuttgart 1950

Peters, H.-R., *Politische Ökonomie des Marxismus. Anspruch und Wirklichkeit,* Göttingen 1980

Pctry, F., *Der soziale Gehalt der Marxschen Werttheorie,* Jena 1916, Reprint Bonn 1984

Pcwsncr.J,, u.a., Moderne Inflation: Ursprung, Mechanismus, sozialökonomisches Wesen, in: *Marxismus Digest,* 3 (1972), H. 3, 19-38

Picht, G., *Der Begriff der Natur und seine Geschichte,* Stuttgart '1993

Pilling, G., Das Wertgesetz bei Ricardo und Marx, in: F. Ebcrlc (Hg.), *Aspekte der Marxschen Theorie 1,* 300-336

Pollock, F., *Zur Geldtheorie von Karl Marx,* Diss. Frankfurt/M. 1923

Pollock, F., Zur Marxschen Gcldthcoric, in: *Archiv f. die Geschichte des Sozialismus u. der Arbeiterbewegung,* 13 (1928), 193-209

Popitz, H., *Der entfremdete Mensch. Zeitkritik und Geschichtsphilosophie des jungen Marx,* Frankfurt/M. "1967, Reprint Darmstadt 1980

Porstmann, R., *Wissenschaftstheoretische Grundfragen in den Wirtschaftswissenschaften. Kritischer und systematischer Vergleich von Wissenschaftsprogrammen und ihren Realisierungen,* Bd. 1, Berlin 1986

Preiser, E., *Bildung und Verteilung des Volkseinkommens. Gesammelte Aufsätze zur Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik,* Göttingen "'1970

Preiser, E., *Politische Ökonomie im 20. Jahrhundert. Probleme und Gestalten,* München 1970

Pricc, B., *Geld- und Bankwesen,* Berlin 1877

Projekt Klassenanalyse, *Kleinbürgerlicher oder wissenschaftlicher Sozialismus? Bemerkungen zu zwei Artikeln in zwei Zeitschriften,* Berlin 1974

Projektgruppe Entwicklung des Marxschcn Systems, *Das Kapitel vom Geld. Interpretation der verschiedenen Entwürfe,* Berlin 1973

Proudhon, P. J., Was ist das Eigentum?, in *Ausgewählte Texte,* hg. von Th. Ramm, Stuttgart 1963, 1-119

Quittner Bcrtolasi, E., Die Stellung der Lausanner Schule in der Grcnznutzcnlchrc, in: *Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 64 (1930), 16-44

Rancicrc, J., *Der Begriff der Kritik und die Kritik der politischen Ökonomie von den >Pariser Manuskripten! zum >Kapit.al<,* Berlin 1972

Rauh, H.-Ch., Hegel und die marxistische Idcologickritik, in: H. Ley (Hg.), *Zum Hegelverständnis unserer Zeit. Beiträge marxistisch-leninistischer Hegelforschung,* Berlin (DDR) 1972, 150-199

Reichclt, H., *Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx,* Frankfurt/M. M972

Rcigrotzki, E., Wandlungen der Funktionendominanz des Geldes, in: *Jahrbuch f. Sozialwissenschaft.,* 2 (1951), 174-204

Renner, K, *Die Wirtschaft als Gesamtprozeß und die Sozialisierung. Populärwissenschaftlich dargestellt nach Karl Marx' System,* Berlin 1924

Rcusswig, F., *Natur und Geist. Grundlinien einer ökologischen Sittlichkeit nach Hegel,* Frankfurt/M. 1993

Richter, R., *Geldtheorie. Vorlesung auf der Grundlage der allgemeinen Gleichgewichtstheorie und der Institutionenökonomik,* Berlin etc. [2]1990

Riese, Fl., Geld: Das letzte Rätsel der Nationalökonomie, in: W Schclklc/M. Nitsch (Hg.), *Rätsel Geld,* 45-62

Ritsert, J., *Probleme politisch-ökonomischer Theoriebildung,* Frankfurt/M. 1973

Ritsert, J., *Der Kampf um das Surplusprodukt. Einführung in den klassischen Klassenbegriff* Frankfurt/M. 1988

Ritsert, J., *Kleines Lehrbuch der Dialektik,* Darmstadt 1997

Ritsert, J., Zur Struktur der Ancrkcnnungsbczichung bei Hegel, in: ders., *Das Bellen des toten Hundes. Über Hegeische Argumentationsfiguren im sozialwissenschaftlichen Kontext,* Frankfurt/M. - New York 1988, 9-36

Ritsert, J., *Was ist Dialektik?* Frankfurt/M. 1995 (Studienskripte zur Logik der Sozialwisscnschaftcn, Bd. 5)

Rittig, G , Kapitalismus, Marxismus und oeconomia pura, in: W Euchncr/A. Schmidt (Hg.), *Kritik der politischen Ökonomie heule,* 118-125; Korreferat K. Stcinitz: 125-128, Diskussion: 128-132

Robinson, (., *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft. Eine Auseinandersetzung mit ihren Grundgedanken und Ideologien,* München '1972

Robinson, J., *Die Akkumulation des Kapitals,* Frankfurt/M. 1972

Robinson, J./Eatwell, J., *Einführung in die Volkswirtschaftslehre,* Miinchcn 1974

Robinson, J., Die Arbeitswerttheorie als analytisches System, in: *Wirtschaft u. Gesellschaft,* 3 (1977), 345-353

Rod, W, *Dialektische Philosophie der Neuzeit,* Münchcn [3]1986

Röttgcs, H., *Der Begriff der Methode in der Philosophie Hegels,* Mciscnhcim/Glan 1976

Rosdolsky, R., *Zur Entstehungsgeschichte des Marxscheu iKapitah. Der Rohentwurf des iKapitah 1851-1858,* 3 Bde., Frankfurt/M. "1974

Roscntal, M. M., *Die dialektische Methode der politischen Ökonomie von Karl Marx,* Berlin (DDR) 1969

Roscntal, M. M., u. a., *Geschichte der marxistischen Dialektik,* Bd. 1: Von der Entstehung des Marxismus bis zur Leninschen Etappe, Berlin (DDR) 1974

Rote Zcllcn/AK Münchcn, Der Aufbau des »Kapital« (I), Kommentar zu Abschnitt 1/2, Band I, in: *Resultate der Arbeitskonferenz. Theoretisches Organ der Roten Zelleti/AK München,* 1 (1974), Nr. 1,47-119

Rüben, P., Von der »Wissenschaft der Logik« und dem Verhältnis der Dialektik zur Logik, in: H. Ley (Hg.), *Zum Hegelverstä'ndnis unserer Zeit,* 58-99

Rubin, I. 1., *Studien zur Marxschen Werttheorie,* Frankfurt/M. 1973

Salz, A., Kapital, Kapitalformen, Kapitalbildung, Kapitaldynamik, in: *Grundriß der Sozialökonomik,* Abt, 4: Spezifische Elemente der modernen kapitalistischen Wirtschaft, Bd. 1, Tübingen 1925, Reprint Frankfurt/M. 1985, 209-257

Sandkühicr, H.J. (Flg.), *Marxistische Wissenschaftstheorie. Studien zur Einführung in ihren Forschungsbereich,* Frankfurt/M. 1975

Sandkühler, H.J., Plädoyer für den Flistorischcn Materialismus als Philosophie, in: U. Jaeggi/A. Honncth (Hg.), *Theorien des Historischen Materialismus,* 34—83

Sandkühicr, H J., *Praxis und Geschichtsbewußtsein. Studie zur materialistischen Dialektik, Erkenntnistheorie und Hermeneutik,* Frankfurt/M. 1973

Sartre, J.-P, *Marxismus und Existentialismus. Versuch einer Methodik,* Reinbek 1964

Schaal, P., *Monetäre Theorie und Politik. Lehrbuch der Geldtheorie und -politik,* Wien 1981

Schcfold, B., Nachworte zu: P. Sraffa, *Warenproduktion mittels Waren,* 129-226

Schcipermcicr, G., *Erfahrung und Methode. Logische, empiristische und hermeneutische Aspekte einer Theorie der Erfahrungswissenschaft im Hinblick auf die Sozialwissenschaften, insbesondere die Nationalökonomie,* Berlin 1975

Schcler, M., Christlicher Sozialismus als Antikapitalismus, in: *Gesammelte Werke,* Bd. 4, hg. von M. S. Frings, Bern - Münchcn 1982, 615-675

Schclklc, W, Motive ökonomischer Gcldkritik, in: dics./M. Nitsch (Hg.), *Rätsel Geld,* 11-44

Schclklc, W./Nitsch, M. (Hg.), *Rätsel Geld. Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht,* Marburg 1995

Schilar, FL, Die Meßbarkeit des Arbeitswerts als Problem der Lehre, in: *Wirtschaftswissenschaft,* Jg. 1961, H. 10, 1517-1527

Schilchcr, R., *Geldfunktionen und Buchgeldschöpfung. Ein Beitrag zur Geldtheorie,* Berlin [3]1973

Schmidt, A. (Flg.), *Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie,* Frankfurt/M. :1970

Schmidt, A., *Geschichte und Struktur. Fragen einer marxistischen Historik,* Münchcn 1971

Schmidt, A., Zum Erkenntnisbegriff der Kritik der politischen Ökonomie, in: W Euchner/ders., *Kritik der politischen Ökonomie heute,* 30-43; Korreferat O. Ncgt: 43-48, Diskussion: 48-57

Schmollcr, G., Simmeis Philosophie des Geldes, in: *Schmollers Jahrbuch,* 25 (1901), 1-18

Schneider, E., *Einführung in die Wirtschaftstheorie,* Bd. 4.1: Ausgewählte Kapitel der Geschichte der Wirtschaftsthcoric, Tübingen '1970

Schumpcter, J. A., *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie,* Berlin 1908, Reprint Berlin 1970

Schumpcter, J. A., *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus,* Berlin "1993

Schumpcter, f. A., Epochcn der Dogmen- und Mcthodengeschichtc, in: *Grundriß der Sozialökonomik,* Abt. 1: Historische und theoretische Grundlagen, Bd. 1: Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft, Tübingen 1914, "1924, Reprint Frankfurt/M. 1985, 19-124

Schumpcter, J. A., *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie,* Tübingen [7]1993

Schumpcter, J. A., *Dogmenhistorische und biographische Aufsätze,* hg. von E. Schneider, Tübingen 1954; Eugen von Böhm-Bawcrk, 82-99; Cassels Theoretische Sozialökonomik, 200-219; Die Wirtschaftsthcoric der Gegenwart in Deutschland, 255-284

Schumpcter, J. A., *Aufsätze zur ökonomischen Theorie,* Tübingen 1952; Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige. Glossen und Beiträge zur Gcldthcoric von heute, 29-117; Wie studiert man Sozialwisscnschaft?, 555-565; Das Woher und Wohin unserer Wissenschaft, 598-608

Schumpcter, J. A., *Geschichte der ökonomischen Analyse,* 2 Bde., hg. von E. B. Schumpctcr, Göttingen 1965

Schumpcter, J, A., *Das Wesen des Geldes,* hg. von F. K. Mann, Göttingen 1970

Schustcr, E., Untersuchungen zur Frage nach der Möglichkeit einer thcorctischcn Wirtschaftswissenschaft, in: *Archiv f. Soziahvissenschaft u. Sozialpolitik,* 49 (1922), 133-169

Scgcth.W, *Materialistische Dialektik als Methode,* Berlin (DDR) 1977

Simmcl, G., *Hauptprobleme der Philosophie,* Berlin - New York[y] 1989

Simmcl, G., *Philosophie des Geldes,* hg. von D. P. Frisby u. K. Ch. Köhnkc, Frankfurt/M. 1989 (Gesamtausgabc, Bd. 6)

Smith, A., *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen,* hg. von H. C. Rccktcnwald, Münchcn ''1993

Sohn-Rcthcl, A., Notizen von einem Gespräch zwischen Th. W Adorno und A. Sohn-Rcthel am 16.4.1965, in: ders., *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Epistemologie der abendländischen Geschichte,* Weinheim 1989, 221-226 (auch in: ders., *Warenform und Denkform,* Frankfurt/M. 1978, 137-141)

Sombart, W, *Die drei Nationalökonomien. Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaß,* Berlin :1967

Sombart, W, Die Elemente des Wirtschaftslebens, in: *Archiv f. Soziahvissenschaft u. Sozialpolitik,* 37 (1913), 1-45

Sombart, W, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie, in: *Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 38 (1914), 647-661

Sombart, W, Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus, in: *Grundriß der Sozialökonomik,* Abt. 4: Spezifische Elemente der kapitalistischen Wirtschaft, Bd. 1, Tübingen 1925, Reprint Frankfurt/M. 1985, 1-26

Sommer, A., Das Geld und die Erscheinungsformen der Werteinheit, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 130 (1929), 31-75

Sraffa, P., *Warenproduktion mittels Waren. Einleitung zu einer Kritik der ökonomischen Theorie,* Frankfurt/M. 1976

Stackelberg, FI. v., *Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre,* Tübingen [2]1951

Stamatis, G., *Sraßa und sein Verhältnis zu Ricardo und Marx,* Göttingen 1984

Stamatis, G., Zur Entmythologisierung Sraffas. 18 Thesen, in: M. Ernst-Pörksen u.a. (Hg.), *Staatsgrenzen. Probleme (national-) staatlichen Handelns in der alternativen Wirtschaftspolitik,* Berlin 1982 (Argument Sondcrbd. 89), 168-182

Stcitz, W, *Einführung in die politische Ökonomie des Marxismus,* Paderborn 1977

Stcphinger, L, *Wert und Geld. Grundzüge einer Wirtschaftslehre,* Tübingen 1918

Stonicr, A.W, Zu den methodologischen Grundproblcmcn. Replik an Prof. Amonn, in: *Zeitschrift f. Nationalökonomie,* 7 (1936), 244-246

Strcißlcr, E./Strcißlcr, M., *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre für Juristen,* Wien [2]1986

Swcczy, P. M., *Theorie der kapitalistischen Entwicklung. Eine analytische Studie über die Prinzipien der Marxschen Sozialökonomik,* Frankfurt/M. [4]1974

Tuchschccrcr, W, *Bevor >Das Kapitah entstand. Die Herausbildung und Entwicklung der ökonomischen Theorie von Karl Marx in der Zeit von 1843 bis 1858,* Berlin (DDR) 1968

Veit, O., *Die Zukunft des Goldes. Eine Abhandlung über Geld und Währung,* Berlin 1937

Veit, O., *Reale Theorie des Geldes,* Tübingen 1966

Veit, O., Schcinproblemc der Geldthcoric, in: ders., *Der Wert unseres Geldes,* Frankfurt/M. 1958, 105-134

Veit, O., *Währungspolitik als Kunst des Unmöglichen,* Frankfurt/M. 1968

Vogt, W. (Hg.), *Seminar: Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie,* Frankfurt/M. [2]1977

Wagemann, E., *Allgemeine Geldlehre,* Bd. 1: Theorie des Geldwerts und der Währung, Jena 1923

Wagemann, E., *Berühmte Denkfehler der Nationalökonomie. Ein kritisches Repetitorium,* München 1951

Wagner, A., *Die Geld- und Kredittheorie der Peel'schen Bankakte,* Wien 1862, Reprint Essen 1920

Wagner, H, *Philosophie und Reflexion,* München 1959

Wagner, V. F., *Geschichte der Kredittheorien, Eine dogmenkritische Darstellung,* Wien 1937, Reprint Aalen 1966

Walras, L., *Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirthschaftlichen Güter. Vier Denkschriften,* Stuttgart 1881, Reprint Glashütten i.T. 1972

Ward, B., *Sind die Wirtschaftswissenschaften am Ende? Aporien und Antworten,* Stuttgart 1976

Weber, G., Das Geld, in: *Vonvärts,* Jg. 1844, Nr. 69; wieder abgedr. in: MEGA^{2}1.2/512-516

Weber, M., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre,* hg. von J. Wnckclmann, Tübingen ^{7}1988; Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie, 1-145; Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, 146-214; Wissenschaft als Beruf, 582-613

Weber, W./Albcrt, H./Kadc, G., »Wert«, in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften,* hg. von E. v. Bcckcrath, Bd. 11, Tübingen etc. 1961, 637-658

Wcimann, J., Die Funktion der normalen Wissenschaft in den Wirtschaftswissenschaften, in: *Zeitschrift f. allgemeine Wissenschaftstheorie,* 15 (1984), 278-298

Wcimann, J., Überlegungen zum Theoriebegriff der Wirtschaftswissenschaften, in: *Zeitschrift f. Wirtschafts- u. Sozialwissenschaften,* 109 (1989), 233-264

Wendt, S., Grundsätzliches zur Marxschcn Kritik an der Quantitätsthcoric, in: *Schmollers Jahrbuch,* 54 (1930), 93-132

Wendt, S., »Geld«, in: G. Obst/O. Hintner (Hg.), *Geld-, Bank- und Börsenwesen. Ein Handbuch,* Stuttgart 967

Werner, K. H., Die Bedeutung der Methode für die Wirtschaftsthcoric, in: *Zeitschrift f. Nationalökonomie,* 13 (1952), 517-581

Wickscll, K, *Vorlesungen über Nationalökonomie auf Grundlage des Marginalprinzipes, 2* Bde., Jena 1913, ^{2}1928, Reprint Aalen 1969

Wicland, W, Hegels Dialektik der sinnlichen Gewißheit, in: H. F. Fulda/D. Henrich (Hg.), *Materialien zu Hegels >Phänomenologie des Geistesi,* 67-82

Wicscr, F. v, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, in: *Grundriß der Sozialökonomik,* Abt. 1: Historische und theoretische Grundlagen, Bd. 2, Tübingen 1914, ^{2}1924, Reprint Frankfurt/M. 1985

Wicscr, F. v, *Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Werthes,* Wien 1884

Wijnholds, H.W J., Geldmenge, Umlaufsgcschwindigkcit und Preisniveau, in: *Weltwirtschaftliches Archiv,* 50 (1939), 583-609

Wilken, F., Die Phänomenologie des Gcldwcrtbcwußtscins. (Unter besonderer Berücksichtigung von Gottls Theorie der »Wirtschaftlichen Dimension«), in: *Archiv /.' Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik,* 56 (1926), 417-469

Wilken, F., *Grundzüge einer personalistischen Werttheorie. Unter besonderer Berücksichtigung wirtschaftlicher Wertprobleme,* Jena ^{2}1931

Wittich, D., u. a., *Marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie,* Berlin (DDR) "1980

Wolff, M., *Der Begriff des Widerspruchs. Eine Studie zur Dialektik Kants und Hegels,* Königstc in/Ts. 1982

Woll, A., *Allgemeine Volkswirtschaftslehre,* München '1971

Wygodski, W S., *Die Geschichte einer großen Entdeckung. Über die Entstehung des Werkes >Das Kapital: von Karl Marx,* Berlin (DDR) 1967

Zagalow, N. A., u. a. (Hg.), *Lehrbuch Politische Ökonomie - Vorsozialistische Produktionsweisen,* Berlin 1972

Zclcny, J., *Die Wissenschaftslogik bei Marx und iDas Kapital/,* Frankfurt/M. 1969

Zinn, K. G., *Arbeitswerttheorie. Zum heutigen Verständnis der positiven Wirtschaftstheorie von Karl Marx,* Herne 1972

Zwiedineck-Südenhorst, O. v., *Allgemeine Volkswirtschaftslehre,* Berlin 1932

Zwicdincck-Südenliorst, O. v., Wirklichkeitsnahe und Glcichgcwichtsidce, in: *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik,* 164 (1952), 1-14

Schriften von Hans-Georg Backhaus

Zur Dialektik der Wertform, in: A. Schmidt (Hg.), *Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt/M. ^{2}1970, 128-152

Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie

I. in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 1*, Frankfurt/M. 1974, 52-77

II. in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 3*, Frankfurt/M. 1975, 122-159

III. in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie II*, Frankfurt/M. 1978, 16-117

IV 1978/79 (Erstveröffentlichung)

Zur Problematik des Verhältnisses von >Logischem< und »Historischem« in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie, unveröffentlichtes Ms. (eine spanische Übersetzung erschien in: *nueva política*, Mexiko 1978)

Zur Marxschcn »Rcvolutionicrung« und »Kritik« der Ökonomie: Die Bestimmung ihres Gegenstandes als Ganzes »verrückter Formen«, in: *Mehrwert. Beiträge zur Kritik der politischen Ökonomie*, 25 (1984), 7-35

Das »Rätsel« des Geldes: ein Schcinproblcm der Ökonomie oder aber ein Grundproblem der Sozialwisscnschaft?, in: *Hefte f. politische Ökonomie*, 6 (1985), 5-94

Zum Problem des Geldes als Konstitucns oder Apriori der ökonomischen Gegenständlichkeit, in: *Probleme des Klassenkampfs. Zeitschrift f. politische Ökonomie u. sozialistische Politik*, 16 (1986), H. 62, 23-62

Elementare Mängel in der traditionellen Rezeption der Marxschcn Form-Analyse. Bemerkungen anläßlich von Bd. 12 der Marxistischen Studien »Internationale Marx-Engcls-Forschung«, in: *Marxistische Studien. Jahrbuch des 1MSF*, 13 (1987), 402-414

Einige Aspekte des Marxschcn Kritikbegriffs im Kontext seiner ökonomisch-philosophischen Theorie, in: *Marx-Engels-Forschung heute 1*, Neuss 1989 (Sehr. d. Marx-Engcls-Stiftung, 13), 48-64

Zum Kritikpotential der Marxschcn Katcgorialanalysc, in: *Marx-Engels-Forschung heute 2*, Wuppertal 1990 (Sehr. d. Marx-Engels-Stiftung, 14), 83-96 (in diesem Band 83-91)

(mit FI. Rcichclt:) Der politisch-idcologischc Grundcharaktcr der Marx-Engcls-Gcsamtausgabc: eine Kritik der »Editionsrichtlinicn« der Internationalen Marx-Engcls-Stiftung, in: *MEGA-Studien*, 1994/2, 101-118

(mit FI. Rcichclt.) Wie ist der Wertbegriff in der Ökonomie zu konzipieren? Zu Michael Heinrich: »Die Wissenschaft vom Wert«, in: *Engels' Druckfassung versus Marx' Manuskripte zum III. Buch des ¡Kapitah*, hg. von C.-E. Vollgraf u. a., Hamburg 1995 (Beiträge zur Marx-Engcls-Forschung, N. F. 1995), 60-94

Die Irrtümer der nationalökonomischen Marx-Kritik als Grundmängcl der nationalökonomischchcn Theoriebildung, in: H. Brentel u. a. (Hg.), *Gegensätze. Elemente kritischer Theorie,* Festschrift für J. Ritsert, Frankfurt/M. 1996, 32-47

Zur logischen Misere der Nationalökonomie, 1997 (Erstveröffentlichung)